Allgemeine Weltgeschichte

von

Cäsar Cantu.

Nach der siebenten Originalausgabe

für das

katholische Deutschland

bearbeitet

von

Dr. J. A. Mor. Brühl.

Neunter Band.

Erste Abtheilung.

Schaffhausen.

Verlag der **Hurter**'schen Buchhandlung.

1857.

Allgemeine Geschichte

der

Neueren Zeit

von

Cäsar Cantu.

Nach der siebenten Auflage des italienischen Originals
bearbeitet
von

Dr. J. A. Mor. Brühl.

Erster Band.
Erste Abtheilung.

Schaffhausen.
Verlag der **Hurter**'schen Buchhandlung.
1857.

Seiner Heiligkeit

dem Papst Pius IX.

in tiefster Ehrerbietung

zugeeignet

vom

Herausgeber.

Vorwort.

Am Beginne der dritten, die neuere und neueste Geschichte bis zur Gegenwart enthaltenden, Hauptabtheilung der „Allgemeinen Weltgeschichte“ erachtet es der Unterzeichnete für um so nothwendiger, einige Worte an die Freunde vorliegenden Werkes zu richten, als er in dieser Abtheilung noch mehr als in einzelnen Partien der Geschichte des Mittelalters vom Texte Cesare Cantù's abweicht. Sogar ist in diesem Bande bei der Geschichte der Reformation, im folgenden bei der des dreißigjährigen Krieges der Originaltext fast ganz beseitigt, und je weiter die Darstellung sich der Neuzeit nähert, desto häufiger dürfte der Bearbeiter im Falle sein, hinsichtlich der deutschen Geschichte insbesondere, von dem Originalwerke abzuweichen. Minder umfängliche oder minder wesentliche Umänderungen und Zusätze sind stets als solche mit D. B. (der Bearbeiter) bezeichnet, ebenso die neu hinzugekommenen Anmerkungen.

Cesare Cantù, originell und wahrhaft genial in der Vertheilung und Gruppirung des ungeheuren Stoffes der Universalgeschichte, in der Ausscheidung des für dieselbe minder Wichtigen, in der Ineinanderbeziehung von politi-

scher, religiöser und Kulturgeschichte, in der Anbringung von Licht und Schatten und Hervorhebung der bedeutsamen Momente, endlich und vorzüglich in der Darstellung, — steht nicht ganz auf der Höhe seines Werkes hinsichtlich der Geschichte der Völker germanischen Stammes. Die Geschichte und Kultur der Romanen kennt und bemeistert er bis in die innersten Bezüge; anders aber — fast möchte man sagen, deshalb — verhält es sich hinsichtlich der Germanen. Diese Bemerkung kann nicht als eine Kritik des eminenten Geschichtschreibers gemeint sein: denn in dem Maße umfassend, das läßt sich wohl behaupten, ist kein menschliches Wissen, keine menschliche Beurtheilungskraft, um das ganze unermeßliche Gebiet der Geschichte und Bildung aller Zeiten und aller Nationen in sich aufzunehmen und in so gründlicher Weise darzustellen, wie es gerade der große Styl der Universalgeschichte erfordert, eben weil sie Wesentliches und Unwesentliches scheiden und vielfach nur die Ergebnisse tiefer Detailforschungen geben muß. Kein Geschichtschreiber dürfte wohl auch für eine solche Riesenaufgabe unbefangen genug sein. Der Beeinflussung seiner Nationalität und einer gewissen politischen Anschauung unterliegt ein jeder Schriftsteller mehr oder weniger. Auch diese Andeutung soll darum nicht gegen unsern italienischen Historiker zeugen. Seine subjektiven Ueberzeugungen lassen ihn zwar nicht immer gerecht sein, doch tragen sie keine andere als die Farbe der Redlichkeit und Treue.

Unser Werk ist aber der deutschen Nation dargeboten; es muß darnach streben, den deutschen Katholiken die Geschichte ihres Vaterlandes nicht minder im Lichte der möglichst

objektiven Wahrheit, der Wahrheit, die allein frei macht, wenigstens nach Möglichkeit gesäubert von der fort und fort sich erbenden bösen Krankheit der willkürlichen und unwillkürlichen Irrthümer und Fälschungen, vorzutragen, als die Geschichte der übrigen Kulturvölker. Der Unterzeichnete mußte sich daher nach gewissenhafter Prüfung entschließen, dem Wagniß sich zu unterziehen, in dieser Hinsicht nachzuhelfen, auszugleichen und zu vervollständigen. Ist die Aufgabe für seine geringen Kräfte ohnehin schwierig, so wird dieselbe es noch mehr wegen der Rücksicht, die auf den Organismus des Ganzen zu nehmen ist. Die meisterhafte Form und Einrichtung des Cantù'schen Werkes wollte und durfte er nicht antasten, aber dem Gefäße mußte hie und da ein anderer als der ursprüngliche Inhalt eingegossen werden.

Und weil die solchermaßen gestellte Aufgabe so schwer, sein von der Gerechtigkeit, von der Wahrheit, von dem gegenwärtigen Standpunkte deutscher wissenschaftlicher Forschung gebotenes Unterfangen so kühn, glaubte der Bearbeiter dem Publikum des Werkes gleichwie seiner eigenen Rechtfertigung es schuldig zu sein, sich bei allen Abweichungen vom Originaltexte und Zusätzen zu demselben gewissenhaft an die anerkannt zuverläßigsten Autoritäten, an die gründlichsten monographischen Schriften zu halten und auf dieselben fortlaufend sich zu berufen. Daher die zahlreichen Quellencitate und die wörtlichen Anführungen.

Diese freimüthigen Andeutungen werden denn auch erklären, wenigstens entschuldigen, weshalb unser Unternehmen nicht mit der wünschenswerthen Raschheit voranschreitet. Die Arbeit ist groß und schwer und wächst im Fortgange, zu-

dem ist der Arbeiter nicht in der Lage, lediglich dieser Aufgabe seine geringe Kraft zu widmen. Indessen hat er so viel vorbereitet, daß er doch versprechen kann, die Geschichte der neuern Zeit werde in beschleunigterm Maße als die letzten Lieferungen an die Oeffentlichkeit treten, so ihm der Herr Kraft und Frist weiterhin verstattet.

Die selbstständige Redaktion namentlich der Reformationsgeschichte und der Darstellung des großen deutschen Krieges im Ersten Buche der Neuern Geschichte (15. des ganzen Werkes) und die nicht blos durch die in diesen Partien besonders hervortretende, aus der Benutzung unzuverlässiger und secundärer Quellen entstandene Mangelhaftigkeit des Originalwerkes, sondern auch die durch die Aufgabe und Tendenz unseres Buches sich ergebende Nothwendigkeit, diese für Deutschland hochwichtige Periode gründlich darzustellen, bedingte einen größern Umfang jenes 1. (15.) Buches und daher dessen Zerlegung in drei Abtheilungen oder Bände. Jede andere Eintheilung würde die Bände zu einem unhandlichen Volumen angeschwellt haben. Bei den folgenden, minder bedeutungsvollen Epochen wird Sorge getragen werden, die Oekonomie der ursprünglichen Anlage möglichst zu erhalten.

Im Uebrigen sind Geist und Plan des vorliegenden Werkes als hinreichend bekannt vorauszusetzen, und beziehen wir uns im Besondern auf die ausführlichen Einleitungen Cesare Cantù's, sowie auf die Vorreden zur ersten und zweiten Hauptabtheilung.

Münster, im Juli 1858.

J. A. Moriz Brühl.

Allgemeine Geschichte

der

Neueren Zeit,

von

Cäsar Cantu.

Nach der siebenten Auflage des italienischen Originals bearbeitet

von

Dr. J. A. M. Brühl.

Erster Band.

Einleitung.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
In Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu, immer zu!
Ohne Rast und Ruh.
Goethe.

Sobald ein ungewöhnlich begabter Mensch durch die Stärke seines Willens, verbunden mit der Macht seines Geistes, über die Schranken der Gewöhnlichkeit hinausgeführt wird, da schreit der gelehrte Pöbel, welcher die Mittelmäßigkeit liebt und nur zulässig findet, wessen er sich selber für fähig hält: Unmöglich! Er ist ein Träumer, ein Anmaßender! Vielleicht wird noch hinzugefügt: ein Narr, ein Charlatan. Sagt ihnen, der Diamant sei in einem gemeinen Kiesel enthalten, und ihr werdet verhöhnt werden von denen, die weder in den Armen noch im Willen Stärke genug besitzen, ihn zu zerschlagen, um den Schatz, den er umschließt, zu entdecken.

Vermag ein solcher Mensch nicht allen Qualen jener Feinfühligkeit zu widerstehen, welche die Schwäche und zugleich die Macht des Genies ausmacht und in der er seinen Lohn wie seine Buße findet, so wird er dem Druck der allgemeinen Verwerfung unterliegen, an sich selber verzweifelnd wie an seiner Anschauung der Dinge, die zu verschieden von der gebräuchlichen. Derjenige, welcher unter Ludwig XIV sich anheischig machte, ein Schiff durch Dampf fortzubewegen, sah sich zur Zielscheibe des wohlfeilen Witzes der Höflinge und des Spottes eines Ninon de Lenclos gemacht, und verrückt geworden verschwand er in einem Spitale. Dominichino war nahe daran, die Palette mit der

Scheere zu vertauschen, um der Kritik der Spötter sich zu entziehen. Racine entsagte dem Theater, weil er sich einen Pradon vorgezogen sah. Newton, müde der Widerwärtigkeiten, die man ihm bereitete, rief aus: Ich will nichts mehr mit der Philosophie zu thun haben; unklug war's, meine Ruhe aufzuopfern, um einem Schatten nachzurennen. Pergolesi starb mit dreiunddreißig Jahren, verfolgt von dem Eigensinn der Krittler, welche am Tage nach seiner Bestattung ihn göttlich fanden.

Aber wenn das Genie nicht in der Geduld besteht, so ist diese doch eine seiner ersten Gaben; es weiß, daß jedes große Werk ein Kampf, eine Erziehung, ein Ringplatz ist, und darum weicht es den Schwierigkeiten nicht aus, tritt ihnen vielmehr kühn entgegen, fügt sich dem Neide, duldet die Beschimpfung und, was weit mehr, die Gleichgültigkeit der Zeitgenossen, erträgt die Lanzenstiche wie die viel qualvollern Nadelstiche; der Widerspruch ist seine Schule, und die Feinde, Neider und Nebenbubler besiegt es einen nach dem andern; die Krittler verachtet, dem Haß der Macht oder des Vorurtheils trotzt es, und einsam verfolgt es eine Bahn, in welcher das Unterliegende rasch vergessen oder lächerlich gemacht wird.

Und gelangt es kraft der Macht, welche die Schwierigkeiten in Probleme umgestaltet, ans Ziel, triumphirend über Hindernisse, die der große Haufe nicht einmal ahnte, dann wetteifert man, ihm eine späte Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen, denn man rühmt sich doch gerne, das Verdienst erkannt zu haben und dann ist's eben so leicht wie schön, sich zum Beschützer desjenigen aufzuwerfen, der nicht mehr in den Staub zu treten ist. Sogenannte Freunde stellen sich ein mit ihrer unfruchtbaren Zustimmung, die dem Mitleid gleicht, während gar Viele auf Befehl, aus Kriecherei oder auch, weil sie nicht vergeblich geschmäht haben wollen, achselzuckend ausrufen: Was ist's denn mehr? Wer hätte es nicht auch thun können? Man brauchte nur dran zu denken und ernstlich zu wollen. Das ist ja nicht einmal etwas Neues; er ist nur Nachahmer, glücklicher Benutzer des Beispiels seiner Vorgänger.

Diese Leute wissen nicht oder vielmehr geben vor nicht zu wissen, daß das Wesen des Genius eben darin besteht, wissen zu wollen, daß dessen Nachahmung nicht auf die Auffindung von theils unerheblichen theils unabweislichen Einzelumständen aus ist, sondern auf die Vergleichung der Prinzipien, auf die Geltendmachung der Methoden, auf den Geist der Systeme das

Augenmerk richtet. Die Hingabe an eine Idee in einem Grade, daß ihr Neigungen, Ehre, Leben zum Opfer gebracht werden, die Erreichung eines neuen Zieles auf alten Wegen, oder eines bekannten Zieles durch noch nicht in Anwendung gebrachte Mittel, darin besteht die Eigenthümlichkeit, das Vorrecht großer Männer. Hiram gab die Ceder, David sammelte Erz und Gold, aber Salomon hatte den Gedanken und die Beharrlichkeit der Ausführung, und darum trug der Tempel seinen Namen.

Es gibt auch noch eine Mittelstufe zwischen den ursprünglichen Verächtern und den nachträglichen Lobhudlern; das ist diejenige, wo das Unternehmen des bevorzugten Geistes, seine Entdeckung, seine neue Idee eintreten in das Gebiet der vorhandenen Erkenntnisse und der allgemeinen Benutzung erreichbar werden. Wie schmerzlich er auch das Erkaufte erreicht hat, so sehr auch sein Verdienst verkannt wird, so fühlt er sich doch reichlich belohnt, weil er dem Fortschritte gedient, ohne sich in Täuschungen zu wiegen, ohne auf Dankbarkeit zu rechnen; weil er nicht angetrieben worden von dem Verlangen, sich in der stets ungerecht richtenden Achtung der Zeitgenossen hoch zu stellen, nicht von der Hoffnung auf Ruhm, diesem Kindertraume, sondern von dem Bedürfniß, zu entdecken und die Wahrheit offenbar, zum Gemeingut der Mitmenschen zu machen.

Solche Gedanken knüpfen sich an das Geschick des großen Mannes, mit welchem wir aus der stürmischsten und verwirrtesten Epoche in die neue Zeit hinübertreten. Daß ein dem bis dahin gebräuchlichen entgegengesetzter Weg nach Indien führen könne, hatten auch schon Andere behauptet, aber Colombo besaß die geistige Kraft, denselben beharrlich aufzusuchen und die Idee zu verwirklichen. Aber um dahin zu gelangen, muß er die Abweisung der Macht, die Unwissenheit der Pedanterie, die Verachtung des Hochmuths, die Närgeleien des Geizes, die Treulosigkeit des Neides, die Gleichgültigkeit derjenigen sich gefallen lassen, welche, unfähig selbst zu handeln, stets geneigt sind, die Thatkräftigen zu verdammen. Er muß sich zu persönlichen Verhandlungen herbeilassen mit denen, die sich das Vorrecht anmaßen, der Wahrheit den Stempel der Giltigkeit aufzudrücken, er appellirt an das Gefühl, um einen Mönch und eine Königin zu überzeugen; bei den Einen beruft er sich auf Aristoteles oder auf die Berechnungen der Mathematik, bei den Andern auf die Kirchenväter; diesen redet er von unermeßlichen Schätzen, jenen von den Interessen

der Religion — alles Wege zum selben Ziel, verfolgt mit dem Heldenmuth der Geduld, die auch Tapferkeit ist. Warum, so lautete die Einwendung der Einen, sich nicht mit dem Erreichten, Vorhandenen begnügen? Sollte ein Genuese mehr ausrichten als die Griechen und die Phöniker? Andere dagegen werden ihn feige genannt haben, weil er an die Pforten der Königsburg oder des Klosters anklopfte, ohne zu ahnen, welch hohen Muthes es bedarf, um den eigenen Stolz dem Triumph der Menschheit zum Opfer zu bringen.

Es ist eine geläufige Phrase, daß das Genie, auf sich selber fußend, nicht des galvanisirenden Antriebs des Lobes und der Volksthümlichkeit bedürfe, daß Hindernisse und Widerwärtigkeiten große Unternehmungen nicht aufhalten. Wenn dies auch richtig wäre, wenn wir auch nicht wüßten, daß ein Kant unbekannt blieb, bis die Zeitungen von ihm redeten, daß Vico vergeblich die Wissenschaft um ein Jahrhundert förderte, weil er keine Lobpreiser fand, so wird doch auch unbestreitbar sein, daß die Kräfte, welche das Genie zu verbrauchen hat, nur mühselig sich Bahn zu brechen, es ihm unmöglich machen, aus der endlich gelungenen Unternehmung alle Früchte zu ziehen oder neue Unternehmungen zu beginnen. Was hätte z. B. Colombo in den 14 Jahren leisten können, welche er damit verbringen mußte, um für sein Projekt Vertrauen zu erkämpfen!

Endlich kommen ihm die Könige zu Hülfe, weil ihnen das Unternehmen Vortheile verheißt; ein Privatmann gewährt ihm Unterstützung, weil er der Genosse seines Ruhmes sein will; sogar sein Schiffsvolk gehorcht ihm nur in der Erwartung, daß er sich seinem Belieben füge. Und doch beginnt er die Reise mit einer weniger kühnen als thörichten Ausstattung; von unbekannten Winden getrieben, muß er seine Gefährten durch falsche Angaben täuschen; in der unabsehbaren Weite des Weltmeeres, wo er eine Küste sucht, deren Lage ihm unbekannt, scheint sich alles zu verschwören, um seine Hoffnungen in Dunst aufzulösen, und doch schöpft seine Beharrlichkeit stets neue Energie in dem erhabenen Gedanken, die Menschen in Einem Glauben, Einer Gesittung zu vereinen.

Endlich erschallt der so lange erwartete Ruf: Land! Land! Der Entdecker wird von den Seinen wie ein Gott verehrt, weil ihm das Unternehmen gelungen. Er glaubt Indien erreicht zu

haben; das zwar ist eine Täuschung, aber dafür hat er eine neue Welt gefunden.

Das Gelingen, das Erreichen eines Zieles, die Anstrengungen eines ganzen Lebens mit Erfolg gekrönt sehen und Gott um so wärmer preisen, je weniger die Menschen geholfen — welche Zunge könnte es wagen, solch unaussprechliche Freude zu schildern? Was aber erwartet nun fernerhin den großen Mann? Undankbarkeit.

Der Pilot, welcher ihm ein Fahrzeug zur Verfügung gestellt, versucht ihm den Ruhm der Entdeckung zu entreißen; mit nichtigen Vorwänden entziehen sich die Könige der Erfüllung blindlings gemachter Versprechungen; der Starkgeister Spott erregt's, daß er von Gott erhofft, was die Menschen ihm versagen. Die Nebenbuhler trachten seine Größe zu vernichten, indem sie neben ihm ein mittelmäßiges Verdienst übermäßig erheben und auf dessen Namen seine Entdeckungen übertragen. Einerseits nennt man ihn eitel, weil er Titel als sein Recht in Anspruch nimmt, welche denjenigen, die sie nur dem Zufall verdanken, einen so weitgreifenden Einfluß geben, anderseits beschuldigt man ihn des Geizes, weil er sich um Gold kümmert, dessen er doch zur Vollführung seiner Pläne bedarf; nicht minder soll er grausam sein, weil seine Nachfolger die Völkerschaften, welche er kennen lehrte, zu Tode hetzen. Sterbend verlangt er, daß die Ketten, welche er an seinen Händen aus der neuen Welt zurückgebracht, mit ihm begraben werden; denn nichts erhebt den Geist mehr als das für eine unzweifelhaft große und siegreiche Sache erlittene Martyrium. Kaum aber hat der Neid in Colombo nicht mehr den Entdecker einer neuen Welt zu fürchten, als auch er die Größe des Helden zugesteht und sogar den Anspruch erhebt, mit Gerechtigkeit den Ruhm zuzuschreiben, wem er gebührt*); ja der Neid thut mehr: er preist das Verdienst des Genuesers bis zur Uebertreibung, zur Niederdrückung und Abschreckung derjenigen, die seinen Spuren nachgehend Neues wagen.

Colombo ist der erste große Entdecker, der im eigentlichen Sinne der Geschichte angehört. Das Alterthum, welches das die Ueberfahrt von Griechenland nach Kolchis wagende Schiff sowie

---

*) Virtutem incolumem odimus,
Sublatam ex oculis quærimus invidi.
Horatius.

die Lyra, mit welcher sie besungen ward, unter die Gestirne versetzte, hätte ihn zum Halbgott gemacht; das Mittelalter hätte das Gelingen seines Unternehmens dämonischer Hülfe zugeschrieben, wie mit der Entdeckung des Buchdruckes und des Schießpulvers geschehen. Jetzt aber tritt er selber vor uns, er selber mit seinen Kämpfen, seinem Schwanken, seinen vorübergehenden Entmuthigungen, seiner endlichen Standhaftigkeit, seinen erhabenen Irrungen — Colombo selber als Mensch.

Hier tritt uns der ungeheure Unterschied zwischen der alten und der neueren Geschichte nahe. Jene zeigt uns Heroen, diese Menschen; jene individualisirt die Massen, diese zersetzt dieselben zu Individualitäten; jene stellt die Erhabenheit des Einzelnen ins Licht, diese die Macht der Menschheit. In Colombo's Geschick erblicken wir aber gerne ein Vorbild des Geschicks der Menschheit, deren Geschichte anziehend bliebe, wäre sie auch nur ein Schauspiel. Während die Sterblichen im Einzelnen ihre besonderen Wege und Interessen verfolgen, reift die Menschheit, gleich Colombo, ihre Eroberungen unter dem geistigen Beistande der Gesammtheit, und dann vollbringt sie dieselben mit den zwar am unwirksamsten scheinenden Mitteln, aber doch mit Siegesgewißheit. Sie hat zu büßen für diese Siege, und dies sind ihr stets wieder Vorstufen für neue Triumphe.

Was ist aber der Mensch in diesem Zusammenwirken aller Generationen? Er ist der mittlere Ausdruck eines zwischen den vorhergegangenen und nachfolgenden Gliedern nothwendigen Verhältnisses, das Ergebniß der Umstände. Eine Kugel trifft Gustav Adolph bei Lützen und der dreißigjährige Krieg nimmt eine andere Gestalt an. Ein im Holze eines Schiffes aus Indien eingeschleppter Wurm nagt an dem Pfahlwerk, auf welchem Amsterdam erbaut ist, und die drohende Stellung dieser Nebenbuhlerin Ludwigs XIV, dieser Herrin des Orients, ist nahe daran, mit ihrer Existenz ein Ende zu nehmen.

Auch der große Mann, von noch so glänzendem Namen und Glück, ist nichts anders als die Kundgebung eines sozialen Bedürfnisses, das eines Tages so unabweisbar auftritt, wie dieser Tag nothwendig dem vorhergegangenen gefolgt ist. Vergeblich entdecken im Jahr 1000 die Skandinavier die Karolinen. Aber wenn auch Colombo im Weltmeere verunglückt wäre, so war bereits Cabral im Begriff unter Segel zu gehen und bestimmt, wider seine Absicht an Brasiliens Küste zu landen. In die Fuß-

stapfen eines Arnold v. Brescia und Hus treten Luther und Zwingli. Saint-Simon findet den Tod im Kampfe für die amerikanische Unabhängigkeit, aber bereits sind Owen und Fourier, die Verbreiter seiner Utopien, geboren.

Die Auffassung ist jedoch eine sehr beschränkte, welche, den Menschen nur in diesem Sinne betrachtend, ihn als blindes Werkzeug des Schicksals erscheinen läßt und behauptend, alles was war habe sein müssen, das Leben des Individuums wie der Nation mit einer eisigen, alles erklärenden und durch nichts bewegten Ruhe darstellt; nicht minder einseitig ist's, in der Geschichte nur eine Theodicee und darin lediglich die unmittelbare Wirksamkeit des höchsten Willens, wonach der Mensch an sich nichts vermöchte, zu erblicken*).

Der Mensch fühlt in sich eine dem Wirbelwind, der ihn umtreibt, überlegene Kraft und darum verachtet er denjenigen, der den bösen Antrieben nicht widersteht, nennt einen Helden den, welcher gegen die Andern und gegen sich selber anzukämpfen, zur Zeit zu reden und zur Zeit zu schweigen weiß; darum wird noch über das Grab hinaus bewundert, wer sich über die Menge zu erheben und, was bei den Anderen nur Wunsch geblieben, zur That zu machen vermochte, indem er die Hoffnungen seiner Zeit erfüllte oder ihnen zuvorkam. Wäre es nicht so, wer vermöchte dann ohne die tiefste sittliche Entrüstung zu ertragen, das ewige Schauspiel des Wohlergehens der Verschmitzten und Mächtigen, der Bedrängnisse des Tugendhaften und Ohnmächtigen des genußreichen Lebens schlechter und des entgegengesetzten guter Menschen? Jene Triumphe des Lasters, welche die Besten mit niederdrückendem Schmerz erfüllen, während Gerechte und ganze Nationen sogar ohne den Trost der Thränen des Mitleids und der Klagen des Unmuths untergehen? Verwirft die Geschichte die Willensfreiheit, so begibt sie sich des Rechtes, das Gesche-

---

*) Außer in seinem unvergleichlichen „Discours sur l'histoire universelle," sagt Bossuet in seiner Trauerrede für die Königin von England: „Wenn Gott einen Menschen gewählt hat, um das Werkzeug seiner Pläne zu sein, so vermag keine Gewalt hindernd einzuschreiten; er fesselt, oder blendet, oder bewältigt alles, was des Widerstandes fähig wäre." Die Königin Henriette, bemerkt er, „studirte die Pflichten derjenigen, deren Leben die Geschichte ausmacht." Die Geschichte ist ihm „die weise Rathgeberin der Fürsten." Aber wie viele Fürsten nehmen ihren Rath in Anspruch?

hende zu beurtheilen und wird zu einem Zweige der Naturwissenschaften, wie wenn sie nur Ueberschwemmungen oder Vesuvausbrüche beschriebe. Der Zufall wirkt nichts Großes, nichts im folgerechten Verlaufe. Man nehme das Fatum an, verwerfe die Wirksamkeit des menschlichen Willens und des menschlichen Armes und es bleiben nur entmuthigte Menschen und kindisch gewordene Völker übrig. Die Aufgabe der Geschichte ist aber eine ganz andere: sie besteht im Priesterthum der Wahrheit und in der Einflößung hochherziger Gesinnungen.

Die Geschichtschreibung überschreitet indessen auch dann ihren Zweck, wenn sie sich darauf beschränkt, die Thatsachen, so wie sie sich darstellten, einzutragen und zwar nach den Vorschriften eines im vornhinein festgestellten Canons, so daß sie unzertrennbar aneinander gekettet erscheinen, wenn sie mit Hume jede Beziehung zwischen den Naturphänomenen zernichtet, wenn sie behauptet, der Mensch könne alles, und will, daß er nichts könne. Nein. Die Generationen übertragen einander gewisse langsam reifende Werke, welche nicht Pläne, sondern Bedürfnisse, an denen sie ohne Vorbedacht und doch folgerecht arbeiten, Ideen der Vorsehung, vom Volke verwirklicht. Die Freiheit, deren der Mensch sich zu erfreuen glaubt und die allein ihn der Belohnung oder Strafe würdig macht, ist nicht eine Spott verdienende Selbsttäuschung; aber die Vorsehung ruft ihm zu: Bis dahin wirst du gelangen. Allabendlich sehnt sich der Arbeiter nach der Sonne des nächstfolgenden Morgen, und der Morgen bringt die Sonne; ist's aber der Arbeiter, der sie aufgehen läßt? Wirket unser Wille auf die Lebensthätigkeit, die auch während des Schlafes, dieser Zeit der wunderbarsten Geheimnisse, fortwirkt?

Vereiniget alle Bestandtheile der moralischen Welt und ihr habt die Geschiche der Vorsehung, und gleich wie der Schöpfer nachgewiesen wird aus der Ordnung der Schöpfung, so weisen auch die Werke des Menschen hin auf den Gott, der sie leitet. Jenes schließt die unmittelbaren Ursachen nicht aus und dieses verwirft nicht den freithätigen menschlichen Willen.

Wer aber vermöchte die Gränzen des göttlichen Eingreifens und die der menschlichen Thätigkeit anzugeben? Wer aus den Thatsachen, die das Werk der Vorsehung, die Lehren, welche des Menschen, abzuleiten oder aus den Erscheinungen dieser Welt die andern zu erklären?

Solches zu vollbringen, setzt sich die Philosophie der Geschichte

zur Aufgabe; aber hat sie die Aufgabe gelöst? Unser Jahrhundert gefiel sich in Systemen, welche ideal im Verfahren, absolut im Prinzip, willkürlich in der Anwendung, die aber verschmähen, die wissenschaftlichen Gestaltungen den Thatsachen unterzuordnen, deren wirkliches Band jene doch bloslegen sollten. Gleich wie die Physik die sieben Farben auf drei zurückführte, die ihrerseits wieder im Weiß zusammenfließen, ebenso hat man auch im Entwicklungsgange der Menschheit eine Einfachheit finden wollen, für welche kein wahrhafter Grund gegeben ist. In den Ländern, wo man denkt, beginnt jeder Professor seine Lehrthätigkeit mit der Aufstellung einer eigenen Methode; dieselbe wird in den Ländern, wo man sich mit der Nachahmung begnügt, unter dem Beifall der mit der Wissenschaft Handel Treibenden angenommen; aber alle diese Systeme sind nebelhafte Gebilde, in denen Einbildungen für Gelehrsamkeit ausgegeben werden, deren Urheber die Klarheit des Verstandes auf dem Altar des Symbolischen und Transzendentalen opfern, ohne zu bedenken, daß ihre unbestimmte und mysteriöse Dunkelheit zur förderlichen Erklärung des Ganzen der Erscheinungen nicht dienen kann. Man sieht darum nicht klar, wenn man weit in die Ferne blickt; indessen ergiebt sich unsere, große Worte und absolute Formeln und Prinzipien liebende Zeit gerne jenen apriorischen Theorien, welche, ebenso leicht zu erfinden wie in Dunst aufzulösen, die Kraft einiger Geister und den unwissenden Eigendünkel vieler andern verrathen und nur dahin führen, daß endlos geredet und keine Lösung gefunden wird.

Wer fürwahr vermöchte noch mit Gewißheit die zukünftigen Umwälzungen aus der Wiederkehr gewisser Ereignisse und ihrem Zusammenhange zu folgern? Das siebenfache Siegel liegt auf den sekundären Ursachen der moralischen Weltordnung; hier können Erfahrung und Beobachtung nicht eindringen, namentlich deshalb, weil unsere ganze Kenntniß sich auf eine kleine Zahl von überlieferten Ereignissen beschränkt, hinsichtlich deren gleichfalls die Ursachen, die innerlichen Konsequenzen uns verschlossen sind. Die Philosophie der Geschichte, d. h. das Verständniß für ihren bewundernswürdigen Gang, fußt weniger auf den Ereignissen als auf deren bestimmenden Prinzipien. Aber sie legt sich selber die Hemmschuhe an, wenn sie die Thatsachen den absoluten Doktrinen völlig unterordnet, statt aus ihrem vollständigen Zusammenhange die sich daraus ergebenden Schlüsse zu folgern; wenn sie sich nicht demüthigt vor dem unlöslichsten aller Probleme, der Zulassung

des Bösen, und vor den Mysterien des Lebens des Menschen und der Welt, wo nur die Mitte erhellt, Anfang und Ende jedoch in tiefes Dunkel gehüllt ist, wenn sie nicht zur Orientirung in diesem Labyrinth den dreifachen Faden der geheimnißvollen Wege der Vorsehung, der menschlichen Willensfreiheit, der die Menschheit errettenden göttlichen Güte festhält. Mit einem Wort: sie wird eine wahrhafte Philosophie sein, wenn sie, gleich sehr vermeidend den Menschen auf den Altar zu erheben und ihn zu vernichten, nur bestrebt ist, ihn zu erklären, nachzuweisen seinen Ursprung und seine Zukunft, wie es kommt, daß er so erhaben und so verächtlich, ein Abgrund der Herrlichkeit und des Elends, der Lasterhaftigkeit und des Edelmuths erscheint.

Jedes Blatt unseres Buches zeigt, wo die endliche Lösung des großen Räthsels zu suchen. Wir betrachten die Palingenesien oder die systematischen Fortschritte als Kühnheiten, und es deucht uns dünkelhaft zu wähnen, der Mensch, wie groß auch sein Geist und seine Macht sei, vermöge nach seinem Belieben den Zustand der Dinge zu lenken, gleich wie uns feige scheint zu behaupten, er sei gezwungen, sich demselben unabänderlich zu unterwerfen. Der allgemeine Fortgang der Menschheit oder, sagen wir lieber, die Vorsehung bereitet, leitet die wundervollen Erneuerungen, die hienieden geschehen, und läßt aus dem Bösen das Gute erstehen: aber Gott ist geduldig, weil ewig, während der Mensch, im Bewußtsein seiner flüchtigen Dauer, Jegliches vollendet sehen möchte in der Spanne Zeit, welche ihm vergönnt ist, um zu leiden, zu büßen, sich zu bessern und zu sterben. So wünscht der Astronom, daß Uranus seinen Lauf beschleunige, damit seine näher auf einander folgenden Erscheinungen die Richtigkeit seiner Berechnungen bezeugen möchten. Und doch hält nur der Unwissende einen Kometen für zufällig, weil er nicht jedes Jahr wiederkehrt. Das wahrhafte Leben beruht in der Einwirkung Gottes auf die Menschen und der Menschheit insgesammt auf jeden Menschen im Einzelnen, in der Einheit der Materie mit dem Geiste, des Ichs mit der äußeren Welt. Darum sagte auch Pascal, daß „alle Bestandtheile der Welt derartig mit einander verkettet sind, daß es unmöglich, einen ohne die andern und ohne das Ganze zu kennen." Die durch Demuth geschärfte Einsicht vermag mit Vertrauen und Ehrfurcht die göttlichen Spuren wahrzunehmen; sie kann viel, weil sie weiß, was sie nicht kann; und statt ihre Kräfte wider unüberwindliche Hindernisse zu zersplittern, faßt sie

sie zusammen innert mit Bewußtsein gesteckter Grenzen und macht sich dadurch zur Gehülfin der Vorsehung.

Die Erscheinung eines großen Mannes ist daher kein Zufall, in der Macht seines Denkens, in der Wirksamkeit der von ihm angewandten Mittel herrscht das Fatum nicht, und wie nichts Willkürliches in seinen Verdiensten, so ist keine blinde Nothwendigkeit in seinen Erfolgen. Das Genie rathet nicht und erschafft nicht; es forscht, ringt, müht sich ab, beharrt dabei, nach dem Höchsten zu streben; erreicht es das Ziel, so schreibt die Menge, welche nur die Resultate sieht, dieselben einer Inspiration, einer besondern Begnadigung zu, erblickt im genialen Menschen ein Wesen höherer Art, als wenn nicht aus den Reihen gewöhnlicher Weber ein Harkwright oder Jacquart hervorgegangen wären. „Die Natur und ihre Gesetze waren vergraben in Finsterniß. Gott sprach: Newton sei und es ward Licht.“ So singt der Dichter; aber wir wissen, daß Leibnitz, Wren u. A. dem großen englischen Gelehrten vorangegangen waren; wir wissen, daß die Geometrie seines Geistes bedurfte, gleich wie Skanderbegs Schwert nur in seiner Faust furchtbar war; wir wissen, daß für jede Entdeckung eine, vom großen Haufen oft mit dem Schicksal verwechselte Nothwendigkeit vorhanden ist; wir wissen, daß man in der Astronomie die Abweichungen nicht berechnen könnte, wenn die wichtigsten Gravitationen nicht im Voraus geschätzt worden wären. Hinter jedem großen Mann stehen vergessene Geschlechter, deren Arbeit er benutzt, wie von Homer mit den Rhapsoden, von Dante mit den Legenden geschah; in ähnlicher Weise dient den Pflanzen der Verwesungsstoff im Boden zur Nahrung. Ein Genie ist eben auch nur ein Mensch, und die Anschauung seines Ringens, der Hindernisse, welche er besiegt, der Widersprüche, die er besiegt, der Irrthümer, die er zu erdulden oder zu verbannen hatte, wird stets das geeignetste Schauspiel sein, um uns das Gefühl unserer Würde zu geben. Aber vermag die Taube dem Fluge des Adlers zu folgen? Und wähnt nicht das blöde Menschenauge, daß der königliche Vogel zur Sonne aufsteigt, während er kaum zu den Wolken sich erhebt?

Wenn wir uns nicht täuschen, so besteht der Charakter der alten Geschichte gerade darin, daß sie sich eher um den Menschen als um die Menschheit kümmert. Geblendet durch die anormalen Erscheinungen, so daß sie den Sinn verliert für einen ruhigen und stätigen Entwicklungsgang, läßt sie die Helden sich bekriegen; die

Parteien gehen ihr in den Führern auf und Wohl oder Wehe einer Nation macht sie von einem tugendhaften Weisen oder einem schändlichen Tyrannen abhängig; die Erde bleibt stumm, wenn der große Mann, der sie ausfüllte, verschwindet, bis ein anderer an dessen Stelle tritt. Daher die bewundernswürdige Einfachheit in diesem Geschichtsbilde, denn alles Bestimmende und Thatsächliche geht von dem bewußten Willen oder dem Impuls eines Helden aus; das Volk wird individualisirt, und Gracchus, Marius, Pompeius verbildlichen die das Haupt erhebende Plebs oder das niedergeworfene Patriziat.

Während die Gesellschaften der alten Welt aus freiem Entschluß gegründet werden, bilden sich die neueren, ausgährenden, kämpfenden, in zufälliger Mischung durcheinander geworfener Elemente. Auf der einen Seite unbewegliche beschworene Gesetzgebungen, auf der andern unausgesetzte Umgestaltungen und Fortschritte; dort Zusammenfließen zu einem allgemeinen Charakter, hier Gährung einander widerstrebender Bestandtheile, so daß dem Staat, der Kirche, der öffentlichen Meinung nur Fragmente der Wahrheit, des Vernünftigen zu eigen werden. Unsere Staaten mit gemäßigt monarchischer Regierungsform gestatten dem Gedanken, der Verschiedenartung der Menschen und der Meinungen ein freieres Feld; bald ein Theil, bald die Gesammtheit der Nation will an der Regierung sich betheiligen; Regenten mit schroff absoluten Tendenzen finden einen, anfangs unentschiedenen, bald geschlossenen Widerstand. Die Interessen kreuzen sich, die Stimmungen stoßen sich ab; der bedeutende Gelehrte, der bahnbrechende Philosoph sind mächtig gleich einem König, ja noch mächtiger. Die Woge, welche berstend über die Ufer schwillt oder riesige Schiffe auseinander reißt, ist ungleich poetischer als die still im Kanale dahinfließende, Turbinen treibende oder Wiesen bewässernde Welle. Darum stellt sich uns die alte Zeit, dieser von stürmischen Umwälzungen, außerordentlichen Ereignissen bewegte Schauplatz, dessen Menschen in den kunstgerechten Faltenwurf der Toga gehüllt sind, in einem großartigeren Lichte dar; aber während die vereinzelten Erhabenheiten und Berühmtheiten des Alterthums von dem unbestimmt beleuchteten Hintergrunde sich kaum abheben, erscheinen die Vorzüge der neueren Zeit, indem sie anknüpfen an die der Vergangenheit, im vollen Tageslichte, das seinen Glanz über die ganze Menschheit ausgießt.

Die Kinder der alten Zeit hatten sicherlich nicht weniger

heftige Leidenschaften als die Menschen der Neuzeit, aber nur eine kleine Minderzahl kümmerte sich um die öffentlichen Angelegenheiten, nur sehr wenige schrieben darüber, und dies ist nicht vollständig auf uns gekommen. Eben wegen des letztern Umstandes und weil nur einseitige Aufzeichnungen vorhanden, haben sich gewisse Urtheile und Ansichten festgestellt, z. B. daß Dionysios und Tiberius Tyrannen waren, daß Titus milde und Mark Aurel weise war. Wir Neuere dagegen schreiben Alle oder urtheilen Alle; da ist kein noch so abscheulicher Tyrann, der nicht seine Lobpreiser fände; der Herzog v. Valentinois (Cesar Borgia) ist für Macchiavel tugendhaft; Heinrich VIII und Elisabeth werden von vielen protestantischen Geschichtschreibern hochgepriesen, von katholischen verdammt und ungefähr das Umgekehrte findet hinsichtlich der Maria Stuart und Philipp II statt. Ludwig XIV ist ein ganz anderer für sein Frankreich als für Deutschland und die Niederlande. Abgesehen von der durch Schmeichelei und absichtliche Entstellung angerichteten Verwirrung läßt sich schon wegen des immer mehr anwachsenden Parteienkampfs und des Vordrängens der denselben begleitenden Erscheinungen, Recht und Unrecht, Vernunft und Thorheit nicht klar und bestimmt scheiden, denn das eine wie das andere finden sich selten nur auf einer Seite; Motive, die einzeln betrachtet verwerflich erscheinen, können, zu ihrer Zeit und ihrem Ort in Beziehung gesetzt, gerechtfertigt werden. Inmitten der gleichzeitigen, einander entgegen und doch zusammenwirkenden Bewegungen der Zersetzung und Neubildung unterscheiden gar Viele nicht zwischen den abfallenden Früchten und den aufgehenden Keimen, geben der einen Epoche Schuld, was auf Rechnung der vorhergegangenen gehört, und übersehen, daß Gewohnheiten und Sitten die besiegten Ideen überleben, daß mit der Vollendung der geistigen die soziale Revolution beginnt. Dazu kommt noch die Einmischung des ebenso thätigen wie scharfsinnigen Widerspruchsgeistes, der sich darin gefällt, den Ruhm zu entthronen; während anderseits die blind vorurtheilsvolle Menge die sich als fertig darbietenden Meinungen gerne annimmt. Hierin zeichnet sich um so mehr die Gegenwart aus, als die geistige Thätigkeit, weil sie nicht alle Theile eines in steter Ausdehnung begriffenen Feldes mit gleicher Sorgfalt bearbeiten kann, den durch einen fremden Körper im Wasser erregten Kreisen gleicht, die um so unbestimmter erscheinen, je mehr sie sich erweitern. Lob und Tadel, von den Schulen bereitwillig

und ohne Sparsamkeit gespendet, stellt sich darum gerne der Widerspruch entgegen, und Stimmen erheben sich mit einem absoluten Veto, wenn es gilt, dem natürlichen Entwicklungsgang der Ideen und der Dinge zuzuschreiben, was politische Voraussicht scheinen möchte, den Helden von seinem glänzenden Thron zu stürzen und ihn in die Reihen der gewöhnlichen Sterblichen zu versetzen.

Somit befinden wir uns in jener „Komödie", deren Ursprung und Charakter Dante so treffend errieth, nachdem die Tragödie des Alterthums uns gelehrt, die Würde und den Heldenmuth der edlen Geschlechter zu bewundern und wir von der Geschichte gewöhnt worden, nur den personifizirten Ruhm zu begreifen, so daß wir den Löwentödter Herakles leichter auffassen als die von Land zu Land fortschreitende und die Ungeheuer vor sich hertreibende Kultur. In dieser Vorliebe für das Individuum vor der Masse, für die Arbeit eines Tages statt für das Werk der Jahrhunderte, in dieser Neigung, das Leben eines Volkes auf ein Drama mit Einheit der Handlung und der Helden zu beschränken, zeigen sich die Spuren der Schule.

So war die alte Geschichte und darum ward sie leichter erfaßt. Hier ist Einfachheit hinsichtlich des Gegenstandes, dies ist auf der Bühne ein Akteur oder doch nur eine kleine Zahl von Spielenden; hier ist Ein Mittelpunkt das Interesse und ebenso einfach meistens ist die Tendenz der wenigen, über eine geknechtete Generation herrschenden und über der wirren Masse emporragenden Oligarchen. Während jetzt jede Nation ihr selbsteigenes Leben führt und, wenn eine über mehrere andere herrscht, dies nur ein Ueberrest der Barbarei, eine gewaltthätige Ausnahme ist, galt für die alten Völker nur die Wahl, zu regieren oder regiert zu werden, und nur mit den siegenden hatte es die Geschichte zu thun. Der neuere Geschichtschreiber muß damit beginnen, das Feld, welches er bebauen will, urbar zu machen, über Ursprünge Rechenschaft zu geben, die nicht mehr auf Halbgötter, sondern auf Barbaren zurückweisen, seine Aufmerksamkeit über unendliche Elemente zu zersplittern, die hinsichtlich jeder Thatsache sich entgegenstellenden Meinungen zu widerlegen, so viele verwickelte und scheinbar abliegende Ursachen hindurch an der Hand der philosophischen Analyse mit einer wissenschaftlichen Beharrlichkeit, vor welcher das dramatische Interesse verschwindet, seinen Weg zu suchen. Ueberdem muß er sich mit der Statistik beschäftigen, weil

allerdings die Finanzen die Nerven des Staates sind, insofern sie nicht blos, um den Regierungen Geld zu verschaffen, sondern um den Nationalwohlstand zu begründen und zu einer billigen Vertheilung, einem raschen Umlaufe des öffentlichen Reichthums zu gelangen, zur Wissenschaft herangebildet worden.

Die Macht des Willens bekundet sich deutlicher bei den Alten, während die künstliche Vielgestaltigkeit der neueren Zeiten unter den zahllosen Werkzeugen kaum den Menschen zu unterscheiden gestattet. Dort der augenblickliche Impuls, hier das Suchen nach Ordnung, die nach der Fusion und dann nach der Philantropie hinstrebt, aber nicht so blendend sich darstellt wie Umwälzungen und Trümmer. So kommt es, daß die alten Geschichtserzähler sich alle gleichen, während die neuern in ebenso viele Gattungen zerfallen, als ihre Gesichtspunkte verschieden sind. Die Einen halten sich lediglich an die Erscheinungen, die Andern in abstrakter Weise an die Beweggründe, diese beachten blos die Regierungen, jene nur die Völker; einige gefallen sich in der Entwerfung allgemeiner namenloser Gemälde, denen gegenüber wieder andere den geringfügigsten Umstand beachten zu sollen glauben; dieser erblickt überall die Mischung der Völkergeschlechter und den Krieg, jenen interessiren nur die Wirkungen des Handels oder die religiösen Fragen.

Ist's nicht natürlich, daß die Historiker des Alterthums, Redner und Künstler zugleich, weit mehr anziehen als die neuern Geschichtschreiber, welche Politiker und Volkswirthschaftslehrer sein müssen? Den Darstellungen jener folgend, erscheinen uns die von ihnen gemalten Zeiten in so glanzvollem Lichte, daß gar Mancher ihr Verschwinden beklagt als das einer Epoche, welche der Menschheit das Beste darbot, das sie wünschen kann, und Philosophen wie Macchiavel, Rousseau, Mably wollten auch wirklich auf die neuere die Grundgesetze der alten anwenden, jene für diese als Vorbilder aufstellen. Aber diese Schriftsteller — die Untersuchung, ob die alten Zeiten auch wirklich glücklicher waren als die neuen ganz bei Seite lassend — übersahen, was das Alterthum so gänzlich verschieden macht von der Neuzeit und beurtheilten dasselbe nach Ideen, die ihm durchaus fremd waren. Damals lebten kleine Völker (wir reden nicht von den asiatischen, deren Reiche keine ernstlichen Bewunderer fanden) von den Räubereien, welche sie gegen einander ausübten, fanden ihre Blüthe in dem Untergang der Nachbarn und machten die Gefangenen

und hörigen Ackerbauer der Besiegten zu Sklaven, auf daß die Bürger einem müssigen Leben in den Basiliken und auf dem Forum obliegen, ungestört Sentenzen erlassen und bei den Abstimmungen intriguiren konnten. Einige dieser Bürger unterzogen sich, um Schätze zu sammeln, harten Entbehrungen in schroffer Abgeschiedenheit, während wir es vorziehen, die Mittel, um den Bedürfnissen des Volkes zu genügen, möglichst zu vervielfältigen und nicht sowohl darauf bedacht sind, die es bedrückenden Lasten zu verringern als es in Stand zu setzen, sie leichter zu ertragen.

Bei den Alten, welche sich mit staatsökonomischen Dingen beschäftigen, erscheinen die aufgestellten Grundsätze weit verwerflicher als deren praktische Anwendung beachtenswerth. Keiner geht auf die Quellen des Nationalreichthums und des Besitzes, welcher die Grundlage der Subsistenz der Gesellschaften bildet, zurück, und wenn auch der Verstand sie auf nützliche Wahrheiten führt, so vermögen sie dieselben weder zu beweisen noch anzuwenden. „Was soll man, fragt Xenophon, mit Leuten anfangen, die den ganzen Tag am Webstuhl angenagelt sind, deren Produkte die Verbraucher verweichlichen und zur Geldverschwendung verleiten?“ Aristoteles billigt, was er „natürliche Produktion“ nennt, nämlich das Verzehren dessen, was durch Ackerbau, Jagd, Fischfang und „nützliche Künste“ erworben wird, aber nicht die „künstliche“, nämlich das Verkaufen, weil dieses nur auf Gewinn abziele, noch weniger das Spekuliren und das Leihen von Geld, weil dergleichen wider die Natur. Als wenn ein Produziren ohne Kapitalien oder der Besitz von Kapitalien ohne deren Ansammlung möglich wäre. Platon verlegt seine Republik weit vom Meere weg, entzieht ihr also den Hauptträger des Handelsverkehrs, und macht dem Bürger ein Verbrechen daraus, wenn er sich zum Krämer erniedrige. „Es ist nicht zuzugeben, schließt Cicero, daß das Volk, welches die Erde beherrscht, auch das handeltreibende sei, denn aus dem Handel läßt sich nur durch Betrug und Lüge Gewinn ziehen.“

Wir Modernen aber, die wir vom Webstuhl und aus dem Kramladen herstammen oder doch nahe damit zusammenhängen, können uns doch unmöglich mit einer Gesellschaft befreunden, die auf Webstuhl und Kramladen mit Verachtung hinblickt! Wenn der Bürger nicht erwerben kann, muß er von Almosen leben, und der Staat kann sie ihm nicht reichen, ohne durch Raub die Mit-

tel dazu sich zu verschaffen. In der That opfert auch Rom den Nutzen der Größe auf und will durch eine Umkehrung der Ordnung consumiren ohne zu produziren, sich bereichern ohne zu arbeiten, d. h. bemächtigt sich des Gutes und der Freiheit Anderer; und wirklich wo Industrie fehlt, ist die Gesellschaft unmöglich ohne zahlreiche Sklaven, ist die Gleichheit ein Wahn und die Freiheit eine Lüge. Darum sind der alten Gesellschaft Müssiggänger und Sklaven ganz eigenthümlich, gleich wie ein besonderer Zug der unsren das beständige Hinneigen zur Emanzipation ist. Den Alten besteht die Staatsökonomie lediglich in der Eroberung, uns in der Freiheit der Arbeit und in der Anwendung des Kredits. Einer ihrer Philosophen nannte das schönste Schauspiel den Anblick eines mit Festigkeit Schmerz und Widerwärtigkeit ertragenden Menschen, und demgemäß stellen sich uns die alten Helden in der Haltung von Männern dar, welche dem Schicksal Trutz bieten; dagegen wird von den modernen Helden, statt dieser passiven Würde, verlangt, daß sie kräftig ringen mit allen Schrecken der Natur und den noch furchtbarern der Leidenschaften.

Im verflossenen Jahrhunderte, als die Industrie in der öffentlichen Meinung noch etwas unedles war, ließen es sich die Encyklopädisten allerdings angelegen sein, dieselbe zu Ehren zu bringen, aber sie glaubten dies nicht anders thun zu können, als indem sie dieselbe den Künsten gleichstellten. Diderot rief aus: So laßt uns denn endlich den Handwerkern gewähren, was ihnen zukommt; die freien Künste haben sich selber hinreichend besungen; was ihnen noch an Stimme verblieben, mögen sie nun dazu verwenden, die mechanischen Künste zu feiern. Heutzutage räumen wir den letztern eine besondere Stelle ein, weil ihre Wiederherstellung in der öffentlichen Meinung vollbracht ist; die Wissenschaft leiht den Manufakturen ihre Hülfe, der Künstler belebt durch seine Empfindung und seinen Geschmack die Arbeiten des Handwerkers, und immer allgemeiner wird die Ueberzeugung, das beste Mittel, des Menschen Selbstbewußtsein von seiner Würde zu kräftigen, bestehe darin, ihn vor der Noth zu schützen, denn die sicherste Gewährleistung der Freiheit ist die größtmögliche Summe persönlicher Unabhängigkeit unter den Bürgern und der Wachsthum dieser Unabhängigkeit gemäß der stets vollkommenern Vertheilung der Erträgnisse der Arbeit. Konnte aber dergleichen je möglich sein in Staatsgesellschaften mit wenigen Freien unter

einem Volke von Sklaven, unter Nationen, die mühselig sich pflegten zum Nutzen einiger Bevorrechteten?*)

Uebrigens hätten auch einer Epoche, wo Erd- und Naturkunde noch so sehr in der Kindheit waren, welche die Theilung der Arbeit und der Gewerbe nicht kannte, in der Boden, Kapital, Arbeiter den nämlichen Herren gehörten, deren Eigenthum nicht durch ein gegenseitiges Interesse, sondern lediglich durch das Uebergewicht ihrer Nation gewährleistet war, die geeigneten Mittel zur Entwicklung der Industrie nicht einmal zu Gebote gestanden. Wo Jegliches Privileg der Sieger war, richteten sich die Bestrebungen nur darauf, das Uebergewicht durch die Waffen zu erlangen, so daß die Staatswirthschaft auf der unsittlichen Gewalt des Schwertes beruhte und die ökonomischen Grundsätze der Einzelnen sich auf die gute Verwaltung des ererbten oder eroberten Besitzes beschränkten.

Zwischen den alten und den neueren Gesellschaften besteht demnach derselbe Unterschied wie zwischen den Aristokratien und den Demokratien, oder zwischen der Ungleichheit und der Gleichheit vor dem Gesetz. Dort Schein von Luxus, Einigkeit, Kraft, mehr Einhelligkeit und somit größere Wirksamkeit des Willens, größere Standhaftigkeit in der Gefahr und höhere Opferfähigkeit, umsichtigeres Handeln und festeres Bewahren; hier mehr Verhandlungen, mehr Streitigkeiten, mehr Beunruhigung wegen des Bestehenden, Neigung zu Veränderungen, selbst auf die Gefahr hin,

---

*) In diesem Sinne sprach der beredte und nicht selten sophistische Girondist Vergniaud, als die Constituante sich damit beschäftigte, für Frankreich eine Verfassung aufzustellen: Voulez-vous créer un gouvernement austère, pauvre et guerrier comme celui de Sparte? Dans ce cas soyez conséquens comme Lycurgue; comme lui, partagez les terres entre tous les citoyens, proscrivez à jamais les métaux que la cupidité humaine arracha aux entrailles de la terre; brulez même les assignats, dont le luxe pourrait ainsi s'aider, et que la lutte soit le seul travail de tous les Français. Etouffez leur industrie; ne mettez entre leurs mains que la scie et la hache; flétrissez par l'infamie l'exercice de tous les métiers utiles; déshonorez les arts, et surtout l'agriculture. Que les hommes auxquels vous avez accordé le titre de citoyens ne paient plus d'impôts. Que d'autres hommes auxquels vous refuserez ce titre, soient tributaires, et fournissent à vos dépenses. Ayez les étrangers pour faire votre commerce, des ilotes pour cultiver vos terres, et faites dépendre votre subsistance de vos esclaves etc. etc.

daß sie keine Verbesserungen. Dort vernichtete die übermäßige Macht Einzelner die Autorität der Gesellschaft, hier werden die Menschen gleichgemacht, damit die öffentliche Gewalt um so freier schalte über den Köpfen Aller. Dort eine übertriebene Idee von der dem Vorrecht gebührenden Ehrfurcht, hier tritt das Einzelinteresse vor dem Gemeinvortheil zurück, weil dieses jenes in sich begreift. Dort anormale Kräfte, hier gleichförmige, so daß Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit zu einer gemeinsamen Physiognomie sich vermischen; der hier in einem Jeden lebende hohe Begriff vom Vaterlande und sich selber macht, daß er mit Leichtigkeit unter seinen Mitbürgern verkehrt, denn wie er sie nicht verachtet, setzt er das Gleiche bei ihnen hinsichtlich seiner voraus; er schätzt das materielle Wohlergehen, weil niemand ihm Entbehrungen zumuthen kann, welche seiner physischen oder moralischen Verbesserung nicht zum Vortheile gereichen, und auf dieses Wohlergehen, diese Verbesserung richtet er seinen Geist und seine Kraft, ohne das Eingreifen der Regierung oder der Großen zu erwarten; statt des Helden tritt stets der Mensch in den Vordergrund, und selbst im tollsten Parteiengetriebe bleibt doch immer jenes Selbstbewußtsein bemerkbar, das den Bürger antreibt, für eine Sache sich zu entscheiden und mit Ueberzeugung ihr zu dienen. Daher die geistige Erstarkung, welche das Ansehen der Vernunft der Herrschaft der Autorität entgegenstellt; daher dieses Vorwalten des gesunden Verstandes, welches Talleyrand das Wort eingab: „Es ist einer, der mehr Geist hat als Ludwig XIV, mehr als die konstituirende Versammlung, mehr als Napoleon — nämlich jedermann." Mit Einem Worte: Die Alten besaßen große Männer, bei uns aber sind Menschen, die Großes thun.

Im Alterthum hing das Bestehen des Staates einzig von der materiellen Kraft ab; er hörte auf, sobald er aufhörte zu siegen, mußte daher zerstören, um nicht zerstört zu werden, bis, bei völliger Erschöpfung der Kräfte, ein Volk in die Knechtschaft eines andern oder irgend eines Despoten sank. Dieser nothwendige Keim der Zerstörung liegt aber nicht in den Wurzeln der neueren Staatsgesellschaften, welche, auf dem Vortheile jeder Nation und jedes Einzelnen gegründet, diesen zu wahren suchen in der Beförderung des Vortheils aller, und welche durch das Wohlergehen des Nachbarn sich nicht bedroht fühlen.

Im Wesen der alten Staatsgesellschaften lag es, daß ihre Regierungen auch die rein moralische Macht zur Ueberwachung

der Meinungen, der Neigungen und der Religion, nicht blos die materielle hinsichtlich der Handlungen besaßen; eine Scheidung beider Gewalten war nicht möglich wegen ihres gemeinsamen Ursprungs und der Nöthigung, die Politik auf Eine Hauptstadt zu beschränken, selbst nachdem diese die halbe Welt sich unterworfen hatte. Nicht blos thatsächlich und praktisch, sondern auch theoretisch und in der Idee unterschied man nicht zwischen der Beherrschung der Meinungen und der der Handlungen, und sogar bei dem, freilich nur als Theorie hervorgetretenen Vorhaben, das Regiment den Philosophen zu überlassen, dachte man doch nur an eine unbeschränkte Autorität. Durch solche Vermischung der Gewalten blieb die Moral der Politik untergeordnet und da diese eine wesentlich kriegerische, erhielt auch die Erziehung nur den Krieg zum Zweck und Ziel; das sittliche Element zu pflegen ward nun der Aufsicht der Philosophen und dem Eindruck der öffentlichen Schauspiele überlassen. Uebrigens mischten sich die Magistrate in jede Einzelheit des Lebens ein; die Gesetzgebung verfügte über den ganzen Menschen und über all sein Thun und Lassen, auch im Privatleben und im Heiligthum der Häuslichkeit, während die heutigen Legislationen unbedingt die Unverletzlichkeit des persönlichen Rechtes anerkennen; das Vaterland war alles, das Individuum nichts; der Mensch entfremdete sich selber der Gesellschaft, während die gegenwärtige Sozietät vom Bürger nur erheischt, was unumgänglich zur Erhaltung der Ordnung nothwendig, seine individuelle Eigenthümlichkeit unberührt läßt und auch an sich schlechte, gleichwohl nicht verbotene Handlungen kennt. In den alten Staaten war daher der von großen Männern ausgehende Antrieb nothwendige Bedingung, während die unsren in ihrem Entwicklungsgange auch unter unfähigen Monarchen und verwerflichen Führern sich nicht aufhalten lassen. Dort isolirt sich der Mensch; er unterstützt die Gesellschaft, deren Mitglied er ist, dadurch, daß er die übrigen haßt, daß sein Patriotismus darin besteht, Jedweden zu verachten, der in einem andern Lande geboren ist, gleichwie die Staatskunst die Lösung ihrer Aufgabe darin erblickt, der fremden Gebiete sich zu bemächtigen und die Bevölkerungen als Werkzeuge der Größe zu gebrauchen.

Der Geist der Eroberung kannte keine andern Gränzen als die Möglichkeit. Agesilaos sagte: die Gränzen Lakoniens sind da, wohin die Spitzen unsrer Lanzen reichen. Den Römern war

der Fremde Feind, der normale Zustand der Krieg. Voll wilder Tapferkeit, außerordentlichen Leiden und Entbehrungen ausgesetzt, ward der Krieger des Alterthums verhärtet gegen sich selbst, grausam gegen andere, heldenmüthig erschien ihm das Blutbad nach dem Kampfe, die Hinschlachtung wehrloser Bevölkerungen. Die Besiegten wurden vernichtet; die Perser versetzten in das Innere von Asien ganze Völker, Hebräer und Griechen, gleichwie Hebräer und Griechen ältere Völkerschaften vernichtet und sich ihrer Sitze bemächtigt hatten; Rom zerstört die blühenden Zivilisationen von Etrurien, Korinth, Karthago, Rhodos und verfährt mit den Griechen nicht besser als die späteren Osmanli.

Solche Erscheinungen sind tief begründet in den Sitten der epischen Zeit, und sie mußten auch erfolgen, da kein anderes Recht als das der Kommune und des Staates galt und jede sittliche Grundlage fehlte; der Typus des vollkommenen Lebens kann aber nur abgeleitet werden aus seinen Beziehungen mit der Ordnung der ganzen Schöpfung. Das Alterthum besaß diesen Typus nicht oder er war doch nur von wenigen Weisen gekannt, ohne in das Bewußtsein der Massen zu gelangen, in welchem Bewußtsein allein Geselligkeitssinn und Rechtsgefühl wurzeln. Darum ist das römische Recht der strenge Ausdruck der materiellen Nothwendigkeiten des Zusammenlebens so wie es bestand, mit unerbittlicher Logik gewaltsame Thatsachen und ungeheuerliche Folgerungen zu einem Rechtssysteme formulirend. Statt ihm zu Grunde zu liegen, hat die Equität nur einen äußerlichen und sporadischen Einfluß darauf, und das Naturrecht ist so wenig dessen Ausdruck, daß mit diesem Namen nur die rein instinktiven Beziehungen der lebenden Wesen bezeichnet werden, während das Völkerrecht die den Nationen gemeinsamen Gebräuche umfaßt; neben dem bürgerlichen Rechte stehend, hindern diese Rechte sich gegenseitig statt sich zu beschränken, statt daß eines derselben Endursache und somit die alle überragende Norm wäre. Die Jurisprudenz thut demzufolge den Ausspruch, der Mensch sei naturrechtlich frei, werde aber durch das Staatsrecht Sklave, durch das Völkerrecht Sache, durch das bürgerliche Recht Feind.

Aber endlich offenbart sich das Fleisch gewordene W o r t als idealer und zugleich realer Typus, der Mensch ermißt an demselben die Vollkommenheit, zu welcher seine Natur bestimmt ist und erkennt die rationelle Nothwendigkeit, zu derselben im wirklichen Leben zu gelangen. Der Christ glaubt an die Pflicht der fort-

währenden Selbstverbesserung, an die Pflicht, um Gottes Willen sich für einander aufzuopfern; er glaubt an die Barmherzigkeit als verpflichtendes Gesetz, an eine ideale Stadt, deren er sich würdig machen muß, mit dem Auftreten des Christenthums waren daher die reine Equität, die allgemeine Verbrüderung keine Träume mehr, sondern Grundlagen eines Normalzustandes geworden, welchem der Mensch, ohne seine Natur zu verändern, nicht entsagen kann. Demzufolge ist nun die bürgerliche Ordnung nicht blos thatsächliche Erscheinung, welcher sich zu fügen der Mensch gezwungen ist, sondern Stufe der vollkommenen gesellschaftlichen Ordnung, deren Verwirklichung seine Aufgabe; ebenso bestehen die eigentlichen wesenhaften Elemente des Rechtes in den Vorschriften der reinen Equität, in den thatsächlichen sozialen Erscheinungen in Beziehung zu jenen idealen, in ihrer progressiven Verbesserung in Annäherung zur Vollkommenheit.

Fortan findet das Wort Brüderlichkeit, welches zuerst beim Abendmahle des Herrn ertönte, auch in der Staatskunst Eingang; das grausame Wort „natürliche Feinde" wird sogar aus den unerbittlichen Büchern der Diplomatie gestrichen, und Niemand mehr erhebt den Anspruch, daß die Sonne über einen Einzelnen all ihr Licht ausgieße, um alle Andere in tiefe Nacht versinken zu lassen. Die Nationalitäten sind geheiligt; der einzige Zweck des Krieges ist die Wiederherstellung des Rechts, die einzige Wirkung des Sieges der Gewinn der strittigen Sache, die Sicherung vor künftigen Rechtsverletzungen. Thatsächlich geschieht dies freilich nicht immer, aber man hält doch wenigstens diese Theorie als Deckmantel für nothwendig, sogar die Gewaltthätigkeit bedient sich des Vorwandes der Rechtmäßigkeit und die zugleich hochgepriesenen und verwünschten Helden sind zum Heile der Welt Ausnahmen. Ein römischer Feldherr mußte in ordentlicher Schlacht wenigstens 10,000 Feinde erlegt haben, um der Ehre des Triumphes theilhaftig zu werden; wir preisen denjenigen, der den Krieg am schonendsten und mit den geringsten Opfern führt; unsere Kriege werden zwischen den Regierungen, nicht zwischen den Personen geführt, schon die Art unsrer Waffen schließt die Kampfeswuth der Einzelnen aus, und wenn in Rom nur ausnahmsweise der Janustempel geschlossen wurde, so ist dies bei uns der umgekehrte Fall. Das Schwert wird bereit gehalten, nur um dem Rechte Nachdruck und der Moral Sicherheit zu verleihen und die Nationen stehen zusammen, wenn es gilt, den Sie-

geswagen desjenigen zu zertrümmern, der sich einfallen läßt, blos aus Ehrgeiz die Ruhe der Staaten zu bedrohen. Die Kämpfenden sind nicht mehr die Mannen eines Großen, sondern die Vertreter eines Volks; und obgleich das Kriegsrecht sich noch — ein Rest der Barbarei — auf den angeblichen Naturzustand des Menschen gründet, so können doch Gewaltthätigkeiten nur an Individuen, nicht an den Massen begangen werden; obgleich das Eigenthum schwer belastet ist, so wird es doch auch geachtet; der Gefangene wird nicht mehr Sklave, sondern wird nur deshalb und zwar lediglich während des Feldzugs zurückbehalten, damit er nicht dem Gegner schaden könne. Gleich wie hinsichtlich der Hinrichtungen es ein Fortschritt war, daß die Verurtheilten nicht mehr lebendig zerrissen und nur ihre Leichen verstümmelt wurden, so ist's auch ein großer Fortschritt im Kriegswesen, daß der Krieg nicht mehr um seiner selbst willen, sondern zur Erlangung des Friedens geführt wird und daß er zur Kräftigung der Idee von der öffentlichen Gewalt gegenüber der privaten diente, so daß aus dem Kriegsrechte sich bei den Neuern der Begriff der öffentlichen Sache entwickelte.

Und vielleicht kommt noch die Zeit — warum uns diese schöne Einbildung versagen? — wo kein Krieg mit Waffen mehr geführt werden wird zwischen gesitteten Völkern, sondern ein Wettkampf der Industrie, ein allgemeiner Wetteifer zur Beherrschung der Natur. Dahin geht ja das Bestreben der neueren Gesellschaft, während das Alterthum an die Uebung der Kräfte des Menschen zur Bemeisterung der Materie eine Unehre heftete, sogar die Künste dem Kriege dienstbar machte, dem Kriege, der die Beschäftigung eines Jeden bildete, so daß Arbeit und Handel als Strafe den Sklaven überlassen blieb

Wir mögen den verwerflichen Tugenden von Sparta unser Interesse versagen; aber, geblendet von den prunkhaften Reden der Oratoren Athens und Roms, stellen wir uns diese Griechen und Römer als Männer vor, welche in ihren Meinungen und Handlungen einer großen Freiheit huldigten. Und doch erhoben sich gerade zu den glänzendsten Zeiten zügellose Tyranneien, wie die von Sulla, Marius und überhaupt von jedem, der, wie die Triumvirn, die Kühnheit besaß, einer unbestrittenen Gewalt sich zu bemächtigen. Und wie erscheint sogar in der römischen Verfassung die Macht der Censoren so inquisitorisch, so willkürlich! Livius Salinator, der trotz einer durch das Volk verfügten

Verurtheilung mit dieser Würde bekleidet worden, verhängt massenweise Bestrafungen und nimmt 34 von den 35 Tribus das Vollbürgerrecht. Diese Magistrate besaßen also die Macht, die Republik umzustürzen. Sie verstießen aus dem Senat eine ansehnliche Anzahl seiner Mitglieder, 32 i. J. 633, 60 i. J. 682; Appius Claudius vertrieb daraus alle Mitglieder Cäsars, die Ritter gar werden unter die Plebs verwiesen, wogegen aus deren Reihen neue Ritter gezogen werden. Wie mußten solche Vorgänge die Verfassung gefährden, wie sehr die persönliche Freiheit bedrohen! Cornelius Ruffinus wird vom Senate exkludirt, weil er 10 Pfund Silbergeräth besitzt, Cato entsetzt den Senator Manilius, weil er in Gegenwart seiner Tochter seine Frau geküßt hatte. Kann es etwas Unerträglicheres geben als eine solche in die Familie sich eindrängende Tyrannei?

Der Gerechtigkeitspflege standen nicht entfernt die in neuerer Zeit üblichen Garantien zur Seite; vielmehr war es den öffentlichen Rednern darum zu thun, nicht den Schuldigen zu entlarven und dem Unschuldigen Freisprechung zu verschaffen, sondern lediglich darum, zur Trübung der Wahrheit die Leidenschaften aufzurufen, und wenn auch jene Reden von der Gewalt des Menschen an den Menschen ein glänzendes Zeugniß ablegen, so kann dies doch nicht dafür entschädigen, daß die Gerechtigkeit einzig vom Willen des Richters abhing; die Thränen des alten Horatius retten seinen brudermörderischen Sohn; gleich wie der römische Redner die Wunden des Kriegers aufdeckt, um die Richter durch den Anblick seiner Leiden zu rühren, so entschleiert der griechische Rhetor den Ruhm der Phryne, damit das Schauspiel ihrer Reize blendend besteche.

Das römische Reich ist die Verwirklichung eines Despotismus, den man kaum für möglich halten sollte; Millionen Menschen verfallen rechtskräftig dem Tode, weil sie in ihrer Weise Gott glauben und anbeten; ein nebenbei ehrlicher Prokonsul läßt von diesen Unglücklichen viele, blos um einen Versuch zu machen, einkerkern und foltern, und da er doch zwischen der Legalität und seinem Gewissen schwankt, erbittet er sich die Ansicht des Kaisers, der sein Verfahren nicht nur billigt, sondern ausgedehnt und verschärft wissen will. Und wir verabscheuen die spätere Inquisition, die allerdings verabscheuungswürdig war, weil sie jene antike Strenge nicht mit der duldsamen Liebe des Evangeliums zu mildern wußte, nachdem während dreier Jahr-

hunderte die Martyrer gelitten, auf daß die rohe Gewalt aus dem Heiligthum der Seele verbannt werde, nicht der Vernunft und dem Gewissen Gesetze vorschreibe, worauf erst das Recht menschlich, die Duldung Gottes Gesetz und Canon der ganzen Menschheit wurde.

Die antike und die moderne Gesellschaft unterscheiden sich somit wesentlich, und aus dem Angedeuteten konnte sich bereits ergeben, welche wahrhaft freier. Die Rechte des Bürgers waren allerdings in einigen Republiken zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt, aber wie viele Menschen erfreuten sich dieser Rechte? Einige Tausende Bevorrechteter, die unter sich selber wieder Abstufungen hatten, tyrannisirten eine Plebs, die nicht mitzählte, und eine Welt von Sklaven. Unter Plebs verstehen wir die ganze ländliche und einen großen Theil der städtischen Bevölkerung; denn selbst da, wo dieselbe durch Aufstände und legale Spitzfindigkeiten, wie in Rom, die Menschenrechte errungen hatte, d. h. das Recht, ein eigenes Weib und anerkannte Kinder nebst einem eigenthümlichen Felde — wenn anders der Gläubiger es nicht an sich riß — zu besitzen, war sie zu einem müssigen Leben gezwungen, verurtheilt, die Subsistenz von der Großmuth, vielmehr von dem Almosen derjenigen zu erwarten, welche das Votum des Plebejers brauchten oder seine Wuth fürchteten. Und wenn der Fall eintritt, daß ungünstige Winde das Eintreffen der Getreideschiffe verhindern oder eine Laune Caligula's die Vertheilung der Vorräthe untersagt, so wird die Plebs verhungern. Wenn sie die marmornen Theater verläßt, wo sie der gestrigen Noth und des morgigen Elends vergaß, so verkriecht sie sich in elende Löcher, die dermaßen überfüllt sind, dermaßen sich vor der öffentlichen Ueberwachung verstecken, daß man in ihnen geheime Werkstätten einrichten und hinweggeschleppte Vorübergehende daselbst zur Arbeit zwingen kann.

Und unter Sklaven verstehen wir Menschen, die ein Anderer verkaufen, verstümmeln, tödten kann nach Wohlgefallen, die nicht Familie, nicht Gesetz, nicht Gott haben; Weiber, denen nicht einmal der Trost gelassen, daß sie der Gewalt oder der Verführung nachgeben, die der Herr heute umarmt und morgen mit den Kindern, die sie ihm geboren, verkauft; Wesen, mit denen zu beschäftigen sich das Gesetz höchstens so weit herbeiläßt, daß es ihre Verstümmelung untersagt, einzig aus dem Grunde, damit das Gemüth des Herrn durch solche Szenen nicht verhärtet werde.

Fürwahr es genügt das Vorhandensein der Sklaverei, um die Sittlichkeit zu verhindern, da die Erziehung der Sklaven grundsätzlich vernachläßigt wird. Das hochmüthige, statt Widerspruch nur kriechenden Gehorsam findende Verfahren der Herren verträgt sich nicht mit der Selbstbeherrschung, welche die erste Bedingung der sittlichen Entwicklung; die Gewöhnung an eine willkürliche Grausamkeit erstickt die Liebe zur Menschheit, auf welcher der soziale Fortschritt beruht; die leichte Gelegenheit zu einem ungeregelten geschlechtlichen Verkehr vergiftet das häusliche und Familienleben.

Und welche Stellung war der Frau im ganzen Alterthum eingeräumt? Sie war die Mutter der Krieger, eine unverdrossene Arbeiterin, eine sparsame Hauswirthin, höchstens noch eine Gefährtin für das Ehebett und in einzelnen Fällen für die Tafel. Sonst keine Spur von der freien Persönlichkeit der Frau in der Neuzeit, kraft deren die geringste Dienstmagd nicht der Hülfsmittel der Königin Penelope bedarf, um einen zudringlichen Freier abzuwehren. Wir verweisen nicht auf die Beleidigungen der Weiblichkeit durch Dichter und Redner*), oder auf die Verrücktheit jenes römischen Kaisers, welcher nackt auf einem Wagen sich von Weibern ziehen ließ**); lag doch solche Schamlosigkeit und Erniedrigung im Geiste der ganzen antiken Gesetzgebung, welche des Verstandes, der Wahrhaftigkeit der Frauen nur mit Verachtung gedenkt. Um neben dem Manne zu Geltung und Einfluß zu gelangen, bleibt ihnen nichts übrig, als käufliche Dirnen zu werden, dann können sie, wie Aspasia, einem Perikles oder einem Sokrates Lehren ertheilen, dann werden sie, wie Pithionike, ein Grabmal erhalten auf der Via sacra, die nach Athen führt. Noch mehr bezeugt die Verachtung des Weibes und Verkennung der natürlichen Bestimmung derselben die ganz allgemeine abscheuliche Männerliebe. Die kritischen, satirischen und komischen Dichter bei Seite lassend, erwähnen wir nur, wie der gute Plutarch erzählt, Epaminondas habe niemals ein Weib, dafür aber zu Freunden zwei Knaben besessen, von denen einer mit ihm bei Mantinea fiel und in seiner Nähe bestattet worden.

---

*) Pindar, von seiner Nebenbuhlerin Corinna besiegt, nennt sie eine Sau. **Elian.** Var., XIII, 25.

) **Lamprid. in Heliogab., XXIX.

Und selbst unter den freien Männern herrschte in jeder Familie eine um so härtere, weil unmittelbare Tyrannei; die Väter können ihre Kinder tödten oder aussetzen, ihre Frauen verstoßen, abtreten, verleihen, üben als Herren über Gut und Leben hinsichtlich der häuslichen Vergehen eine unbeschränkte Gerichtsbarkeit aus.

Griechenland, dieses Ideal der antiken Freiheit, gelangt nur bis zur Autonomie der Gemeinde und dieser wird der Mensch geopfert. Zu Sparta gab es keinen andern Eigenthümer als den Staat, zu Athen gehörte das Eigenthum der Familie im Ganzen, vermöge einer wunderlichen Verbindung menschlichen Empfindens mit dem Vortheile der Gemeinde. Die römische Republik ist eine Assoziation der Familienväter, die dermaßen unbeschränkt über ihre Angehörigen herrschen, daß sogar die Söhne eine Art von Eigenthum bilden. Eigentlich freigegeben war das Eigenthum in keinem Staate des Alterthums, die Uebertragung desselben war mit allen möglichen Kautelen umgeben und blieb jedenfalls nur auf eine Stadt oder eine Tribus beschränkt; in Athen konnte ein Bürger sein Vermögen nur natürlichen oder adoptiven Verwandten hinterlassen, die Frau weder testiren noch verschenken; nur die männlichen Nachkommen, als Fortsetzung der Person oder der Familie des Vaters, waren erbberechtigt; in deren Ermangelung traten allerdings die Weiber ein, aber unter der Verpflichtung, sich mit dem nächsten Verwandten zu vermählen. Durchgehends wird das Individuum dem Besten der Familie oder der Stadt geopfert und alle Einrichtungen dieser Staatstyrannei zielen darauf ab. Die einsichtigsten Schriftsteller haften an diesem Standpunkte des Wohles der Republik; so stellt Aristoteles an die Spitze seiner „Politik" das Recht der Sklaverei und Platon kennt kein höheres Ideal als die Kräftigung und Verschönerung des Staates, sei dies auch nur durch die Leiden der Individuen zu erreichen.

Eigentlich ist die Frage zwischen Alterthum und Neuzeit für uns schon entschieden durch die Thatsache, daß jene das Reich des Polytheismus, diese das Reich des Christenthums. Denn unterdrückt ward, auch abgesehen davon, daß im Alterthum das Laster sogar eine gewisse Heiligung vermöge der Unsittlichkeit der Götter fand, durch die Vielheit der Götter das Bewußtsein der Gleichheit und damit alle richtigen Ideen über Rechte und Pflichten. Das Evangelium dagegen lehrte die Großen und die Klei-

nen, unsern Vater anzurufen, d. h. sich als Brüder zu bekennen. Es verbot nicht für sich selber zu sorgen, aber es gebot auch, den Nächsten zu lieben wie sich selber. Indem es anempfahl, den Nächsten Gutes zu erweisen aus Liebe zu Gott, führte es den Menschen gleichsam in die Gedanken Gottes ein und lehrte ihn verstehen, daß die Absicht Gottes die Ordnung. Als Heilmittel gegen die nothwendigen Ungleichheiten und die unvermeidlichen Leiden führte es die Charität ein, welche die Liebe selber in der Form religiöser Empfindung, unter der Gestalt einer süßen Pflicht ist. Wo begegnet man im ganzen Alterthum einer Anstalt, welche nur entfernt der einfachen Magistratur der christlichen Seelsorger gliche, dieser regelmäßig gegliederten Körperschaft von Lehrern des Volkes, Vertretern der Unterdrückten, Tröstern der Betrübten, einer Körperschaft, die aus allen Ständen und Klassen ihre Mitglieder heranzieht, um allen Erleuchtung, Sittlichkeit, Ermuthigung zu bringen?

Man will behaupten, daß in der alten Zeit die Bevölkerung viel größer als gegenwärtig gewesen, ja Einige berechnen, daß fünfzigmal mehr Menschen als jetzt gelebt hätten. Wo das Kastenwesen bestand, begreift sich eine starke Vermehrung durch die Gesichertheit der Subsistenzmittel; aber je mehr die untern Klassen sich geltend machten, desto mehr wuchs auch das Bedürfniß, was endlich zur Verarmung der höhern Klassen führen mußte. In der griechischen und römischen Welt übrigens war, wie man aus mancherlei Gründen schließen darf, die Bevölkerung nicht zahlreicher, sondern im Gegentheil viel spärlicher als jetzt. Die oberste Sorge der Gesetzgeber war dahin gerichtet, daß die Menge der Bürger eine zu dem Staatseinkommen, wovon sie leben mußten, verhältnißmäßige bleibe, und zu den gewöhnlichsten Maßregeln in dieser Hinsicht gehörte, den Vätern zu gestatten, ihre Kinder zu tödten. Zudem bestand der überwiegende Theil der Bevölkerung aus Sklaven und in der Sklaverei ist der Zuwachs an Neugebornen gering. Auch unter den Freien wurden in Rom die Ehen spät geschlossen, nämlich erst nach Beendigung des Kriegsdienstes; da ferner der kleine Landbesitz vernichtet wurde, gab es nur sehr große Güter und diese waren sehr dünn bewohnt. Und wenn auch wirklich die Bewohner der Stadt Rom nach Millionen gezählt hätten, so bewiese dies nur, daß das Haupt sich nährte auf Unkosten aller übrigen Glieder.

Waren die Alten reicher als wir? Auf mehrere Thatsachen

gestützt, wird diese Frage im Allgemeinen bejahet. Welches Kind weiß nicht von den Schätzen des Königs Salomon und der Pracht seines Tempels? Alexander fand einen Werth von 300 Millionen im Zelte des Darius und die in der Schlacht bei Issos gemachte Beute genügte zur Bereicherung und zum Sittenverderb Griechenlands. Karthago und Korinth sind angefüllt mit edlen Metallen, welche, beim Brand dieser Städte zusammenschmelzend, ein neues bilden. Eine Stadt wie Rhodos ziert den Eingang zu ihrem Hafen mit dem Koloß. In einem Theater Athens flossen aus versteckt angebrachten Oeffnungen wohlriechende Wasser auf die Zuschauer herab und die Darstellung dreier Tragödien kostete dem Staate mehr als der Peloponnesische Krieg. Beim Triumphe Cäsars sah Rom 320 Paare Gladiatoren auftreten und 18 Elephanten zierten den des Pompejus; unter Augustus wurden der Schaulust 3500 wilde Thiere aller Art, darunter 260 Löwen, unter Titus 9000, unter Trajan 11,000 vorgeführt. Scaurus erbaute ein Theater, welches 80,000 Menschen faßte, mit 5000 Bildsäulen geschmückt war und doch nur ein Jahr stehen sollte. Wir erwähnen nur beiläufig der Prunkliebe einer Kleopatra und eines Lucullus, der Gelage eines Vitellius, des Reichthums eines Herodes Atticus und eines Crassus, der in Baarem 7000 Talente besaß.

Aber wir betrachten nicht als Wohlstand den in wenigen Händen angehäuften Reichthum, sondern das gleichmäßiger vertheilte Besitzthum, welches den Bedürfnissen und der Bequemlichkeit der größern Anzahl dient. Wie Wenigen kamen jene Schätze zu Gute! Wie viele Tausende von Verhungernden kamen auf einen einzigen Wohlhabenden! Der äußere Anschein von Pracht, den die großen Städte des Alterthums darboten, übersteigt allen Glauben. Man erblickt nur in Marmor und Metall erglänzende Paläste mit bewundernswürdigen Statuen und jeglichem sonstigen Schmuck der Kunst, mit Geräthschaften, wo die Kostbarkeit des Stoffes der außerordentlichen Vollendung der Arbeit entsprach. In den Landhäusern (Baja bezeugt dies) erstreckte sich der Luxus bis in die geringste Einzelheit. Die Bäder eines reichen Bürgers konnten in den zierlichsten Tempel Roms (das Pantheon) umgestaltet werden; im Wohngemach eines andern wurden die gerühmtesten Meisterwerke der Skulptur aufgefunden; der Fußboden eines Speisegemachs in einer minder bedeutenden Stadt

wie Pompeji bildete eine Mosaik, welche eine Hauptzierde der reichsten Museen der Gegenwart bilden würde.

Aber tritt in alle dem nicht eher Prunksucht und theatralische Schaustellung, als Sinn für wirkliche Annehmlichkeit und Bequemlichkeit zu Tage? Römische Gemächer von der herrlichsten Arbeit hatten kein Licht und aus einem wahrhaften Loch wurde das meisterhafteste Werk klassischer Skulptur hervorgezogen. Wir bewundern die Thermen, die Bäder der Alten, aber das Bedürfniß solcher Anstalten ist für uns geringer durch den Gebrauch des Linnens und die mannigfaltigen häuslichen Bequemlichkeiten, welche jetzt einem Jeden zugänglich sind. Mit Erstaunen erfüllen uns die großartigen Wasserleitungen, deren malerische Trümmer die Einförmigkeit der römischen Campagna unterbrechen; sie bezeugen die Macht ihrer Erbauer, aber zugleich deren unvollkommene Kenntniß der hydrostatischen Gesetze, denn heute bewerkstelligen wir viel größere Wunder mit Pumpen und unterirdischen Röhrenleitungen. Die Landstraßen, welche die Römer von einem Ende ihres ungeheuren Reiches bis zum andern führten, scheinen wegen ihrer Dauerhaftigkeit, welche 20 Jahrhunderte überstand, mehr denn menschliche Werke, aber sie dienten hauptsächlich zum Transport der Heere, weshalb auch Suetonius sie opera magna potius quam necessaria nennt, während gegenwärtig, ohne von den Eisenbahnen zu reden, ein Straßennetz fast jedes Dorf mit den großen Verkehrsmittelpunkten verbindet; die römischen Straßen dienten ferner dazu, die Tribute der Provinzen in die Hauptstädte zu liefern*), wir haben für solche Zwecke Wechselbriefe und Banken.

Und wenn man nur diejenigen Menschen berücksichtigt, welche das volle Bürgerrecht genossen, d. h. das Recht, die Uebrigen zu unterdrücken und mit ihrem Blute sich zu mästen, so erscheinen auch hier die Dinge in ganz anderer Gestalt, räumt man den glänzenden Firniß, der sie bedeckt, hinweg.

Ein kurzer Zeitraum trennt das stets wachsende Neapel von den zwei in der neuesten Zeit wieder ausgegrabenen Städten. Jene Stadt hat eine bunte zusammengewürfelte Bevölkerung,

---

*) Ut omnia tributa velociter et tuto transmitterentur. Procop. Der großen römischen Staatsstraßen waren 27, die sich über einen Raum von 4500 Stunden ausdehnten. Frankreich hatte bereits 1807 Staatsstraßen von 13,400 Meilen Länge.

nach Laune, Zufall oder Bedürfniß in krummen, steilen Gassen und düstern Winkeln oder längs des Gestades sich vertheilend; in Pompeji und Herculanum dagegen herrscht die vollkommenste Regelmäßigkeit, sind Straßen und Häuserfronten wie nach der Schnur gezogen, Höfe und Speisezimmer überreich verziert, Plätze, Basiliken, Tempel architektonische Meisterwerke, die geringsten Hausgeräthschaften nicht minder zierlich und fein gearbeitet als die Pferdekrippen in den Ställen. Aber von der ersten Bewunderung zurückkommend, hat man die Frage, welche ein König dieses Landes in einer andern Hauptstadt Italiens stellte, auf den Lippen: Wo ist das Volk? Man sieht Paläste für eine Minderzahl von Reichen, Kaufgewölbe einiger Handelsleute, wo aber wohnte und lebte die Masse der Bevölkerung? Wo sind die Häuser, in denen sie der nächtlichen Ruhe pflegte? Wir fragen nicht nach Spitteln, nach Versorgungshäusern: dergleichen Wohlthätigkeitsanstalten waren unbekannt. Und selbst in der anziehenden Einsamkeit dieser aus dem Grabe erstiegenen Wohngebäude fehlt so viel von den Einrichtungen, welche zu den unentbehrlichen Bedürfnissen unsres häuslichen Lebens gehören. Der Hausherr hat verschiedene Speisegemächer für Sommer und Winter, aber sein Schlafzimmer ist eine Höhle ohne Luft und Licht; Löcher, in denen man sich kaum bewegen kann, sind die Gynäkeen, die beständigen Aufenthaltsorte der Frauen; in wahrhaften Kerkern aber werden die Sklaven, welche nicht vor der Schwelle des Herrngemachs liegen, eingepfercht. Keine großen Glasfenster, die Luft und Licht geben, den Blick ins Freie gestatten, die Einförmigkeit der Mauer unterbrechen, keine Brunnen oder Wasserröhren, keine Abzugsgräben, keine Kamine, statt Treppen steile Stiegen, zierliche, aber harte unbequeme Sitze und Betten, sehr schöne Wagen, aber ohne Federn und Verdeck; enge Straßen und schmale Thüren beweisen, daß überhaupt der Gebrauch der Wagen ein sehr seltener war, während deren in der benachbarten Stadt Tausende auch zu Diensten der Armen stehen; kein Tischzeug, keine Gabeln (seltene Ausnahmen bestätigen nur die Regel), keine Vorrichtungen gegen Regen und Blitz.

Man denke sich, ein Bewohner dieser Städte erwachte aus seinem Todesschlafe und sähe, daß in dem Dorfe, welches über seiner Heimath sich erhoben, der Schneider, der Schuhmacher, der Tischler in voller Freiheit arbeite und in voller Freiheit über seinen Erwerb verfüge, nach Gutdünken dem Reichen zu

Diensten stehe oder ihm seine Dienste versage, diesem gleich werden könne durch Fleiß und Glück und, falls von ihm gekränkt, des Schutzes der Gerechtigkeit gewiß sei; man denke sich ferner, er trete in irgend einen Kaufladen und überzeuge sich von den unendlichen Vervollkommnungen, welche allen Künsten und Handwerken, auch den bescheidensten, zu Theil geworden; er wäre dann Zeuge, wie der einfache Handwerker und sein Weib Seidenstoffe tragen, was der höchste Luxus der Großen seiner Zeit; er bemerkte den Gebrauch der Uhren, welche die Zeit mit einer ganz andern Genauigkeit angeben wie sein Gnomon oder seine Sanduhr; in den Zimmern sähe er Feuervorrichtungen, an den Wänden Gemälde oder Kopien von solchen in Stich und Druck, auf Gestellen Bücher, an den Fenstern Vorhänge zum Schutz gegen die Sonne; er fände Kaffee, Thee, Zucker und andere Erzeugnisse einer Welt, welche seine Weisesten nicht einmal ahnten, allgemein verbreitet, die Erleuchtung der Straßen durch Gas, die der Zimmer durch Kerzen oder Lampen u. s. w. — würde ein Solcher nicht urtheilen müssen, daß der Arme in unsrer Zeit angenehmer lebt als die Fürsten der seinigen?

Um uns jene Gesellschaft in ihrer wahren Gestalt vorzustellen, denken wir aus der unsrigen hinweg, ich sage nicht die Dampftransportmittel, den elektro-magnetischen Telegraphen und die übrigen Erfindungen der neuesten Zeit, aber die Posten, dieses unentbehrliche Bedürfniß unsrer Zivilisation, das Papier, den Buchdruck; bilden wir uns ein, daß wir uns in Wolle kleiden, mit großen Buchstaben schreiben, ohne Wechselbriefe Handel treiben müssen, daß uns die großen Meere geschlossen sind, daß wir der Baumwolle, daß wir den Maschinen entsagen müssen, mittelst welcher unsere Industrie so wohlfeil und gut arbeitet, daß wir keinen Thermometer, keinen Barometer, keinen Hygrometer, keine Kristalllinse, keine optischen Gläser, überhaupt keines von den Instrumenten kennen, welche die Kraft der Sinne verdoppeln, keine Strumpfwirke- und Webstühle, keine Steinkohlen, keines der vielen chemischen Präparate zur Erhöhung der Gesundheit, der Schönheit, des Lebensgenusses: dann mögen wir uns selber sagen, ob die Alten reicher und glücklicher waren als wir es sind. — Gewiß war es ein großartiges Schauspiel, wenn die Bewohner der Städte und ganzer Provinzen zusammenkamen zur Berathung oder zu Spielen, aber wir besitzen so mannigfaltige Mittel zur gegenseitigen Mittheilung jeglicher Art, daß wir deshalb Zeit und Raum

nicht zu verändern brauchen. Und jene unermeßlichen Cirken, jene prachtvollen Theater, wo auch die Frauen Genuß fanden an dem schrecklichen Schauspiele der mit Kunst einander hinschlachtenden und mit Grazie sterbenden Fechter, wo das Volk seine stumpfgewordenen Nerven erregen ließ bei dem Anblick der wilden Thiere, die sich unter einander oder die gottergebenen Anfänger des Nazareners zerfleischten, wo die Trophäen der besiegten Nationen prangten und gemeine Sinnlichkeit schamlos waltete, jene olympischen Spiele sogar, wo das Volk, bei welchem das Schönheitsgefühl am feinsten ausgebildet war, die Schönheit der Körperformen, die Kühnheit der Stellungen, die Wahrheit der Farben, die Erhabenheit der Bildwerke bewunderte, von Poesie und Geschichte sich begeistern ließ — hat unsere Zeit zu beklagen, daß sie alles dies entbehrt? Der Prunk dieser öffentlichen Schauspiele verdeckte eben nur die Aermlichkeit und Dürftigkeit des Privatlebens. Die unvollkommene Verfassung der Familie, die Knechtung des Weibes, die Herabwürdigung der untern Volksklassen u. s. w. erzeugten das Bedürfniß nach Zerstreuungen außer dem Hause, die überdem nur selten vorkamen. Als ein süßeres und zärtlicheres Interesse aus den Beziehungen von Blutsverwandten und Freunden erwuchs, als die Gleichheit das häusliche Glück geschaffen hatte, da sprudelten Quellen ganz unbekannter Genüsse auf, wozu Weltgeschichte, Lektüre, Theilnahme an stets sich erneuernden Entdeckungen nicht wenig beitrugen. So folgen auf die lärmenden Spiele des Knabenalters des Jünglings ruhigere und mehr geistige Unterhaltungen.

Es bedarf nicht der wiederholten Hinweisung auf die äußerst beschränkte Zahl derjenigen, welchen unter den Alten geistige Genüsse überhaupt zugänglich waren; die vollständigen Handschriften von Homer lassen sich an den Fingern abzählen, von Aristoteles ist nur eine und von Tacitus und Livius sind gar wenige vorhanden; überhaupt war der literarische Verkehr so spärlich, die Verbreitung der Bücher so gering, daß Geister von keineswegs gewöhnlicher Art sich damit begnügten, ausschließlich Kompilatoren zu sein und eben hiedurch nur sind Trogus, Justinus, Valerius Maximus, Eutropius, Photius, sogar der ältere Plinius auf die Nachwelt gekommen. Aber selbst die materiellen Genüsse stehen dem einfachen Privatmann unserer Zeit in viel größerer und besserer Auswahl zu Gebote als den Bevorzugtesten des Alterthums. Eine geringe Ausgabe verschafft ihm, und wenn er will täglich,

den Genuß der Musik, des Tanzes, der Theater, und die Kosten dafür erhält er nicht als Almosen, wie der Bürger von Athen, sondern er hat sie mit seiner Arbeit redlich verdient; er ist bequemer gekleidet, weicher gebettet, besser genährt, reist schneller, lernt mehr, und was die ersten Geister gedacht, gedichtet, gefunden haben, ist ihm leicht zugänglich.

Kurz, wir besitzen alle Künste der Alten, aber in einer unermeßlichen Vervollkommnung und mit dem nicht hoch genug zu schätzenden Vortheile, daß sie jetzt allgemein faßbar und erreichbar gemacht werden. Ehedem arbeitete der Künstler für wenige Auserwählte, nun arbeitet er für das Volk. Ehedem waren es Hunderte, heute sind es Tausende, die der Gleichheit der bürgerlichen Rechte sich erfreuen, ob reich oder arm gilt gleich vor dem Gesetze, und der Theilnehmer am Gastmahle des Lebens werden täglich mehr und mehr.

Aber wenn es leicht ist, unsere Ueberlegenheit vor den Alten hinsichtlich der Intelligenz und ihrer Benutzung für das Leben zu erkennen, so dürfen wir uns doch dies nicht zugestehen mit Bezug auf die Schöpfungen der Einbildungskraft. Betrachtet man die Venus von Milo und die Gruppe der Niobe, liest man des Sophokles „König Oedipos", des Aeschylos Orestische Trilogie, des Virgil „Georgika", so muß man wohl bekennen, daß wir diesen Werken nichts Gleiches an die Seite zu setzen haben. Eine Sprache von unnachahmlichem Wohllaut, das Leben in einer schönen und milden Natur, der beständige Anblick nackter Schönheit in den Bädern oder den Theatern, eine die Glieder weder entstellende noch hindernde Bekleidung, die vertrauten Beziehungen zwischen Künstlern und Philosophen, eine ganz sinnliche Religion, die Vergötterung der Heroen und das Bedürfniß, die Städte zu schmücken, alles dies gestattete in Hellas der Kunst eine großartige Entfaltung. Dazu kommt, daß die Griechen keine so vollkommenen Vorbilder hatten, während wir Modernen die Zeit, wo das Genie seine volle Kraft besitzt, mit der Nachahmung verbracht und erst zur Natur zurückkehrten, als die Periode des Genies verflossen war. Genie und Geschmack, welche bei den Griechen gleichzeitig vorhanden waren, kamen darum bei uns nach einander, und indem wir ihren Bahnen folgen wollten, fanden wir uns gehemmt auf diesen Bahnen, während wir hätten weiter kommen können, ohne vielleicht eine größere Vollendung zu erreichen, aber doch unter Behauptung unsrer Selbstständigkeit. Uebrigens müssen die

schönen Künste vom Standpunkte der gesellschaftlichen Lage und des ganzen Sittenzustandes aus aufgefaßt werden, und gleich wie eine unter ihrem Volke höchlich bewunderte Chinesin uns sehr wenig bewundernswürdig erscheinen möchte, ebenso dürften, würden alle Vorurtheile schwinden, die Kunstwerke einer andern Epoche uns minder vollkommen erscheinen.

Es ist beachtenswerth, daß die Kunst, welche von den Neuern am wesentlichsten gefördert wurde, gerade diejenige ist, in welcher die Alten keine Meisterwerke hinterließen, die Malerei nämlich. Unser Fortschritt in dieser Kunst betrifft nicht allein den geistigen Ausdruck, sondern auch die Technik. Wir begreifen kaum, wie Gemälde ohne Hintergrund, ohne Perspektive, ohne Verkürzungen als schön gepriesen werden konnten, wie man einem Maler zum Verdienste anrechnen konnte, daß ein Porträt den Betrachter auf jedem Standpunkte anzusehen schien oder daß gemalte Trauben von den Vögeln angepickt wurden. Von den Fresken oder Mosaiken aus den vom Vesuv begrabenen Städten wollte man behaupten, sie reichten doch wenigstens an die Werke der Cinquecentisten; aber auch dies ist viel zu viel gesagt.

Auch die Musik der Alten blieb in der Kindheit; wenn sie auch allerdings die mächtige Wirkung des Chorgesanges kannten, so waren ihnen doch sogar die Akkorde unbekannt. Es ist jedoch nicht ganz festgestellt, daß die Griechen nichts von der Harmonie wußten; sie hatten keine Streichinstrumente, und wenn die Wunder von Orpheus und Amphion auch keine Märchen wären, so hätten wir ihnen immerhin ganz andere Wirkungen und Leistungen unsrer Musik entgegenzusetzen und ein einziges unsrer Volkslieder wiegt die ganze Tonkunst der Alten auf.

Statuen, zusammengesetzt aus Marmor, Elfenbein und Metall und mit Edelsteinen an der Stelle der Augen, konnten wohl nicht die Wirkung machen, welche wir eine schöne zu nennen gewohnt sind. Allerdings hat das Alterthum uns Skulpturwerke hinterlassen, denen selbst der strengste Kunstrichter ohne Rückhalt den Zoll seiner Bewunderung darbringen muß; aber wer löst die Räthsel hinsichtlich der Schöpfungen der großen Künstler? Wenn der Apollo und die Venus in den glänzendsten Tagen Athens geschaffen wurden, so entstand der Laocoon zur Zeit seines Verfalls, gleich wie der so korrekte Canova mitten unter den Verschnörkelungen seiner Zeit die Antike wieder zu Ehren brachte. Es hat nie an Solchen gefehlt, welche gewissen modernen Werken

den Vorrang vor allen antiken einräumen*), noch weniger an Solchen, welche als Schätze aus dem Alterthum moderne Nachbildungen bewundern**); wir aber müssen darauf zurückkommen, daß die beiden Epochen eine verschiedene Schönheit kennen, und daß die Alten einen Moses, einen Papst Rezzonico nicht besaßen, wie sie auch keinen „Macbeth“ hatten oder die Darstellungsweise unserer Moralisten und Romandichter nicht kannten, ebenso wie wir, die wir außer ihren Hülfsmitteln noch ihre Lehren und Vorbilder haben, keinen Praxiteles erzeugt haben. Freilich muß man hinzufügen, daß wenn ein Praxiteles unter uns aufstände, er nicht als solcher würde anerkannt werden, weil wir in unserer schwärmerischen Vorliebe für die Alten nur dem Nachahmer Größe zugestehen, so daß man sagen konnte, bei uns gelange nur derjenige Künstler in die vorderste Reihe, der von vornherein sich mit der zweiten begnügt. Geschah es doch aus demselben Grunde, daß man lange die Originalität der mittelalterlichen Kirchen gering schätzte und den freien Aufschwung der Kunst in der s. g. Renaissance nicht zu würdigen wußte, indem man an den Typen des Parthenon und der Rotunde als einzig mustergültig haftete; sehen sich doch darin die Baumeister bis in die neueste Zeit genöthigt, alle möglichen Täuschungen und Verstümmelungen anzuwenden, um Gebäuden zu ganz andern Zwecken und in ganz anderen Klimaten römische und griechische Façaden zu geben. Erst die jüngste Gegenwart scheint Grund geben zu wollen zu der Hoffnung, es werde endlich das Genie ermuntert werden zu schaffen und die

*) Vasari urtheilt über den David Michelangelo's, daß er „alle neuen und alten Bildwerke, griechische und lateinische, ohne Ausnahme, hinter sich gelassen“; Bottari, „er übertreffe bei weitem die Griechen, deren Statuen, wenn über Lebensgröße, nicht so ganz vollkommen seien.“ Diese Urtheile anführen heißt übrigens nicht, sie annehmen, wie wir auch nicht die Ansicht Voltaire's, daß die Stegreifreden im engl. Parlament die ganze studirte Beredtsamkeit der Alten verdunkeln, zu der unsrigen machen möchten.

**) Winckelmann zitirt deren mehrere in der Vorrede zu seiner Kunstgeschichte, aber er selber beschreibt überschwänglich als pompejanische Werke solche, die eigens angefertigt wurden, um ihn zu täuschen. Ein Jupiter und Ganymed von Mengs wurde von ihm wie von aller Welt als Antike bewundert. Bekannt ist die Anekdote von Michelangelo's Amorstatue, und wie viele Arbeitern von Gianbologna gelten nicht für griechische! Anderseits behaupten Viele, auch Mengs, alle antiken Statuen, die wir besitzen, seien Kopien.

Mißklänge zu besiegen, welche die Kunst noch nicht in Wohllaut aufzulösen gewagt hat.

Wir zögern nicht zuzugestehen, daß die schönen Künste, als kräftiger Ausdruck des sittlichen und gesellschaftlichen Zustandes, vorzugsweise einer in sich abgeschlossenen festen Gesellschaftlichkeit entsprechen, deren vollständig sich ausprägendes und bestimmtes Wesen auch eine klarere Wiedergebung mit sichern Umrissen gestattet. Diesen Charakter trug aber die Gesellschaftlichkeit im Alterthum, während die unsere ein fortwährendes Uebergangsprodukt ohne bestimmt ausgesprochene Physiognomie ist. Daraus folgt jedoch nur, daß unser Zurückbleiben in einigen Kunstzweigen nicht hinweise auf eine Verminderung der ästhetischen Fähigkeiten, sondern eher beweist, daß dieselben keinen unmittelbaren und energischen Antrieb finden, gleich wie das Alterthum durch den Polytheismus hinsichtlich der künstlerischen Attributionen und Stimmungen mehr begünstigt war. Kann man zudem behaupten, daß die gegenwärtig zivilisirten Nationen in Europa auch zugleich die vorzüglichsten Künstler besitzen?

Sogar in der Literatur, von Wenigen für wenige auserlesene Geister gepflegt und zwar nicht als Handwerk oder Geschäft, sondern als Beruf, war alles geregelt und geordnet nach gewissen vom Gebrauch eingeführten Normen, die es mit sich brachten, daß der Form und der Schreibart nicht mindere Wichtigkeit beigelegt ward als den Ideen. Die Anbequemung an im Voraus festgestellte Regeln und die Wirksamkeit für einen kleinen Kreis von Richtern legten aber die Gefahr der Verirrung von der rechten Bahn um so näher. So erklärt sich vielleicht auch der rasche Verfall der klassischen Literatur und die kurze Dauer ihres goldenen Zeitalters.

Auch wir Neueren kennen eine aristokratische Literatur, welche ohnmächtig, wie alles, was sich vom Volke lossagt, von Wenigen ausgeht und gehemmt von Theorien, Schulen, Journalen, den freien Aufschwung beschneiden möchte zu einer unthätigen Bewunderung oder knechtischen Nachahmung des Alten. Ausgeschlossen von dem schönsten Ruhme, in den Herzen nicht minder wie in den Bibliotheken zu leben, gleicht sie den Aeolsharfen, welche einzelne schöne Klänge, aber keine Melodien von sich geben. Die ächte Literatur unserer Zeit aber steht nicht im Dienste der Höfe, sondern gehört dem Volke an; sie achtet daher weniger der Freiheiten, welche in Anspielungen, Spitzfindigkeiten, Unbestimmt-

heiten glänzen, sondern trachtet vor allem nach Klarheit und Farbe. Unsere Literatur ist ein Kampf, ein Ringen wie alles übrige; die ziemlich abgezirkelte Form wird erschüttert durch die gewaltsamen Stöße und die Eingebungen der Laune; der unerschütterliche Glaube an einen Autor weicht der Vielartigkeit der Meinungen; die Polemik erdrückt die Kunst, und die Nothwendigkeit, schön rednerisch zu schmeicheln, ist nicht mehr vorhanden. Man studirt darum die Kunst nicht um der Kunst willen und sichtlich verschwindet sie mehr und mehr aus der Darstellung; Ausnahmen sind diejenigen, welche auf Form und Darstellung ihre ganze Kraft wenden. Das Publikum lobt sie und geht an ihnen theilnahmlos vorüber. Hat man Ursache darüber zu erstaunen? Literatur und Kunst haben aufgehört nur — nach dem Worte Raynals — die Ausschmückung des gesellschaftlichen Gebäudes zu sein, und die literarische Republik umfaßt ebenso viele Glieder als es Leute gibt, die lesen können, d. i. alle Welt; die Kunst, ähnlich hierin dem Theater, verliert in demselben Maße an feiner Gewähltheit als ihr Publikum immer mehr anwächst, und das Volk will in ihr seiner Spontaneität, seiner Denkweise, seinen Formen, seiner Sprache, sowie den großen Ideen, aber einfach und anspruchslos ausgedrückt, begegnen. An die Stelle der wenig ausgebreiteten, aber wiederholten und tiefeindringenden Lektüre ist das häufige, leichte und mannigfaltige Lesen getreten. Sogar Leute ohne Bildung lesen, um sich zu unterhalten, um die Zeit zu vertreiben; unfähig, die mühsam angelegten Feinheiten zu verstehen, suchen sie nur das verständlich Schöne; sie lieben das Neue als Ausgleichung der Einförmigkeit des Lebens; die rasche Entwicklung ziehen sie der Vollkommenheit im Einzelnen, und vor allem die Leichtigkeit vor, um ohne Mühe das maßlos angewachsene Bedürfniß nach Kenntnissen zu befriedigen.

Die Alten hatten Glauben an die Dauer und zählten darauf, so lange das Kapitol stehe, würden sie auch gelesen werden: wir dagegen hoffen auf eine baldige Veraltung unserer Bücher durch das Finden neuer Wahrheiten. Das sorgsam fleißige Ausarbeiten, das neunjährige Zurückhalten einer fertigen Schrift gilt fast als Albernheit oder doch als Pedanterie in einer Zeit, in welcher der Ruhm so rasch sich verbraucht, daß man an den Nachruf kaum mehr glaubt, in welchem das Interesse des Augenblicks am folgenden Tage verschwunden, wo die Ideen sich mit einer solchen Schnelle drängen, daß derjenige, dessen geistiger Besitz um ein

Jahrzehnt zurück sich datirt, vom Fluche der Lächerlichkeit bedroht ist. Denn in diese zehn Jahre kann ein Jahr 1744 mit seiner Erneuerung der Physik und Chemie, ein Jahr 1789 mit der Umgestaltung der Politik, wenn nicht der Moral, fallen.

Freilich mißbrauchen die Faulen und Leichtsinnigen diesen Zustand der Dinge und schieben gerne den Ueberfluß von Ideen vor, um die Form zu vernachlässigen, darüber hinwegsehend, daß, weil beide so eng verbunden, die Verfeinerung des Ausdrucks zugleich zur Verfeinerung, also zur Durchsichtigkeit und Klarheit des Gedankens führt; oder sie opfern das Schöne dem Nützlichen, wie die Revolution den Tuileriengarten in ein Kartoffelfeld verwandelte. Betrachten wir jedoch diejenigen, welche auch auf die Schönheit der Form Sorge verwandten, so finden wir, daß die Alten mehr Maler, die Neuern mehr Schriftsteller sind, wenn man nämlich die Kunst der Form und des Kolorites unterscheiden will von der Kunst der Schreibart, welche den Gedankenausdruck harmonisch ordnet, das äußerlichste der Talente von dem innerlichsten, die scheinbare Klarheit, den scheinbaren Glanz von der Wiedergabe des innerlich Empfundenen.

Dies führt uns darauf, und damit wird diese Andeutung klarer, die Wissenschaften zu nennen; denn obgleich die Alten dabei den schwierigsten Theil, die Begründung, für sich in Anspruch nehmen können, so war doch, was sie uns hierin überlieferten, mehr etwas Fragmentarisches als ein systematisches Ganzes, was doch nur allein Werth hat als Grundlage weiterer Entwickelung. Wir aber haben neue Wissenschaften geschaffen, haben andere, die uns als Embrionen oder doch als neugeborne Kinder zukamen, zu voller Manneskraft entwickelt, haben alle erneuert. Man begegnet in den Anfängen der Wissenschaften Elementen, die an Zufall, Fatalismus, Divination erinnern, woraus einige Schriftsteller, weil sie über die Ursprünge eine genügende Erklärung nicht zu geben vermochten, den Beweis einer Uroffenbarung derselben ableiten wollten, während andere, die vor solcher gläubigen Anschauung Scheu trugen, sich mit dem Nothbehelf eines uralten Volkes begnügten, dessen Wissen zwar mit ihm untergegangen sei, aus welchem Untergang sich jedoch einige Spuren gerettet hätten. Dieses spärliche Material waren die Bausteine der Alten, und entsprechend mangelhaft ward der Bau. Sie beobachteten die Naturerscheinungen, aber sie versuchten gar nicht sie einzeln zu studiren oder wieder zu erzeugen, um ihre Ursachen,

ihr Wesen zu ergründen; sie bewiesen Neugier, aber nicht wissenschaftlichen Sinn, und so besaßen sie wohl Kenntnisse, aber nicht eigentlich Wissenschaften.

Die Heilwissenschaft, welche so viele andere umfaßt, konnte unmöglich eine wesentliche Förderung durch die Alten erhalten, da sie nur den allgemeinen und äußern Verlauf der Krankheiten kannten, aber nicht den Zusammenhang derselben zu den Organen, weil sie über deren Bau, Funktionen und gegenseitige Beziehungen nichts wußten. Jede Erscheinung im Weltall, von den pharmazeutischen Mitteln bis zu den Kometenbahnen, hat eine numerische Seite, deren Erforschung unerläßlich ist. Bekannt ist aber, wie mangelhaft es hierin um das Wissen der Alten bestellt war; sie hatten in der Wissenschaft der Zahlen, der reinen Arithmetik, nur eine höchst unvollkommene Methode der Aufzeichnung, und die Gesetze der Zahlen, die Algebra, dieses Senkblei für die Geheimnisse der Natur, kannten sie gar nicht. — Das Gebiet der Sensation ist unermeßlich erweitert worden, seitdem man an dem Thermometer einen genauen Wärmemesser, an dem Barometer einen Höhenmesser gewonnen, mit der Uhr die Abplattungen der Oberfläche festzustellen, mit der Wage die geheimnißvollen chemischen Zusammensetzungen zu erforschen gelernt hat. Durch die Bestimmung einiger Winkel vermittelst der Sextanten weiß der Seefahrer seine Entfernung vom Pole; vermittelst der Repetirzirkel bezeichnet der Astronom den Augenblick und den Ort der Himmelserscheinungen auf Jahrhunderte hinaus. Und sogar für die Fälle, wo man vermittelst der Instrumente die Vollkommenheit nicht erreicht, kann man doch den Umfang des möglichen Irrthums berechnen.

Und indem wir nur noch auf den Bahnen der Beobachtung vorwärts schreiten, ist eine ganze Klasse von Pseudowissenschaften, die mit den wirklichen stets im Widerspruch begriffen waren, die sogenannten Geheimwissenschaften nämlich, beseitigt worden; und wenn unerklärliche Wirkungen uns aufstoßen, so verehren wir deren unerforschliche Ursachen, aber ohne vorauszusetzen, daß sie die Kräfte der Natur übersteigen. Es ist hier natürlich abgesehen von der materialistischen Naturphilosophie, welcher der Mensch Gott, das Geistige wie das Leibliche nur Produkt des „Stoffwechsels", ein Höheres, Unerforschliches nicht vorhanden ist. Aber wir sammeln die Thatsachen mit gewissenhafter Genauigkeit, es der Zeit, dem Zufalle, dem Scharfsinn

großer Ingenien überlassend, ihre Bedeutung und Erklärung zu entdecken.

Geister, welche auf einige genau zu unterscheidende und zu übersehende Gebiete sich ausschließlich beschränken können, sind klarer als solche, welche alles, aber massenhaft umfassen. Dieses Verhältniß waltet zwischen den Alten und uns ob; aber unter uns, die wir zwischen der alles zersetzenden und entnervenden plilosophischen Analyse und der verworrenen Synthese, die zu einer unklaren Unwissenheit führt, mitten inne stehen, entwickelt sich der echte metaphysische Geist, der feine Sinn für Beziehungen und Harmonien, welcher zu Entdeckungen jeglicher Art führt. Daher die unermeßlichen Eroberungen der Vernunft und der Wahrheit. Wenn das Alterthum handelte, ohne sich in lange Untersuchungen einzulassen, so sucht die Neuzeit in allen Dingen die letzten Gründe und die Praxis sagt sich nie los von der Theorie, die Doktrin von der Anwendung. Dazu hat sie vor der Wissenschaft und Literatur der Alten den Charakterzug voraus, daß sie in der praktischen Anwendung, in der Beschäftigung mit materiellen Interessen, mit den Fragen über Geld, Erzeugung und Verbrauch keine Selbsterniedrigung erblickt. Die Philosophie des Alterthums hat lange genug nur gedacht; sie mußte auch empfinden, lieben, handeln lernen und dies ward ihr als Aufgabe gestellt, als die Stimme von Oben sprach: Gehet hin und lehret alle Völker. Nachdem es mit dem Hochmuth einer privilegirten Wissenschaft vorüber war, nachdem die, die Akademie und den Tempel umhüllenden Wolken sich zertheilt hatten, nachdem den heidnischen Priestern die Bewahrung des geistigen Schatzes abgenommen worden, dann erst ward das Wissen Gemeingut der Menschen und sie konnten Errungenschaften des Geistes auf das praktische Leben anwenden; so gewann die Neuzeit die Presse zur Bewahrung und Vervielfältigung des Wortes, die Waffe zur Beschützung der Gesittung vor neuen Barbaren.

Namentlich in der Gegenwart hat sich die Gelehrsamkeit zur Industrie in eine nahe Beziehung gesetzt. Während der französischen Revolution befragte die Regierung Fachgelehrte über alle neuen Einrichtungen, über die besten Methoden der Salpetergewinnung, der Schießpulverbereitung, der Broderzeugung; „requirirte" von Lagrange die Aufstellung einer Theorie der Wurfgeschosse, ließ die egyptische Expedition von Gelehrten begleiten. Der Naturforscher arbeitet dem Landwirth in die Hände, der

Botaniker gibt neue Farbstoffe an und die älteren werden vom Chemiker vereinfacht; die Maschinen und technischen Verfahrungsarten werden der Prüfung, der Beurtheilung, der Vervollkommnung der Koryphäen der Wissenschaft unterworfen. So vermag die Wissenschaft, indem sie zur unmittelbaren Anwendung fortgeschritten, den Menschen neue Genüsse zu verschaffen, die Mühseligkeiten der irdischen Existenz ihm zu erleichtern. Sogar Ungerechtigkeiten, Frevel, die unvermeidlich schienen, wurden durch ihre Entdeckungen besiegt: der Runkelrübenzucker räumt den wichtigsten Antrieb zum Negerhandel aus dem Wege und die Dampfkraft hob die schreckliche Galeerenstrafe auf.

Somit zaudern wir nicht, am Schlusse dieser unsrer Betrachtungen unsre Ueberzeugung, womit wir dieselben begannen, wiederholt auszusprechen: daß ein goldenes Zeitalter nicht in der Vergangenheit zu suchen, sondern in der Zukunft zu hoffen ist; daß während die Alten kleinmüthig auf die alternde und stets sich verschlimmernde Welt blickten, wir das tröstliche Vertrauen hegen, daß sie in stetiger Vervollkommnung begriffen ist, in welcher allerdings immer weiter sich hinausschiebenden aber auch mehr und mehr anwachsenden Hoffnung wir auch wirklich die Vervollkommnung der Welt uns angelegen sein lassen, ohne in Sicherheit uns einzulullen, ohne muthlos die Hände in den Schoos zu legen. Dazu bedürfen wir aber aus den verflossenen Zeiten der Erleuchtung, die den Geist leiten muß, wenn er die rechte Bahn zur Zukunft verfolgen soll; nur gerecht ist die Verehrung der Alten, denn sie ebneten ihren Epigonen den Weg, aber drum ist doch nicht nothwendig, ihnen in allem nachzuahmen, und nur kleinlich ist's, zu glauben, sie zu beurtheilen sei Anmaßung, sie für übertroffen zu halten, sei Verkennung ihrer Verdienste.

So lange die menschliche Gesellschaft aus Großen und Kleinen, aus Reichen und Armen, aus großen Gelehrten und einer unwissenden Menge besteht, wird die Geschichte stets auf die Ersteren ihren Blick gerichtet halten, weil sie ihr Auge blenden, oder weil es zu kurzsichtig ist, von den Spitzen in die Tiefen hinabzureichen. Aber die wahre Geschichte beschränkt sich doch nicht auf die Anschauung der Größe oder des Glückes der Minderzahl, sondern das Beste Aller ist ihr Studium. So macht sie sich zur Zeitgenossin der verschiedensten Jahrhunderte und paart die beiden Elemente jedes Schönen, Einheit und Mannigfaltigkeit. Der Akteur, d. i. der Mensch, bildet eine Einheit und ebenso

das Theater, nämlich die Welt, während die Mannigfaltigkeit in den Umständen und Ereignissen liegt, und so gewährt die Vergleichung selbst der entlegensten Bewegungen mit den jüngsten Interesse und Belehrung. Darum auch verweilten wir sogar in der Geschichte des Alterthums weniger bei den Schlachten und Eroberungen, als bei dem Ringen des Sklaven mit dem Freien, des Plebejers mit dem Patrizier, welche Kämpfe im Mittelalter fortdauerten zwischen dem Herrn und dem Hörigen, wie in der Neuzeit zwischen dem Kapitalisten und dem Proletarier, dem Fabrikanten und dem Arbeiter.

Im Zeitalter des Tarquinius gab es keine Städte mehr jenseits des 43. Parallelgrades; unter Constantin waren sie bis zum 49. Grad und den Nilfällen vorgerückt, und während die römischen Adler den Mantel der asiatischen Königinnen zerrissen, lichteten sie die Wälder Germaniens, um der Gesittung den Weg zu bahnen. Im Alterthum gab es nur Menschenhaufen und Communen, und Rom allein hatte die Idee der Nationalität aufgefaßt, suchte zu vereinigen, zu verschmelzen, zu organisiren. Sehen wir doch Rom damit beschäftigt, unter seiner Herrschaft die kleinen Völker zusammenzubringen, deren gegenseitige Abneigung und kriegerischer Eifer der Sittigung den Eingang verwehrten, und aus diesen Elementen ein Reich bilden, wie die Welt noch keines erblickt hatte. Aber zu dessen Organisation konnte Rom nur Versuche machen, sein Gesetzbuch ist ein solcher und zwar ein überaus großartiger, das Gelingen des Werkes jedoch scheiterte an dem Mangel der religiösen Einheit. Diese ward erst durch das Christenthum gebracht, und die Zivilisation, welche zur Eroberung der Welt mit dem Schwert und dem Gesetzbuch bewaffnet ausgezogen war, hüllte sich nun in den Mantel des Glaubensboten und begab sich unter die Fahne des Kreuzes.

Unter dieser Aegide sind wir in das Mittelalter hinübergetreten; man hätte uns aber gänzlich mißverstanden, wenn man annähme, wir seien nur als dessen Lobredner aufgetreten oder wünschten dessen Zustände zurück. Die Institutionen einer Zeit taugen nicht für die andere und auch die besten können, je nach den veränderten Zeiten, zu den schlechtesten werden, gleich wie die Polarität des Turmalins durch Erhitzung umgekehrt wird, und gleichwie der Arzt, welcher auf die Nothwendigkeit hinweist, die Krankheiten in den Spitälern zu studiren, doch damit nicht zugleich verlangt, daß nur in den Spitälern die Leidenden Hülfe

finden. Allerdings wollten wir, daß die Verachtung und der Spott derjenigen, welche wie Voltaire denken, während Voltaire wohl selbst jetzt anders denken würde, endlich ferngehalten werden möchten vom Studium dieser Epoche, ähnlich dem Tropenlande, welches den segensreichen Brodbaum und den Upas mit giftigem Schatten zugleich hervorbringt. Allerdings wollten wir das Mittelalter darstellen als eine Zeit bedeutungsvoller Fortschritte, gegenüber einer Auffassung, welcher das Mittelalter nichts als reine Anarchie ist, ein Zustand, der schlimmer als Despotismus, was schon deshalb unrichtig, weil der ehrliche Mann die soziale Ordnung der legalen vorziehen wird; wir fanden die aus edlen, weil freien Beweggründen hervorgegangenen, im Mittelalter herrschenden Ueberzeugungen näherer Prüfung werth, weil solche zwar mit dem Verbrechen, nimmer aber mit Gemeinheit und Feigheit sich vertragen. Der Anblick vieler Gewaltthätigkeiten und Gräuel war wohl ein trauriger, aber wir begegneten anderen Erscheinungen, die uns dafür Trost gewähren; so hatten wir nicht nöthig zu leugnen, was Andere sagten, aber wir vervollständigten ihre Behauptungen durch das, was sie vernachlässigten. Muß doch überhaupt der christliche Forscher, bekümmert vom Gemälde der Leiden des Lebens und der Verkehrtheit menschlicher Natur, aus diesem Jammer des Schmutzes und der Thränen trostbedürftig den Blick nach Oben wenden!

Die hervorragendste Thatsache im Mittelalter ist die Verlebendigung des Christenthums und die Erweiterung seiner Folgen durch alle Hindernisse hindurch, so daß es seine göttliche Sendung zu erfüllen vermochte, das allgemeine Sittengesetz politisch zu begründen und jene von Rom nicht erreichte Verschmelzung zu erlangen, und zwar nicht mehr blos unter der Form der Nationalität, sondern der Menschheit. Wir haben gezeigt, wie das Christenthum die Verbesserung der Gesellschaft erstrebte, nicht sowohl durch Umgestaltung ihrer Ordnungen, sondern vielmehr dadurch, daß es an der individuellen Vervollkommnung arbeitete mittelst Auferlegung von Entbehrungen, Bußen, Opfern, welche, indem sie einen allgemeinen Zweck hatten, auf die Gesellschaftlichkeit zurückwirkten. Die dringend empfohlene Demuth ward ein Korrektiv des in der Welt herrschenden Hochmuths, die Vorschrift, den Nächsten wie uns selbst zu lieben, widerstrebte dem persönlichen Instinkt nicht, sondern machte ihn zum Führer und Maß des gesellschaftlichen. Der wilde Patriotismus ward gemil-

dert durch das Gefühl der allgemeinen Verbrüderung; die einem Jeden auferlegte Verpflichtung, einen Theil seines Besitzes zur Unterstützung Anderer zu verwenden, ward zum Heilmittel der Armuth. In der Familie stärkte das Christenthum das väterliche Ansehen durch Heiligung desselben, aber es ließ nicht dem Vater das freie Verfügungsrecht über das Leben seiner Kinder; die Frau erhob es aus der heidnischen Erniedrigung, aber nicht sie über die Gränzen der weiblichen Natur hinaussteigernd — es schloß sie sogar von jeder Theilnahme am Priesterthum aus*) — erkannte es wohl die unverlöschliche Verschiedenheit in dem Wesen der beiden Geschlechter und beschränkte die Mission der Weiber auf das häusliche Leben, während es des Weibes Freiheit gewährleistete, es berief zur Theilnahme am Loos und an der Achtung des Gatten, ihm als Typus die mit der Mutterschaft vereinigte Reinheit gab. Mit der Unauflöslichkeit der Ehe bewahrte es das innere Leben vor den stürmischen Anfechtungen und Irrungen, zügelte die Unbeständigkeit der Begierden, lehrte das Verhalten in den vom Willen unabhängigen Lagen, die Bewältigung der übermächtig werdenden Sinnlichkeit.

Daß übrigens der sittliche Einfluß des Christenthums nicht blos von seiner Lehre, sondern auch von seiner Organisation herrührte, beweist die geringe Frucht, welche es sowohl bei den Byzantinern wirkte wie im Islam, den man als eine christliche Sekte oder Entartung betrachten kann. Durch das Christenthum ging die Suprematie von der Politik an die Moral über, denn es bewirkte, daß die beständigen und allgemeinen Bedürfnisse gegenüber den besonderen und mannigfaltigen Nothwendigkeiten überwogen, und nachdem sie in den elementaren Bedingungen des menschlichen Daseins die allen Klassen der Gesellschaft gemeinschaftlichen und die von besonderen Lebenslagen abhängigen unterschieden, unterzog sich die geistliche Gewalt der Aufgabe, den erstern im individuellen wie im gesellschaftlichen Leben volle Berücksichtigung zu verschaffen.

Die alten Staaten hatten nur Einen Entstehungsgrund: die Eroberung. Im Mittelalter dagegen sammelten sich die Menschen, vor der Bildung von Nationen, um die Bischöfe und alle Bischöfe um den Papst; daher eine Universalität ohne räumliche Gränzen wie ohne Personalität der Völker. So gehörte der Mensch nicht

*) Mulieres in ecclesiis taceant. I. Cor. XIV.

mehr, wie im Alterthum, mit Leib und Seele dem Vaterlande an, und der Gesetzgeber nimmt auch nicht den ganzen Menschen in Beschlag mit seinen Dekreten, über welchen er ein höheres, auf anderen Prinzipien als das positive beruhende Sittengesetz anerkennt. Aus der Unabhängigkeit im Glauben und Anbeten erwächst jetzt die Gewissensfreiheit. Die Unterscheidung zwischen dem geistlichen und weltlichen Machtgebiete ermöglichte es, daß, auch ohne gewaltsame Einverleibung oder Verschmelzung, nicht blos kleine Völker, sondern die ganze Menschheit in ein Verhältniß der Vergesellschaftung, der Verbrüderung trat. Das neue Rom gebietet allen Nationen und veranlaßt die Bekehrung Indiens und Amerika's, was im Alterthum ein ungeheuerlicher Traum gewesen wäre. Einzig und allein gegründet auf dem geistigen und sittlichen Verdienste, es verschmähend, sich das Schwert anzumaßen, mit einer freien, keinen Mündigen ausschließenden Wahl als Grundzug ihrer Verfassung, gewann die Kirche das Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit über die rohen kriegerischen Formen jener Zeiten, und ihr Einfluß erhielt noch eine besondere Wirksamkeit durch die eigens für den geistlichen Beruf berechnete Erziehung des Klerus sowie durch die Organisation der, noch weit mehr als der Weltklerus von den nationalen Beziehungen und Hinneigungen abgelösten, Klostergeistlichkeit. Der Zölibat gewährte die zum Gelingen der großen Mission unerläßliche geschaftliche Unabhängigkeit und geistige Freiheit, bildete das Gegengewicht gegen die in jenen Zeiten allgemeine Hinneigung zur Erblichmachung von Amt und Besitz, und verhinderte die Abschließung des Priesterthums auf eine Kaste oder bestimmte Familien, was nicht blos in den alten Theokratien sondern auch zum Theil bei den Griechen und Römern geschehen war. Die in den theokratischen Staaten drohende Gefahr, daß persönliche Begabung oder Begeisterung das Uebergewicht erlangen, verschwindet vor der Unfehlbarkeit eines Tribunals göttlicher Einsetzung. Der Gebrauch einer und derselben Sprache endlich erleichterte die Einheitlichkeit und die Mittheilung der Ideen und Lehren, gleich wie hiedurch auf Jahrhunderte hinaus dieses ehrwürdige und großartige Gebäude vor den zersetzenden Angriffen der Kritik gesichert blieb.

Aber man darf als ein Unglück betrachten, daß sich die Nothwendigkeit ergab — zur Sicherstellung der Unabhängigkeit der geistlichen Autorität in Zeiten der Gewalt und zur Bewahrung

des priesterlichen Oberhauptes der Welt von der Rolle eines Kapellans des Königs, unter dessen Gerichtsbarkeit er lebte — mit der allgemeinen geistlichen Gewalt eine Territorialmacht zu verbinden. Dem betreffenden kleinen Staate fiel dadurch eine Ausnahmstellung zu; aber Italien, wenn gleich durch diese Einrichtung hinsichtlich der geistigen Entwickelung sehr bevorzugt, mußte dieselbe als ein Hemmniß bezüglich seiner politischen Nationalität empfinden, denn die Päpste konnten weder ihre zeitliche Herrschaft über die ganze Halbinsel ausdehnen, noch einen sie bedrohenden Nachbar dulden.

Was indessen die ganze übrige Welt anbetrifft, so dürfte wahrlich nicht zu leugnen sein, daß die Einrichtungen und Ordnungen des Mittelalters einen überaus wohlthätigen Einfluß auf sie übten. Die vom Priesterthum unzertrennliche, die erste Grundlage aller Institutionen der Kirche bildende Erziehung ward auf alle Klassen ausgedehnt durch die Auflage der Verpflichtung religiösen Unterrichts. Damit verbreiteten sich gesunde Ansichten und Begriffe über die Natur des Menschen und die Geschichte der Menschheit; die Kirche bot ihre Gesetze und Regeln zur Beurtheilung der Handlungen und Meinungen; sie befruchtete den Geist sozialer Erörterung, erschloß der metaphysischen Philosophie, wenn sie auch theilweise Ausschreitungen zurückweisen mußte, ein freies Feld, und ward mittelbar Anlaß zum Nachdenken über die Grundlagen der staatlichen und bürgerlichen Ordnung, denn der sich entspinnende Kampf zwischen den beiden Gewalten gab hiezu die Anregung. Aber wo alle Kräfte für die allgemeine Menschenliebe in Anspruch genommen werden, da bleibt auch der Verstand der Moral untergeordnet, und so wird dann dessen Verirrungen vorgebeugt. Der Klerus gebot daher über die Geister sowohl wie über die Herzen, und ein Wunder wäre es gewesen, hätte er mit der Kanzel, dem Beichtstuhl und dem Katechismus, mit einem die mannigfaltigsten sittlichen Hülfsmittel darbietenden, die persönliche Einwirkung wie die gesellschaftliche Einigkeit anbahnenden Kultus nicht die Herrschaft über die ungebildete Welt erlangt.

Der Neigung zum wandern und dem Triebe, andere Völker aus ihren Sitzen zu verdrängen, welche seit Jahrhunderten die nordischen Nationen in Bewegung erhalten hatten, war von der Kirche, vermöge ihres erhaltenden Wesens und Prinzips, entgegengewirkt worden, indem die Vereinigung der christlichen Nationen zu Einer politischen Familie ihr Ziel war, und die großen

Kriegsunternehmungen, welche die Kirche zuließ oder veranlaßte, waren gegen die Angriffe der Araber, Sachsen, Mongolen, Türken gerichtet.

Obgleich der Erblichkeit der Gewalten entgegen, begünstigte sie dieselbe im Lehenswesen, denn die Umgestaltung des Militärsystems machte nothwendig, den künftigen Kriegern eine besondere Erziehung zu geben, diese aber konnte damals nur eine häusliche sein; auch wäre es nicht möglich gewesen, die Ausübung der Territorialgewalt zu überwachen, ohne mit dem Grund und Boden auch die daran gebundenen Anschauungen und eigenthümlichen Sitten auf die nachfolgenden Geschlechter zu übertragen, nur dadurch zugleich ward diesen Theilnahme eingeflößt für die Untergebenen, in deren Mitte sie aufwuchsen. Zugleich bildeten diese Territorialherrschaften das Band, welches den Krieger mit dem Lande verknüpfte, und eine unübersteigliche Schranke gegen die Barbaren; da nun diese nicht mehr fremde Gebiete überfallen konnten, begannen sie das ihrige zu bebauen. Da die kriegerische Neigung und Anlage in einer eigenen Kaste Ausbildung und Verwendung fand, konnten die übrigen friedlichen Arbeiten sich zuwenden, und es begann die allgemeine Umwandlung der rein kriegerischen Existenz in die industrielle — das Ziel der ganzen innern und äußern Politik des Mittelalters, und der Charakter der Neuzeit.

Nun verwandelte das Christenthum die Sklaven in Knechte, und richtete zum Besten der letztern eine Schutzmacht auf zwischen diesen und den Herren; und so kann man überhaupt nicht die in einander geketteten Beziehungen des Feudalwesens betrachten, ohne einzusehen, daß die Kirche allein zu bilden und zu regeln vermochte diese so zweckmäßige Kombination des Instinktes der Unabhängigkeit mit dem Gefühle der Hingebung an einen Andern, welche die sittliche Würde der menschlichen Natur so sehr gehoben; zwar erstreckte sie sich allerdings nur auf eine beschränkte Anzahl von Familien, aber diese dienten der Masse zu einem Vorbilde für die Bewirkung der stufenweisen Freiwerdung.

Das Ritterthum vollendete das Werk, diese bewundernswürdig zweckdienliche Institution in einer Zeit, wo noch keine soziale Macht bis zu dem Grade das Uebergewicht erlangt hatte, um eine innere Ordnung zu begründen. Sie vervollständigte die Ungenügendheit der individuellen Beschützung und gestaltete, indem sie das Verdienst höher stellte als die Geburt, ein militärisches

Erziehungsmittel in ein mächtiges Werkzeug der Gesellschaftlichkeit um.

Aber noch wird die große Mehrzahl, welche nicht aus Fürsten und Kriegern besteht, welche nicht raubt und nicht mordet, von den Staatsmännern wie von den Geschichtschreibern aus ihrem Dunkel nicht hervorgezogen, und so vermag man nur auf dem Wege der Induktion und durch den Gedanken, daß es keine Unterwerfer ohne Unterworfene, keine Vergewaltiger ohne Opfer der Vergewaltigung geben kann, sich dieselbe zu veranschaulichen. Als namenloser Haufe arbeitete sie, aber durch die Arbeit erlangte sie Eigenthum und durch Eigenthum die Freiheit. Aus der römischen Sklaverei in die feudale Hörigkeit übergegangen, wo der Mensch nicht mehr dem Menschen, sondern der Scholle angehört, organisirte sie sich allmälig in Zünften und Gemeinden und erhob sich dann vermittelst des Handels zu den politischen Freiheiten; so vorbereitend die Zeit, wo es in jedes Menschen ernsten Willen gestellt ist, das tägliche Brod zu haben, so wie das Gewerb, um es zu verdienen und die Fähigkeit, dieses auszuüben.

Nachdem die Eroberer gleichfalls Ackerbauer geworden, nachdem die Umgestaltung der Sklaverei vollendet war, hatte der Feudalismus seine Aufgabe ausgeführt und es schlug bald seine Stunde. Starre Legisten begannen dem canonischen Recht ein anderes entgegenzustellen; Handwerker und Krämer schützten sich mit Wällen und Verhauen gegen den Ritter; vom Belfried der Bürger herab antwortete die dröhnende Erzstimme auf die Hörner des Adels, und gegen das Feuergewehr des Fußknechts schützte den Krieger nicht mehr die wohlgefügte Rüstung. Eine allgemeine Umgestaltung tritt jetzt ein; die zersetzte soziale Macht sucht eine neue einheitliche Gestaltung; jene persönliche Unabhängigkeit, welche dem Mittelalter noch fehlte, wird gewonnen, und Herrscher, welche die moderne Anschauung gerne kurzweg als Despoten oder Tyrannen bezeichnet, vermittelten diesen Erwerb, indem sie ein Interesse dabei hatten, sich unmittelbare Unterthanen zu verschaffen und die Unterthanen der Barone zu verringern, in ihren Händen die Gewalt zu vereinigen, welche bis dahin in den Händen der großen Dynasten zersplittert war. So aber machte sich thatsächlich der Vorzug der bürgerlichen und religiösen Freiheit vor der politischen geltend.

Kraft der Unbeugsamkeit logischer Folgerungen konnten Souveränetäten, die nicht auf dem Schwerte, sondern auf Recht und

Vernunft sich gründeten, nicht andere als unbeschränkte sein. Als solche kommen sie der Menschheit zwar ebenso zu Gute, wie dem Kinde die nur durch Liebe geleitete Obsorge des Vaters zu Gute kommt; aber gleichwie für dieses der Tag nicht ausbleibt, wo es mündig wird, so kommt auch diese Stunde für die Völker, und Gott selber gibt das Zeichen dazu. Unter dem Schatten der Kirche hatten sich die Nationen gebildet, aber in dem Maße, wie sie mehr und mehr zur Reife gelangen, wie die Territorialverhältnisse sich vereinfachen und das soziale Element zur Bedeutung sich herausbildet, in demselben Maße entwachsen die Völker dem Flügelkleide. Neben der Einheit der politischen Hierarchie kämpft man noch für die religiöse, und dieser Kampf spinnt immer verbitterter bis ins 16. Jahrhundert sich fort, bis ihm als Frucht die klare Idee von der eigentlichen Bestimmung der Kirche, die milde Duldung, entsprießt, so wie die gegenseitige Abgränzung des geistlichen und weltlichen Gebiets, als zwei Gesellschaften, von denen die eine außerhalb der räumlichen und zeitlichen Schranken steht, die andere den Zeiten, Sprachen und Sitten sich anfügt.

Von großartigen Errungenschaften in Anspruch genommen, kann die Thatkraft nicht mehr auf den blos geistigen Erwerb und die Ausschmückung der Gebiete der Intelligenz gerichtet sein; schon viel ist's, daß die Wissenschaft das Erworbene wenigstens zu erhalten sucht. Indeß genügt sie dieser Aufgabe in so wenig anspruchsvoller und hervortretender Weise, daß ihr Geschichtschreiber darauf angewiesen ist, seinen Stoff mühselig an Orten zusammenzulesen, wo man eine solche Ausbeute am wenigsten erwartet. Eine Strophe des Troubadours verräth, was der Gelehrte nicht zu sagen wagt; irgend eine Satyre oder eine Polemik bietet die Bestandtheile einer Doktrin, von welcher sich sonst nur Spuren vorfinden. Hierin liegt der Grund, weshalb das Studium dieser Epoche so schwierig ist und doch so unvollkommen bleibt, einer Epoche, deren hervortretendste, wenn auch nicht wichtigste Thatsachen diejenigen, welche ihren Beginn und ihr Ende bezeichnen: die Wanderung der Germanen nach Süden und die Entdeckungsfahrten nach Amerika.

Hier endet die defensive und kriegerische Mission des Mittelalters, denn die Barbaren des Nordens haben sich angesiedelt, die des Südens sind nicht mehr furchtbar und die Ritterorden sind genügend für eine Aufgabe, welche vordem die vereinigten

Kräfte ganz Europa's in Anspruch genommen. Erfüllt ist auch die politische Mission der Katholizität, das allgemeine Sittengesetz zur Thatsache zu erheben. Aber für eine nach allen Seiten hin genügende Umschreibung der priesterlichen Gewalt war die Grundlage noch nicht gefunden worden; denn die Päpste strebten mehr und mehr auf die Konzentration hin, während die Nationalitäten dagegen mehr und mehr sich sträubten, besonders seitdem der Thatkraft nicht mehr ein allgemeines Ziel gegeben war. Wenn aber auch in Folge dessen die große Einheit brach, so ging doch der Stoß aus der Mitte des Klerus hervor — zum offenkundigen Beweise, daß die Kirche der Freiheit der Spekulation keineswegs Fesseln anlegte!

Es sinken nun auch die drei Autoritäten des Mittelalters, nämlich in der sozialen Ordnung die Kirche, in der intellektuellen die Scholastik, in der literarischen die Alleinherrschaft der lateinischen Sprache. Auf die vom Schwerte zerrütteten, sodann vom Glauben geordneten Zeiten folgen die von den Staatsgewalten regierten; die von den Kriegern an die Priester übergegangene Herrschaft fällt den Fürsten zu, welche sie einst mit den Völkern zu theilen haben. Der Erzähler braucht nun sich weniger seiner Persönlichkeit zu entäußern; denn die Geschichte tritt aus den Gebieten der Gelehrsamkeit und der Einbildungskraft in das Feld des wirklichen Lebens ein und übt an sich eine größere Anziehung aus, weil sie mehr und mehr die unsere.

Auf daß ein immer größerer Theil der Menschheit an den Wohlthaten der Sittigung theilnehme, treten allmälig andere Länder aus dem Dunkel hervor und in Wechselverkehr mit einer Welt, von der sie bisher eine für unübersteiglich gehaltene Schranke schied. Eine universale Gesellschaft versucht sich zu bilden im Namen und unter den Formen der Zivilisation, und wenn Vergewaltigungen und Unmenschlichkeiten noch vorkommen, so werden sie gegen „Wilde" verübt und zu rechtfertigen versucht durch den Vorwand, daß diese nicht Menschen wie wir, sondern Geschöpfe einer tiefern Gattung. Unterscheidungen, Gerechtsame, Verschiedenheiten, welche das Wesen der feudalen Einrichtungen bildeten, machen einer sozialen Ordnung Platz, deren Ausdruck in der Familie Gerechtigkeit, im Staate Gleichheit in den Gesetzen, in der Erbfolge, in der Besteuerung, in den Besitzverhältnissen, in der Justizpflege. Die Ueberlegenheit Europa's ist entschieden und die andern Welttheile gelangen zur Beden-

tung unter den zivilisirten Nationen in dem Maße, wie sie sich den europäischen Völkern durch den von diesen geleiteten Weltverkehr nähern.

Die Rauflust, die nur um seiner selbst willen den Kampf sucht, ist verschwunden, und bereits Machiavel bemerkte, wie die zu Rom allmächtigen und im Mittelalter gefürchteten Feldherren im 15. Jahrhundert bedeutend an Gewicht verloren hatten, weil der Kampf ein wesentlich innerer geworden zwischen dem Fortschritt und der Beharrlichkeit im Alten, zwischen dem römischen Geiste strenger Zucht und kriegerischen Wesens und dem germanischen persönlicher Unabhängigkeit, welcher Kampf zwischen den beiden Geistern zwar mit wechselndem Glück, jedoch mit vorherrschendem Erfolg des letztern sich fortspann. Vernunft und Gefühl, aus welchen das räthselhafte Wesen der Menschennatur zusammengesetzt ist, und deren Kinder Liebe und Ironie, Sympathie und Kritik, Zerstörung und Wiederaufbau, Begriffe von unzertrennlich gegenseitigem Bezuge — haben fortan die Rollen gewechselt. Eine skeptische und experimentirende Kultur tritt an die Stelle der positiven und dogmatischen; auf alles wird die Analyse und der Vernunftgrund angewandt und die Entwicklung der Zivilisation nimmt Untersuchung und Erfahrung zur Grundlage. Der Nutzen ist die höchste Richtschnur und gibt dabei dem Materiellen und Greifbaren den Vorzug, selbst in Fällen der Kollision mit den Begriffen von Autorität oder sogar von Redlichkeit; die Handelseifersucht bietet einen unerschöpflichen Stoff für einen mit stumpfen Waffen, bei äußerem Frieden, geführten Krieg, der so lange währt, bis endlich die Völker verlernt haben zu glauben, daß das eigene Gedeihen auf der Verhinderung des Gedeihens anderer beruht. Die öffentliche Meinung wird zu einem neuen Bindemittel zwischen Individuum, Nationen und Staaten, und zwar zu einem solchen, das an Wichtigkeit dem Handel und der Religion nicht nachsteht; und es wird die öffentliche Meinung sogar — im Gegensatz zum Mittelalter, wo diese Stelle das Gefühl vertrat — zum eigentlichen Grundstein der neueren Zeit, welche, wohl hiermit im Zusammenhange, eine Menge sich widersprechender und doch alle auf die Vernunft sich berufender Doktrinen erzeugt.

Gleichfalls zum Unterschiede vom Mittelalter ist die Erziehung fortan auf den Unterricht beschränkt, und die Schule wird ausschließlich Lehranstalt, die mit Regeln der Tugend, Verhalten

im Leben, Bildung des Charakters sich nicht mehr befaßt. Das Mittelalter besaß mehr Genialität, mehr Natürlichkeit, und wo die Spuren hievon uns entgegenblitzen, zollen wir ihnen Beifall wie frühreifen Erfolgen eines jugendlichen Geistes, unerwarteten Früchten eines ungepflegten Baumes, vermissen aber dabei Geschmack und Phantasie, Schliff und Vollendung, das feine Gefühl für sittliche Reinheit wie für vollkommene Schönheit, die ungesuchte Anmuth, wie die Unterscheidung zwischen Pedanterie und geistreicher Gelehrsamkeit, das klare Bewußtsein von einem bestimmten Ziele und das folgerichtige Streben darnach. In solcher Weise übte die neue Zeit, allerdings auch gegen sich selber nicht schonend, eine bis zur Ungerechtigkeit strenge Kritik, denn sie übersah keinen Flecken, aber unzähliges Gute und Schöne.

In dem Maße, als wir der Neuzeit näher treten, macht sich uns die Nothwendigkeit fühlbar, Europa als ein zusammengehöriges Ganze, als einen großen Staaten- und Völkerbund aufzufassen, so daß die vereinzelte Beschäftigung mit einer Nation uns der Gefahr aussetzen würde, alle mißzuverstehen. Denn obgleich eine Nation von der andern unterschieden bleibt, wenn auch durch Eroberung und Gewalt unterworfen, so sind sie doch gegenseitig unzertrennlich verbunden; eine ist es stets, die in einem Jahrhunderte das Uebergewicht hat und andere in ihre Kreise zieht, so daß ihre Geschichte zu einer universalen sich erweitert. Auch das Kolonialinteresse, welches neue Bewegungen, politische Verbindungen, Bündnisse und Spaltungen hervorruft, ist ein Bindemittel der Nationen. Die Poesie schwindet, aber die Buchstabenrechnung taucht auf, den Enthusiasmus ersetzt der Kalkül; was im Mittelalter die Kirche that, wird nun von den Staatsdekreten und den materiellen Interessen in ihr Bereich gezogen. Wir lassen den Bruderschaften die Assoziationen folgen, Soldaten den Mönchen, unfreiwillig Unbeweibte den freiwillig Enthaltsamen, den Basiliken die Theater, den ewigen Lampen der Tabernakel die Gasflammen. Strenge Gesetze halten die Menschen im Zaum, und während diese im Mittelalter unabhängig wirkten und Geradheit, Tugendhaftigkeit, freiwillig geübt, Zeichen und Schmuck des Adels und der Größe waren, ersetzen uns eine vielarmige Polizei und die Kriminaljustiz das Asylrecht der heil. Orte und die Gottesurtheile.

Daher ein neues Völkerrecht; denn hatte das Recht, anfänglich auf Glauben und Gerechtigkeit gegründet, im Namen der

Religion gesprochen, so setzte es sich nun, lediglich auf das politische Gebiet beschränkt, nur die Nützlichkeit zum Zweck, die Fähigkeit zu Gränzen. Die Aufgabe der Vermittlung ging vom Papste an die Fürsten über; diese letztern hatten fortan weniger den Bannstrahl zu fürchten, während sie selber an den Kanonen ganz andere als geistige Waffen hatten; in derselben Weise wurden die Missionen durch die Diplomatie verdrängt, und nicht wenige Kriege wurden durch deren egoistische Absichten hervorgerufen oder durch die Vermengung fürstlicher Privat- und Hausinteressen mit denen der Staaten. Aber die neben den Staatsgewalten großgewordene öffentliche Meinung legte diesen einen neuen und starken moralischen Zwang auf; und da als dessen mächtigstes Werkzeug die Presse sich darstellte, begreift sich, daß die Regierungen sich deren Beherrschung so sehr angelegen sein ließen. So bildeten sich die politischen Parteien, deren geräuschvolle Anempfehlung und Vertheidigung von Systemen und Ansichten Widerspruch und Verbitterung genug, aber wenig Klarheit in die Welt brachten. Auch die von der Theologie aufgestellten und entwickelten Probleme wiederholen sich alle wieder, wenn auch unter andern Formen und in einer neuen Sprache. Große Staatsumwälzungen werden seltener, weil sie nicht mehr durch die Ränke einiger Weniger hervorgerufen werden können, jedoch spielen bei denselben die geheimen Gesellschaften eine wichtige vorbereitende Rolle, die der Geschichtschreiber zu beachten hat.

So reifte unsre Epoche heran, in welcher die materiellen Interessen dahin gelangt sind, die Aufgabe der moralischen Pflichten, wenn auch häufig im umgekehrten Sinne, zu vollbringen; in welcher der Handel mehr Kriege verhindert als die Einsicht und Einigkeit der Kabinete; in welcher eine Bank zur Sicherung der Ruhe beitragen und eine Anleihe gegen Revolutionen schützen kann. Fortan sind die Handelsleute gewissermaßen die Bahnbrecher und Pioniere der Zivilisation, und Dank der Industrie, dieser großen und beständigen Verwendung der geistigen Reichthümer der Menschheit, empfinden die Völker die Nothwendigkeit des Friedens; die Erfahrung noch mehr als Theorien hat eindringlich gezeigt, wie das Geschick eines Volkes mit dem aller unzertrennlich verbunden ist, und in den großen Interessen des Handels hat man es daher nicht mehr darauf abgesehen, sich durch Privilegien zu schützen, sondern, wie N a p o l e o n in seinen Kriegen, die Gegner durch Geschwindigkeit zu besiegen. Die Literatur

als bloßes Unterhaltungsmittel zu gebrauchen, wie ein Kind das Kaleidoskop, ist nicht mehr zulässig; denn sie ist nicht mehr eine Schulfrage, sondern Denker und Moralisten wenden ihre Resultate auf das Leben an. Noch gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts maßt sich die Feder eine weltumgestaltende Macht an, und die Kunst, über alles zu schreiben, wird wirklich eine der That, sogar dem Gedanken überlegene Potenz. Die Sprache verändert ihre Physiognomie, aber sie bleibt doch zurück hinter der Entwicklung der geistigen Kultur, insofern als Worte nicht mehr ausreichen, jene in den Köpfen vorhandenen Gebilde unklarer, in beständiger Umbildung begriffener Entwürfe und unbestimmter Hoffnungen auszudrücken. Indeß macht das bei aller Ausbildung geschmeidiger gewordene Gefühl des Schönen uns gerechter gegen die Vergangenheit und lehrt uns, mit aufrichtiger und sinnreicher Wissenschaft Orte und Zeiten vor dem Auge des Geistes wiedererscheinen zu lassen, mitten unter dahingegangene Geschlechter uns zu versetzen, um vom Standpunkt ihrer Zeit aus was sie geleistet zu beurtheilen.

Die Wissenschaft der Gegenwart hat die Produktionskraft unermeßlich gesteigert und erweitert; der Industrie eine treue Bundesgenossin, ebnet sie deren Wege und macht nicht unsre Nebenmenschen, sondern die Naturkräfte zu unseren Knechten. Watt und Stephenson haben durch die Dampfmaschine und die Eisenbahnen die kleine zersplitterte Industrie besiegt und die große Industrie, in ihren drei Zweigen, der fabrizirenden, handeltreibenden und landwirthschaftlichen, genöthigt sich zu verbinden, um gemeinsam und im Großen zu erzeugen, zu verkaufen und zu verführen. Die Maschine zieht fast alle Gegenstände allgemeinen Verbrauchs in ihr Bereich und wird daher zum Gemeingut Aller; der dem Menschen inwohnende Drang nach Wohlergehen bricht sich mächtig Bahn; alles will produziren, um zu verzehren, der Arme sich durch Arbeit bereichern, der Reiche sein Kapital verwerthen. Wie im Mittelalter die Klöster, rufen heutzutage die Fabriken neue Städte hervor; die Aktiengesellschaften machen auch den kleinen Geldbesitz nutzbar, während sie allerdings dem großen Grundbesitz verderblich werden, und die Assekuranzgesellschaften wirken den schlimmen Folgen von Unglücksfällen entgegen, indem sie den Schaden auf Viele vertheilen.

Eine der hervortretendsten Thatsachen, welche die neue Zeit geschaffen, ist die Zentralisirung aller Gewalten, denn nicht blos

ist den Einzelnen Kriegsrecht und Jurisdiktion genommen, nicht blos werden die Immunitäten und Sonderrechte aller Art mehr und mehr abgeschafft, auch der Unterricht, der Kultus, die Wohlthätigkeitspflege, die Testirungsangelegenheiten werden von Oben überwacht und geregelt, und sogar rein persönliche Verhältnisse, wie Eigenthum und Besitz, unterliegen einer unmittelbaren oder mittelbaren Kontrolle, wozu die verschiedenen Formen der Staatsanleihen und die Sparkassen zu rechnen. Dieses System machte eine große Vermehrung der Beamten nothwendig, welche eine neue, durch Dankbarkeit und Hoffnung den Regierungen ergebene Aristokratie bilden.

Da die frühere Zeit dem Grund und Boden die überwiegende Bedeutung beilegte, ward das unbewegliche Eigenthum in kräftigster Weise beschützt, während die Industrie frei blieb, weil man sich nicht um sie kümmerte. Als sie nun aber so mächtig sich entfaltete, machte sich auch das Bedürfniß nach Straßen, Kanälen, Häfen geltend, sowie für die Regierungen die Nothwendigkeit, der Industrie diese und sonstige Hülfsmittel und Erleichterungen zu verschaffen. So bildete sich denn auch in dieser Hinsicht ein Wetteifer unter den Staaten, mit ihren Einrichtungen und Instituten, mit ihrem Kredit der Thätigkeit und dem Kapital ihrer Industriellen ein immer weiteres und ergiebigeres Feld zu schaffen, während die Gesetzgebung die durch die Gleichheit nothwendigen Privatassoziationen zu überwachen hatte, damit sie nicht zu mächtig würden.

Und doch gibt es ängstliche Leute, die prophezeien, daß wir der Anarchie entgegengehen! Sie bedenken nicht, daß eine Tyrannei, welche herabwürdigt, wenn sie auch nicht quält, sich aufwerfen würde, sobald die öffentliche Meinung nicht mehr vorhanden wäre; denn trotz der fieberhaften Unbehaglichkeit, welche unsre Zeit charakterisirt, werden die offenen Aufstände wegen vorenthaltener Rechte immer schwieriger und darum seltener, weil das materielle Wohlsein vor allem gewünscht und diesem sogar das Vertrauen auf wirkliche Verbesserungen in den vorhandenen Zuständen geopfert wird. Ohnedem hat man auch die Ueberzeugung gewonnen, daß die bedeutendsten und sichersten Verbesserungen diejenigen sind, welche aus der Vervollkommnung der Künste und der Ausbreitung des Wissens erwachsen. Der bloße Ländereroberer mag Thränen vergießen in der Befürchtung, bald werde ihm nichts mehr zu erobern bleiben; mit den Entdeckungen oder Eroberungen

des Geistes aber sind die Wahrheiten dermaßen verkettet, daß je weiter wir vorwärts kommen, desto weiter auch der Horizont sich vor uns öffnet. In solcher Weise kann sich die christliche Idee von der allgemeinen Verbrüderung verwirklichen, der Arme dem Reichen den empfangenen Schutz und Beistand in anderer Weise als mit seinem Blute vergelten, derjenige dagegen, der viele Werkzeuge der Arbeit, d. i. Kapitalien, besitzt, sich bereichern, ohne seine Untergebenen zu drücken, ja eben dadurch deren Lage verbessern.

Als Uebergangsstufe zwischen den vergangenen und den zukünftigen Geschlechtern bestehen indessen die legalen Fiktionen noch, und noch beruhen auf diesen die modernen Verfassungen; für andere Zeiten und Bedürfnisse gemachte Gesetze erhalten die Ordnung in Zuständen, an denen nicht gerüttelt werden darf, weil mit jeder Neuerung die Gefahr einer Umwälzung verbunden; Zollwachen behüten die Gränzen, welche die Eisenbahnzüge nicht achten; noch trägt die Organisation des Grundbesitzes den Stempel des Lehnswesens; das Hypothekensystem hat durch die Einrichtung der Banken keine wesentliche Veränderung erfahren; Antipathien, Ausschließungen, Monopole sind noch nicht völlig den Maschinen und den großen Verkehrsmitteln gewichen; überhaupt sind noch Spuren einer Sozietät vorhanden, die von den Besitzenden nichts, von den Besitzlosen alles verlangte.

Wir befinden uns gewissermaßen im Mittelalter der Industrie; das Kapital befindet sich in den Händen einer Minderzahl, die den ehemaligen Feudalherren entspricht, gleichwie der Eroberung die Agiotage; die Privilegien sind allerdings nicht vom Gesetze sanktionirt, aber thatsächlich eingewurzelt; die Staatsökonomie hat sich bis jetzt, wie ehemals, nur mit dem Besitz und dem Kapital, d. i. mit der Produktion beschäftigt, noch nicht aber mit den Gehalten, den Verhältnissen des eigentlichen Volkes, der Abhülfe der Noth. Indessen, wenn man sich früher aus Unwissenheit täuschte, so haben wir doch jetzt das volle Bewußtsein von alle dem, was verwerflich, was vom Uebel ist, und wir erkennen die Möglichkeit des Bessern; wir ertragen den Pauperismus, aber wir sehen die Zeit vorher, wo der Mensch von jeder knechtischen Belastung frei sein und die Macht des Kapitals und der Arbeit sich ausbreiten wird, wie die der Intelligenz sich ausgebreitet hat. Die Volkswirthschaft wird der Leuchtthurm der an die Stelle der Revolutionen tretenden künftigen Evolutionen sein, wie Religion

und Philosophie dies in der Vergangenheit gewesen, oder auch die Philosophie selber wird dieser Leuchtthurm wieder sein, aber ausgerüstet mit praktischen Mitteln und organisirenden Hülfsmitteln. Gewissermaßen hat diese Thatsache bereits einen geschichtlichen Ausdruck gefunden im britischen Handel, welcher Indien gewonnen wie durch ein Börsenspiel und unter der Herrschaft einiger Spekulanten ein Reich hält, größer als die Weltbezwingerin Roma.

So trägt die neue Zivilisation auch ein neues Gepräge in der Hinsicht, daß sie allen Klassen sich anpaßt, während sie über alle Nationen sich erstreckt. Das Alterthum zog in seine Kreise nur zwei oder drei Völker, als weit überlegen allen übrigen, welche es in äußerstem, aber nicht gerade unvernünftigem Hochmuthe als Barbaren betrachtete. In der Gegenwart aber pfropft sich auf dem Baume der vereinigten lateinischen und germanischen Kultur die slavische auf, und wer weiß, ob die Ueberlegenheit, welche von der ersten an die zweite überging, nicht bestimmt ist, das Erbe dieser letztern zu werden? Tiefeingreifende Charakterunterschiede scheiden nicht mehr, wie ehemals, die Nationen; Frankreich, katholisch in seinen Formen, hat in vielen Dingen protestantische Anschauungen in sich aufgenommen, mit der Weiche der Südländer verbindet es die Thatkraft der nordischen Stämme; die Unabhängigkeit, welche die vereinigten Staaten erworben, hat in Amerika eine ganze Reihe von freien Staaten hervorgerufen, und die hier gemachten Erfahrungen kommen nicht blos jener Hemisphäre zu Gute, während die große Thatsache der Losreißung der englischen Kolonien in Nordamerika vom Mutterlande in Verbindung mit dem Erlöschen des Monopols in Indien dem Welthandel erst seinen vollen Aufschwung gestattete; Oesterreich, dieses vorwiegend katholische Reich, mit seinen aus Deutschland, slavischem und italienischem Blute gemischten Bevölkerungen, ist vor allen zur Vermittlerrolle zwischen den großen Völkerfamilien Europa's berufen, während die streng monarchische Regierungsform, zu welcher es nach einer kurzen Zeit der Stürme zurückgekehrt ist, die geeignetste ist für die zivilisirende Erziehung der ihm untergebenen Stämme mit bloßen Kulturanfängen und für die einheitliche Regierung eines so vielgestaltigen großen Staatskörpers; Rußland, in religiöser Hinsicht wie mit einem großen Theile seines Gebietes in Asien fußend, und zugleich in Europa immer weiter sich vorschiebend, verbreitet die Keime der abend-

ländischen Kultur unter die halbunterworfenen asiatischen Nomadenstämme, während es umgekehrt die polnischen und Ostsee-Provinzen dem Einfluß derselben zu entziehen sucht; die Schlacht bei Navarin und der griechische Befreiungskampf haben bewiesen, daß das Reich der Pforte gegenüber der Christenheit sich nicht lange mehr behaupten wird; die christlichen Großmächte haben zwar für die Integrität der Türkei gegen Rußland das Schwert gezogen, aber mit einem Erfolge, der jene Thatsache der Vollendung nur um so rascher entgegenführt; nach ihrem Falle werden die unter ihrer Herrschaft stehenden schönen Länder endlich auch der großen europäischen Republik gewonnen sein.

Es bleibt dann noch die Einverleibung des äußersten Ostens durch Vermittlung der Nordasiaten und der Amerikaner, und bereits haben diese letztern, die Russen und die Engländer begonnen, trotz der starren Schranken den abendländischen Kulturideen hier einen Zutritt zu verschaffen. Somit ist die Hoffnung, daß die Zeit kommen werde, wo das Band Einer Gesittung, Eines Glaubens und gleicher Interessen die ganze Menschheit umschlingt, wo die Mischung der den verschiedenen Racen eigenthümlichen Eigenschaften ein Zusammenwirken aller Kenntnisse und aller Kräfte, damit kein Theil der Erde für die Menschen verloren sei — keine phantastische mehr.

Man wird übrigens dann erst die modernen Ideen und Thatsachen in ihrem wahren Lichte erkennen und nach ihrer eigentlichen Tragweite ermessen können, wenn alle Folgerungen aus denselben sich entwickelt haben werden. Erst gegenüber der reichen Allianz der in ihrer glänzenden Mannigfaltigkeit sichtbarlich zu Brüdern gewordenen Völker wird die Geschichte eine universale sein, d. h. die Beziehungen zwischen den unterschiedenen Erscheinungen wahrnehmen können, während sie in der Gegenwart höchstens nur Europa nebst den mit dessen Geschicken verbundenen Ländern umfaßt. Wie spärlich ist nicht unsere Kunde von Asien? War dieser Welttheil einst bevölkerter als jetzt? Wie viele seiner Bewohner gingen durch die Mongolen, wie viele durch die erste Wuth und die nachfolgende Despotie der Türken zu Grunde? Gleichwie die alten Philister, Phöniker, Chaldäer, Lydier, Baktrer, Meder, Sogdianer über die Erde gingen, ohne uns ein Wort über ihre Geschichte zu hinterlassen, so sind mindestens vierzig Nationen durch die Mongolen ausgerottet worden. Andere gingen in unsern Zeiten unter, wie die Dom am Himalayagebirge,

die Miao-tse im südlichen China, die Samojeden in den Bergen von Sayansk, mehrere Völker im Kaukasus, ohne daß Europa kaum davon Kenntniß erhalten.

Und was können wir über Amerika sagen? Kaum noch die neue Welt genannt, finden sich plötzlich Beweise über Beweise für ihr hohes Alterthum, und während eine ganz neue Aera sich ihr erschloß durch die Landung der Europäer, verschwanden ganze Völker von ihrem Boden, ohne mehr Spuren zu hinterlassen als einige von Papageien — die ihre Lehrer überlebt hatten — aufgeschnappte Worte. Es ist aber der Fortschritt nur da nachweisbar, wo sich eine erkennbare Folge ergibt, und darum ist der Faden der Geschichte gebunden an die wenigen durch die Kultur bevorrechteten Nationen.

Und je mehr die Wissenschaft sich entwickelt, desto mehr bedeutungsvolle Thatsachen ergeben sich, welche die Nichtigkeit der Systeme darthun, die den Fortschritt der Menschheit im Wesentlichen von den Analogien der Vergangenheit abhängig machen wollen. Die so ungleichartigen Geschicke von Millionen von Sterblichen sind schon an sich ein sprechender Beweis gegen diese Systeme. Aber welche Zeiten vermögen mehr denn die unsren Vertrauen in den Fortschritt einzuflößen? Karl V und Napoleon verspotteten die Dampfkraft, die amerikanische Freiheit jedoch glaubte an dieselbe. Vergeblich bot der letztere Kaiser glänzende Belohnungen für die Erfindung einer Spinnmaschine und die Fabrikation des einheimischen Zuckers; jetzt ist jene Maschine eine ganz allgemein verbreitete und diese Fabrikation muß sogar beschränkt werden. In unsren Zeiten ist der Wärmestoff Transportmittel, das Licht liefert Bilder, die Elektrizität prägt, malt, verbreitet Nachrichten auf unermeßliche Strecken hin, und Licht, Wärmestoff und Elektrizität sind ein und dasselbe Agens, gleich wie die Philosophie auf dem Wege ist, den Bezug zwischen Vernunft, Verstand und Empfindung aufzufinden, also Metaphysik, Logik und Moral in Eine Wissenschaft zu verschmelzen und zu zeigen, daß ein und dieselbe Ursache unsrem Denken, Urtheilen und Lieben zu Grunde liegt.

Der Glaube an den Fortschritt sei darum kein ungeduldiger. Man erwäge, beurtheile, unterscheide, man sondere, was dem Menschen erreichbar vermittelst langsamer Anstrengungen, friedlicher Uebergänge, vermittelst der sittlichen und geistigen Kultur, von dem, was er mit Ehrfurcht und Demuth vom höchsten Willen

zu erwarten. Das Vertrauen auf die der Zukunft vorbehaltenen glänzenden Erfolge muß unser Trost sein in den kleinen Leiden der Gegenwart; diese sollten wir uns gleichsam als Selbstschmeichler nicht verbergen, aber auch nicht misanthropisch übertreiben. Keine Sympathie und wenig Bewunderung verknüpft uns mit der Vergangenheit, auch halten wir es für keinen Gewinn, die eine oder die andere Epoche, die eine oder die andere Institution zurückzuwünschen, sei es die erhabene antike Knechtschaft, sei es die katholische Verfassung des Mittelalters, sei es die stürmische Freiheit der Communen, oder der blendende Absolutismus Ludwigs XIV, oder das geschwätzige Gewirr des 18. Jahrhunderts. Wir dürfen uns für besser halten als unsere Vorfahren, aber unsere Söhne werden die Fehler und Schwächen vermeiden, welche wir an uns erkennen. Wir haben Gutes genug, um stolz darauf zu sein, aber auch so viel Böses, daß uns darüber zu täuschen gefährlich wäre. So dürfen wir nicht mit Freude auf den Industrialismus blicken und die Hörigkeit des Fabrikarbeiters für besser erachten als die der Scholle; so müssen wir uns hüten, gesellschaftliche Zustände für vollkommen zu halten, in welchen Höflichkeit, Urbanität, Geschicklichkeit, Ehrbarkeit mit Ehrlichkeit, Weisheit, Tugendhaftigkeit fast verwechselt werden, die Polizei Erhalterin der Ruhe und das Strafgesetzbuch die der Sittlichkeit ist, ein kluger Egoismus die Hauptrolle spielt und der Friede davon abhängt, daß der Jude kein Geld für den Krieg herleiht; wo man von Herstellung der Religion zwar viel spricht, aber aus Nützlichkeitsgründen sie nur im Ganzen für etwas Gutes und Schönes hält, ohne sich um Glaubenslehren und Glaubensübung zu kümmern; wo die eisige Kälte des Zweifels und die Leere des Unglaubens jeden Aufschwung, jeden Enthusiasmus ersticken.

Indeß all dieses und noch manches mehr mag uns betrüben, aber nicht demüthigen und entmuthigen. Wir gestehen die Uebel und Mängel der Gegenwart ein, ohne jedoch in der Vergangenheit alles das zu finden, was ihre einseitigen Bewunderer in sie hineinlegen; Einheit, Beharrlichkeit, Gläubigkeit, Uebereinstimmung zwischen den Handlungen und den Ueberzeugungen, sittliche Würde, energische Opferwilligkeit, Hoheit der Charaktere. Heute ist das Volk sich seines Uebelbefindens bewußt, weil es die Vortheile, deren es entbehrt, begreift, gleichwie seinen Anspruch darauf. In der von den Gesetzen gezügelten und vom Eigennutz

geleiteten Masse der Gesellschaft ist jeder Einzelne nur darauf bedacht, sich eine Stellung zu sichern und sich — nach einem bezeichnenden Ausdruck — zu verbessern; dem Wissen wird die Achtung nicht vorenthalten, vorausgesetzt, daß es ein nützliches sei; der Charakter beschränkt sich auf ein gewisses Maß, das vom Heroismus, aber auch von der Verdorbenheit fern bleibt. Die Rechtmäßigkeit der Fürsten wird nicht angetastet, aber man nimmt für die Völker die Gegenseitigkeit in Anspruch; die Dynastien sind verehrt und stark in dem Maße, als sie die ihnen untergebenen Nationen vertreten; und die erlangten Rechte werden nur insofern für genügend erachtet, als sie gewährleistet sind, während diese Gewährleistung oft auf einem scheinbar frivolen Grunde beruht, gleichwie der an sich so kleine Anker das Schiff hält.

Die Regierungs- und Justizverwaltung unsrer Tage ist endlich so weit gekommen, daß sie die für nothwendig erachtete Sparsamkeit nur eben im Gerecht- und Billigsein findet und den Grundsatz rechter Sparsamkeit auch auf den Krieg anwenden zu können hofft. Schon sind Henker, Spione, Helfershelfer des Schreckens ungleich weniger nothwendig geworden, und so wird auch die Menge der Richter und der Soldaten beschränkt werden können, je deutlicher die Vortheile gegenseitiger Verbindungen und eines alle Völker umschlingenden Welthandels erkannt und praktisch gemacht werden.

Aber dieses Streben ist nur erst in seinem Beginnen; zu viele Interessen und Vorurtheile stehen ihm hindernd entgegen und noch manche Opfer wird es kosten, bis das Werk seiner Vollendung entgegenreift. Aber die Gerechtigkeit der Geschichte ist vom Erfolge unabhängig und sie achtet auch der Blüthen, die keine Früchte angesetzt; sie weist den Menschen an, seinen Blick über die wechselnden Zufälligkeiten des Tages zu erheben und entschleiert ihm die höheren Führungen, welche den menschlichen Willen nicht vernichten, wohl ihn aber zum Ziele führen, auch wenn er verblendet es verkennt. Einige jener Hindernisse räumte allerdings die große französische Revolution hinweg, auch machte sie die Ungenügendheit der früheren Einrichtungen offenkundig, aber übertrieben und rücksichtslos wie alle Reaktionen gab sie den Einen den Vorwand, das Gute zu verleumden, den Andern Anlaß, daran zu verzweifeln, und es liegt überhaupt im Wesen einer Revolution, daß sie wie die Sonne Keime hervortreibt, aber nicht selber diese Keime pflegt. Sie überläßt den Denkern das positive

Werk, und ist sie vorübergegangen, dann ist's an den Denkern, zu reorganisiren. Aber auch diese sind nur zu leicht zur Uebertreibung geneigt, und gerade bei den edelsten und tiefsten Geistern schlug die Reorganisation in die Sucht um, den alten Bau des Staates und der Kirche in ganzer Vollständigkeit wiederherzustellen; dem gegenüber will dann die zur Parteileidenschaft gewordene Vernunft und die zu einem Vernunftprinzip erhobene Leidenschaft des Werkes sich anmaßen und ihr ist es allerdings gelungen, die gegenwärtige Form der Irreligiosität zu schaffen, welche statt zu spotten argumentirt und nicht blos zerstören, sondern auch, freilich in ihrer Art, aufbauen will. Indeß auch die Widersprüche unsrer Epoche lenken wenigstens die Aufmerksamkeit auf wenig gekannte Punkte und verbreiten Licht über das Chaos.

Aber kommen wir der Wahrheit näher? Wer möchte diese Frage geradezu bejahen oder verneinen? Wo sollen wir die Wahrheit, wo den rechten Weg finden zwischen einer erstarrten und einer bis auf den Grund aufgewühlten Schule, unter Menschen, die im Wollen schwächlich, im Wünschen aber maßlos sind, im ewigen Gegensatz der angenommenen Prinzipien und der verworfenen Konsequenzen? Wo endigen die Berechtigungen der Monarchie und der Demokratie? Auf welcher Seite ist das unleugbare Recht? Für welche Seite sprechen Natur und Gerechtigkeit? Genügt das Licht eines graden redlichen Gewissens oder bedarf der Mensch zu seiner Leitung einer höheren Autorität? Wie hat sich der Einzelne der gewaltigen Stimme gegenüber zu verhalten, welche gebieterisch verlangt, daß er alles der öffentlichen Meinung opfere? Man preist den Fortschritt, aber worin besteht derselbe eigentlich? Was ist das Böse, wovon die Menschheit ausgegangen, was das Gute, dem sie entgegengeht? Nennen nicht viele Zerfall und Rückschritt, was andere Entwicklung und Fortschritt nennen?

Es sind in den Völkern unwiderstehliche Neigungen vorhanden, welche die Staatskunst und die Verträge in ihren Wirkungen aufhalten, aber nicht vernichten können. Die Begriffe von dem, was gerecht und ungerecht, treten nicht deutlich zu Tage in jenen Neigungen und doch sind die internationalen Verträge, welche ihnen widersprechen, nur Waffenstillstände, während deren die Volksstimme laut sich erhebt. Wie soll man aber nun auf die Geschichte die reine Gerechtigkeit anwenden? Gibt es spekula-

tive oder positive Pflichten von Volk zu Volk? Und bis zu welchem Grade hat der Wille des Einzelnen Einfluß auf die großen Thaten der Nationen? Was ist überhaupt das eigentliche Wesen der von so vielen zum Idol gemachten „Menschheit"? Besteht sie aus vereinzelten Menschen? Und ist ein jeder derselben für sich frei und unabhängig, wie kommt es, daß die Gesammtheit der Menschen an ein providentielles Gesetz gebunden ist? Wie kommt es, daß in Unglück und Leiden eine Solidarität zwischen ihnen besteht? Wenn der Fortschritt das Gesetz der Menschheit ist, wenn überhaupt die Menschheit ein Gesetz hat, so muß dieses seiner Natur nach unvermeidlich sein und dann ist folgerichtig der Mensch nicht mehr für seine Handlungen verantwortlich; er ist gerechtfertigt durch den Erfolg, und die Geschichte hat nicht zu loben oder zu tadeln, sondern nur die Thatsachen zu berichten.

Durch Ignoriren der Logik kann man freilich den Folgerungen, und durch Selbstbegrenzung im Unbestimmten den Widerlegungen entgehen: aber der Geschichtschreiber ist genöthigt, sich eine Ansicht zu bilden und dieselbe zu bekennen, auch mit der Gewißheit, Einigen, vielleicht Allen zu mißfallen, weil die Leidenschaften widersprechende Urtheile fällen oder verlangen; auf eine Diskussion einzugehen wäre aber dann etwas Endloses!

Als Bewohner der Erde nehmen wir nicht wahr, daß sie die Sonnenstrahlen reflektirt, und wenn die Sonne uns dunkel erscheint, erglänzt sie, von einem anderen Planeten gesehen, im hellsten Lichte. Von diesem Standpunkte aus wird die Zukunft uns beurtheilen; für jetzt genügt es uns zu beschreiben. Für diese Aufgabe sind uns neue Werkzeuge angeboten und neue Methoden bieten sich dar. Wir haben nicht öde Wüsteneien zu durchstreifen, wo unser Weg nur durch Ruinen und Leichen bezeichnet ist, sondern in Urwälder mit undurchdringlichem Gezweig einzudringen. Für die alten Zeiten hatten wir ein in langen Diskussionen reiflich erwogenes und gesichtetes Material zur Hand; für das Mittelalter dagegen, da wir uns der schematisirten und systematisirten Geschichtschreibung desselben nicht unterwerfen konnten, mußten wir ein neues Gebäude auf unvollkommenen, nicht immer zuverläßigen und namentlich spärlichen Grundlagen errichten aus abgelauschten Bekenntnissen, vereinzelten Monumenten, Konjekturen und Hypothesen; für die Neuzeit hinwieder fließen die Quellen allzu reichlich, denn für jede Thatsache treten die Erzähler in Menge auf, von denen jeder seine eigene Anschauung hat und

seine persönlichen Eindrücke nicht verschweigt, die theils richtig und unbefangen, theils befangen und vorurtheilsvoll, den nur die Wahrheit und Gerechtigkeit wollenden Historiker zur Prüfung einer unabsehbaren Reihe von Folgerungen, von anekdotenhaften Mittheilungen nöthigen.

Von der Statistik, auf welche einige Historiker ein ganz besonderes Gewicht legen, darf man nicht zu viel erwarten; man verfällt sonst leicht auf Dinge, die nicht unähnlich sind der Idee Heliogabals, aus der Menge der Spinngewebe die Anzahl der Bewohner Roms ermitteln zu wollen. Geben die Zahlen der Statistik einen Anhaltspunkt über den sittlichen Werth der Gesellschaft oder einer Einrichtung, möge jene auch noch so klein, diese noch so einfach in ihrer Zusammensetzung sein? Verflüchtigt sich nicht das wirkliche Leben beständig unter dem Sezirmesser der Statistiker, gleich wie dasselbe dem der Anatomen unerreichbar? Der Statistiker muß daher mit großer Vorsicht und Nüchternheit verfahren, will er aus seiner Wissenschaft die Nothwendigkeit gewisser Verbesserungen, oder den Beweis für angewandte Theorien deduziren, oder endlich sich ihrer Waffe gegen Vorurtheile und Schlendrian bedienen.

Man sucht in den diplomatischen Urkunden die Beweggründe für die Handlungen der Regierungen. Aber nur zu viele Beweggründe dessen was sich begibt bleiben begraben in den Herzen der Fürsten und Staatsmänner. Schon deshalb dürfen auch die diplomatischen Urkunden nur mit großer Vorsicht gebraucht werden, denn sie sind stets mit großer Zurückhaltung, oft mit Heuchelei abgefaßt. Man hat es da nicht mit Verhandlungen des alten Forum oder der neuern Parlamente, sondern zumeist mit Kompilationen untergeordneter, dabei nach Verhaltungsbefehlen verfahrender Leute zu thun und diesen Schriften fehlt ebenso in formeller Hinsicht Farbe und Leben wie in materieller Beziehung Aufrichtigkeit. Es gehört daher ein besonders geübtes Auge dazu, unter der Hülle von Worten, die darauf berechnet und gestellt sind, das Verständniß irre zu leiten, den Gedanken herauszufinden, die Politik mit ihrem alten Gefolge von Trug und Leidenschaft zu entschleiern, Gewalt und Ungerechtigkeit gleichsam auf der That zu ertappen *).

---

*) „Pour qui sait y lire, peu de documents indiquent mieux la vérité que les mensonges officiels. De Barante.

Einen nähern, gleichsam vertraulichen Einblick in die Charaktere, Sitten und Ereignisse gewähren die nicht für die Oeffentlichkeit geschriebenen Briefe wohlunterrichteter Personen; sie gewähren oft überraschenden Aufschluß über die Triebfedern sonst unbegreiflicher Handlungen, und obgleich die Wahrheit entstellt wird durch noch lebendige Leidenschaften und die Aktualität, in welcher jene Briefschreiber sich befinden, so hat man hier doch immer eine Quelle für die Geschichte des Gefühlten und Empfundenen, eine gleichfalls wichtige, aber keine schon vorhandene Geschichte.

Ueber manches haben wir auch von der Literatur, als Ausdruck der öffentlichen Meinung, Aufschluß zu verlangen, ohne jedoch zu vergessen, daß dieselbe weder einstimmig noch unparteiisch ist, daß anderseits die schöngeistigen Hervorbringungen ihren Werth behalten, wenn auch ihr Gegenstand veraltete. Von großem Werthe insbesondere sind die Korrespondenzen, sowie die Anekdoten, Gedanken, Gespräche und sonstigen Beiträge zur Schilderung des Charakters hervorragender Schriftsteller und Künstler.

Die Tagesblätter, weil sie vollkommen unter dem Einfluß der Eindrücke des Moments stehen, geben kein treues Bild weder von der Meinung des Publikums noch sogar von der ihrer Schreiber; als Organe der Regierungen sind sie nicht einmal moralisch verantwortlich für ihre Auslassungen, als Organe der Parteien sind sie blinde Verläumder oder einseitige Schmeichler; sogar die wenigen unabhängigen Blätter, die doch immer durch ihr Interesse an die Lieblingsmeinung des Tages gebunden sind, stehen als historische Quelle weit unter den Denkwürdigkeiten, weil sie nur in den seltensten Fällen von ganz befähigten und genau unterrichteten oder moralisch und geistig volle Garantie darbietenden Personen geschrieben werden. Im Allgemeinen dienen sie leider mehr dazu, die öffentliche Meinung irre zu führen als dieselbe aufzuklären und schon darum gehören sie zu den unzuverlässigsten Quellen für den Geschichtschreiber der Gegenwart. Der eben erwähnten Denkwürdigkeiten ist eine große Menge vorhanden; es sind dies gemeiniglich lebendig geschriebene Darstellungen von Personen, denen es zunächst darum zu thun, sich selber in ein helles Licht zu stellen, die eben deshalb aber auch ihre ganze Umgebung auf die Szene bringen, welche somit eine wahrhaft dramatische Physiognomie erhält. Häufig indeß läßt sich auf sie das Urtheil anwenden, welches Vauvenargues über die Höflinge fällt, daß sie

nämlich das große Geheimniß besitzen, große Gedanken in Nichts aufzulösen; denn wer es liebt, für die Ereignisse kleine oder schlechte Beweggründe aufzusuchen, kann sich hier am Besten Raths erholen. So wird zwar die Geschichte pikanter, aber auch minder würdevoll und minder wahrhaft; denn biographische Details, kleine Intriguen und in gewissen ausschließlichen Kreisen sich abspiegelnde unbedeutende Begebnisse, Fürstenlaunen u. dergl. gehören nicht in ihr Gebiet; ihre Sache ist's, mit den nationalen Problemen, mit den Leidenschaften und Ideen der verschiedenen Zeiten sich zu beschäftigen, die Grenzen der Archäologie und der Geographie zu überschreiten, um den fortschreitenden Entwicklungsgang der Menschheit zu beobachten; sie darf sich nicht zum Organ des Hasses oder der Schmeichelei hergeben, sondern muß die Wahrheit, so bitter sie auch sein mag, verkünden; die Schalen, seien sie noch so schön, muß sie zerbrechen, um zur darin eingeschlossenen Perle zu gelangen; sie haftet an dem Lebensfähigen und übergeht das Vergängliche; sie sucht beständig die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich selber zu richten, damit er seine Kräfte, und auf die Mitlebenden, damit er seine Zeit kennen lerne.

In der Geschichte, wie in der Mathematik, gibt es Fragen, auf welche man sich nicht einlassen sollte, theils weil sie unlöslich, theils weil sie zu unbestimmt sind und daher zu verschiedenartige Lösungen zulassen. Und gleich wie die Hälfte des Mondes, trotz der Libration, den Bewohnern unsers Planeten stets unsichtbar bleiben wird, ebenso werden gewisse Thatsachen für uns stets Räthsel bleiben; zu versuchen aber, die Absichten zu errathen oder vielmehr darüber zu spekuliren, noch so spitzfindige Hypothesen aufzustellen über die geheimnißvollen Ursachen, das möge man Philosophie der Geschichte nennen, im Grunde jedoch ist's nur ein Mittel, sich selber und Andere zu täuschen. Ernste und bedeutende Geister wissen dies auch und verschmähen ein solches Verfahren, gar Viele aber lehnen sich in kindischem Trotz auf gegen die von der Natur und der Nothwendigkeit uns auferlegte Unwissenheit und geben sich nicht eher zufrieden, bis sie sich feste und bestimmte Urtheile gebildet haben über Dinge, wo die Bestimmtheit eben nur Irrthum sein kann; es ist dies ganz im Wesen jener Beschränktheit, die über alles ein System oder doch ein Hirngespinnst haben und stets den Boden des materiell Greifbaren unter sich fühlen muß.

Man nehme für Rom oder für Karthago Partei, man entscheide sich für Dagobert oder für Pipin, für Manfred oder für Karl von Anjou, man erkenne an oder leugne das Recht des Papstes, dem Kaiser die Investitur zu ertheilen und die Bischöfe zu wählen, man gestehe zu oder versage dem Reich die Oberherrlichkeit über die Republiken; mag der Feudatar seinem Oberherrn den Huldigungseid schuldig sein oder nicht, mögen die Communen während der Völkerwanderung fortbestanden oder mögen die Besiegten Hörige geblieben sein, mögen die falschen Dekretalen eine französische oder eine englische Erfindung sein, mag Gregor VII das Recht, einen Tyrannen zu demüthigen, besessen haben oder nicht: — alles dies sind Fragen, die uns fern genug stehen, um mit kaltem Blut erwogen zu werden, vorausgesetzt, daß die Leidenschaftlichkeit sie nicht als Waffe gebrauche und daraus Anspielungen oder Folgerungen ableite auf die gegenwärtigen Interessen. Aber diese Interessen umdrängen uns von allen Seiten; viele Fragen sind noch nicht entfernt zum Austrag gekommen; noch blutet die Wunde, welche die Reformation geschlagen, trotz des westphälischen Friedens; auch die Revolution hat noch nicht alle ihre Phasen durchgemacht; die Leiden Irlands, die Zustände in Italien, in Polen, in Griechenland, in den Donaufürstenthümern, die Schicksale der Christen im Orient sind noch in der Schwebe; die Wiedererhebung der Wissenschaften und Künste in den klassischen Formen hält noch immer Literatur und Kunst in zwei Lager getrennt; das Verfassungswesen der verschiedenen Staaten ist noch in der Gährung begriffen; kurz, wo wir hinsehen, erblicken wir Unfertiges, Ungelöstes, Uebergang und Entwicklung.

Wie schwer ist daher die Aufgabe, eine Geschichte zu schreiben, welche noch Gegenwart ist! Der Maler, um Homer, Romulus, Moses darzustellen, bedarf nur gewisser überlieferter Symbole, und jedermann wird die Bilder erkennen; malt er Karl XII, Ludwig XIV, Napoleon, so werden bereits Kritiker auftreten, welche die Porträtähnlichkeit anfechten, weil Jedermann darüber urtheilen kann; porträtirt er nun aber euren Vater, euren Freund, euch selbst, so kommen alsbald die persönlichen Empfindungen in's Spiel und einem Fremden mag das Bild geschmeichelt erscheinen, welches denen nicht genügen kann, die mit dem Herzen urtheilen. Ebenso ist's mit der Geschichte. Wer hat nicht einen Lieblingsschriftsteller? Wer nicht Vorliebe für ein gewisses Land? Wer

nicht ein Urtheil fertig über Staatsmänner oder Ereignisse, die ihm räumlich oder zeitlich nahe stehen? Wer hat nicht in der Schule der Vorurtheile, die man Erziehung nennt, eine meistens falsche Idee über den Ruhm sich geholt? Jede Stadt besitzt einen Künstler oder ein Gemälde, worauf sie über alles stolz ist; jeder Buchhändler ist des Preises voll über das Werk, welches er verlegt; jeder findet, daß über sein Land, über seine Kunst zu flüchtig hinweggegangen worden im Vergleich mit den andern Ländern und Künsten. Unter dem Gesichtspunkte der Nachwelt wird sich die Literärgeschichte in bedeutender Verkürzung darstellen; jeder hinschwindende Tag nimmt eine Bewunderung mit sich hinweg: aber wer zuerst uns über die Täuschung aufklärt, macht sich uns eben unangenehm, ganz wie derjenige, der uns zuerst die Wahrheit sagt über die Schwächen einer geliebten Frau. Wer sich darauf steift, eine freiwillige Verblendung aufzuklären, ruft Erbitterung gegen sich hervor. Und doch ist ein so großer Unterschied zwischen dem Durchblättern eines bedeutenden Werkes und der Analyse desselben, der Erfassung seines ganzen vollen Geistes und dem Hervorheben abgerissener Stellen, zwischen der Beurtheilung eines Mannes, einer Thatsache an sich oder in organischer Beziehung zur Gesammtheit. So mag denn auch, wer im Schweiße seines Angesichtes nach der Wahrheit forscht, wohl je zuweilen geneigt sein, mit dem Pater Harduin auszurufen: Stehe ich etwa nur darum stets vor Tag auf, um wie alle Welt zu denken?

So ist's auch mit den Erfindungen; jede derselben läßt sich auf frühere zurückführen und kam zu Stande, als ein höherer Geist die Wichtigkeit, die Anwendbarkeit, die Folgen erkannte. Nun erhoben sich die Streitigkeiten um die Priorität. Der Nationalstolz hebt unbedeutendes zu den Wolken und ein Ruhm, der höchstens auf Lebensdauer erworben wird, dünkt ihm unsterblich. Die persönliche Eitelkeit kommt hinzu, welche für ihre eigene Meinung nicht blos Achtung, sondern auch Unterwerfung und größtmögliche Anerkennung für ihr spezielles Verdienst verlangt.

Getrennt, wie wir sind, in Künstler und Grübler, in Neuerer und Erhalter, erscheint dem Einen verwerflich, was dem Andern gefällt*). Diesem sind nur die Berechnungen, jenem ist nur

*) Tres mihi convivæ prope dissentire videntur,

das Empfundene von Wichtigkeit. Man verlangt von dem Schriftsteller Unparteilichkeit und zugleich Wärme, man will von ihm Besonderheiten über Handel, Künste, Verfassungen, und beklagt sich doch, wenn beiläufige Betrachtungen den raschen Gang der Erzählung aufhalten.

Auch soll die Geschichte nicht blos eine Todtenglocke sein und sich blos für die Menschen und Institutionen, die nicht mehr sind, in Bewegung setzen; sie soll ebenso wohl ihre Stimme erheben zur freudigen Begrüßung der Geburt einer Idee, die Hoffnung gewährt, zur Thatsache zu werden, und die Völker einladen, dieselbe wenigstens mit einem wohlwollenden Wunsche willkommen zu heißen.

Derjenige ist daher kein Geschichtschreiber, welcher bestrebt ist, allseitig zu gefallen. Die Unvolksthümlichkeit ist eine edle Sache, wenn sie darin besteht, sich von der Menge nicht mit fortreißen zu lassen und einer leicht zu gewinnenden Zustimmung den Muth seiner Meinung vorzuziehen. Jedenfalls ist die Geradheit des Urtheils und die Selbstständigkeit des Geistes so viel werth, daß der Besitz dieser Eigenschaften wenigstens so viel werth ist, wie ein minderer Grad von Gelehrsamkeit. Vor allem muß die Ueberzeugung in dem Geschichtschreiber lebendig sein, daß die großen Wahrheiten weniger vermittelst einer schwächlichen Beredsamkeit dargethan werden als durch Vernunftgründe und die eindringliche Kraft der Thatsachen, gleich wie einer Festung regelmäßige Trancheen gefährlicher sind als offene Stürme. Vorurtheile weichen nur der Zeit, wenn auch gewiß ist, daß sie weichen; wer sie aber wirksam bekämpfen will, muß mit einer gewissen Vorsicht verfahren, um desto sicherer der Burg des Irrthums beizukommen. Im Jahre 1751 erlangte Bernoulli den Preis von der Pariser Akademie der Wissenschaften über eine Lösung der Frage hinsichtlich der Planetenbahn; aber er verdankte diese Lösung eingestandenermaßen der Achtung, welche er einem Irrthum erwies, nämlich der Wirbel-Theorie von Descartes. Die faule Ruhmrednerei nur könnte aus einem solchen Opfer einen Vorwurf machen, weil sie nicht weiß, wie viel es kostet.

Namentlich bei den Darstellungen der neuesten Geschichte ist häufig die Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, zu Hülfe zu nehmen,

---

Poscentes vario multum diversa palato,
Quid dem? quid non dem? renuis tu, quo jubet alter.
Horat. Ep. II, 2.

weil manche Historiker, gerade aus Liebe zur Wahrheit, sich dem Martyrium unterziehen sie zu verhüllen; wenn sie z. B. nicht wagen dürfen, die despotischen Gelüste Napoleons zu tadeln, so loben sie doch diejenigen, welche diesen Gelüsten Widerstand entgegensetzen; sie hoffen, der Leser werde sich der Mühe unterziehen, die Hülle zu entfernen und die gezwungene oder berechnete Zurückhaltung in dem gewünschten Sinne auslegen.

Je weniger aber der Geschichtschreiber der Neuzeit Duldsamkeit für sich selber erwarten darf, desto mehr muß er sich gegen andere duldsam beweisen. Wir reden hier nicht von jener Duldsamkeit, die eine Tochter der Gleichgültigkeit ist und welcher alle Glaubensmeinungen, wenn sie nur sittlich, gleich recht sind — eine Duldsamkeit, die eben jeder Glaubensmeinung wahrhaft gefährlich ist — sondern von der ächten Toleranz, beruhend auf dem religiösen Gefühl und auf der Hoffnung, Gott werde, auch ohne das geschichtlich Bestehende zu vernichten, die Wahrheit an's Licht stellen und ihr Reich herbeiführen. Der Unduldsamkeit liegt stets Hochmuth zu Grunde, denn sie will die Dinge nach ihrem Glauben geordnet wissen, ohne Rücksicht auf die menschliche Schwäche und auf die Geschichte, welche zeigt, daß die Verfolgung die Energie der Verfolgten hebt und sie zu immer Schlimmerem antreibt, indem sie dieselben zwingt, sich zu verstecken.

Es kann übrigens nicht Aufgabe des Historikers sein, nur immer gerade fortzugehen, dem Ingenieur ähnlich, welcher bei der Anlage einer Landstraße nur deren Richtungslinie im Auge hat, sondern der Fruchtbarkeit oder der Schönheit der von ihr durchschnittenen Landschaften einen Blick zu gönnen. Das Schöne ist nicht blos ein Reiz, sondern auch ein Trost für den Geist, und auch der himmelanstrebende Adler fühlt das Bedürfniß, Athem zu schöpfen und zu ruhen, obgleich seine Kräfte nicht nachlaßen. Eine kalte Gerechtigkeit, die sich streng darauf beschränkt, die reine Wahrheit darzubieten, wird allerdings, wie die Photographien, getreue Abbilder liefern, aber hinsichtlich der lebenvollen geistigen Auffassung viel vermissen lassen. Erzählen ohne ein Wort der Klage für das Dahinsinkende, der Hoffnung oder Ermuthigung für das Werdende, Aufstrebende zeigt die Unparteilichkeit eines Skeptikers, welcher sich ohne Haß wie ohne Liebe dem Gesetz der Thatsachen unterwirft; der Historiker soll aber vor allem die Leidenschaft der Wahrheit haben. Unvollkommen, wenn sie sich darauf beschränkt zu untersuchen, zu analysiren,

Schlüsse zu ziehen, muß die Geschichtschreibung anregen, fesseln und unterrichten können; sie hat auf das erhebende Schauspiel hinzuweisen, wie der Mensch den stets sich erneuernden Hindernissen, dem hartnäckigen Ungemach, den feigen Verläumdungen den beharrlichen, stets bereiten Muth, weit höher stehend als der des Kriegers in der Schlacht — entgegensetzt; sie scheut sich weder den Triumphator auf der Höhe seines Ruhmes einen Verbrecher zu nennen, noch ihn für erhaben zu erklären, wenn er Langmuth und Hochherzigkeit im Mißgeschick beweist. Das Belehrende liegt weniger in der Prüfung als im Interesse, denn was anzieht und fesselt, wird nicht sobald vergessen. Der Geschichtschreiber thut daher gut zu verfahren wie der Reisende, der in einer Stadt anlangt, wo viele Freunde von ihm wohnen; er verweilt namentlich bei denen, welche vorzugsweise seine Achtung und Zuneigung besitzen. Es ist stets von Nutzen, große Männer so aufzufassen, wie sie wirklich sind, denn in der Darstellung der Menschen liegt das eigentlich lehrhafte Element der Geschichte, und von den Regierungen, Verfassungen, Gesetzen, Sitten muß sie daher stets auf den Menschen zurückkommen, auf das Gemälde seiner Schwächen, seines Elends und seiner Tugenden. Bei dem Widerspruche, der jeden unerschrockenen Verkünder der Wahrheit erwartet, ist es tröstlich, sich zu erinnern, daß Sokrates vom Areopag, Colombo von seinen Königen, Galilei von der Inquisition, Tasso von seinem fürstlichen Beschützer, Condorcet und Lavoisier von der Revolution verfolgt wurden.

Der Historiker, welcher mit Begeisterung für sein Thema erfüllt ist und mit dem Herzen schreibt, wird schon darum jene Einzelheiten und Besonderheiten nicht verschmähen, welche die Poesie und auch zugleich die Wahrheit der Geschichte sind *). Statt der ungenauen und langweiligen Detailangaben über Schlachten **) gibt man besser die Streitigkeiten der Schulen und Parlamente. Weishaupt, Jansenius, Saint-Simon verdienen wahrlich ebenso große Beachtung als Montecuculi und Rodney,

*) Aus dem Beispiele der Vergangenheit und den Erfahrungen der Gegenwart habe ich die Ueberzeugung gewinnen können, daß das Publikum stets begierig gewesen, die Menschen kennen zu lernen, welche das Bild ihrer Seele hinterlassen haben. Die geringfügigsten Umstände in ihrem Betreff werden mit Sorgfalt gesammelt und mit Eifer gelesen. Gibbon, Mem.

**) Quinam sit ille quem non pigeat longinquitatis bellorum scribendo legendoque, quæ gerentes non fatigaverunt. Liv. X, 22.

die Parlamentsreform-Bill und die Korneinfuhr-Frage haben zum mindesten die Wichtigkeit eines Krieges. Die amerikanische Unabhängigkeit ward eher im englischen Parlamente als auf dem Schlachtfelde erobert und die Congresse von Verona und London hatten entscheidendere Folgen als die Siege bei Antrodoco und Trocadero.

Aber genügt es, bei dem Bestreben die Wahrheit an's Licht zu stellen, die Begebenheiten zu schildern und ihnen kurz Lob oder Tadel zu spenden? *) Die Thatsachen ohne Betrachtungen und Erwägungen sind wie die Wörter in einem Wörterbuche, die zusammenhangslos und nicht zu Sätzen geordnet auch nichts ausdrücken. Der Historiker muß daher nicht blos mit Eifer nachforschen, mit Gewissenhaftigkeit prüfen, mit Klarheit auseinandersetzen, er bedarf auch einer Methode bei der Beurtheilung des Thatsächlichen, die davon ausgeht, daß die Wahrheit weniger aus den Ereignissen hervorgeht, als daß sie zu deren Beurtheilung dient, und daß die Philosophie nicht aus der Geschichte abzuleiten, weil sie dieselbe beherrscht.

Einige Geschichtschreiber stützten sich vorzugsweise auf die Raceneintheilung der Menschheit und gingen von der Ansicht aus, die Einheit und Eintracht der Völker hängen von der Verschmelzung der Racen ab, als wenn die Haupturfachen der sozialen Verschiedenheiten und Wandelungen nicht eben bedingt wären durch die Verschiedenheit der Klimate, der politischen Einrichtungen, der Religionen. Diejenigen aber, welche die Vielfältigkeit der freien Kräfte für bloße Anarchie halten und als erste Bedingung eines Staates Einheit der Gewalt setzen, fassen nur die stufenweise Befestigung der unbeschränkten Autorität in's Auge, indem sie dieselbe Ordnung nennen. Andere Historiker bemäkeln und verwerfen alles, sogar die Absichten, der menschlichen Schwäche zu Gefallen, welche gar zu gerne das Große, Hervorragende auf das Maß des Gewöhnlichen zurückführt. Wir unsrerseits gestehen, daß wir noch Vertrauen haben auf die befruchtende Kraft eines schönen Beispiels. Wieder andere dagegen stellen sich die Aufgabe, Personen und Einrichtungen, die fast allgemein verurtheilt

*) Wenn der Satz Quinctilians: Scribitur ad narrandum, non ad probandum, richtig wäre, so könnte die Geschichte des Mittelalters nicht geschrieben werden. Aber die theoretischen Anhänger dieser Meinung folgen ihr nicht praktisch und die Thatsachen gestalten sich bei ihnen zum Anhängsel eines vorgefaßten Gedankens.

werden, zu vertheidigen, das von der öffentlichen Meinung Verworfene zu rehabilitiren, wie man sich auszudrücken pflegt. Allerdings liegt die Nothwendigkeit vor, von vielen Urtheilen Berufung einzulegen, mancher verkannten Größe gerecht zu werden; aber es ist keine Rehabilitation, wenn man Verdienste voraussetzt, die niemals vorhanden waren, wogegen es edel und human ist, hinsichtlich einer verkannten Persönlichkeit sorgfältig zu untersuchen, welche Verdienste die Zeitgenossen ihr zuschreiben konnten und wenigstens ein Theil derselben ihr auch wirklich zuschrieben.

Endlich gibt es noch Schriftsteller, welche die Geschichte nur wie eine poetische Metapher oder eine oratorische Verhandlung betrachten und gemäß dieser Auffassung sich in geistreichen Gegenüberstellungen, anziehenden Vergleichungen, auffallenden Paradoxen gefallen; im letzten Grunde hat aber dergleichen nur den Werth, dem Parteigeiste als Nahrung zu dienen, worin schon ausgesprochen ist, daß eine solche Behandlung der Geschichte der Wahrheit widerstrebt. Die Geschichte wechselt ihren Schauplatz nicht; aber die Szene von heute wiederholt sich nimmer morgen, und obgleich der Mensch sich stets die nämlichen Probleme setzt und die Geschichte im letzten Grunde nur die Mannigfaltigkeit der Lösungen ist, so stellen sich diese doch niemals identisch dar. Aber man kann sie zu Folgerungen und Anspielungen benutzen und wird auch dazu getrieben durch das Bedürfniß, das Seiende zu vergleichen mit dem Gewesenen; es ist unmöglich, von den Königen und Völkern zu reden, ohne an die Zeitgenossen zu denken, und so lange die Menschen eben nur Menschen sind, wird die Vergangenheit die Satire der Gegenwart sein, bezüglich der Aehnlichkeit oder der Verschiedenheit.

Eine andere Klippe für den Geschichtschreiber ist die großmüthige Sympathie, welche dazu antreibt, Partei zu nehmen für den Schwächsten, das vertheidigungslose Opfer, den Unterliegenden, und den aus sich selber herauswachsenden, ohne irgend andere Hülfe sich entwickelnden sozialen Kräften den Zoll der Bewunderung darzubringen. Aus einem solchen Gefühl mag man z. B. sich auf die Seite der Päpste stellen, welche dem Schwerte nur mit dem Worte Widerstand leisten, auf die Seite der Mauren, die man anfänglich als Eroberer und Unterdrücker Spaniens verdammte —, als Philipp III. sie ausrottet, auf die Seite Polens und Ungarns, wenn man auch ihre Verfassungswirren verwerflich finden mußte; wird man Heinrich VIII. verabscheuen, weil er die

Katholiken blutig verfolgt, und nicht minder Philipp II. und Maria Tudor, wegen ihrer gewaltsamen Reaktion. Diese Sympathie ist gewiß eine edle, doch aber muß der Geschichtschreiber wohl darauf achten, sich von ihr nicht beirren zu lassen, nicht Mißgeschick mit Tugend, Schwäche mit Martyrium verwechseln.

Anderseits aber steht es ihm wohl an, Widerspruch zu erheben gegen diejenigen, welche den Erfolg zum Richter der Moralität machen und wollen, daß die siegende Sache auch stets die gute sei, so daß sie nicht nur sagen: Wehe den Besiegten! sondern auch: Schmach den Besiegten! Nein, die Geschichtschreibung darf aus dem Faktum keinen Schluß ziehen auf das Recht, denn wenn jenes das letztere nach sich zöge, dann käme dem Krieg eine äußerste Wichtigkeit zu, und es wäre nicht wahr, daß der Krieg zwar auch zuweilen dem Rechte zum Siege verleiht, häufig jedoch es niedertritt.

Die Geschichtswerke der Neueren leiden an zwei Gebrechen, an Enthusiasmus und Furcht. Der Enthusiasmus für das Alterthum veranlaßte, ihm alles zu vergleichen und überall im Privat- und öffentlichen Leben die nämlichen Menschen, die nämlichen Tugenden, die nämliche Moral zu finden, ohne den unermeßlichen Unterschied zwischen der antiken Individualität und den Menschen der Neuzeit — analog dem Unterschied zwischen den Handschriften und Drucken — in Anschlag zu bringen. Darum setzten wir den erbitterten Kampf um die Leiche des Patroklos fort, darum hörten wir nicht auf, mit den Römern auszurufen: Majores nostri; darum ist gar häufig eine ganze Generation vergessen worden um weniger Lieblingshelden willen.

Der Furcht vor den Fürsten waren die Geschichtschreiber der Neuzeit minder zugänglich, um so sichtbarer wirkt aber auf sie die Furcht vor den Philosophen. Vor dem Zorne der Großen konnte man sich durch Verschweigungen und Verschleierungen schützen, aber ein Seitenhieb von einem der Encyclopädisten, die im vorigen Jahrhundert allein über den Ruhm verfügten, war nicht wieder zu heilen. Man findet darum in Raynal, Gibbon und anderen gefeierten Autoren nicht selten das Bemühen heraus, dem gefährlichen Spotte jener Tempel einstürzenden Simsone zu entgehen. Rousseau entging ihm nur dadurch, daß er ihre Ungeheuerlichkeiten noch überbot.

So entstand eine mattherzige Nachgiebigkeit, eine träge Nachahmungssucht, durch welche der Mißbrauch der Philosophie

im Abstrahiren, Theilen, Zerlegen, Zersetzen immer allgemeiner wurde; darum ward ein ganz besonderes Gewicht auf die Analyse gelegt, ja sie galt als einzig zweckmäßige Methode, obgleich sie nicht nur häufig mißbraucht, sondern auch oft gar nicht verstanden wurde. Lagrange nennt seine „Mechanik" eine analytische, ihr großes Verdienst liegt aber gerade darin, daß sie eine synthetische ist, da sie aus den allgemeinen Grundsätzen nicht nur alle übrigen Sätze, sondern auch die speziellsten Thatsachen ableitet. Die Analyse und die Synthese sind die beiden wesentlichen und beständigen Verfahrungsarten der Logik, in welcher eine allgemeine Idee sich in besondere Ideen zerlegt, um von diesen abermals zu einer allgemeinen sich zu erheben, indem die Erscheinungen erst isolirt und dann wieder verbunden werden. Die Analyse, sagt der tiefe Wronsky, ist regressiv, indem sie den Strom der Thatsachen rückwärts, zur Quelle hin, verfolgt, die Synthese, welche diesem Strome folgt, ist progressiv; jene erschließt der Wahrheit den Weg, diese enthüllt deren Zusammenhang; die Analyse dreht die Thatsachen auf alle ihre Seiten um, befragt die Erfahrung und erhebt sich durch die Induktion von Ursache zu Ursache, bis sie alle beherrscht; von der obern, die untergeordneten regierenden, Thatsache ausgehend steigt die Synthese zu den sekundären Gründen und besondersten Wirkungen hinab, die Erscheinungen erklärend durch ihre eigene Konzeption oder, richtiger, diese letztere rechtfertigend mittelst der gewissen Ergebnisse der Erfahrung und Beobachtung. Ebenso studirt der Arzt im Einzelnen jedes der Grundgewebe des Organismus und bildet aus diesen Elementen die histologische Anatomie; erst dann führt die höhere Anatomie die Verschiedenheiten zur Einheit zurück, nicht aber aus einem unbestimmten Bedürfniß des Verallgemeinerns, sondern das positiv Aehnliche wissenschaftlich bestimmend. Analyse und Synthese entsprechen daher dem Spiel der Nerven und Muskeln in der menschlichen Bewegung, dem Auf- und Niedergehen des Kolbens in der Pumpe; eine von beiden Methoden allein wird immer die Philosophie im Ganzen geben. Die chemische Analyse beweist, daß alle organischen Substanzen aus Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff bestehen, aber hat man darum dasjenige ergründet, was die Rose von der Nessel, das schmutzige Schwein vom reizenden Mädchen eigenthümlich unterscheidet? Aus der Physik, der Musik und Mechanik kennen wir genau die Elemente der Töne, aber damit ist nicht das

Räthsel gelöst, wie die herrlichen Melodien der großen Komponisten entstanden.

Die Meister des verflossenen Jahrhunderts aber stellten die Analyse über alles und darum errichteten sie Gebäude, welche von Oben keinen Strahl des Lichtes empfangen. Daher jene Kritik ohne irgend eine moralische Idee, daher jene ausschließliche, befangene Beschäftigung mit den äußern Ursachen unter völliger Vernachlässigung der innern sittlichen Gründe, so daß die unterscheidenden Züge der Geschichte verdunkelt wurden; daher eine Wiederherstellung des Alterthums, ähnlich jenem vor einigen Jahren zu Florenz aufgefundenen Kopfe Dante's mit schönem Profil, aber ohne Auge. Daher auch das Unternehmen, den historischen Wissenschaften mittelst der mathematischen Wahrscheinlichkeiten eine positive Grundlage zu geben, eine von Jac. Bernoulli ausgegangene, von Condorcet angeeignete, von Laplace gefeierte Theorie, welche aber mit der wahrhaften historischen Analyse im Widerspruch, da sie einer arithmetischen Berechnung das innere Wesen der Nationalitäten, die individuelle Eigenheit der Staaten unterordnen will, während sich eben daraus besondere Beziehungen und dem Anscheine nach unmeßbare Verwicklungen ergeben, welche Aufschluß gewähren über den wahrhaften Charakter eines geschichtlichen Moments, aber der aus einer allgemeinen Regel abgeleiteten Beurtheilung entgehen.

Als darauf die Revolution im Namen der Vernunft, d. i. des ewigen Rechtes, dem ihr widersprechenden historischen Recht den Krieg erklärte, verbündeten sich die Mächtigen zur Vertheidigung des letztern gegen das Volk, welches Gleichheit verlangte; nachdem aber die falschen Anbeter der Freiheit in deren Namen die entsetzlichsten Ausschweifungen begannen, erkannten die aufrichtigen Freunde derselben, daß die Geschichte lehren müsse, wie sie zu gebrauchen und wie sie zu erhalten sei, nicht minder warnen vor ihren Gefahren, so wie vor den Kunstgriffen, mit deren Hülfe man sie entstellt, vernichtet. So unternahm man es diesen Maßstab zu legen an die politische und bürgerliche Lage der verschiedenen Völker und ihre staatlichen Einrichtungen, an die Fortschritte der Gesetzgebung und Verwaltung nebst ihrem Einfluß auf das Wohl des Ganzen und der Einzelnen, an die sittlichen und geistigen Zustände der Nationen, an Sitten, Institutionen, Meinungen, Thätigkeit. Die entschleierte Tyrannei derjenigen Fürsten, welche nicht die patriarchalische Verehrung für die alten

Dynastien beschützte, sondern die sich auf das Recht der Eroberung stützten, trieb dazu an, die Annalen vergangener Zeiten gleichsam als Schild und Schirm zu benutzen. Daraus bildeten sich zwei Schulen, eine, welche bei aller Achtung vor den feudalen und hierarchischen Einrichtungen des Mittelalters und bei scheinbarer Parteiname für die Fürsten die Fortschritte des Volkes hervorhob und ein helles Licht verbreitete über einige hochwichtige historische Fragen, eine andere, welche aus ganz andern Gründen im Mittelalter forschte und, auf das von den Jahrhunderten bezeugte Recht der Vernunft sich stützend, sich der Aufgabe unterzog nachzuweisen, daß der Despotismus eine neuere Erfindung. Von der Zensur überwacht, hielten sich die Historiker dieser Schule an die Kritik der Thatsachen, welche ohne Widersinn nicht geläugnet werden konnten. So folgte auf die nur das Gedächtniß belastende Historiographie die Geschichtswissenschaft, welche das Wesen der Thatsachen, ihre Ursachen und Wirkungen mit Genauigkeit prüft und untersucht, wie dieselben zur Erweiterung der Ideen, zur Vervollkommnung der Gefühle, zur Hebung der Wissenschaft, zur Erleuchtung der politischen und ökonomischen Lehren zu benutzen sind. Dazu kommt, daß man, da das von der Revolution erfüllte Zeitmaß die Bedeutung von Jahrhunderten hat, die Thatsachen als vollbracht, die Bücher als veraltet betrachten und das Auge ihnen möglichst nahe bringen durfte, ohne die Vermengung der Vergangenheit mit der Gegenwart, des Lebens mit dem Schriftenthum oder die moralische Ansteckung der Nachbarschaft und der Neuzeit fürchten zu müssen. Die Geduld, welche die Großen und ihre Söldlinge an die Zusammenstellung von Geschlechtsregistern und Genealogien setzten, verwandte das Volk auf seine eigene Geschichte und deren Ausdruck in Religion, Industrie und Kunst, auf die Entfernung der Gewalt von dem Altare, den sie entheiligt, auf Bewahrheitung des Satzes, daß Gottes Stimme Volkes Stimme, welches in den wahrhaften Helden nur seine personifizirte Größe, in den Entdeckern nur seine verkörperten Bedürfnisse erkennt.

So gestaltet jedes Jahrhundert die Geschichte aufs Neue nach seinem besondern Gesichtspunkte.

Indessen errang doch die neuere Geschichte ihren Antheil an der Beachtung, welche man vordem ausschließlich der des Alterthums zuwandte: die Schicksale der Völker werden nach allgemeinen Prinzipien beurtheilt, und was die einzelnen betrifft, wird

stets in Zusammenhang mit den Geschicken der ganzen Menschheit gebracht. Da die Erzählung nicht die Tendenz hat, den Großen zu schmeicheln, sondern an die Massen sich wendet, so ward sie lebhafter, ausgeführter, reicher an Anwendungen auf die Gegenwart; sie ließ fühlen, daß die Freiheit die Luft, in welcher sie athmet.

Die Geschichte aber ist das beste Heilmittel gegen jenen absolutistischen Geist, welcher sich der gerechten Würdigung und der unparteiischen Darlegung der Thatsachen widersetzt hat. Denn indem sie die Theorien der Probe der praktischen Anwendungen unterwirft, zeigt sie die Unterschiede zwischen dem Guten und dem Möglichen auf, wie zuweilen das Böse zum Beschützer des Guten wird, das Falsche sich dem Wahren aufpfropft, so daß es nothwendig wird, das Unkraut zu dulden, um nicht etwa mit demselben die gute Frucht wegzuschneiden. In ihren großartigen Lehren gesellt sie zu den Geschicken des innern Menschen, nämlich des Gewissens, die des äußern Menschen, d. i. die Entwicklung der Staaten im Laufe der Jahrhunderte; sie bringt die Wissenschaft der Thatsachen und die Politik, durch eine rationelle Behandlung beider, in Uebereinstimmung und bringt mit ihnen den Entwicklungsgang der Jurisprudenz in Parallele, weil jene und diese zusammengehören als zwei aufeinanderfolgende Formen der nämlichen Idee. In Deutschland nannte sich eine metaphysische Schule von Rechtsgelehrten die historische, weil sie sich hauptsächlich die Aufgabe setzte, das Ganze der Gesetzgebung zu verknüpfen mit dem entsprechenden Zustande der Gesellschaft in jeder Epoche der Vergangenheit; es ist dabei nur zu bedauern, daß einige Anhänger dieser Schule dem Optimismus, andere dem Fatalismus huldigen.

Als Montesquieu ausrief: Glücklich das Volk, dessen Geschichte langweilig ist! als ein Anderer die Regierungen rühmte, deren Lob im Schweigen der Geschichte bestehe, da gingen sie von dem Gedanken aus, das Gute bestehe lediglich in der Fernhaltung des Bösen und die historische Darstellung habe sich auf die geräuschvollen, epischen Ereignisse zu beschränken. Wer aber die Gesellschaft beobachtet in ihren Elementen des Nützlichen, des Gerechten, des Schönen, des Heiligen, des Wahren, und nach ihrem dreifachen Symbole: Kirche, Schule, Industrie, der verlangt von der Geschichte etwas anderes als das Schwelgen in den Blut-

bädern der Schlachtfelder, als die behagliche Schilderung von Hoffesten, als die Glorifizirung der Eroberer.

Wir glauben, daß der menschliche Geist in seiner Fülle nur eben im Ganzen seiner Werke sich offenbare: jeder Schritt in der Wissenschaft ist die Spur von Menschen, die gelebt haben; jene Pflanze ist ein von Linné und Tournefort zurückgelassenes Zeichen, jener mathematische Beweis bezeugt, daß Pythagoras und Galilei lebten und wirkten. Die Vergangenheit muß daher mit einem lebendigen Gefühle der Gegenwart aufgefaßt und für die Partikulargeschichten muß aus der allgemeinen die Bedeutung geschöpft werden. Hinter der politischen Welt bewegt sich die des Gefühls, der Intelligenz, der Industrie; hinter den Königen und den Parteiführern befinden sich der betende Priester, der dichtende Poet, der schreibende Autor, der nachdenkende Gelehrte, der schaffende Künstler, der sich mühende Arbeiter. Alle bewegen sich in ihren eigenen Lebenskreisen, aber athmen die gemeinsame Lebensluft, wenn sie auch das Licht durch die von den Jahrhunderten gemalten Fenster empfangen. So steht das große Wort: Ich bin Mensch, und darum ist nichts mir fremd, was den Menschen anbetrifft, ganz besonders dem Geschichtschreiber wohl an; denn alles dient ihm zur Kennzeichnung der sozialen Lage, die Erfindungen des Gewerbfleißes wie die Launen der Eitelkeit, das Ansehen der Vernunft, die Unabhängigkeit des Geistes wie die Sittlichkeit der Pflicht; alles auch, was sich ihm auf den drei Thätigkeitsbahnen des menschlichen Geistes, Erfahrung, Vernunft und Phantasie, darbietet, überhaupt jene gesammte Aktivität und Passivität, die sich im Menschen wie in allen Dingen bekundet, seine Neigungen und Begriffe, die Dreiheit und Einheit des geistigen, sittlichen und leiblichen Seins.

Was uns anbelangt, so glaubten wir nicht dieser großen Aufgabe uns unterziehen zu können, ohne in einer und derselben Einheit das Leben der ganzen Menschheit zu umfassen; und vielleicht ist's darum, daß wir uns schmeicheln dürfen, zuerst die Geschichte der Menschheit in ihrer Gesammtheit zur Darstellung gebracht oder vielmehr versucht zu haben, ihre Schicksale im Ganzen und Großen darzustellen, nicht sowohl das Hinter- und Nebeneinander der verschiedenen Nationalgeschichten oder die Staatsgeschichte aller Völker, als eben den durch Triumphe und Leiden hindurch stätig fortschreitenden Entwicklungsgang der Menschheit. Gleichwie aber die obenerwähnte Schule des histo-

rischen Rechts nicht untersucht, ob eine Gesetzgebung nothwendig war, sondern aus der thatsächlichen Unmöglichkeit der Vollkommenheit den Schluß zieht, sie zu unternehmen sei eine hochmüthige Ueberhebung des Gesetzgebers, ebenso könnte man, weil eine vollständige Universalgeschichte nicht zu schreiben ist, auch einen Versuch dieser Art mißbilligen. Jedoch so tief der Ausspruch Goethe's ist, um etwas zu wissen, muß man alles wissen, so trostlos ist er auch, denn folgerecht dürfte man dann eigentlich über nichts schreiben. So haben wir's denn gewagt, allerdings mit dem Unternehmen nicht entfernt entsprechenden Kräften eine ganz neue Zeichnung mit neuen Mitteln, wenigstens in ihrer Vereinigung, zu einem Gemälde auszuführen. Wir beharrten bei der Arbeit, dem Beifall mißtrauend, aber auch aus der ungewohnten Heftigkeit der Angriffe frischen Muth schöpfend, und nun beeilen wir uns zum Ziele zu gelangen, bevor jene Runzeln kommen, die das Alter dem Geiste nicht minder wie der Stirne eingräbt.

Im Werke selber haben wir es strenge vermieden, für den Verfasser die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, welche der Leser ganz allein dem Gegenstande schuldet; aber an geeigneten Haltepunkten, und nun zum Drittenmale, haben wir einen allgemeinen Ueberblick auf unser Unternehmen und uns selber geworfen. Dies Unternehmen ist ein heikliges, denn eine solche Uebersicht unterliegt leichter der Kritik für das, was sie übergeht, als sie Anerkennung findet für das, was sie enthält; zudem ist's ein Gesetz, eine Nothwendigkeit oder ein Unrecht jeder Vorrede, eher behauptend als erwägend aufzutreten, sich mehr in genetischen Aufstellungen als in der Darlegung bestimmter Thatsachen zu bewegen. Doch gleichviel! Unser Ruf der Kühnheit, ja Keckheit ist bereits ein festgestellter, und niemals haben wir weder nach der elenden Ehre, dem großen Haufen der Literaten, noch nach der gefährlichen Ehre, einer Partei zu gefallen, gestrebt. Wir empfanden tief, daß eine große Idee zusammenschrumpft unter den Händen der Nachahmer, während wir die Ueberzeugung gewannen, daß ein hochwichtiges Werk nicht leichthin, am wenigsten von solchen, denen das Verständniß dazu fehlt, behandelt werden dürfe.

Indem wir aber hier zum Letztenmale eine unmittelbare Ansprache richten an die Leser, mit welchen, so hoffen wir, ein längeres Zusammengehen uns näher verband, fühlen wir uns lebhaft angetrieben, mit einigen Worten auf unsere Arbeit zurückzu-

kommen. Es mußte unsere beständige Sorge sein, auf unserem Wege sowohl die trockene Gelehrsamkeit, welche das Interesse abstumpft, wie die Ideologie, welche der Wahrheit gefährlich wird, also die Langeweile wie den Irrthum zu vermeiden, jedoch mit Aufrichtigkeit darzulegen, was wir erforscht, frei von systematischen Vorurtheilen, wie ohne Vorliebe für das Besondere, Außergewöhnliche, der neuern Wissenschaft ihre jungen Errungenschaften wahrend, unparteiisch soweit dies verträglich mit der menschlichen Natur und im Angesicht der Menschen und der Zeit, deren Geschöpfe und Opfer wir alle sind; die Thatsachen beleuchtend in fester Anhänglichkeit an die Wahrheit und im Verlangen nach Gewißheit. In tiefer Abneigung vor allen nebelhaften Theorien belebte uns wenigstens der ernste Wille, gerecht und freimüthig zu sein, denn wir fühlen etwas in uns von der gebieterischen Kühnheit, welche demjenigen nicht fehlen darf, der sich dem Richteramte unterzieht. Die allgemeinen Formeln, welche den Mangel an exakten Begriffen verdecken, suchten wir zu vermeiden. Der Historiker ist Richter, und als solcher soll er die Gründe für seinen Urtheilsspruch angeben und diesen aussprechen. Das Bequeme der Systeme und das Verlockende paradoxer Behauptungen anerkennend, hielten wir uns doch in der Geschichtsphilosophie gerne an das Klare, Vernünftige, Praktische; wir setzten bei unsern Lesern nicht zu viel als bekannt voraus und verwiesen sie nur dann auf andere Bücher, wenn wir selber den betreffenden Gegenstand nicht hinreichend bemeistern oder ihn in unsern Blättern nicht vollständig entwickeln konnten; wir verschwiegen mit Willen keine Wahrheit, weil sie von Andern ausgesprochen worden, denn eine Wahrheit zu wiederholen ist niemals überflüssig; wir verschmähten die vorsichtig umhüllende Sprache der Furcht, wie die Rücksichtslosigkeit gegen Unterdrückte und Ohnmächtige, gleichwie unsere Meinung hinter zweideutigen Phrasen zu verstecken, welche allerdings vor der Tyrannei höhnischer Geringschätzung und der Gefahr, von zwei Parteien gleich bitter verdammt zu werden — weil Parteien ihrer Natur nach Extreme darstellen und die Straße für den Besonnenen mitten inne liegt — schützen können. Gemächlich und angenehm ist's, auf schon geebneten Pfaden zu wandeln, unter der Aegide beschränkter Geister, die in euch der eigenen Mittelmäßigkeit Weihrauch streuen. Aber die Uebertreibung ist die Sprache der in Zerfall

begriffenen, und die Wahrheit das Bedürfniß der wohlgeordneten und sich neugebärenden Gesellschaften.

Dem Schriftsteller, welcher genöthigt ist, sein Werk stückweise zu veröffentlichen und daher auf minder aufmerksame Leser rechnen muß*), wird es um so schwerer gemacht, einen harmonischen Gesammteindruck seiner Ideen zu erzeugen, und doch ist dies Grundbedingung, um sich ein vollständiges Urtheil über ein Werk zu bilden. So mag es vorkommen, daß während man dem Leser den Blick zu erweitern sucht über die Fortschritte der Welt hin, eine kurzsichtige Pedanterie tadelnswerth findet, daß man nicht auf Herodot und Livius schwört; daß man kleinlichen Einwürfen von Leuten begegnen soll, die sich nicht auf jene Höhe zu erheben vermögen, wo alles was schön und wahr sich vereinigt und verschmilzt; daß die Forderung, nichts von dem zu sagen, was Andere schon gesagt haben, zusammentrifft mit der Vorhaltung der abweichenden Urtheile Anderer; daß man Sätze und Entwicklungen aus dem Zusammenhang, der ihren Sinn gibt, herausreißt, um mit bekannter Sophistik ihnen eine gar nicht beabsichtigte Bedeutung unterzulegen, und dem Schriftsteller Meinungen zuschreibt, die er nur aus gewissenhafter Rücksicht auf erhobene Einwürfe getreu wiedergegeben.

Es ist darum kein Wunder, daß so verschiedenartige Urtheile über ein Buch aufgestellt werden, insbesondere von Solchen, die es nicht gelesen haben; es ist dies um so begreiflicher in einer Zeit freien, ja ausschweifenden Denkens, müßigen und dem Zufalle überlassenen Lesens, welche sich die Wissenschaft auf Kosten der Ruhe erkauft, die Sammlung des Geistes der Eile geopfert hat und die Prinzipien anwenden will, ehe sie gereift sind; wo die Parteien mit der Anmaßung auftreten, ausschließlich das Gute und Wahre zu besitzen, ohne die entgegenstehenden Meinungen auch nur einer Prüfung zu würdigen; wo Alle die Erschöpfung des Zweifels zu verdecken suchen unter der Heftigkeit der Sprache, keineswegs innerlich fest überzeugt, zu dieser Heftigkeit berechtigt zu sein. Darf aber der gewissenhafte Schriftsteller, um Ruhe vor den Anfeindungen zu finden, der kleinlichen Eifersucht seiner Zeitgenossen weichen oder soll er, um ihr Schweigen zu gebieten, aufhören zu schreiben?

*) „Il y a un point sur lequel il faut se résigner quand on écrit: c'est d'être lu légèrement, et d'être jugé du haut en bas.“ Say, Petit volume.

Während indessen für die Meisten der Erfolg und der Triumph anlockend sind, so gibt es doch auch einige, für welche Gefahr und Kampf nicht minder große Anziehungskraft haben. Und in der That, könnte der Friede des Sorglosen und des Fügsamen nur entfernt verglichen werden der unbeschreiblichen Freude, welche derjenige empfindet, dem es gelingt, sich durch irgend ein Werk auszuzeichnen, ein Wort vernehmen zu lassen, das von Herzen kommt und zu Herzen geht, das mit Kühnheit Gefühle ausspricht, die man in der Gluth der Jugend empfunden und die noch lebendig bleiben werden, auch wenn diese Gluth gedämpft worden durch's Alter; der Wonne dessen, der wahrnimmt, daß er einen Widerhall findet in tausenden noch jungfräulichen Herzen, in tausenden von vorurtheilsfreien Seelen!

Wie viel übrigens verdankt nicht der Autor der Verpflichtung, in welcher er sich befindet, nur auf sich selber zu vertrauen und aus diesem Vertrauen seine ganze Energie zu schöpfen, ohne sich durch die Nachgiebigkeit Anderer schmeicheln zu lassen, noch diese gegen sich selber walten zu lassen, ein nach Wohlwollen lechzendes Gemüth ganz allein auszufüllen, sich in seine Aufgabe zu versenken mit aller Leidenschaft der Jugend, der Ueberzeugung, des Zornes über das Schlechte!

Somit hoffen wir, wenn auch unser Unternehmen nicht vom Rathe der großen Meister und nicht von jener Kritik unterstützt wurde, die aufrichtig, wenn auch nicht wohlwollend nicht blos den begangenen Irrthum aufdeckt, sondern auch warnt, andere zu begehen, daß unser Werk wenigstens eigenthümlich in den Anschauungen und im Ideengange werde befunden werden; denn ihm bereiteten Rücksichten auf Beschützer und Vertheidiger keine Hindernisse, ihm blieben jene Transaktionen fremd, die als eine Verpflichtung erscheinen wider diejenigen, welche über hundert Punkte mit euch übereinstimmen, über zwei oder drei aber anderer Meinung sind; auch durfte es sich möglichst frei erhalten von jener Verehrung für geschichtliche Persönlichkeiten, wissenschaftliche Autoritäten, Lehren und Anschauungen, welche, häufig fast wider Wissen und Willen, durch anerzogene und angewohnte Sympathien uns lieb geworden sind. Glücklicherweise kann heut zu Tage derjenige, der nicht nach dem Beifall und den Belohnungen der Großen trachtet und es verschmäht, dem großen Haufen der Literaten zu schmeicheln, einen großen Theil der Wahrheit sagen. Das Reich des Gedankens flößt den

Reichen der Materie keinen Argwohn mehr ein und zudem ist jenes auch zu fest gegründet, als daß es jenen Argwohn noch zu fürchten hätte; die Schriftsteller sind auf den großen Markt, auf das Publikum angewiesen, nicht mehr auf die Gunst der Mäcene.

Den Gipfel der Kunst, nämlich die Harmonie zwischen dem Gedanken, der Phantasie und der Form zu erreichen, jene Einfachheit und Leichtigkeit, ohne welche es weder Würde für den Menschen, noch Eigenthümlichkeit für den Schriftsteller gibt, zu verwirklichen, frei zu schalten mit jener Macht der Sprache, die aus einer und derselben Quelle Erfindung, Ueberzeugung, Beredtsamkeit fließen läßt, mit der Kühnheit die Berechnung, mit der Vorsicht die Begeisterung zu vereinen, die Thatsachen mit der Moral nicht der Worte, sondern der Handlungen zu verschmelzen, das unschätzbare Geheimniß zu finden, gelehrt zu sein, ohne es zu scheinen, dem unterrichteten Leser verstehen zu geben, daß man mehr weiß als man ausspricht, aber Muth genug besitzt, nicht alles zu sagen: darauf hin durfte und mußte unser Bestreben gerichtet sein, aber niemand fühlt lebhafter als wir, daß wir weit hinter diesem unsrem Geiste vorschwebenden Ideale zurückblieben. Indessen, wenn wir auch nicht die Ansprüche zu erfüllen vermochten, welche wir an die andern Geschichtschreiber stellten, so hoffen wir doch wenigstens vermieden zu haben, was wir bei ihnen zu tadeln fanden. In diesem Tadel hat man Hochmuth und Ueberhebung sehen wollen, aber wie verächtlich müßte derjenige sein, der seine Vorgänger angeifert, nur weil er nach seiner Weise die von ihnen erschlossene Bahn verfolgen will. Nicht solche Ansichten waren es, die ein nun seliger Geist*) dem Schreiber dieser Zeilen einflößte, indem er in ihm die Liebe zu den historischen Studien weckte; dessen ermuthigendes Wort, mächtiger als Vorschrift und Beispiel, ihn lehrte, die Vergangenheit zu würdigen frei von den offiziellen Vorurtheilen der Schule und der klassischen Voreingenommenheit der Akademien, dagegen bei dieser Würdigung die Unabhängigkeit der Prüfung walten zu lassen, welche wohl zu Irrthümern, aber nimmer zur Gemeinheit führen kann. Der unvergeßliche Meister ward nicht müde hervorzuheben, wie sehr es Pflicht sei, die Denk- und Handlungsweise der vorausgegangenen Geschlechter kennen zu lernen; daß aber dazu die Bücher nicht genügen, daß man die denkwürdigen

*) G. B. De-Cristoforis in Mailand.

Orte besuchen, die Ueberlieferungen befragen, die Geister in ihrer Thätigkeit belauschen, dann aber in der Einsamkeit über das Erforschte und sich selber nachdenken, das Brod des Volkes essen müsse, bei dem sich noch der Glaube an die Zukunft erhalten.

Mögen wenigstens, um auf unsern Ausgangspunkt zurückzukommen, unsere Leistungen zu vergleichen sein denen der bescheidenen Vorgänger Colombo's! Ihr Name war vergessen, als sie bei ihren kühnen Unternehmungen den Untergang gefunden; doch aber hatten sie unbekannte Inseln und Gestade angedeutet und damit den Geist der Entdeckungen geweckt: so auch würden wir uns glücklich preisen, würden nicht vergeblich gelebt und gerungen haben, sollte es uns gelungen sein, zur Anerkennung zu bringen, wie die wahre Aufgabe der Geschichte darin bestehe, in der Beurtheilung der Vergangenheit eine Vorhalle der Zukunft aufzubauen.

Fünfzehntes Buch.

(Der Neuern Geschichte Erstes Buch.)

Inhaltsübersicht.

Wiederaufleben des Eroberungsgeistes. — Blüthe der Künste und Literaturen. — Eindringen der heidnischen Ideen. — Protestantische Reformation und katholische Reform. — Bürger- und Religionskriege. — Wiederherstellung der Wissenschaften.

Fünfzehntes Buch.

(Der Neueren Geschichte Erstes Buch.)

Inhaltsübersicht.

Wiederaufleben des Eroberungsgeistes. — Blüthe der Künste und Litteraturen. — Eindringen der heidnischen Ideen. — Protestantische Reformation und katholische Reform. — Bürger- und Religionskriege. — Wiederherstellung der Wissenschaften.

Erstes Kapitel.

Allgemeiner Ueberblick. — Das Reich.

Das Gebiet, auf welches die Geschichte ihre Aufmerksamkeit zu richten hat, ist ansehnlich erweitert. Was die asiatischen Staaten anbelangt, so sinkt China immer tiefer, bis es fremder Herrschaft anheimfällt (1644), erbleichet der Stern der Sofi in Persien immer mehr (1500—1722), vermögen in Indien die Mongolen, welche im Abendland unterliegen, sich kaum noch zu erhalten (1526—1739), aber alle diese Geschichten sind so zerstückelt, daß keine zusammenhängende planmäßige Entwickelung davon zu geben. Die durch ihr regelmäßiges Fußvolk, die Janitscharen, und ihre Kräfte zur See so furchtbare Macht der Türken, welche in Europa festen Fuß gewonnen, hat noch nicht die Hoffnung aufgegeben, auf St. Stephan in Wien und dem Vatikan den Halbmond aufzupflanzen an der Stelle des Kreuzes; indessen tritt sie bereits in die europäische Völkerfamilie ein durch Verträge und Gesandtschaften, und schon beginnt ihr Verfall durch Milderung ihres wilden und blutdürstigen Fanatismus. Venedig und Ungarn werfen die Türken mit Waffengewalt zurück; Portugal und Spanien entziehen ihnen den Handel, indem sie denselben aus dem Mittelmeer in den Ozean verpflanzen.

Die Entdeckung von Amerika und die Umschiffung des Kaps der guten Hoffnung geben nicht nur dem Handel eine neue Richtung und bereichern das Leben mit neuen Bedürfnissen und neuen Annehmlichkeiten: die Politik wird auch dadurch auf neue Bahnen und Interessen hingewiesen durch die großartigen Handelsunternehmungen, die Kolonien, die Vermehrung der edlen Metalle. Diese Veränderungen, in Verbindung mit der Umgestaltung des

Kriegswesens und des Völkerrechtes, lassen nicht mehr die allseitig und von Allen anerkannte Herrschaft einer und derselben moralischen Idee zu, sondern jeder Staat verfolgt eine von seinen besondern Interessen vorgezeichnete Bahn.

Der Kampf der Souveräne mit den Vasallen und der Communen mit den Feudalherren ist geschlichtet, und es beginnen nun die Kriege von Volk zu Volk, von Regierung zu Regierung. An die Stelle der in der vorhergehenden Epoche noch vorherrschenden Munizipal- und Feudalsysteme sind nun zwei oder drei große Staaten getreten, um welche sich die übrigen als Satelliten reihen. Im Volk, fortan gewerblichen und geistigen Beschäftigungen zugewendet, zeigen sich nicht mehr jene inneren Gährungen und Unruhen, welche den dramatischen Theil des Alterthums und Mittelalters bilden; vielmehr konzentriren sich die politischen Angelegenheiten in den Händen der Fürsten und ihrer Minister, und so bildet sich die bisheran unbekannte Kabinetspolitik. Dies würde die Geschichte der neuern Zeit einförmig machen, wenn ihr nicht alle die Abstufungen in den Regierungsformen eine große Mannigfaltigkeit zuführten: erbliche Monarchie in Frankreich und Spanien, Wahlreich in Polen, Absolutismus in Rußland, Konstitutionalismus in Ungarn, nominale Monarchie in Deutschland, Theokratie in Rom, Feudalverfassung in den kleinen italienischen Staaten, oligarchische deutsche Freistaaten, Venedig und Genua als aristokratische, militärische Aristokratie im deutschen Orden, reine Demokratie in Schwyz, Uri und Unterwalden, kaufmännische Oligarchie in Lübeck. Diese bunte Mannigfaltigkeit trug sehr wesentlich zur Entwickelung der politischen Begriffe bei.

Aber die Republiken werden entschieden in den Hintergrund gedrängt durch das monarchische Element; die italienischen Gemeinden zerfallen rasch; die Schweiz, ein Staat ohne inneren Zusammenhalt, vermag zu keinem weitern Einfluß zu gelangen, als den ihr die Tapferkeit ihrer Bewohner verschafft, und diese anfänglich zur Vertheidigung der eigenen Unabhängigkeit hochherzig verwandte Tapferkeit wird später im Söldnerdienst verkauft. Von allen Republiken fühlen wir einzig die vereinigten Provinzen Hollands hinreichend kräftig, um vor den großen Staaten nicht zurückzustehen. Da diese durchweg Monarchien sind, so gibt in ihnen nicht mehr das Volk den Antrieb zu den großen Unternehmungen; nicht mehr herrscht das Gefühl vor noch die nationalen Sympathien, sondern lediglich der Vortheil; an die Stelle

der instinktiven Regungen der Jugend ist die Berechnung des Mannesalters getreten.

So kam Europa allmälig dazu, ein großes Ganze zu bilden, und darauf beruhte sein Uebergewicht über die andern Welttheile. Aber leichtlich hätte sich auch ein allgemeiner Despotismus entwickeln können, ohne die Feststellung eines Regierungssystemes, aus welchem ein alle Mitglieder der europäischen Staatenfamilie umfassendes neues öffentliches Recht hervorging. Da einem einzelnen Staate nicht mehr die Gewährleistung für alle Rechte anvertraut wurde, bildete sich ein System der Ausgleichung, um das Uebergewicht eines Staates über die andern zu verhindern, welches System bereits in Griechenland vorhanden gewesen, sodann in Italien erneuert worden, aber erst in der neuern Zeit zur vollen Entfaltung gelangte, als jede höhere Idee erloschen war. Während in Asien, sobald ein Staat das Uebergewicht erlangte, die andern verschlungen wurden oder ihre selbstständige Bedeutung verloren, sehen wir in Europa, und namentlich in der neuern Zeit, wie zwei oder mehr Staaten sich das Gleichgewicht halten, um das Ueberwiegen eines einzelnen zu verhindern; während die schwächsten Staaten, indem sie sich der Macht anschließen, welche wider einen drohenden Gegner sich behauptet, ein Gleichgewicht aufrecht erhalten, das nicht auf einer Gleichheit der materiellen Kräfte, sondern darauf beruht, daß sie sich gegenseitig in Furcht erhalten.

Daraus ergab sich die Nothwendigkeit des gegenseitigen Ueberwachens, des Schließens von Bündnissen, des Unterhaltens von Gesandtschaften, und namentlich ward die Diplomatie das Vehikel des Verkehrs der Staaten untereinander. Daher ergab sich auch die Bedeutung selbst der Kleinstaaten, und wenn ehedem die fürstlichen Heirathen höchstens einige Lehen der Krone zuführten, so können sie jetzt eine Umgestaltung der Beziehungen zwischen den beiden Ländern herbeiführen und einen tiefgehenden Einfluß auf die Geschichte ausüben. Da der Gebrauch sich feststellt, daß Fürsten nur mit Ebenbürtigen sich vermählten, so hätte dies zu einem Zusammenschmelzen der größten Staaten führen können, aber man fand das Auskunftsmittel, mit Prinzessinnen aus den kleinen deutschen Fürstenhäusern Verbindungen zu schließen, die keine Befürchtungen erregten und doch den minder Mächtigen den nöthigen Rückhalt verschafften. Das von der Diplomatie eingeführte Staatsrecht, abgesehen von den Verpflichtungen des

Völkerrechts, geht auf ganz besondere Verhältnisse ein und stellt ein unverletzliches Zeremoniell auf, welches auf den ersten Anschein allerdings eine lächerliche Seite hat, aber nichtsdestominder zum Schutz oder doch wenigstens zur Bezeugung der politischen Unabhängigkeit jedes Staates dient.

Wenn darum auch die großen Staaten durch Eroberungen oder Heirathen die kleinen zu verschlingen strebten, die Monarchien den Republiken und die Erbländer den Wahlmonarchien gegenüber eine drohende Stellung nahmen, so blieb doch jeder Nation die Anerkennung ihres rechtmäßigen Bestandes und ihrer Autonomie gewahrt: so daß, als dieses Recht verletzt wurde durch die Theilung Polens, nicht blos Klagen, sondern auch beklagenswerthe Wirren die Folge waren.

Diese unantastbare Legitimität, die Sonderverträge und die nationalen Interessen bilden die Grundlagen des neuen Völker- und Staatsrechts. Freilich waren diese Grundlagen willkürliche und einander widersprechende, obgleich eine jede derselben als die wesentlichste gelten will; jeder Ehrgeizige konnte darum an die eine oder die andere derselben sich halten, je nach seinen besonderen Interessen oder Absichten, und Kriege veranlassen, die für rechtmäßige, wenn nicht für gerechte ausgegeben wurden.

Unter den Sonderinteressen erhielten sich jedoch auch einige allgemeine. Die religiösen waren die hauptsächlichsten derselben; aber das Ansehen des Oberhauptes der Kirche nahm mehr und mehr ab, der wissenschaftliche Streit um theologische Meinungen ward auf das Gebiet des Lebens hinübergeleitet, bis endlich eine Spaltung eintrat, die Europa in eine katholische und eine nicht katholische Hälfte trennte. Ein gemeinsames Interesse bildete auch die Furcht vor den Türken, auf welche Furcht und Scheu die damalige allgemeine Tendenz nach dem Monarchismus hin ebenso großen Einfluß ausübte wie der gegenwärtig herrschende Zug zum Konstitutionalismus die Abneigung vor den Russen.

Die Kolonien, diese goldene Krone für die europäischen Reiche, bestimmen ihre Verbindungen oder Feindschaften; insbesondere stehen die Mutterländer unter dem Einfluß der durch sie veranlaßten neuen Einrichtungen in staatsökonomischer Hinsicht, und die Marine erlangt durch den Kolonienbesitz eine so ansehnliche Entwicklung, daß die Kriege nicht mehr blos in Feldzügen zu Lande geführt werden.

Noch größere Beachtung verdienen die Entwicklung des Den-

kens und die Erleichterung der Mittel, dessen Ergebnisse zu verbreiten durch das Studium der Sprachen, den Buchdruck und die Posten. In Folge dessen hielt sich die geistige Kultur das Gleichgewicht in den verschiedenen Ländern; die in einem derselben gemachten Erfindungen werden bald zum Gemeingut aller, und die europäische literarische Republik ist nicht mehr ein leerer Name. Dieselbe läßt sich den eigenen Fortschritt nicht genügen, sondern sie strebt, über die ganze Welt Sittigung zu verbreiten, und die Ansiedelungen in den neu entdeckten Ländern dienen zu Trägern dieser Verbreitung. Aber die Zivilisation verläugnet den Stempel ihrer ursprünglichen Natur nicht, und der Gegensatz zwischen den südlichen Nationen römischen und den nördlichen Nationen germanischen Ursprungs bleibt bestehen, macht sich sogar fühlbar in Erscheinungen, wo man am wenigsten erwarten sollte ihm zu begegnen. Im Westen indeß befinden sich die fünf Staaten, wo die Zivilisation am weitesten entwickelt erscheint, während im Osten die slavischen Völker langsamer auf der Bahn der Sittigung vorwärts schreiten, weil in Anspruch genommen durch das Zurückdrängen der Ueberreste der Barbarenhorden und das Abwehren neuer Invasionen.

Im Innern der Staaten ist der Ausbau der einzelnen noch nicht vollendet, während die als Korrektive der Mißbräuche dienenden guten Einrichtungen, deren sich manche erfreuten, untergegangen sind. Die Zerstückelung des Grundeigenthums, die Luxus- und Prohibitiv-Gesetze, die gemeinsamen Weiden, die Jagdgehege, die Privilegien bestehen unter den neuen Regierungen fort, aber ohne die Ausgleichungen, welche die Zeit und die Gewalt der Umstände, eher als die vernünftige Einsicht, geschaffen hatten Bei den Völkern germanischen Stammes führte die Regierung ihren Ursprung darauf zurück, daß mehrere unter sich gleiche Häuptlinge im Kriege sich den Befehlen eines einzelnen fügten, mit welchem sie das Band der Loyalität verknüpfte. Die so entstandene Verfassung hatten sie in den eroberten Ländern eingeführt und so fand sich in allen germanischen Staaten ein Fürst mit einem hohen und niedern Clerus und einem mehr oder minder mächtigen Adel, welche beide Stände den obersten, von Steuern und Abgaben befreiten und in einer verschiedenen Abstufung an der gesetzgebenden Gewalt betheiligten Staatskörper bildeten. Die Bauern blieben noch in vielen Gegenden Knechte der Scholle, überall der bürgerlichen Vertretung beraubt; die

Communen dagegen erhielten sich in den Bürgerschaften, welche durch Gewerbfleiß sich gehoben und in mehreren Staaten das Recht erworben hatten, durch ihre Vertreter auf den gesetzgebenden Versammlungen, insbesondere bei den Steuerbewilligungen, gehört zu werden.

In diesen Ländern hing daher der Regent von Adel, Klerus und Städten ab, um so mehr, da in den noch in der Entwicklung begriffenen zentralisirten Staaten die Finanzwissenschaft noch unbekannt war, nur eine kleine Heeresmacht unterhalten wurde, und die Glücksoldaten in ihrem eigenen Interesse möglichst das Vorurtheil zu nähren suchten, daß Reiterei dem Fußvolk vorzuziehen sei. Die stets geldarmen, von einer wohlgeordneten Verwaltung nicht unterstützten Fürsten beschränkten daher ihre ganze Staatsökonomie auf die Kunst, möglichst viel Geld zusammenzubringen, um es für den Krieg verwenden zu können. Indem sie aber die bewaffnete Macht und den Staatsschatz an sich zu bringen suchen, streben sie, von den ihre freie Bewegung hemmenden Fesseln sich loszumachen, indem sie auch den hohen Adel den Gesetzen unterwerfen und ihre Beziehungen zu Rom lockern.

Die Freiheiten der vorausgegangenen Jahrhunderte waren Bevorrechtungen einer Minderzahl, und diese Privilegien mußten fallen, um der eigentlichen Gleichheit Platz zu machen. So können nun auch die Aristokratien, wenn sie auch noch so hartnäckig sich zu halten suchen, nicht sich behaupten gegenüber dem konsequenten Bemühen der Könige, die Monarchie zu befestigen.

Beim Beginn der vorliegenden Epoche finden wir Skandinavien in Verwirrung gestürzt durch die Kalmarer Union und entfremdet der Bewegung der europäischen Mächte. Das Verbindungsglied zwischen diesen und Rußland, Polen, hat das Uebergewicht unter den Slaven und bedroht die Völker, die es einst zertrümmern werden, wann die Formen einer barbarischen Regierung seine innere Zerrüttung vollendet haben. Die Russen haben vom tartarischen Joch sich befreit, aber noch nehmen sie als Halbwilde weder an der europäischen Kultur noch an der europäischen Politik Theil. Die Ungarn stehen an den Gränzmarken Europa's auf Vorposten gegen die Türken. Hätten sie jenen in Verbindung mit den Böhmen Widerstand geleistet, so würde dies zur Vergrößerung beider Nationen geführt haben, aber statt sich einig zu halten, bekriegen sie sich einander und

schwanken zwischen Polen und Oesterreich hin und her, bis sie beide unter das Joch der deutschen Macht gerathen.

Spanien hat die Mauren vertrieben und in der noch frischen Begeisterung dieses Sieges schreiten die Spanier mit einem Ungestüm voran, welchem die alte Welt zu enge wird. Aber gewohnt, sich auf die alten Erinnerungen zu berufen, haften sie mit Hartnäckigkeit daran und weisen die Neuerungen, welche aus Europa kamen, nicht minder beharrlich zurück wie einst die aus Afrika gekommenen. Die Vereinigung der verschiedenen Königreiche zu einem einzigen indeß, welche Isabella und Ferdinand die Kraft gegeben, die ungläubigen Eindringlinge zu vertreiben, gab deren Nachfolgern die Kühnheit, die Kortes und die Privilegien niederzuwerfen und, namentlich durch Einsetzung des Inquisitions-Tribunals, den Despotismus zu begründen. Portugal begnügt sich nicht damit, auch seinerseits die Mauren vertrieben zu haben, sondern verpflanzt den Krieg gegen dieselben nach Afrika, und mit bewundernswürdiger Thatkraft verbreitet es Religion und Handel bis in die fernsten Länder.

In Frankreich fallen die Güter der kinderlos verstorbenen Könige an die Krone zurück, was deren Macht wesentlich verstärkt. Aus Bekämpfern des Königs sind die Barone dessen demüthige Vasallen geworden, so daß dieselben, welche einst dem Fremden den Weg in's Reich öffneten, nun einem feindlichen Einfall energischen Widerstand leisten würden. Zudem waren durch die Apanagen die ansehnlichsten Baronien in die Hände der Prinzen von Geblüt übergegangen, welche in der Hoffnung, einst den Thron zu besteigen, wohlbedacht waren, dessen Macht nicht zu schwächen. Auch wurden die Güter der Barone nicht zerstückelt wie in Deutschland und Italien, sondern kamen ungetheilt an den ältesten Sohn, während dessen Brüder sich dem Waffenhandwerk widmeten*). In solcher Weise wurde diese Monarchie eine mächtige. Mit Karl dem Kühnen ging der letzte große Vasall unter**); Karl VIII erlangte durch Heirath das Herzogthum Bretagne und erhob Ansprüche auf Italien.

*) **Machiavelli, Ritratti delle cose della Francia.**

**) Das Herzogthum Burgund umfaßte fast den neunten Theil des gegenwärtigen Frankreich. Von Bar-sur-Seine bis Mirabel bei Lyon der Länge, und von Auxonne bis Vezelay der Breite nach hatte es einen Flächenraum von fast 120 Stunden. Mit der Krone im Jahr 1477 vereinigt, blieb dieses Herzogthum doch eine besondere Provinz mit eige-

In England vernichteten die Parteikämpfe der weißen und rothen Rose den Adel oder lichteten ihn doch dermaßen, daß im ersten Parlamente unter Heinrich VII nur 25 Lords saßen, während im Jahre vor Beginn der Kämpfe das Oberhaus außer den Bischöfen 53 Lords gezählt hatte. Unter solchen Umständen gelang es diesem Könige, die unbeschränkte Monarchie herzustellen, welche noch nicht im Unterhause ein Gegengewicht fand, indem er dem Adel die Militärgewalt, die Substitutionen (das Recht, sich im Parlament vertreten zu lassen) und das Asylrecht nahm, die Sternkammer errichtete und Irland der englischen Politik unterwarf, um zur Territorialeinheit zu gelangen, während er durch Verheirathung seiner Tochter mit Jakob IV auch die Einverleibung Schottlands vorbereitete. Dabei stand England noch immer mit einem Fuße in Frankreich, jedoch war es noch weit entfernt von dem großartigen Handel und der Herrschaft über die Meere, worauf seine gegenwärtige Größe beruht.

Die Grundlagen zur Größe dieser Nationen entbehrte Italien, welches keine neuen Gebiete erwirbt, noch auch im Innern eine einheitliche Autorität fest begründet, aber dagegen durch seine geistige Kultur, durch Kunst und auch durch Wissenschaft sich über alle erhebt. Die Ueberreste der antiken Gesittung sind hier noch lebendig, während Italien zugleich im Papste den Nerv der neuern Zivilisation besitzt. Hier wird der Ackerbau wissenschaftlich betrieben, ist der Handel ausgebreitet, der Luxus auf's Aeußerste verfeinert; aber der nationale Charakter ist so abgeschwächt geworden, daß kaum in der öffentlichen Meinung eine Gemeinsamkeit patriotischer Gesinnung zum Ausdruck kommt, als Franzosen, Spanier, Türken, wetteifernd in Schlauheit und wilder Tapferkeit, um italienische Gebiete sich streiten. Die Stellung des Papstes wurde schwieriger durch den Widerspruch, den dieselbe hinsichtlich der Eigenschaft eines weltlichen Fürsten und der des Oberhauptes der Christenheit darbot. Als geistige Macht auf der öffentlichen Meinung beruhend, konnte sie von deren Schwankungen nicht unberührt bleiben, aber Dank der altbewährten Kunst, dem Geiste der Zeit zu folgen und doch zugleich ihm keine Zugeständnisse zu machen auf Kosten der Wahrheit und Gerechtigkeit, hiebei auch Opfer und Verluste nicht scheuend, er-

---

ner Verwaltung und Justiz. Jetzt bildet es die Departemente Ain, Cote d'Or, Saone-et-Loire, Yonne, zum Theil Aube und Haute-Saone.

hob sie sich stets desto siegreicher nach augenblicklichen Verdunkelungen.

In Deutschland waren außer der goldenen Bulle und den bei jeder Kaiserwahl geschlossenen Verträgen keine näheren Bestimmungen vorhanden über die Rechte des Reiches; und während die kaiserliche Würde einem ehrgeizigen Fürsten unzählige Mittel darbot, sich zu vergrößern, nahmen die Stände eine fast feindselige Stellung gegen ihn ein und ließen ihn, selbst in dringenden Nöthen, vergeblich Forderungen um Mannschaften und Geld machen. Die Fürstenthümer, aus welchen das Reich bestand, schwächten sich durch Theilungen*). Indessen blieben doch noch viele Herren in unmittelbarer Abhängigkeit vom Kaiser, sowie auch einige ganz oder theilweise freie Städte, namentlich im Süden. Ihre Wohlhabenheit verlieh ihnen Bedeutung, um so mehr, wenn sie zur Hansa im Norden oder zum schwäbischen Bunde im Süden gehörten; sie hatten Bürgerwehren und Soldtruppen, welch letztere eine wichtige Rolle spielten zu einer Zeit, wo es noch so wenige regelmäßige Soldaten gab. Unter diesen hinsichtlich ihrer Verfassung und ihrer Kräfte so verschiedenartigen Staaten hatten die Städte, der Adel und die Mehrzahl der Für-

---

*) Die vornehmsten Häuser zur Zeit der Reformation waren:

1) Das Haus Sachsen. A. Ernestinische Linie, im Besitz des Kreises Sachsen und Wittenbergs, nebst fast der ganzen Landgrafschaft Thüringen. B. Albertinische Linie, im Besitz der Markgrafschaft Meissen und eines Theiles von Thüringen.

2) Das Haus Wittelsbach. A. Aeltere Linie, getheilt in a) die kurfürstliche, im Besitz des Rheinkreises, und b) die Simmern'sche, zerfallend in Zweibrücken und Feldenz. B. Jüngere Linie oder Haus Bayern.

3) Das Haus Brandenburg. A. Kurfürstliche Linie, im Besitz der Mark Brandenburg. B. Markgräfliche Linie in Franken, getheilt in Kulmbach und Anspach.

4) Das Haus Hessen.

5) Das Haus Meklenburg.

6) Das Haus Braunschweig. A. Lüneburger Linie. B. Wolfenbüttler Linie. Dann noch die ältere Linie zu Grubenhagen.

7) Das Haus Würtemberg, welches im Jahr 1495 aus einem gräflichen zu einem herzoglichen erhoben wurde.

8) Das Haus Baden, im Jahr 1527 in die Linien Baden und Durlach getheilt.

9) Das herzogliche Haus Pommern; erloschen.

10) Das Haus Cleve; erloschen.

sten keine Stimme bei der Wahl des Kaisers, und unterlagen allen Mißständen der Spaltung, obgleich Gemeinschaft der Abstammung und Sprache, sowie die Erinnerung an eine Zeit, wo der König wirklicher Regent war, noch ein nothdürftiges Band der Vereinigung bildete.

Ueber sie alle hatte sich das Haus Oesterreich erhoben und behauptete vermöge seiner geographischen Lage und einer beharrlich festen Politik diese Ueberlegenheit, so daß es erbliches Oberhaupt des Reiches blieb; aber bei der Verwaltung desselben nahm Oesterreich mehr Rücksicht auf sein Hausinteresse als auf des Reiches Würde.

Maximilian. 1493—1519.

Dessen Krone trug zu dieser Zeit Maximilian, welcher mit 34 Jahren von seinem Vater Friedrich III Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, von seinem Vetter Sigismund die Besitzungen der andern österreichischen Linie, nämlich Tirol, Schwaben, Elsaß, ererbt, endlich durch Heirath Burgund, den Breis- und Sundgau erworben hatte; letztere Lande trat er jedoch seinem Sohne Philipp ab, als dieser kaum das 16. Lebensjahr erreichte. Mit einer einnehmenden Persönlichkeit und lebhaftem anmuthigem Wesen verband er Neigung zu den Wissenschaften und Künsten; er malte, schrieb, besaß Kenntnisse in der Musik, Baukunst, Metallurgie, Geographie, Geschichte, wobei ihm ein überaus treues Gedächtniß zu Statten kam. Nicht minder nahm er am Kriegswesen reges Interesse und, in diesen Dingen vom Rathe Georgs v. Frundsberg unterstützt, schuf er in den Landsknechten ein regelmäßig eingetheiltes und bewaffnetes, stehendes Fußvolk.

Er war tapfer bis zur Waghalsigkeit, großmüthig bis zur Verschwendung, der kühnste Gemsenjäger. Einer der ritterlichsten Fürsten seines Geschlechtes und siegreich in jedem Turnier, liebte er Maria v. Burgund von Herzen, und als er sie nach kurzer Ehe verlor, bewahrte er ihr immerdar ein treues Angedenken. Seinem Vater bewies er, obgleich derselbe ihrer nicht würdig war, eine tiefe Ehrfurcht. Friedrich bot ihm einst einen Korb mit Früchten und einen Beutel mit Gold zur Wahl; er nahm die Früchte und vertheilte das Gold unter seine Freunde; „Du wirst ein Verschwender sein!“ rief der Vater aus; er aber antwortete: „Ich will nicht König des Goldes, sondern König derer

sein, die Gold besitzen." Die Aechtheit der Anekdote mag dahin gestellt bleiben, jedenfalls aber zwang gerade der Geldmangel den guten Max dazu, sein Leben lang eine ziemlich klägliche Rolle zu spielen. Als er zum Beilager mit Maria von Burgund sich verfügte, mußte diese ihn förmlich ausstatten, damit er anständig erscheinen konnte. Mit Anna v. Bretagne verlobt, konnte er die Heirath nicht vollziehen, weil er nicht 1000 Goldgulden aufzutreiben wußte. Um ihrer Morgengabe von 300,000 Goldgulden willen, nahm er Bianca Sforza zum Weibe und er nahm von Heinrich VIII einen Sold von 100 Kronen (ungefähr 600 Fr.) an, wofür er Frankreich bekriegen mußte. Um des Geldes willen verkaufte er Privilegien, das Recht, Bastarde zu legitimiren, sogar dasjenige, Dichter zu krönen*). Und doch dachte er, bei aller dieser Geldnoth, hochherzig genug, den Schatz und die Kleinodien des Reiches, die ihm von seinen Vorfahren überantwortet waren, niemals angreifen zu wollen!

Das Mißlingen seiner Unternehmungen hat ihn fast lächerlich gemacht in der Geschichte**). Die Niederländer, unzufrieden mit seinen fremden Truppen, empörten sich, hielten ihn mehrere Tage lang zu Brügge im Hause eines Apothekers eingeschlossen und gestatteten ihm nicht früher den freien Abzug, als bis er die ihm vorgelegten Bedingungen beschworen hatte. So hatte er noch manchen persönlichen Unglimpf zu befahren, wofür er sich indeß nicht weiter rächte, als daß er in seinem „rothen Buche" davon Notiz nahm.

Geldern und Friesland betrachteten sich nicht als eigentliche Bestandtheile des Reiches, und die vom Kaiser in diese Landschaften geschickten Amtleute wurden nur geduldet, wenn sie sich dem Volke günstig bezeigten. Als aber Maximilian die Statthalterschaft dieser Provinzen erblich an den Herzog von Sachsen

---

*) Am 3. August 1501 bewilligt er dem Urbano Terralunga d'Alba, Rath des Markgrafen von Montferrat, „ut facere, creare et instituere possit poetas laureatos, ac quoscumque qui in liberalibus artibus, ac maxime in carminibus, adeo profecerint, ut promoveri ad poeticam et laureatum merito possint." Tiraboschi, VII, 1823.

**) Schon Machiavel sagt von ihm, er glaube alles selbst zu thun, und lasse sich doch immer vom ersten besten Eindruck verleiten, er hege allerlei Plane, aber wenn sie zu Tage kommen, gerathe ihm doch alles anders, als er gewollt habe.

D. B.

übertrug, ward dieser von den Friesen vertrieben und die Provinzen stellten sich unter den Schutz des Herzogs Karl von Geldern. Das führte zu einem Kriege, aber Maximilian mußte ihn unterbrechen, um sich gegen die Schweizer zu kehren. Diese hatten zu Brunnen einen Bund geschlossen zur Vertheidigung ihrer Freiheit, ohne jedoch gänzlich aus dem Reichsverband zu scheiden; der Kaiser erließ ihnen hie und da eine Verfügung, jedoch blieb es eben nur bei den Erlassen. Maximilian erkannte die Nothwendigkeit, sie beim Reiche zu erhalten und wollte hiezu ein Bündniß mit den schwäbischen Städten benutzen; aber die schweizerische Eidgenossenschaft wollte sich dem schwäbischen Kreise nicht einverleiben lassen, und ohnehin unzufrieden, von Frankreich aufgehetzt, griff sie zu den Waffen.

„Reizt mich nicht, oder ich werde euch zu finden wissen", drohte er den Abgeordneten der Graubündtner, die mit den Oesterreich gehorchenden Tyrolern in Gränzstreitigkeiten gerathen waren und in Folge dessen in die Eidgenossenschaft traten — „Ew. Majestät wolle sich diese Mühe ersparen, antworteten sie, denn unsere rohen Bauern kennen zu wenig die gekrönten Häuptern schuldigen Rücksichten". Und wirklich, fast allein, im Engadin und dann im Verein mit den Eidgenossen, die ihrerseits Hülfe von Frankreich erhielten, schlugen sie die Reichstruppen. Durch diese Siege wurden die Bande zwischen der Eidgenossenschaft und dem Reiche vollends zerrissen, gleich wie deren frühere Siege sie vom Joche Oesterreichs befreit hatten. Zur Befestigung ihres Sieges verbanden sich die Eidgenossen mit Frankreich, dem sie Truppen stellten *).

Bereits Friedrich III hatte das Bedürfniß einer Reichsverfassung empfunden und unter Maximilian kamen die Grundlagen einer solchen zu Stande. Auf seinem ersten Reichstage zu Worms (1495) drangen die Stände auf Ordnung und Landfriede im Reiche und es wurden zu dem Behufe drei Einrichtungen (die dritte jedoch um ein Jahrzehend später) vereinbart: ein ewiger Landfriede, ein höchstes Reichsgericht (Reichskammergericht) und die Schöpfung des Reichsregiments oder Reichsraths,

---

*) In drei Jahrhunderten hat die Schweiz an Frankreich 800,000 Söldner geliefert, von denen über 600,000 umgekommen sind, und zwar fast ohne Ausnahme im Kampf für Frankreich gegen Deutschland!

D. V.

höchste Instanz in Regierungssachen des Reichs, auch für den Fall der Abwesenheit des Kaisers, seines Vorsitzenden. Durch den ewigen Landfrieden (1495) verpflichteten sich sämmtliche Reichsstände, bei ihren Streitigkeiten unter einander, bei Strafe der Reichsacht, nicht zum Schwerte zu greifen, sondern dieselben auf gerichtlichem Wege schlichten zu lassen. Neben der Reichsacht verfiel der Reichsfriedenstörer einer Geldbuße von 2000 Mark Gold, verlor im ganzen Umfang des Reichs alle Rechte, Privilegien, Lehen und Ansprüche aller Art; auch sollte gleiche Strafe den Beschützer oder Hehler des Friedensstörers treffen. Zu dem Behuf ward das kaiserliche und Reichskammergericht als höchstes Gericht für alle reichsunmittelbaren Personen und als Appellationsinstanz von den Territorialgerichten eingesetzt (7. August 1495). Dasselbe erhielt eine kollegialische Verfassung; und der Kammerrichter, eine Person von hohem Adel, nebst seinen sechszehn Beisitzern, zur Hälfte aus dem Adel, zur Hälfte Doktoren oder Lizentiaten der Rechte, vom Kaiser auf Vorschlag der Stände ernannt, fanden ihre Urtheile durch Stimmenmehrheit. Das Gericht erhielt seinen Sitz zu Frankfurt und seine Ordnung ward als Reichsgesetz publizirt.

Der Einrichtung des Reichsrathes war der Kaiser anfänglich nicht geneigt, weil sie ihm die königlichen Vorrechte zu verletzen schien; aber als die Stände bei Anlaß einer neuen Hülfeforderung für den italienischen Krieg darauf drangen (1499), bequemte sich Maximilian dazu, den Reichsrath einzurichten als Aufsichtsbehörde über das Reichskammergericht und zur Ueberwachung der Ausführung der Verordnungen hinsichtlich des Landfriedens; ferner zur näheren Berathung und zur Ausführung der von den Reichstagen verabschiedeten Dinge, endlich um in außerordentlichen Fällen den Kaiser, die sechs Kurfürsten und zwölf geistliche und weltliche Reichsfürsten zu berufen. Der Reichsrath bestand aus zwanzig Mitgliedern; aus einem Kurfürsten, einem geistlichen und einem weltlichen Fürsten, sechs von den Kurfürsten ernannten Räthen, einem Grafen, einem Prälaten, zwei Abgeordneten der Städte, einem der österreichischen und einem der burgundischen Städte; die sechs übrigen Räthe wurden von dem Reiche gewählt, das zu diesem Zwecke, nach einem schon von Albrecht II gestellten Antrage, in die Kreise Franken, Bayern, Schwaben, Oberrhein, Niederrhein mit Westphalen und Sachsen eingetheilt war.

Der Kaiser hatte erwartet, 20 Herren würden sich leichter leiten lassen als 100, aber diese Erwartung erwies sich als eine trügliche und die Spaltung ward um nichts geringer; die im Reichsregimente nicht vertretenen Stände fanden sich in ihren Rechten gekränkt und verweigerten die Entrichtung der zum Unterhalt des Reichsrathes ausgeschriebenen Steuer; derselbe hatte daher nur kurzen Bestand und nach 1502 gab es kein Reichsregiment mehr.

In Folge der ansehnlichen Vergrößerung seiner Erbstaaten schuf Maximilian im Jahr 1501 den Hofrath, der das Referat in allen Sachen hatte, welche dem Regenten persönlich vorzulegen waren und der zugleich für die Erblande die oberste Instanz bildete; daß der Kaiser diese Behörde auch in Reichsangelegenheiten zuweilen konsultirte, beruhte auf seiner ihm als deutschem Könige über das ganze Reich zustehenden Gerichtsbarkeit, die ihm bei Errichtung des Kammergerichts ausdrücklich vorbehalten worden. Es geschah dies vorzugsweise in Lehnssachen, in Streitigkeiten der Reichsstände unter einander, und in Berufungen von Unterthanen einzelner Reichsfürsten an den Kaiser. So wurde diese Behörde allmälig zu einem Reichshofrathe, dessen Sitz in Wien blieb, erweitert (dieser Name ward ihr 1512 beigelegt), erhielt für die eben angeführten Rechtsfälle eine ausschließliche, und für die übrigen Reichsjustizsachen eine mit dem Kammergericht konkurrirende Jurisdiktion.

Wenn auch das Reichsregiment keinen Bestand hatte, so behielt man doch die betreffende Kreiseintheilung bei und erweiterte sie, weil als praktisch sich bewährend, im Jahr 1512 dahin, daß aus den kaiserlichen Erblanden, zu welchen Böhmen damals noch nicht gehörte (später ward aus den böhmischen Landen ein besonderer Kreis gebildet), der österreichische und burgundische, aus den Kurlanden der kurrheinische (die drei geistlichen Kurfürstenthümer und Kurpfalz) und kursächsische (oder obersächsische, mit den sächsischen Ländern, Pommern, Mecklenburg und Anhalt; der alte sächsische Kreis hieß jetzt der niedersächsische) Kreis gebildet wurde; so daß das Reich nun unter Hinzurechnung der alten Kreise Franken, Schwaben, Bayern, Ober- und Niederrhein, in zehn Kreise getheilt war.

Nach der Reichs-Exekutionsordnung (1555) sollte stets ein Kreisoberst an der Spitze der bewaffneten Macht jedes Kreises stehen und mit der Obsorge über die öffentliche Ruhe, wie mit

der Ueberwachung der Exekution der Kammergerichtsurtheile — zu welchem Zwecke hauptsächlich die Kreiseintheilung geschaffen worden — ein oder zwei Direktoren (kreisausschreibende Fürsten) betraut sein, welche auch Kreistage ausschreiben konnten.

Zweites Kapitel.

Italien. — Savonarola.

Italien ward auch in dieser Periode wieder der Kampfplatz für den Ehrgeiz und die Interessen, und umgekehrt erhielten alle Bewegungen der europäischen Republik von hier aus den geheimen Anstoß*). Die geistige Kultur hatte Riesenschritte gemacht auf dem italischen Boden, und nicht blos pilgerten die Fremden aus Andacht zur Schwelle der Apostel, sie kamen auch, gleichsam als Römerfahrer der Intelligenz, um sich hier neue Stoffe, Begeisterung, Beispiele für die literarischen Studien zu holen, nicht minder wie die höheren politischen Anschauungen und Erfahrungen in Sachen der bürgerlichen Freiheit; so trugen sich Strahlen des in Italien leuchtenden Lichtes auf die andern Länder Europa's über. Der Wissenschaft und Literatur Liebe und Schutz zuzuwenden, ward hier von den Großen als eine Pflicht erachtet; Cosmo, der Vater des Vaterlandes, unterhielt 45 Schreiber zur Vervollständigung seiner Bibliothek, und Lorenzo de Medici versammelte um sich alles, was damals in Kunst und Literatur glänzte, ließ in den Gassen seine Lieder singen, veranstaltete Maskenzüge, zeigte sich überhaupt in seinem ganzen Gebahren als „der Prächtige". Als Entgeld für die Aussöhnung mit dem-

---

*) Geschichtschreiber dieser Zeit sind die großen Schriftsteller Guicciardini, Varchi, Scipione Ammirato, Jacopo Nardi, Machiavelli, Paolo Giovio, Pietro Bembo u. A. — Das französische Unternehmen wird meisterhaft erzählt von Philippe de Comines, herausgegeben von der „Société de l'histoire de France", Paris, Renouard, 1840-43. — Unter den literarischen Briefwechseln, Gesandtschaftsberichten ꝛc., deren Anzahl und Bedeutung bedeutend zunimmt, ragen die betreffenden Schriften von Machiavelli hervor.

selben verlangte er vom Könige von Neapel eine in dessen Besitz befindliche schöne Handschrift des Livius. Federigo, Herzog von Urbino, unterhielt zu Florenz und an andern Orten 40 Schreiber und gab blos für Abschriften 30,000 Dukaten aus. Francesco Sforza ließ in Toskana so viele gute Bücher, wie nur aufzutreiben waren, für sich aufkaufen und geübte Abschreiber konnten bei ihm stets Beschäftigung finden. Die Flüchtlinge aus Griechenland waren nicht nur Erzieher und Lehrer der Fürstensöhne, sie wurden auch auf Gesandtschaften und bei Vertragsschlüssen verwandt. Am Hofe von Lodovico il Moro fanden sich die ausgezeichnetsten Geister zusammen, der Architekt Bramante, der Musiker Franchino Gaffuri, der Mathematiker Luca Paciolo, die Aerzte und Astrologen Gabriele Pirovano und Ambrogio Varese, die Literatoren Demetrio Calcondila, Giorgio und Giulio Merula, Alessandro Minuziano, Giulio Emilio Ferrari, endlich der nicht blos als Maler große Leonardo da Vinci; der Geschichtschreiber und Rechtsgelehrte Donato Bossi, der Gelehrte und Staatsmann Pontico Virunio wetteiferten im Preise dieses Fürsten; Bernardo Bellincioni war sein gekrönter Poet, Bernardino Coriseus, Tristan Calco waren seine Historiker; an diesem Hofe besang Andrea Cornazano in Terzinen die Kriegskunst; Bartolomeo Calchi, Tommaso Piatti, Tommaso Grassi und Giacomo Antiquario strebten dem fürstlichen Beschützer nach in der Obsorge für die Wissenschaften. Dieser selbst stiftete die Universität zu Pavia und ließ keinen Tag vorübergehen, ohne eine Lesung aus Geschichtsbüchern anzuhören.

Man ließ keinen Anlaß unbenutzt, um Feste und Schaugepränge zu veranstalten, bei welchen neben einem großartigen Luxus der feinste Geschmack herrschte; die eifrig betriebenen antiquarischen Studien verriethen sich in der gebildeten Schreibart der Gelehrten und im Styl der Bau- und Kunstwerke, wo man noch nicht zu einer blinden Nachahmung herabgesunken war.

Reich und durch Reichthum verweichlicht, mit Gewerbe, Handel, Künsten beschäftigt, hatten die Italiener nicht Zeit, nicht Lust zum Waffengewerk und zogen es vor, Soldaten zu kaufen, wie die Erzeugnisse Arabiens und Indiens; so erhielten sie Söldner ohne sittlichen Halt und Werth, weil sie für Lohn ihr Leben einsetzten und deren Verworfenheit nicht wenig dazu beitrug, den

Kriegerstand in der öffentlichen Meinung mehr und mehr herabzusetzen. Nur einige kleine Herren fuhren fort, sich persönlich an den Kämpfen zu betheiligen, weil ihnen die Befehlführung als ein Vorrecht der Edlen erschien. Dieser Umstand und weil die Söldner ohne Hingebung fochten, aber bedacht, sich nicht gegenseitig das „Geschäft" zu verderben, wurde der Krieg ohne Erbitterung, ohne unnöthiges Blutvergießen geführt und dabei mit einer gewissen Courtoisie. Dagegen wurden die Feindseligkeiten in die Länge gezogen, weil die Söldner darauf hielten, möglichst lange bezahlt zu werden, und der reichste oder listigste Theil hatte die größte Chance, während auch der Besiegte nicht gänzlich zu Boden geschlagen oder ohne Hoffnung, sich wieder aufzurichten, gelassen wurde. Die unvermeidlichen Wirren und Aufstände der Communen hatten dazu geführt, entweder daß die Edlen einen unter sich wählten, der sie vereinigend ihnen die Macht verlieh, das Volk zu bewältigen, oder daß das Volk selber sich freiwillig unter die Oberherrlichkeit eines Edlen begab, um durch ihn gegen Vergewaltigung geschützt zu werden. Da nun aber leichter, demjenigen zu genügen, welcher nicht unterdrückt sein will, als solchen, welche gerne die Unterdrücker sein möchten, so zeigten sich die kleinen Tyrannen der Volkssache zugeneigt und nahmen die Communen in Schutz gegen Vergewaltigungen, aber dies thaten sie doch nur, um desto ungehinderter nach Willkür mit der Volksfreiheit schalten zu können. So war das unablässige Bemühen jeder Regierung darauf gerichtet, die Feudatare zu demüthigen und die Bürger zu erheben, um durch die Gleichmachung beider die Zentralisation zu erlangen, in welcher die Macht liegt, von der Ueberzeugung ausgehend, daß keine Provinz weder einig noch glücklich ist, wenn sie nicht durchaus übergeht unter die Abhängigkeit von einer Republik oder einem Fürsten, wie mit Frankreich und Spanien geschehen*).

Aber in den italienischen Landen war der Adel nicht überall in gleicher Weise konstituirt. In Lombardien und Toskana hatten die von den Republiken unterjochten Edlen sich in die Städte gezogen, wo sie sich mit bürgerlichen Gewerben und Künsten beschäftigten, aber auch eifrig mit politischen Ränken. In der Romagna und im Neapolitanischen dagegen bewies der Adel eine bedenkliche Lebenskraft, denn hier erzeugte er durch seine ehr-

*) Machiavelli, Discorsi, I, 12.

geizigen Pläne und seine Fehden beständige Wirren oder verkaufte seine Tapferkeit an den Meistbietenden, im Solddienste den letzten Schimmer des Glanzes abstreifend, welchen das ritterliche Heldenthum ihm übrig gelassen. Selbst in den beiden erstgenannten Landschaften standen Adel und Volk nicht völlig als Gleiche neben einander; jener hatte eine besondere Gerichtsbarkeit und keinen Zutritt zu den Aemtern; dagegen war er mächtig durch sein Zusammenhalten und trachtete nach der Herrschaft über die Bürger, wogegen diese hinwieder einen Schutz in ihren Innungen fanden, so daß beide Parteien sich gegen einander nicht auf ihre Gleichberechtigung beriefen, sondern auf zugelassene oder angemaßte Gerechtsame, und die Herstellung einer Republik, weil das Getriebe der Staatsmaschine nicht auf die Einigkeit, sondern auf den Konflikt der Sonderinteressen sich stützte, nicht möglich war. Daher eine fortwährende Schaukelbewegung und „Reformen, die nicht im Sinne des Gemeinwohles, sondern zur Befestigung und Sicherung einer Partei ins Werk gesetzt wurden. Diese Sicherung ist aber noch nicht erzielt worden, weil stets eine unzufriedene Partei übrig blieb, als überaus zweckdienliches Werkzeug in der Hand derjenigen, die eine Veränderung wünschen" *).

Ein solcher Zustand der Dinge verhinderte die Einhelligkeit der öffentlichen Meinung, welche die unumgängliche Vorbedingung für eine nationale Einheit, sei es unter einer Monarchie, sei es in einem Bundesstaate. Die vier Hauptstaaten standen sich feindlich entgegen, waren aber nicht hinreichend stark, um sich mit offener Gewalt zu bekämpfen. Die Republiken konnten ihre Bürger nicht unter den Waffen erhalten und obgleich sie den Edlen des eigenen Gebietes wie den benachbarten Fürsten nicht zu trauen alle Ursachen hatten, mußten sie doch sich ihrer Schwerter bedienen. Die Fürsten stießen bei ihren Vergrößerungsplänen auf ein dreifaches Hinderniß, in den Baronen, dem Volke und den kleinen Herren, welche zu schwach, die Oberhand zu gewinnen, aber hinreichend stark waren, andere daran zu verhindern. Aus alle dem ging Zwietracht, Kampf und Treulosigkeit hervor.

Beim Tode Lorenzo's, des Prachtliebenden, artete das schon lange bestehende Gleichgewichtssystem in ein System der Selbstsucht und Arglist aus, und die Politik ward zur Kunst, zur Macht zu gelangen und dieselbe durch jegliches Mittel zu

---

*) Machiavelli, Della riforma di Firenze.

behaupten, wobei man sich nicht einmal mehr die Mühe gab, auch nur den Schein einer hochherzigen Idee aufrecht zu erhalten. Es stellte sich fast allgemein die Ansicht fest, daß in der Kunst zu täuschen das wirksamste Mittel zu siegen bestehe — ein Irrthum eher der Gewohnheit und des Verstandes als moralischer Verkehrtheit, denn auch sonst edle Personen glaubten gelegentlich sich eine Treulosigkeit erlauben zu dürfen; thatsächlich aber ward nicht der Muthigste und Tapferste, sondern der Schlaueste groß genannt und für Schande galt, besiegt zu werden, nicht durch ein auch noch so verwerfliches Mittel zu siegen. Nach solchen Anschauungen sahen wir Ludwig XI, Heinrich VII, Ferdinand von Castilien verfahren; Italien jedoch, als Heerd der damaligen Politik, bot größere Beispiele und häufigere Veranlassungen zur praktischen Ausführung dieser Grundsätze dar, deren Erfindung man ihm zuschrieb und deren Opfer es schließlich ward.

Und doch würde es hier vielleicht nicht schlimmer ergangen sein als in anderen Ländern, hätte nicht das Ausland so sehr sich an den italienischen Angelegenheiten betheiligt. Denn das französische Ungestüm, die spanische Wildheit, die deutsche Tapferkeit griffen störend ein in jenes künstliche Getriebe, und die großen Planeten, indem sie näher rückten, zogen in ihren Wirbel die kleinen italienischen Staaten als Satelliten. Die bürgerlichen Milizen wurden ersetzt durch rohe Schweizer, habgierige Spanier, sittenlose Franzosen; auf die mit Courtoisie geführten Kämpfe folgte Verletzung aller Gesetze der Gastfreundschaft, der Ehrbarkeit, sogar der Liebe, und man überließ sich einer sinnlosen Grausamkeit, nicht zu einem bestimmten Zwecke und gegen hervorragende Personen, sondern gegen Alle ohne Unterschied des Standes oder Geschlechtes und lediglich aus teuflischer Neigung zum Quälen, Zerstören, einen Stolz darein setzend, sich überlegen zu zeigen gegen diejenigen, in welchen man das Leben des Herzens und des Geistes nicht zu zertreten vermochte.

Von den alten Freistaaten hatten noch einige ihr Bestehen gerettet; Florenz aber hatte gelernt den Medici zu gehorchen, die es verschönernd seine Kraft brachen; Lucca und Siena waren Oligarchien geworden, Bologna unter die Abhängigkeit von den Bentivoglio gerathen, Genua hatte von seiner Freiheit nur die Mühe, beständig nach einem neuen Herrn zu suchen; Mailand war aus dem Zustande einer wirrnißvollen Republik in den einer unbeschränkten Monarchie gerathen, und bald wird der Ehrgeiz

des Lodovico Moro einen verhängnißvollen Einfall von Ausländern veranlassen. Zu Venedig hielten noch edle Männer eine der stärksten Regierungen in Europa aufrecht, bewundert von allen Staatsmännern der damaligen Zeit, wie von der gegenwärtigen Zeit die englische bewundert wird. Venedig ward im In- und Auslande gefürchtet und fand einen mächtigen Schutz in der hohen Meinung der Welt von seinem Reichthum und seiner Weisheit, so daß sein Bündniß mit einem Staate für diesen als eine gute Vorbedeutung galt*). Es ist die Behauptung nicht gegründet, daß die Entdeckung des Vorgebirgs der guten Hoffnung alsbald den venetianischen Handel vernichtet habe; vielmehr waren die Venetianer im 16. Jahrhundert reicher denn je, und noch im Jahre 1600 sagte Serra, daß alle Einfuhrartikel aus Asien — er meinte die Levante — ihren Stapelplatz in Venedig hätten. Der Handel gab seine gewohnten Wege nur langsam auf, und Venedig sank von seiner Bedeutung erst dann, als sich ein unmittelbarer Handelsverkehr zwischen Marseille und der Levante bildete. Hätte daher diese Republik ihre eigentliche Aufgabe als Seemacht beharrlich durchgeführt, so würde sie's mit den neuen Mächten haben aufnehmen und ihre Herrschaft über das adriatische Meer befestigen können. Aber diese Aufgabe verstand sie nicht, und während Spanien und Portugal neue Wege erschlossen und kühn sie verfolgten, beharrte sie eigensinnig bei den alten, suchte den Nebenbuhlern durch ungehörige, kleinliche Maßregeln und Ränke zu schaden, statt ihnen durch verdoppelte Regsamkeit den Rang abzulaufen, und während sie unter guten Bedingungen sich mit Egypten hätte verständigen, die Suez-Straße nach Indien sich hätte sichern können, schickte sie den Indiern Ingenieure und Geschütze zu, wofür dieselben die Portugiesen und Spanier hätten zurücktreiben sollen. Was sie durch solch unglückliche Politik an Macht verlor, suchte sie durch Arglist zu ersetzen und richtete ihren Ehrgeiz auf das Festland; hier aber von der einen Seite durch Oesterreich, von der andern durch die Türken bedrängt, richtete sie ihr Augenmerk auf Italien, so daß das Mißtrauen und die Eifersucht von dessen Staaten rege ward.

---

*) „V'è un'opinione universale, che tanto sia dire la signoria di Venezia, quanto sia dir monti d'oro; e credono che, non solo l'erario pubblico sia tutto pieno, ma ancora gli scrigni de' particolari, e che infine tutta la città sia oro e argento." Relaz. di Gio. Cornero 1569.

Die Aragonesen saßen im Königreich Neapel, dem größten aber auch schwächsten der italienischen Länder, weil sein König vom Volke verhaßt und von den Baronen, die durch die blutigsten Maßregeln nicht zu vernichten gewesen, zur Ohnmacht verdammt war. Ferdinand der Katholische strebte nach dieser Krone, aber da sein Gewinn derselben das politische Gleichgewicht vernichtet hätte, führten diese Ansprüche zu Kriegen, und hiedurch kamen diejenigen nach Italien, welche in ebenso verhängnißvoller wie entscheidender Weise in dessen Schicksale eingriffen.

Der Papst war nicht mehr das Haupt Italiens, ebenso wenig Vertreter der guelfischen Partei und der Unabhängigkeit, sondern in Anspruch genommen durch die Interessen seines weltlichen Dominiums, und häufig durch die Sorge, den eigenen Nepoten Territorialherrschaften zu verschaffen, war er zu einer Schaukelpolitik gezwungen. Die Zwistigkeiten mit den Fürsten um weltliche Dinge geriethen aber nothwendig der religiösen Autorität zum Schaden, und wirklich stand sie namentlich in Oberitalien in geringer Achtung*). Wahr ist, daß der Papst in Rom alle Munizipalvertretung vernichtet, die mächtigsten Barone des Kirchenstaates, die Colonna und Orsini, tief gebeugt, die übrigen gezwungen hat, ihm bei seinen Unternehmungen zu dienen; daß er noch immer im Königreich Neapel, auf welches er den Anspruch der Oberherrlichkeit geltend machte, einen großen Einfluß geltend machte, und daß die traditionelle Geschicklichkeit des römischen Hofes in Unterhandlungen ihm ein großes Gewicht sicherte in der allgemeinen Politik, als deren Mittelpunkt Rom sich noch erhielt während dieses Jahrhunderts.

Nach dem Tode Innocenz VIII, der allzusehr in die öffentlichen Angelegenheiten sich gemischt, Kriege und Rivalitäten absichtlich genährt hatte, gebot Ascanio Sforza, von dem herzoglichen Hause in Mailand, zwar über viele Stimmen im Konklave, aber doch hatte sein Mitbewerber Giuliano della Rovere das Uebergewicht, weshalb jener seine Stimmen an den Spanier Rodriguez Lenzuoli verkaufte, welcher von seinem Oheime Kalixtus III den Namen Borgia angenommen, und dieser gelangte somit durch Intriguen und Geld auf den päpstlichen Stuhl unter dem Namen Alexander VI.

---

*) Francesco Sforza erließ ein Schreiben: Firmano nostro, invito Petro et Paulo.

Dieser hatte sich bereits durch eine außerordentliche Gewandtheit, eine ausgezeichnete Begabung und eine Kühnheit, die vor keiner Eingebung seines Ehrgeizes zurückschreckte, hervorgethan; im Punkte der Sittlichkeit war sein Ruf schon längst ein sehr schlechter, und es wirft die Thatsache, daß dieser Ruf seine Erhebung zur höchsten Würde in der Kirche nicht unmöglich machte, ein grelles Licht auf die Verkommenheit der Zeit. Mit starker Hand führte er die Barone zu ihrer Pflicht zurück und die energischsten Maßregeln entfaltete er gegen die Räuber, deren Frechheit alles Maß überstieg, so daß während der letzten Krankheit seines Vorgängers wohl 200 Bürger unter ihren Messern gefallen waren. Statt der Interessen der Kirche beschäftigte ihn jedoch nur der Gedanke, die ihm von der Vanozza geborenen Kinder glänzend zu versorgen.

In Toskana hatte Florenz die Suprematie erlangt, indem es die politische Existenz aller übrigen Städte vernichtete mit Ausnahme von Lucca und Siena, aber diese erhielten sich nur dadurch, daß sie in den Hintergrund traten, bis sie gewissermaßen vergessen waren. Ohne die demokratischen Formen aufzugeben, hatte sich Florenz daran gewöhnt, das Haus der Medici, welches seit einem Jahrhundert das Prinzipat ausübte, als seinen Herrn zu betrachten. Daß die florentinischen Handelsherren einen großen Theil ihrer Kapitalien im Auslande anlegten und verwandten, war ein Hemmniß für die Politik, da der Staat hiedurch sich Rücksichten und unbequeme Bündnisse auferlegt sah. Es begreift sich, daß in den von Florenz unterworfenen Städten die Erinnerung an die einstige Unabhängigkeit sich lebendig erhalten hatte, und namentlich Pisa rüttelte von Zeit zu Zeit an seinen Ketten; überdem war das Faktionswesen noch nicht erloschen, und von Ehrgeiz oder auch wohl von wahrer Vaterlandsliebe getrieben, erhielten die Parteien eine fortwährende Aufregung im Lande. Es bedurfte einer großen Kraft oder einer großen Geschicklichkeit, um sie im Zaume zu halten, zu täuschen, geschweige denn zu vernichten. Aber auf Lorenzo war sein Sohn Pietro II gefolgt (1492), ein körperlich sehr kräftiger, geistig um so schwächerer Mann, der nichts Höheres kannte, als den Ruhm eines geschickten Ballschlägers und gewandten Improvisators zu erwerben, obwohl er auch in politischen Dingen der Klugheit nicht entbehrte. Indessen vergaß er, daß die Macht seines Hauses plebejischen Ursprungs, und schied sich schroff vom Volke, während er durch seine aus-

schweifende Lebensweise jenen erbitterten Haß gegen sich hervorrief, der, wenn er nicht alsbald sich Luft machen kann, seine Zeit abzuwarten weiß.

Girolamo Savonarola. 1452—1498.

Durch diese Zustände wurde die Partei der Unzufriedenen immer kühner und in Girolamo Savonarola von Ferrara, wo sein Vater Arzt des Herzogs gewesen, fanden sie den geeigneten Stimmführer. Edlen Ursprungs und doch mit ganzer Seele den Volksinteressen ergeben, Mönch, aber ein eifriges Studium den historischen und politischen Schriftstellern zuwendend, verband er mit einer aufrichtig ernsten Frömmigkeit eine entschiedene Hinneigung zur Demokratie und strebte sie zu verwirklichen. In Bologna studirend, ward er im 21. Jahre Dominikaner, weil ihn die Schriften des hl. Thomas mächtig anzogen, und Giovan Pico della Mirandola — der ihn 1484 bei einem Provinzialkonvente seines Ordens kennen lernte — schildert ihn als ein heftiger Gegner der Laster, der aber dabei mild gegen die Sünder gewesen. Im Jahre 1482 trat er als Fastenprediger in Florenz auf, allein er war der freien Rede nicht mächtig und machte darum keinen Eindruck, bald jedoch scheint ihm die Glut seiner Ueberzeugungen auch die Energie der unmittelbaren Aeußerung seiner Gedanken verliehen zu haben, und Mirandola sprach bei Lorenzo de Medici so zu seinem Lobe, daß derselbe die Ordensobern veranlaßte, ihn nach Florenz zurückzuschicken, was dann auch im Jahre 1484 geschah. Seine Ruhe und Heiterkeit verriethen den in seinem Innern herrschenden Frieden; die Armuth des Ordenslebens auf's Strengste und Gewissenhafteste beobachtend, entsagte er auch dem, woran am meisten sein Herz hing, einigen Büchern und Bildern. In der Regel trug er einen kleinen Todtenkopf aus Elfenbein in der Hand, um stets an die Nichtigkeit alles irdischen Ruhmes erinnert zu werden, denn vor dem Laster der Eitelkeit wollte er sich am sorgfältigsten hüten. Er verlangte Laienbruder zu bleiben, um nicht durch die Schulen vom Predigen, der Hauptaufgabe seines Ordens, abgehalten zu werden; im Kloster zu Bologna (1475) zeichnete er sich durch Demuth und Bußeifer aus und nach dem Worte Gottes forschte er gründlich in den Quellen. Zu Brescia (1481) begann er in Vorträgen und Predigten über die Apokalypse politische Ideen einzumischen, und diese waren um so lebendiger empfunden,

um so tiefer einschneidend, als die Zustände sich mit jedem Tage mehr verschlimmerten. Hierauf predigte er im Kloster San Marco zu Florenz unter einem großen damascenischen Rosenstrauch, anfänglich vor einem kleinen Hörerkreis, der aber allmälig sich dermaßen vergrößerte, daß Savonarola die Kanzel der Kathedrale benutzen mußte. Hier, unter den weitgespannten schmucklosen Bogen, eiferte er nachdrücklich gegen die Verweltlichung der Geistlichkeit, gegen die Unordnungen im Staate, gegen die Entweihung der Künste, stets dabei von dem Satze ausgehend, er wolle alles durch das Volk und für das Volk. — Seine Beredsamkeit war keine berechnete, aber sie kam mit jener Glut starker Seelen in zarten Leibern aus dem Herzen, und häufig ergoßen sich beim Reden Thränen aus seinen Augen. So brach er tiefergriffen, wie gebrochen von der innerlichen Bewegung, in die Worte aus: „Ich kann nicht mehr, die Kräfte gehen mir aus. Schlummere nicht mehr, o Herr, an diesem Kreuze; erhöre diese Gebete, et respice in faciem Christi tui. O glorreiche Jungfrau, o Heilige, bittet für uns zu Gott, auf daß er nicht länger zögere, uns zu erhören. Siehst du nicht, o Herr, daß jene verkehrten Menschen unserer spotten, und deine Diener nicht das Gute wirken lassen? Allen sind wir ein Gegenstand des Lachens und wir sind eine Schmach für die Welt geworden. Wir haben unser Gebet verrichtet — unter wie reichlichen Thränen, mit wie schwerem Seufzen! Wo ist deine Vorsehung? wo deine Güte, deine Treue?.. Ach, zögere nicht, o Herr, auf daß das ungläubige und lasterhafte Volk nicht spreche: Ubi est Deus eorum? Wo ist der Gott derjenigen, welche so viel Buße gethan, so viel gefastet?... Du siehst, daß die Bösen mit jedem Tage schlimmer werden, und jetzt scheinen sie gar unverbesserlich geworden. So strecke denn aus, strecke aus deine Hand, bekunde deine Macht. Ich kann nicht weiter, nichts weiß ich mehr zu sagen, nur Thränen bleiben mir noch, in Thränen möchte ich zerfließen auf dieser Kanzel. Ich sage nicht, Herr, du sollst uns erhören, um unserer Verdienste willen, sondern wegen deiner Güte, wegen der Liebe zu deinem Sohne... Habe Mitleiden mit deinen Schafen. Siehest du sie hier nicht alle versunken in Betrübniß, verfolgt? Liebst du sie nicht, o Gott? Bist du nicht für sie in Fleischesgestalt erschienen? Bist du nicht gekreuziget und getödtet worden für sie? Bin ich nicht ein geeignet Werkzeug, tauge ich nicht für dieses Werk... so beseitige mich, o Herr, nimm mich hinweg aus

diesem Leben. Was haben deine Schafe gethan? Sie haben nichts Böses verübt. Ich, ich bin der Sünder, aber, o Gott, siehe nicht meine Sünden an; achte für einmal nur auf deine Milde, auf dein Herz, auf dein Wesen, das ganz Liebe, und laß uns alle deine Barmherzigkeit zu Theil werden."

Das Regiment der Medici, materiell und selbstisch, wie es, ohne einen Funken von Hochherzigkeit, geworden, bot dem Tadel und den Klagen des Mönches nur zu vielen Stoff dar. Das Volk, den Lorenzo als einen Vergewaltiger der edelsten Rechte der Florentiner betrachtend, erzählte sich, Savonarola, an sein Sterbebett gerufen, habe ihn zuvörderst gefragt, ob er vertraue auf Gottes Erbarmen, sodann, ob er gewillt sei, das unrechtmäßig erworbene Gut zurückzuerstatten — wozu der Sterbende nach einigem Zaudern sich bereit erklärte —, endlich, ob er die Freiheit und die Volksregierung wieder herstellen wolle; dessen aber habe sich der Medicäer geweigert, worauf der Mönch ohne Spendung der Sakramente und des Segens sich entfernt habe. Eine Zeit, welche sittliches und materielles Elend mit dem Wiederaufblühen der geistigen Kultur verband; in welcher eine unterirdisch wühlende, Treu und Glauben in die Schanze schlagende Politik herrschte, schamlose Verworfenheit sich sogar auf den Stuhl des h. Petrus gedrängt hatte, aller Orten die Klagen der vielen Unglücklichen, welche die beständigen Regierungswechsel zum Exil verurtheilte, laut wurden — alles dies steigerte bis zur Unerträglichkeit die unbestimmte, aber um so lebhafter empfundene Angst vor großen Heimsuchungen der Menschheit. Diese Stimmung verstand Savonarola auszunutzen und zu steigern, indem er in seine Predigten Stellen einflocht, wie die folgende: „Wehe, wehe dir, Italien, Rom! so spricht der Herr; ich will dich einer Macht überlassen, die dich vertilgen soll aus der Reihe der Nationen. Völker, wie die Löwen heißhungrig, werden kommen, und die Sterblichkeit wird so groß sein, daß die Todtengräber durch die Straßen ziehen und ausrufen: Wer hat Todte? — und der wird seinen Vater, dieser seinen Sohn herbeibringen. O Rom, ich rufe wiederholt dir zu, thue Buße, o Mailand, o Venedig, thut Buße!" (Pred. XXI.)

So kam es, daß das Volk glaubte, er verkehre unmittelbar mit der Gottheit, sich erzählte, er habe Verzuckungen und Gesichte, die Zukunft sei ihm erschlossen. Unbezweifelt ist, daß er das menschliche Herz kannte, daß er wußte, wie der Tyrannen

bestes Hülfsmittel die Verdorbenheit der Unterthanen. In diesem Sinn war er beständig bestrebt, das Freiheitsgefühl neu zu erwecken mit Hülfe der Moral, auf die Verbesserung der Sitten zu wirken durch Hinweisung auf die vom Evangelium empfohlene Heiligkeit. „Florentinisches Volk, ich rede zu den Lasterhaften: Du weißt, es gibt ein Sprichwort, welches sagt Propter peccata veniunt adversa, d. h. die Widerwärtigkeiten kommen wegen der Sünden. Gehe, lies. Wandelte das hebräische Volk auf dem guten Wege und war es Freund Gottes, so gerieth ihm alles zum Segen; kehrte es sich dagegen den Missethaten zu, so bereitete ihm Gott irgend eine Züchtigung. Florenz, was hast du gethan, was begangen! Willst du, daß ich es dir sage? Ach! Gefüllt ist das Maß, bis zum Rande ist deine Lasterhaftigkeit gestiegen. Florenz, das Maß ist gefüllt, erwarte, erwarte eine große Züchtigung. Mein Herr und Gott, du bist mir Zeuge, daß ich mit meinen Brüdern bestrebt gewesen, durchs Gebet diese Sündflut, diesen Untergang abzuwenden. Wir vermögen fürder nichts zu thun. Wir haben den Herrn angefleht, die Zuchtruthe zum wenigsten in eine Pest umzuwandeln. Ob wir Gnade erlangen oder nicht, dessen wirst du gewahr werden."

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck solche Reden auf das Volk machen mußten. Von den politischen Angelegenheiten ausgeschlossen, ein sicherlich thätiges, aber ganz äußerliches Leben führend, empfand das Volk den Mangel von irgend etwas Höherem und das Bedürfniß darnach. Daß es daher demjenigen, welcher seine Blicke auf den Himmel hinlenkte, hier ihm das Heilmittel für seine Leiden zeigte und dabei ihm von Hoffnung sprach, seine Sympathien zuwandte, begreift sich. Und wirklich strömten die Bewohner der Dörfer und Flecken in den Apenninen herbei, um Savonarola zu hören, und sie versammelten sich vor den geschlossenen Thoren der Stadt, noch ehe die Sonne aufgegangen war. Die einmal angeregte christliche Liebe nahm auf und nährte diese heilsbedürftigen Landleute, welche den glühenden Worten des Predigers zitternd, erschaudernd lauschten. Die Weiber legten eine sittsamere Tracht an und besserten auch ihr Leben; bemerkenswerthe Bekehrungen begaben sich und Erscheinungen traten ein, „als wenn die Zeiten der apostolischen Kirche wieder kehrten" *).

---

*) Burlamachi.

Der Hof und die Freunde des Lebensgenusses, welche man Tiepidi (die Lauen) nannte, suchten nun die Eifrigen, welchen sie den Spottnamen Piagnoni (Heuler) beilegten, lächerlich zu machen; bald aber bezeichneten diese beiden Spitznamen zwei Parteien, die nicht blos im Punkte des Sittengesetzes von einander abweichend dachten, sondern ihren Widerstreit auch auf die Politik, ja sogar auf Literatur und Kunst ausdehnten.

Und in letzterer Beziehung hatte auch Savonarola wirklich eine der Hauptursachen der Verderbtheit darin entdeckt, daß bei dem ersten frischen Eifer für die klassischen Studien heidnische Ideen aufgekommen waren, welche als üppig wucherndes Unkraut allen guten christlichen Samen zu ersticken drohte.

In den Akademien vertauschte man die Taufnamen gegen die des klassischen Heidenthums. In den Geschichtsbüchern wurden Christus der Sohn Jupiters, Göttin die heil. Jungfrau, Vestalinnen die Nonnen, die Cardinäle patres conscripti, die Vorsehung Schicksal genannt*); mythologische Anspielungen befleckten die Medaillen und die Panegyriken für die Päpste**); in den Schulen wurden fast ausschließlich die Göttergeschichten

---

*) Bembo nennt das Cardinalskollegium collegium augurum und die Todtenmesse litare diis manibus. Er sagt, daß der heilige Franziscus in numerum deorum receptus est, und von einem Sterbenden bemerkte er, er beeile sich deos superos monasque placare.

**) Bei der Erhebung Alexanders VI ward ausschließlich auf den heroischen Namen angespielt:

Cæsare magna fuit, nunc Roma est maxima: sextus
Regnat Alexander: ille vir, iste deus

oder: Opes quæ sunt tibi, Roma, novus fert Deus iste tibi.
oder: Scit venisse suum patria grata Jovem.

Für Leo X ward folgendes Epigramm gemacht:

Olim habuit Cypris sua tempora, tempora Mavors
Olim habuit; sua nunc tempora Pallas habet.

Marsilio Ficino lobte Giovan de Medici mit folgenden Worten: Est homo Florentiæ missus a Deo, cui nomen est Joannes. Hic venit ut de summa patris sui Laurentii apud omnes auctoritate testimonium perhibeat (Widmung des Jamblichus). Und dem Plotinus legt er über Plato die Worte in den Mund: Hic est filius meus dilectus, in quo mihi undique placeo: ipsum audite (Proemium zu Proclus). Der Isotta, Geliebten, dann Gemahlin des Pandolfo Malatesta, Herr von Rimini, ward auf Münzen und auf dem Grabmale der Titel diva beigelegt, während Carlo Pinti im Epitaphium sie „die Ehre und den Stolz der Konkubinen" nennt.

und die heidnischen Helden bewundert, Tibull's, Catull's Kunst zu lieben, sogar die Priapea erklärt. Ging man darauf zur Philosophie über, so ward den Spitzfindigkeiten des Aristoteles eine weit größere Wichtigkeit beigelegt als der heil. Schrift, und die platonische Erhabenheit artete in theosophische Träumereien aus. „Die Prediger, sagt Savonarola, bereiten aus den Nichtigkeiten der Philosophie und den Worten der heil. Schrift einen Mischmasch, den sie von der Kanzel herab feilbieten, die Sache Gottes und des Glaubens aber lassen sie bei Seite." (Pred. für den 4. Fasten-Sonntag).

Die Malerei stellte auf den Altären reizende Nacktheiten oder schamlose Aehnlichkeiten dar, und die Neugierigen unterhielten sich während des heil. Meßopfers damit, in den Kirchenbildern bekannte Schönheiten wieder zu erkennen.

Der entrüstete Mönch erhob sich mit aller seiner Energie gegen diese blinde Leidenschaft für die Vergangenheit, welche wieder lebendig machen wollte, was nicht mehr war nnd nicht mehr sein konnte. Wie tief verletzend mußte aber seine rückhaltlose Strenge einschneiden in diese goldene Zeit der Pedanten, in diese verstandesmäßige und nur zur Ergötzung geschaffene Literatur, in diese Zeitgenossen des Aretin? Da er aber die Alten „ganz hart wie Steine" fand, wandte sich Savonarola an die Jugend, an die Kinder, die er auferzogen wissen wollte durch die Mütter, unterrichtet auch in der Wissenschaft des Schönen, aber gemäß dem Geiste der neuen Gesellschaftlichkeit und des Christenthums; dem Alterthum mußten hiezu allerdings die Baustoffe entnommen werden, aber das Christenthum habe die Krone wie den Grundstein des Gebäudes zu liefern; man solle die großen Autoren studiren, aber unter ihnen auch den Kirchenvätern, namentlich der „Stadt Gottes" eine Stelle einräumen und in die zarten Gemüther die Geschichte der Heiligen und der Märtyrer tief einsenken.

Wie mußte diese enthusiastische Seele sich begeistert fühlen von dem Gedanken, auf Italiens klassischem Boden und in der eigentlichen Mutterstadt der Künste für dieselben eine neue Aera herbeizuführen und die Schönheit wieder zu Gott, ihrer Quelle, zurückzuleiten! Und wirklich vollbrachte er das große Werk. Es ward ihm die Genugthuung, zu sehen, daß jene kaum noch so streitsüchtige und üppige Jugend, die Jugend, auf welche er mit Recht seine Hoffnungen für bessere Zeiten gesetzt, am heimischen

Heerd zum Gebet, zum Rosenkranz sich versammelte, an Festtagen in feierlichen Aufzügen sich einfand, um Oelzweige zu empfangen und dann in der freien Natur von ihm gedichtete Hymnen zu Melodien sang, welche ehedem die Träger leichtfertiger oder unzüchtiger Lieder gewesen *). So feierten die Literatur, die Poesie, die Musik ihre Wiedergeburt. Und auf die Schauspiele des Karnevals, welche eine Nachahmung der Triumphe von Camillus und Paulus Aemilius gewesen, folgte eine ergreifende Feier, denn am Palmsonntag ward der Einzug des Heilands in Jerusalem dargestellt; voraus gingen acht Kinder, in der einen Hand das Kreuz, in der andern Olivenzweige tragend, ihnen folgten die Mönche, hinter diesen Männer aus allen Ständen, worauf weißgekleidete und blumenbekränzte kleine Mädchen den Zug beschlossen. Die kindlichen Stimmen ließen fromme Hymnen ertönen, und während alle frommen Gemüther Thränen vergossen, drängte sogar von den Lippen der Tiepidi eine unwillkürliche Erregung das Hohnlächeln hinweg.

Um die zeichnenden Künste wieder herzustellen, gedachte Fra Girolamo eine den Freimaurer-Logen ähnliche Einrichtung ins Leben zu rufen. Er wollte mit seinem Kloster — dessen Prior er geworden — eine Schule verbinden für die Laienbrüder, wo sie im Schatten des Heiligthums der Malerei und Plastik obliegen und dann andere Kunstschulen errichten sollten. Inzwischen, ehe er diesen Plan zu verwirklichen vermochte, bestrebte er sich nach Kräften, bessere und reinere Ideen über die Schönheit und ihre

*) „Sogar die Kinder thaten sich zusammen und hatten unter sich ihre Vorsteher gewählt..., welche durchs Land zogen, um dem Spiele und andern Lastern zu steuern... Karten und Würfel hinwegnehmend, die Erzählungen von Liebeshändeln und die schlechten Novellen sammelnd und alles zum Feuer verdammend. Ferner gingen sie in den Straßen umher und wenn sie einer von jenen aufgeputzten, unehrbar gekleideten Damen begegneten, so grüßten sie dieselbe mit Anmuth und richteten eine freundliche Mahnung an sie, sprechend: Liebe Dame, erinnert euch, daß ihr werdet sterben müssen, und thut von Euch den Prunk und die Ziererei, und alle diese Eitelkeiten. Mit ähnlichen Reden forderten sie auch zu andern Werken auf, so daß gar Viele von da an, wenn auch nicht aus Liebe (zu Gott), so doch aus Scham einen guten Theil ihrer Eitelkeit fahren ließen. So auch enthielten sich die schamlosen und lasterhaften Männer, aus Furcht entdeckt und zurechtgewiesen zu werden, vieler übler Dinge." Vita di Gio da Empoli.

Beziehung zur Tugend zu verbreiten*). Mehrere große Künstler jener Zeit verehrten ihn als ihren Lehrer und als einen Heiligen. Giovan Pico della Mirandola wußte sich kein größeres Glück zu denken, als immerdar seinen Worten zu lauschen; Angelo Poliziano bewunderte in ihm den heiligen, den gelehrten, herrlichen Verkünder einer erhabenen Wissenschaft; der platonische Dichter Benivieni vertheidigte kräftig seine Lehre gegen alle Anfechtung. Die schönste Radirung des Giovanni delle Corniole ist das Bild des Mönches, dem auch der Grabstichel von Baldini und Botticelli sich widmete. Andrea della Robia und seine fünf Söhne verkündeten laut ihre Verehrung für Fra Girolamo; der große Baukünstler Cronaca „mochte von nichts anderem reden als von ihm"; Lorenzo de Credi widmete ihm die keuschen Eingebungen seiner Muse; Fra Benedetto, der berühmte Kolorist, wappnete sich für ihn, als er in der Gewalt seiner Feinde ihn erblickte**), und nachdem er ihnen zum Opfer gefallen, beschloß Botticelli den Hungertod zu sterben, während der Maler Baccio della Porta unter dem Namen Fra Bartolomeo die Mönchskutte anlegte.

Ermuthigt durch den Erfolg seiner Predigten, trat Savonarola immer offener und kühner denen entgegen, welche der Bewunderung für die klassischen Formen Eigenthümlichkeit und Empfindung, Tugend und Religion opferten. Die Kinder gingen von Haus zu Haus, um die „Anatheme" zu suchen, so bezeichne-

---

*) „Aber sagt mir doch, worin besteht die Schönheit: in den Farben? Nein. Sondern die Schönheit ist eine Form, welche sich aus dem Verhältniß und der Zusammenstimmung aller Theile und Farben ergibt; aus diesem Verhältniß entspringt eine Eigenschaft, genannt Schönheit; diese aber ist wahrhaft und eigentlich in den zusammengesetzten Schönheiten, in den einfachen Gegenständen jedoch ist das Licht die Schönheit. Betrachtet die Sonne, ihre Schönheit liegt darin, daß sie Licht hat; betrachtet Gott, sein übermächtiger Glanz ist seine Schönheit. Die Geschöpfe sind um so schöner, je mehr sie Antheil haben an Licht und sich nähern der Schönheit Gottes, und der Leib ist um so schöner als die Seele schöner ist. Nehmet zwei Weiber gleich schön von Körper, von denen aber die eine heilig, die andere lasterhaft; da werdet ihr wahrnehmen, daß die Heilige mehr von Jedermann geliebt wird als die Sünderin, und daß Aller Augen auf jene gerichtet sein werden, ich sage etiam auch die der fleischlichen Männer."

) Von diesem wurde jüngsthin unter dem Titel **Cedrus Libani ein Leben des Savonarola in Terzinen veröffentlicht.

ten sie nämlich die von einem entarteten Luxus hervorgerufenen schlüpfrigen Gegenstände, welche der Prediger verdammt hatte. So kam auf öffentlichem Platze ein stattlicher Haufe von leichtfertigen Liedern, schamlosen Bildern und Stichen, Spielkarten, Würfeln, weiblichem Putz, lüderlichen Spässen von Boccaccio und Pulci zusammen; derselbe ward angezündet mitten in der Stadt der Künste, des heitern Lebensgenusses, der sinnlichen Poesie, in der Heimath eines Firenzuola, und das bei diesem Schauspiel anwesende Volk stimmte das Te deum an.

Savonarola wollte das ganze damalige Leben und alle seine Entartungen reformiren, deshalb erklärte er auch der herrschenden heidnischen Gewinnsucht den Krieg. Er erhob seine Stimme zu Gunsten der Armen in jener Stadt der blühenden, die Wucherer bereichernden Banken; er veranlaßte die Gründung von öffentlichen Leihhäusern und drang in seinen Predigten auf eine Verfassung, welche die großen Kapitalisten ihres unermeßlichen Einflusses auf die Staatsangelegenheiten beraube und auf demokratischer Grundlage das Gleichgewicht zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt herstelle.

Der letztern zollte er alle gebührende Ehrfurcht, jedoch war er nicht blind gegen die vorhandenen Mißbräuche und lebhaft fühlte er, wie sehr das geistliche Ansehen beeinträchtigt ward durch die unter dem Klerus eingerissene Unwissenheit und Sittenlosigkeit. Mit der von der Kirche — so lange an ihr ehrwürdiges Gebäude selber nicht zu rütteln versucht wird — nie verdammten Freimüthigkeit hielt er darum der Geistlichkeit ein ernstes Spiegelbild vor und ermahnte sie zur Umkehr. „Er schrieb den christlichen Fürsten, die Kirche gehe dem Untergang entgegen und es sei daher ihre Pflicht, dafür zu sorgen, daß ein allgemeines Konzil sich versammle, wo er beweisen wolle, daß die Kirche Gottes ohne Oberhaupt, denn der dessen Sitz einnehme, sei kein wahrhafter Papst, noch würdig dieser hohen Stelle, noch sogar Christ.“ *)

Wann aber hätten die Mächtigen und die Verkehrten gehört auf die mahnende und strafende Stimme! Die Tiepidi fuhren fort, die piagnoni zu verhöhnen und zu verfolgen und auf den reformatorischen Mönch mit Verachtung zu schauen. Frömmlinge und Heuchler verklagten ihn zu Rom, und Fra Marino vergaß

*) Burlamachi.

sich bei einer vor Alexander VI gehaltenen Predigt so sehr, daß er ausrief: Verbrenne, verbrenne, heiliger Vater, das Werkzeug des Teufels; verbrenne, sage ich, das Aergerniß der ganzen Kirche. Als Fra Girolamo dies erfuhr, predigte er im Dome: Gott möge dir verzeihen; aber er wird dich züchtigen, und binnen kurzer Zeit wird sich offenbaren, wer von uns beiden der Feind der weltlichen Staaten und Regierungen ist. In der That kam es auch bald darauf an den Tag, daß Marino an einer Verschwörung zu Gunsten der Ausländer theilgenommen.

Die Volksbegeisterung für den frommen Ordensmann erhielt sich aber sieben Jahre hindurch, und während Rom ihn mit Bann und Tod bedrohte, erklärte Savonarola: Ich ging in's Kloster, um zu lernen, zu dulden; und wenn die Leiden kommen werden, mich heimzusuchen, so habe ich mich durch Forschung damit vertraut gemacht und sie werden mich lehren stets zu lieben und stets zu vergeben *).

---

*) Unter mehreren Briefen von ihm, die neuerdings aufgefunden worden, wählen wir den folgenden zur Mittheilung. „An Fra Domenico Buonvicini aus Pescia. — Geliebtester Bruder in Christo Jesu — Friede und Freude im heiligen Geiste. Unsere Angelegenheiten nehmen einen guten Fortgang, dieweil Gott wunderbarerweise gewirket; jedoch sind wir jetzt gerade im hohen Maße schweren Kämpfen ausgesetzt; ich werde euch dieselben, sobald ihr zurückgekehrt seid, ordnungsgemäß erzählen: heute ist's nicht gerathen, darüber zu schreiben. Viele haben befürchtet, und fürchten noch, es möge mir ergehen wie dem Fra Bernardino (von Montefeltro. Er wurde vertrieben, weil er gegen den Wucher gepredigt). Allerdings, was das anbelangt, so sind unsere Angelegenheiten nicht ohne Gefahr gewesen; ich aber habe stets auf Gott gehofft, wissend, wie die Schrift sagt, daß der Könige Herz in der Hand des Herrn, und daß er nach seinem Gefallen es lenkt. Ich hoffe auf den Herrn, der durch unsern Mund große Frucht wirken wird; denn er tröstet mich jeglichen Tag, und ist mein Muth niedergebeugt, so erfrischt er mich durch die Stimme seiner Geister, welche oft zu mir sagen: Fürchte nichts, rede frei heraus, was Gott dir eingibt, da der Herr mit dir ist; die Schriftgelehrten und Pharisäer kämpfen wider dich, aber siegen nicht. So tröstet euch denn auch und seid frohen Muthes, da unsere Angelegenheiten einen guten Verlauf nehmen. Nehmt auch nicht zu sehr zu Herzen, daß in jener Stadt Wenige zur Predigt kommen: es genügt dergleichen zu Wenigen geredet zu haben: im kleinen Samen ist große Tugend verborgen. Fra Giuliano und die Schwester grüßen euch; die letztere sagt euch, ihr möchtet nicht kleinmüthig sein, da der Herr mit euch. Gar häufig predige ich die Erneuerung der Kirche und die Heimsuchungen, welche kommen sollen, und

Drittes Kapitel.

Das Mailändische. — Karl's VIII Zug.

Demokratischer Despotismus und militärische Tyrannei waren einander gefolgt im Mailändischen, welches die Sforza als kaiserliches Lehen besaßen, um die Wahl durch's Volk zu umgehen, aber ohne sich zu kümmern, von den Kaisern eine Belehnung zu verlangen, deren entrathen zu können sie sich bewußt waren. Das Herzogthum umfaßte, außer dem Gebiet von Mailand, die Territorien von Cremona, Parma, Pavia, Como, Lodi, Piacenza, Novara, Alessandria, Tortona, Robbio, Savona, Albenga, Ventimiglia und das genuesische Festland, welche Gebiete dem herzoglichen Hause 600,000 Golddukaten jährlich trugen*). Gian Galeazzo (1476—94) führte den Herzogstitel, aber er besaß auch nichts mehr als diesen Titel, denn die Regierung führte statt seiner der Oheim Lodovico Moro. Ehrgeizig und voll Verschlagenheit**), ward dieser anfänglich gehalten von der ghibellinischen Partei, an deren Spitze die San Severino standen; aber als diese Partei mit ihm brach und das Mailändische mit

zwar stelle ich solches nicht an und für sich auf, sondern stets begründet auf der Schrift derart, daß Niemand mir etwas anhaben kann, wenn anders nicht solche, die nicht rechtlich leben wollen. Der Graf wandelt rüstig vorwärts auf der Bahn des Herrn, und kommt oft zu unseren Predigten. Almosen zu schicken, vermag ich nicht, da, wenn auch das Geld vom Grafen angekommen, ich nichtsdestoweniger gute Gründe habe, noch ein wenig zu warten. Die andern Dinge, wovon ihr mir schreibt, werde ich zu besorgen mir angelegen sein lassen. Ich fasse mich kurz, weil die Zeit drängt. Empfehlet mich dem Pater Prior, dem Lector, dem Fra Giorgio, dem Fra Cosimo, und allen andern. Alle sind wir gesund, namentlich unsere, welche sich euch empfehlen. Bleibet gesund und betet für mich. Mit großem Verlangen sehe ich eurer Rückkehr entgegen, um euch die wunderbaren Fügungen des Herrn erzählen zu können.

Zu Florenz, am 10. Tag des Märzen 1490."

*) Corio, p. VII.

**) Estoit homme tres saige, mais fort craintif et bien souple quant il avoit paour (j'en parle comme de celluy que j'ay congneu et beaucoup de choses traicté avec luy) et homme sans foy s'il veoit son prouffit pour la rompre. Commines VII. 3.

Krieg überzog, warf Lodovico sie zurück, bemächtigte sich des Schlosses zu Pavia und des Schatzes, „des größten in der Christenheit", riß die ganze Gewalt an sich und gestaltete in willkürlicher Weise das Staatswesen um. Nun gedachte er auch thatsächlich die Zügel der Herrschaft zu ergreifen und seinen Neffen gänzlich zu verdrängen. Da er jedoch nicht erwarten konnte, daß die Nachbarstaaten dies dulden würden, namentlich der König von Neapel, dessen Enkel Gian Galeazzo war, erschien ihm unerläßlich, das Wasser zu trüben, um desto sicherer darin fischen zu können.

Bedroht von den Franzosen, den Erben der Ansprüche des Hauses Anjou, hatten die italienischen Fürsten die Nothwendigkeit eingesehen, sich einander anzuschließen. Moro, in den Gedanken, daß dieses Bündniß als Thatsache sich in feierlicher Weise kundgeben solle, schlug vor, daß die Gesandten aller Fürsten an einem bestimmten Tage in Rom sich einfinden, um dem neuen Papste die üblichen Glückswünsche darzubringen, und daß der Gesandte des Königs von Neapel für die übrigen das Wort führe. Aber Pier de Medici, einer der Gesandten, begnügte sich nicht damit, seine Kollegen durch den Prunk seines Auftretens und sein glänzendes Gefolge in den Schatten zu stellen, er wollte auch die florentinische Beredsamkeit zur Geltung bringen. Lodovico fand sich dadurch arg verletzt, um so mehr, als ihm nicht entging, daß Pier, das alte Bündniß der Sforza aufopfernd, sich dem Könige von Neapel näherte, welcher dem mailändischen Fürsten vorwarf, nicht blos den Neffen aus dem angestammten Erbe zu verdrängen, sondern auch an dem Nothwendigen Mangel leiden zu lassen. Alexander VI hatte gleichfalls den aragonischen Fürsten äußerst zuvorkommend behandelt, weil er wünschte, derselbe möchte einem seiner Söhne ein neapolitanisches Fürstenleben und eine natürliche Tochter seines Sohnes Alphons, Herzogs von Calabrien, zur Ehe geben; aber da dieser Wunsch unerfüllt blieb, der König sogar den Ungehorsam des Virginio Orsini — welcher in seiner Stellung zwischen Viterbo und Civita-Vecchia gewissermaßen über den Schlüssel Roms für die Neapolitaner verfügte — in aller Weise begünstigte, verständigte sich der Papst mit dem Moro. Dieser wußte auch Venedig zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zu vermögen, und für die Hand seiner Nichte Bianca-Maria mit einer reichen Aussteuer (1493) erlangte er vom Kaiser Maximilian im Ge-

heimen die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand. Lodovico kannte aber die eifersüchtige Politik seiner Verbündeten und wußte, daß dieselben ihre Verpflichtungen gegen ihn nur so lange halten würden, als sie ihren Vortheil dabei fänden; eine größere Sicherheit schien ihm eine Annäherung an Frankreich zu gewähren, mit welchem die Herzoge von Mailand ohnehin durch Heirathen enge verbunden waren; wenn die Ansprüche des jüngern Hauses Anjou auf Neapel wieder geltend gemacht würden, glaubte er von der Feindschaft König Ferdinands, der dann in seiner eigenen Herrschaft sich bedroht sähe, wenig mehr zu befürchten zu haben.

Karl VIII von Frankreich. 1483.

Beim Tode seines Vaters war Karl VIII fast 14 Jahre alt, in welchem Alter die Söhne Frankreichs großjährig wurden. Aber die Kränklichkeit oder vielmehr die argwöhnische Eifersucht Ludwigs XI, welcher fürchtete, sein Erbe möchte gegen ihn konspiriren, wie er selber gegen seinen Vater konspirirt hatte, hatte Karln von allen Staatsgeschäften ferne, ja ohne Erziehung gelassen. Er wußte daher nichts von den Menschen, die kennen zu lernen er keine Gelegenheit gehabt; er konnte nicht einmal lesen und schreiben. Urplötzlich aus dieser Lage auf den Thron versetzt, und gedemüthigt durch seine Unwissenheit, die ihm lebendig in's Bewußtsein trat, sobald er als König aufzutreten hatte, warf er sich jetzt mit großem, aber ungeordnetem und jedenfalls verspätetem Eifer auf die Studien. Kaum hatte er lesen gelernt, so fühlte er sich begeistert für Cäsar und Karln den Großen, und wollte gleich ihnen ein Held werden. Und hinsichtlich der Tapferkeit war er in der That würdig, sich mit ihnen zu messen, aber es fehlte ihm das Genie, um den Plan zu großen Unternehmungen zu entwerfen, wie die Beharrlichkeit, um sie trotz aller Widerwärtigkeiten zu verfolgen. Seine Schwester Anna de Beaujeu, welche bis zur vollen Großjährigkeit des Königs die Regentschaft führte, war eine treffliche Schülerin ihres Vaters hinsichtlich der Verstellungskunst und der gebieterischen Unbeugsamkeit. Sie gewann die öffentliche Meinung dadurch, daß sie Olivier le Daim, genannt der Teufel, Ludwigs XII Barbier, Finanzminister und Faktotum, hängen, und seinen Spion, den Generalprokurator des Parlaments Jean Doyac, verstümmeln und verbannen ließ. Zur Festsetzung der Regentschaft wurden (1484)

die Generalstaaten zu Tours versammelt; damit war das Zeichen gegeben, daß die während der vorigen Schreckensherrschaft durch die Furcht gebotene Grabesstille ihr Ende erreicht hatte, von allen Seiten erhoben sich Klagen, und sogar das Verlangen ward laut, die sechs Nationen von Frankreich zu vereinen, so sehr fühlte sich das Land als eines, nachdem die Macht des Adels völlig gebrochen worden. Laut wurde ausgesprochen, daß das Reich erschöpft sei und es zur Wiederherstellung seiner Kräfte unumgänglich eines langen Friedens bedürfe; statt dessen aber begannen jetzt gerade die großen Kriege.

Karl ward gesalbt; aber während er sich mit Hunden, Schülern, Mädchen und Minstrels unterhielt, übte Madame, seine Schwester, die höchste Autorität aus, trotz des Widerspruchs des Herzogs Louis von Orleans, der sogar zu den Waffen griff, aber bei St. Aubin (1488) vollständig geschlagen wurde.

Die Heirath Karls mit Anna, der Erbin des Herzogthums Bretagne, brachte dieses große Lehen an die Krone, führte aber zum Zerwürfniß mit dem Kaiser Maximilian, dessen Tochter dem Könige verlobt gewesen. Der Kaiser beklagte sich ob dieses Treubruches bei dem Könige von England, der, diese Gelegenheit mit Freuden ergreifend, sich mit ihm verbündete und in Calais landete, während der deutsche Kaiser, wie ein Glückssoldat, in englischem Sold das Schwert gegen Frankreich zog. Aber die englischen Subsidien reichten nicht aus und die Reichsstände ließen ihn wie gewöhnlich im Trockenen, so daß er nichts unternehmen konnte und um den Frieden unterhandeln mußte. Karl gab ihm die Landschaften Franche-Comté, Artois, Charolais und Noyers heraus, bezahlte Heinrich VII 745,000 Goldthaler (8 Mill. Fr.) und war überdem so gewissenhaft, Ferdinand d. Kathol. Roussillon und Cerdagne, die Schlüssel Frankreichs von der Seite der Pyrenäen, abzutreten. Damit war das Werk der Zentralisation, welches sein Vater zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht und so emsig verfolgt hatte, zerstört, aber die Zerstückelung seines Reiches machte Karl'n nur geringe Sorge, da er mit nichts geringerem als Welteroberungsplänen sich trug.

Herzog Karl von Maine, der letzte Sprößling des Hauses Anjou, hatte Ludwig XI zu seinem Erben eingesetzt, gemäß dem Geiste des damaligen Staatsrechts, welches den Fürsten gestattete, über Länder wie über persönliches Eigenthum zu verfügen. Karl VII, der 1492 die Regierung selbst angetreten,

begründete hierauf den Plan, diese Erbrechte hinsichtlich Neapels und Konstantinopels geltend zu machen, das Kaiserthum des Ostens wieder herzustellen. Diese hochliegenden Ideen wußte nun Lodovico Moro geschickt für sein Interesse zu benutzen. Er ließ ihm durch Gesandte vorstellen, wie die Eroberung Neapels der erste Schritt sei zur Vertreibung der Türken aus Europa, zur Wiedereroberung des heiligen Landes. Die Eroberung Neapels schilderte er ihm als leicht, da er ihm durch Gestattung des Durchzugs durch das Genuesische*) und Lombardische und durch Lieferung von Geld und Truppen die Hand dazu bieten würde; auch würde der Papst, wenigstens unter der Hand, das Unternehmen begünstigen, aus Groll gegen das aragonesische Fürstenhaus; die florentinischen Kaufleute würden sich mit Frankreich, weil sie in diesem Lande ihre bedeutendsten Komptoire hatten, nicht überwerfen, noch weniger würde Venedig hindern, welchem zudem die Türken genug zu schaffen machten. Anderseits geizten eine Menge verbannter, oder noch im Reiche befindlicher, aber mit Ferdinand unzufriedener, neapolitanischer Vasallen keineswegs mit Versprechungen und Anstiftungen, ihrer gewöhnlichen Münze; während in Frankreich selbst der Adel stets begierig nach Anlässen griff, seine Tapferkeit zu beweisen und nebenbei vielleicht gute Lehen zu erwerben**). Dann begünstigte Karls Schwester den Plan, weil sie während seiner Abwesenheit wieder Regentin sein würde, und zu alle dem kamen plötzlich auftauchende Prophezeiungen, welche verkündeten, der König von Frankreich werde nicht nur das Reich Constantins, sondern auch den Thron Davids wieder erobern.

So kam der Vertrag zwischen Karl und Lodovico zu Stande; ersterer bot Truppen auf, traf alle sonstigen Vorbereitungen für einen großen Feldzug und rief aus: „Ziehen wir aus, wohin der Ruhm des Kriegs, die Zwietracht der Völker und der Beistand der Freunde uns rufen.“ Aber er hatte seine Finanzen erschöpft, zunächst um den Frieden von England zu erkaufen,

---

*) Genua stand unter der Oberhoheit Frankreichs und war dem Galeazzo zu Lehen gegeben. „Le seigneur Ludovic donna à aucuns chambellans du roi huict mil.“

**) Le Français ne fut jamais qu'il n'aima á mener les mains, sinon contre l'étranger, plus tôt contre soi-même. Aussi le Bourguignon et le Flamand disent de nous, que quand le Français dort, le diable le berce. Brantôme, disc. 89. sur les colonels généraux.

dann in prächtigen Turnieren*) und Festen für die Damen von Lyon — von deren Schönheit, Anmuth und Leichtfertigkeit der heldenmüthige Bayard in seinen Denkwürdigkeiten erzählt — und er unterhielt sich hier so gut, daß er die ganze Expedition fast aufgegeben hätte. Es bedurfte der ganzen Ueberredungsgabe der Staatsmänner und Intriguanten, die sich in seiner Nähe befanden (unter denen der den Papst Alexander glühend hassende Cardinal Giuliano della Rovere eine hervorragende Rolle spielte), um ihn vorwärts zu treiben; er hob Geld zu hohen Zinsen auf, 50,000 Dukaten von Mailand, 100,000 von den Sauli zu Genua; Bianca von Savoyen lieh ihm ihre Diamanten, die er verpfändete.

In Italien hatte man indeß nicht unthätig den drohenden Sturm erwartet. Den Papst vermochte Ferdinand wieder entschieden von Lodovico abzuziehen, indem er doch noch in die Verheirathung der Sancha, natürlichen Tochter seines Sohnes Alphons, mit Giufri Borgia, dem Sohne des Papstes, willigte und diesem das Fürstenthum Squillace zu Lehen gab. Weiteres vorzubereiten zur Abwendung der Gefahr, verhinderte ihn sein plötzlich eintretender Tod (1494, 25. Januar). Sein Sohn Alphons II fand eine gefüllte Schatzkammer, Heer und Flotte in gutem Zustande; er selber hatte sich bereits als Feldherr und Krieger Ruhm erworben, dabei war er hinreichend grausam und treulos, um durch keinerlei Rücksichten den Erfolg seiner Unternehmungen auf's Spiel zu setzen. Anfänglich schien er auch den Erwartungen zu entsprechen, die man auf ihn gesetzt, denn nicht nur ermahnte er die Fürsten und Staaten Italiens kräftig an die Pflicht, des Landes Unabhängigkeit zu vertheidigen, sondern legte zweckmäßige Befestigungen zu Lande und an der See an, so daß die ersten Versuche der französischen Expedition, die gegen das Gebiet von Genua gerichtet waren, keinen Erfolg hatten.

Indessen ist's von jeher eine Schwäche der Italiener gewesen, die in ihr Land einfallenden Franzosen vor ihrem Erscheinen als Befreier zu betrachten. Gian Galeazzo hoffte, sie würden ihn

*) Ce gentil roy ne songeoit qu'á donner aux seigneurs et aux dames force beaux plaisirs, et passe-temps et des beaux tournois à la mode de France, qui ont toujours emporté le prix pardessus tous les autres; jeux querriers, où il étoit toujours des mieux tenans et des mieux faisans. Brantôme.

der harten Vergewaltigung seines Oheims entreißen, die Florentiner schmeichelten sich, mit ihrer Hülfe das Joch der Medici abzuschütteln, der Papst dachte an die Versorgung eines seiner Söhne, die Venetianer wollten die Demüthigung des aragonesischen Hauses, die Neapolitaner hofften auf das Ende der ausländischen Tyrannei; die wenigen Einsichtigen und Unparteiischen fanden aber die Umstände ernst genug, um ernste Befürchtungen für die Zukunft zu hegen, auch ohne die das Volk und die Gelehrten erschreckenden Stern-Konstellationen in Anschlag zu bringen.

Karl ging über die Alpen (1494) mit 3600 Hommes d'armes, 600 bretonischen Bogenschützen, ebenso vielen Armbrustschützen, 8000 Mann leichtem Fußvolk, alle Gascogner, mit Hackenbüchsen bewaffnet, und ebenso vielen schweizerischen Hellebardieren, die in große Bataillone von 1000 Mann eingetheilt waren. An französischen Soldaten aber hatte er nur einen Haufen von Galgenstricken im eigentlichen Sinne des Wortes, von denen die meisten an der Schulter gebrandmarkt waren oder die Ohren verloren hatten, weshalb sie Bart und Haar sehr lang trugen*). Das übrige Heer war nicht viel mehr werth, aber mit ihren neuen Waffen brachten sie eine neue, viel furchtbarere Kriegführung nach Italien. Statt der von Ochsen gezogenen Bombarden, die in langen Pausen Steinkugeln schossen, hatte das französische Heer eine Artillerie von 140 schweren Geschützen und 1200 Gebirgskanonen, die getragen oder von Pferden gezogen wurden, und in rascher Aufeinanderfolge eiserne Geschosse schleuderten, denen die alten Festungsmauern nicht widerstehen konnten. Die Taktik konnte daher nicht mehr darin bestehen, wider einander Geschwader zu führen, die wie bei einem Turniere auf einander folgten; diese Truppen vielmehr hatten es sehr ernstlich auf Vernichtung des Gegners abgesehen, zum großen Erstaunen und Aergerniß der Italiener, und nicht blos auf Tödtung der Men-

---

*) L'armée du petit roi Charles VIII était épouvantable à voir. De tous ceux qui se rangeaient sous les enseignes et bandes des capitaines, la plupart étaient gens de sac et de corde, méchans garnemens échappés de la justice, et surtout force marqués de la fleur de lis sur l'épaule, esorillés, et qui cachaient les oreilles, à dire vrai, par longs cheveux hérissés et barbes orribles, autant pour cette raison que pour se montrer plus effroyables à leurs ennemis. Brantôme, disc. 89 cit.

schen, sondern auch der Pferde; die Schlacht bei Rapallo, wo 100 Kämpfer fielen, galt für eine Schlächterei!

„Und doch — versichert Commines — entbehrte dieses Heer aller für ein so großes Unternehmen nothwendigen Dinge; denn der König, ein kaum aus dem Ei gekrochenes Küchlein, schwach von Körper, aber eigenwillig, hatte weder kluge Personen, noch tüchtige Führer zur Seite und ebenso wenig klingendes Geld... Sie hatten weder Gezelt noch Baraken, und doch begannen sie im Winter den Feldzug in Lombardien. So muß man schließen, daß dieses Unternehmen, im Anfang wie im Ausgang, von Gott geleitet wurde, denn die Einsicht der Führer that nichts dabei." Ueber Savoyen und Montferrat, welche, zu schwach und von Kindern regiert, keinen Widerstand leisteten, gelangte Karl nach Asti, einer französischen Stadt, da sie unter der Hoheit des Herzogs von Orleans stand. Zu Turin zog ihm die Herzogin entgegen, an der Spitze ihrer Ehrenfräulein, „so schön geschmückt, daß nichts daran auszusetzen war." Die Stadt gab Schauspiele zu seinen Ehren und beschenkte ihn mit einem Roß, das er „aus Courtoisie" Savoyen nannte und das er im ganzen weitern Verlaufe der Expedition ritt; nach dem Beispiele Alexanders sollte seine Chronik, nach seinem ausdrücklichen Willen, wiederholt dessen Erwähnung thun.

Zu Pavia fand er den körperlich und noch mehr geistig hinsiechenden Gian Galeazzo seinen Vetter, da ihre beiden Mütter Schwestern waren. Dessen Gattin Isabella hatte alles Mögliche aufgeboten, seinen Muth wieder zu erwecken und zu neuen Versuchen, sich dem schmählichen Druck zu entziehen, ihn zu ermuntern, aber der unglückliche, durch das Elend förmlich kindisch gewordene Fürst vermochte nicht einmal zu schweigen über dasjenige, was sie zu seiner Befreiung vorbereitet hatte. So blieb der hochherzigen Frau kein anderes Mittel mehr, als sich hülfeflehend dem Könige zu Füßen zu werfen; aber der Mohr hatte dies vorhergesehen und war ihr zuvorgekommen, indem er dem Könige zuführte „mehrere sehr schöne mailändische Damen, und mit einigen derselben ließ er sich in Liebeskämpfe ein und beschenkte sie mit kostbaren Ringen" *). Vielleicht waren die „Pocken", an denen er bald darauf erkrankte, eine Folge dieser Kämpfe. Wenige Tage darauf starb Galeazzo an einem „vergifteten (at-

*) Corio.

tossicata) Fieber", wie sich ein Chronist ausdrückt, und Lodovico nahm „auf den Wunsch aller Mailänder," den Herzogstitel an, den Sohn Galeazzo's von seinem Erbe ausschließend.

Die französischen Herren, deren ritterlicher Sinn über solche Treulosigkeit empört war, suchten den König zu bewegen, die Waffen gegen den Verbündeten zu kehren und das Mailändische zu erobern; aber er zog es vor, die Aragonesen anzugreifen, gegen welche er eigentlich keine Klage zu führen hatte, und zog weiter. Von den Florentinern schlossen sich die Verbannten ihm an, und auch die übrigen, gewohnt, Frankreich als den alten Beschützer der Guelfen zu betrachten, murrten darüber, durch den Mediceer zu einem ihren Interessen widerstreitenden Kriege gezwungen zu sein. Als aber das Invasionsheer immer furchtbarer seinen Weg mit Blut und rauchenden Trümmern bezeichnete, wagte Piero keinen Widerstand und begab sich in's französische Lager (1494, 6. Nov.), wo er von Karl'n den Frieden erlangte gegen Entrichtung beträchtlicher Summen und die Abtretung von Pisa, Livorno, Pietrasanta und andern wichtigen Plätzen, als Garantie nichts beanspruchend als des Königs Wort. Dieses willkürliche und feige Verfahren brachte die ohnehin gährenden Gemüther zu offener Empörung, Piero ward mit Steinwürfen verfolgt, er und seine Brüder mußten fliehen, und alle drei wurden von der Republik verbannt und für Verräther und Rebellen erklärt. Pier Capponi, Francesco Valori und Bruder Savonarola thaten alles, die plötzlich wieder aufgeflammte Begeisterung für's Vaterland lebendig zu erhalten. Karl erklärte inzwischen das seit 87 Jahren Florenz unterthänige Pisa für frei, wofür diese Stadt seine Bildsäule an die Stelle des florentinischen Löwen (Marzocci) setzte, und zog in Florenz ein (17. Nov.) „zum Zeichen der Eroberung bewaffnet, er und sein Roß, mit der Lanze auf der Hüfte" *); demgemäß wollte er auch die Stadt als eine eroberte behandeln. Aber die Signorie hatte Bandenführer herbeigezogen, und auch die einzelnen Edlen hatten die bewaffneten Landleute hereinkommen lassen, so daß, als dem Pier Capponi die Uebergangsbedingungen vorgelegt wurden, derselbe dem königlichen Schreiber das Papier, auf welchem diese übermüthigen Bedingungen verzeichnet standen, aus der Hand riß und auf die Drohungen des Königs antwortete: Nun wohl, so laßt

*) Guicciardini.

eure Hörner blasen, wir werden Sturm läuten lassen! Auf solche Kühnheit waren die Franzosen noch nicht gestoßen; sie konnten nicht anders glauben, als daß ihr große Streitkräfte entsprächen, und die Florentiner erlangten vom bestürzten Feinde einen leidlichen Vertrag. Da zeigte sich recht, daß der Hauch der Freiheit noch nicht völlig erloschen war im Volke.

Karl verfolgte seinen Zug nach der Romagna. Die Herren in dieser Landschaft waren Condottieri geworden, und nachdem sie viel Unheil über ganz Italien durch ihren eigenen Ehrgeiz gebracht, führten sie nun das Land an den Rand des Abgrunds, indem sie sich fremdem Ehrgeiz verkauften; stets in Waffen oder an der Spitze von Faktionen, behaupteten sie sich in ihren Zwingburgen bis dicht vor den Thoren Roms. Nun, beim Herannahen der Franzosen, unterhandelte ein jeder von ihnen auf eigene Faust; die Colonna namentlich erklärten sich für Frankreich. Das römische Volk erfüllte die Straßen mit dem stürmischen Ruf nach Frieden und am letzten Tage des Jahres 1494 zog Abends bei Fackelschein zu derselben Stunde das französische Heer in Rom ein, das neapolitanische durch das entgegengesetzte Thor ab. Viele, und insbesondere der Cardinal Giuliano della Rovere verlangten dringend vom König die Berufung eines Konzils und die Absetzung des unwürdigen Papstes.

Es gelang jedoch Alexander VI, den König für sich zu gewinnen. In jenes Gewalt befand sich der Prinz Zizim, welcher Rechtsansprüche auf den osmanischen Thron hatte. Bajazet hatte wiederholt die Auslieferung dieses Prätendenten verlangt, unter dem Erbieten großer Summen für Alexander und seine Söhne; auch die Tunica des Herrn erbot er sich herauszugeben. Karln war es nun überaus erwünscht, diesen Prätendenten in seinen Händen zu haben, als Motiv, um dem Großtürken den Krieg zu erklären. Alexander durfte die Auslieferung nicht verweigern, aber ehe der unglückliche Prinz in französische Hände überging, ward er vergiftet, wenigstens glaubten so allgemein die Zeitgenossen. Darauf erließ der Papst in drei Sprachen einen vollen Ablaß für das Invasionsheer.

Karl blieb fast einen Monat in Rom und zog dann weiter gegen Neapel, während einzelne Heerhaufen bereits über die Gränzen gegangen waren. Die Grausamkeit, mit welcher die Franzosen bei ihrem Eindringen in das Neapolitanische verfuhren, wo sie die Einwohnerschaft ganzer Ortschaften über die Klinge

springen ließen und sogar die Kranken in den Spitälern nicht verschonten, hatte den Muth der Italiener vollständig gebrochen und ihre Vertheidigungsmittel völlig wirkungslos gemacht. Es war, als ob ein Meuchelmörder mit geschwungenem Dolch plötzlich in einem friedlich plaudernden Familienkreise erschienen wäre! „Nicht Kraft, noch Muth, noch Einsicht, noch Verlangen nach Ehre oder Macht, noch Treue beweisend, flohen sie" *). Alphons verlor mit dem Selbstvertrauen alle Hoffnung, verzichtete zu Gunsten Fernando's v. Calabrien, seines Sohnes, auf die Krone, und ging in der Mönchskutte nach Sicilien (wo er im November 1495 starb). Fernando aber war gleich im Anfange des unheilvollen Krieges von den Franzosen geschlagen worden und so vermochte seine Uebernahme der Regierung die Erhebung der Gemüther nicht zu erwirken. Bereits hatten sich auch viele vom hohen Adel, viele Communen für die Franzosen erklärt, und da gar seine Hauptstütze, der Hauptmann Jacopo Trivulzio, in französischen Sold überging, verließ Fernando am 22. Februar 1495 seine Hauptstadt und flüchtete nach Ischia, während Karl — glücklicher als Cäsar, denn er kam und siegte, noch ehe er den Feind gesehen — bereits am Tage darauf seinen feierlichen Einzug in Neapel hielt im kaiserlichen Mantel und mit der goldenen Weltkugel, um seine Pläne auf Konstantinopel anzudeuten. Und wirklich war seine Absicht, zu Otranto sich nach Valona in Oberalbanien einzuschiffen, um sich von da aus mit den Slavoniern, Albanesen und Griechen in Verbindung zu setzen; bereits hatte der Erzbischof von Durazzo Waffen und Truppen zusammengebracht, in Thessalien erwarteten 5000 Mann das Zeichen. Aber die Venezianer erhielten den Sultan in Kenntniß von den Vorbereitungen seiner Feinde, wie den Unternehmungen seiner Unterthanen, welch letztere dafür mit ihrem Blute büßten.

Inzwischen entwickelten die Franzosen im Neapolitanischen den ganzen Uebermuth eines raschen Sieges, und die Leichtigkeit der Eroberung hatte sie mit einer gränzenlosen Verachtung der Italiener erfüllt, welche sie völlig rücksichtslos in jeder Weise an den Tag treten ließen. Die Anhänger der Angevinen, welche sich mit der Hoffnung getragen, an den Früchten des Triumphes über die Aragonesen theilzunehmen, wurden dabei um nichts besser behandelt als die übrigen Neapolitaner. Karl, der sich ganz den

---

*) Guicciardini.

Vergnügungen und Liebesabenteuern überließ, griff den Adel an seiner empfindlichsten Seite an, indem er die in diesem Lande vollständig erhaltene feudale Gerichtsbarkeit aufhob und den Städten und Vesten französische Kommandanten gab. Seine Leute anderseits, die gefunden hatten, was sie gewollt: Geld, Weiber und Genüsse, tranken gierig an dem Taumelbecher, bis sie durch Ausschweifungen erschöpft und des Goldes satt sich nun wieder darnach sehnten, in ihre Heimath zurückzukehren, um von ihren Heldenthaten zu erzählen — was allezeit Franzosen nicht weniger am Herzen lag, als deren zu vollbringen.

Es folgten sich jetzt immer rascher Nachrichten aus andern Gegenden, welche geeignet waren, die stolze Zuversicht der Sieger etwas abzukühlen, und König Karl sollte die Erfahrung machen, daß ein Einfall, dem kein Widerstand entgegengesetzt wird, nicht eine Eroberung, und daß der Besitz allein die Eroberungen sichert.

Zu Florenz wollte die Balia nach der Verbannung der Medici an deren Stelle die Vettern derselben, von Lorenzo, dem Bruder Cosmo des Aeltern abstammend, ein plebejisches Haus, einsetzen; aber eine andere Partei war für eine beschränkte Demokratie, und diese ward eingeführt, weil Savonarola dafür seinen ganzen großen Einfluß aufbot. Daß dieser Einfluß durch das Eintreten dessen, was der Prior prophezeiet hatte, unermeßlich hatte wachsen müssen, begreift sich. Die Partei der Piagnoni oder Frateschi erlangte daher das Uebergewicht; für ihre Staatsreformpläne nahm sie Venedig zum Vorbild, dessen Verfassung damals anerkannt war als ein Meisterwerk, in welchem Moral, Religion und Freiheit harmonisch vereinigt waren. Die Stimmführer unter den Piagnoni waren Francesco Valori und Paolo Anton. Soderini, während Guidantonio Vespucci an der Spitze der Oligarchen stand, welche gewohnt, die Befehlshaberstellen und Magistraturen zu bekleiden, sie nicht aufgeben wollten, und Compagnacci (schlechte Kameraden) oder Arrabbiati (Wüthende) genannt wurden wegen ihres Geschreis über den Wankelmuth und die Unklugheit des Volkes. Die Palleschi oder Bigi (Kugel-Leute, weil das Wappen der Medici sieben Kugeln führte, oder Graue), Anhänger der Mediceer oder eigentlich Gegner einer Umgestaltung in Verfassung und Sitten, standen im Ganzen den Piagnoni näher, weil diese sich mit der Balia im Widerspruch befanden.

Dieser Körper war in der alten Weise erneuert worden,

nämlich durch Wahl des auf öffentlichem Platze versammelten Volkes und unter den 20 Wahlkommissären (accoppiatori), welche die Wahl zu leiten („die Stimmbeutel zu halten — tener le borse") hatten, befand sich auch der Popolane Lorenzo dé Medici. So blieb die oberste Autorität in den Händen der wenigen Männer des Balien-Ausschusses, welche trotzdem nicht einhellig zu handeln wußten und über beständige Abstimmungen nicht hinauskamen, so daß ihr Ansehen bald völlig geschwunden war. Savonarola, der nicht aufgehört gegen diese Balie zu reden, setzte es endlich durch, daß in die allgemeine Bürgerversammlung alle diejenigen sollten zugelassen werden, deren Vater, Großvater und Urgroßvater das städtische Bürgerrecht besessen. Und dieser Sieg war nicht nur vollständig im Sinne der Demokratie, sondern auch fleckenlos, denn indem er erklärte, daß nun erst die Wahlen wahrhaft volksthümliche seien, verkündete Savonarola zugleich eine allgemeine Amnestie.

Pisa nahm gleichfalls eine Verfassungsveränderung vor, um die Spuren der florentinischen Herrschaft vollends zu verwischen. Von derselben machte sich auch Montepulciano frei. Aber obgleich Karl VIII die Florentiner rücksichtslos behandelte und sogar mit Pier dé Medici unterhandelte, so blieben sie doch, auf Ermahnen Savonarola's, dem Vertrage mit ihm treu und unterließen es, mit den immer zahlreicher werdenden Feinden der französischen Herrschaft gemeinsame Sache zu machen.

In der That war fast ganz Italien einig geworden im Hasse gegen die Franzosen. Lodovico il Moro hatte das Ziel seines Ehrgeizes zwar erreicht, konnte aber bald die Wahrnehmung machen, daß ein Thron kein Ruheposten ist; er fühlte sich verletzt sowohl durch die Ansprüche, welche der Herzog von Orleans auf das Mailändische erbob als Nachkomme der Valentine Visconti, wie durch die Gunst, welche sein Feind Jacopo Trivulzio und die Verbannten von Genua bei Karln gefunden, und dachte daran, sich den Rücken zu decken. Anderseits erachtete sich Maximilian in seinen kaiserlichen Rechten gekränkt und fürchtete Ferdinand von Spanien die Ansprüche des Hauses Anjou auf Sicilien.

Diese Stimmungen benützte Venedig zum Abschluß einer Liga (1495, 31. März) zwischen Venedig, Mailand, dem Papste, dem Könige von Aragonien und Maximilian; der Herzog von Mailand betheiligte sich an dieser Liga, deren eigentlicher Zweck

war, Ferdinand wieder in sein neapolitanisches Reich einzusetzen und die Franzosen aus Italien zu vertreiben, hauptsächlich durch Subsidien, die Venedig sogar von dem Großherrn beanspruchte. Und Karl vermochte das Zusammenkommen des Bündnisses nicht zu verhindern, obgleich er über diese im Geheimen geführten Unterhandlungen rechtzeitig unterrichtet worden durch Philipp de Commines, welcher tüchtige Staatsmann aus der Schule Ludwigs XI von Venedig aus über die Tollköpfigkeiten des jungen Königs wachte. Alexander VI gab diesem Worte statt der Belehnung des Königreichs Neapel, wo das Banner Aragoniens wieder aufgerichtet ward. Das Volk war mit Abscheu erfüllt worden vor diesen habsüchtigen zuchtlosen Horden, und auch in Frankreich regte sich die Unzufriedenheit über dieses Unternehmen, welches für Privatzwecke, nicht um einer Nationalsache halber, die Kräfte des Landes zu seiner Vertheidigung nach Außen und seine Ruhe im Innern auf's Spiel setzte.

Unter diesen Umständen dachte Karl an die Umkehr und er verließ (1495, 20. Mai) Neapel wieder, indem er daselbst Gilbert de Montpensier als Statthalter und in den Festen Besatzungen zurückließ. Dadurch schwächte er sein Heer bedeutend, so daß sein Rückzug gefährdet und doch das eroberte Land nicht hinlänglich geschützt war. Ueber Rom, wo ihm Alexander ausgewichen war, betrat er das Gebiet der Florentiner, welche er unter den Waffen traf. Savonarola, der ihm bis dahin ihre Treue bewahrt hatte, warf ihm mit Freimuth vor, daß seine Unzuverlässigkeit und die Ausschweifungen seiner Soldaten Schuld seien am Mißglücken der Mission, welche Gott ihm anvertraut gehabt, und die göttliche Züchtigung werde nicht ausbleiben. Und wie als eine Erfüllung dieser Vorhersagung erfolgte wenige Tage darauf der Tod des Dauphin. Nur aber auf dringende Vorstellungen einiger Vertrauten unterließ es Karl, die Freiheit, welche Pisa und Siena von ihm erkauft, an Florenz wiederzuverkaufen, und verließ Tuscien; aber ein starkes Heer der Verbannten verlegte ihm bei Fornovo am Taro den Weg. Es kam hier (6. Juli) zu einer Schlacht, die sich so gefährlich anließ, daß neun Ritter mit dem König gleiche Kleidung anlegten, um die Gefahr von ihm abzuwenden, und er selber dem h. Dionys und dem h. Martin Gelübde that. Aber die bessern Pferde und Waffen der Franzosen, sowie die Trefflichkeit des schweizerischen Fuß-

volkes, verbunden mit geschickten Anordnungen des erfahrenen Trivulzio, retteten das französische Heer. Der Kampf war eben so blutig als kurz — er dauerte nur wenige Stunden — jedoch hatte er den Franzosen eben nur den freien Durchzug verschafft, welcher in drückender Sommerhitze mit großer Schnelligkeit durch das feindliche Land bewerkstelligt werden mußte. Ein Theil des Heeres, welcher unter dem Herzog von Orleans als Vorhut bereits in's Mailändische vorgedrungen war, befand sich in Novara eingeschlossen von den mailändischen Truppen und war bereits auf's Aeußerste gebracht, als es Karl'n durch lange Unterhandlungen mit Lodovico gelang, den Vetter zu befreien. Dagegen empörten sich die Schweizer, weil sie nicht Beute genug gemacht oder Soldrückstände zu fordern hatten, und warfen sich auf das französische Lager; der König rettete sich mit knapper Noth durch die Flucht und durch das Versprechen, diesen Freunden, die ihm ärger zusetzten als Feinde, eine halbe Million Franken zu zahlen.

In Neapel erschien Fernando wieder, ersehnt vom Volke, weil er nicht mehr da gewesen; die Stadt hatte sich empört, die Franzosen waren in den Straßen erschlagen worden und mußten sich in die Citadellen einschließen. Prospero Colonna, Alphonso d'Avalos, Markgraf von Pescara, und Gonsalvez de Cordova, der große Kapitän, mehr als alles aber die Pest, machten die Lage der französischen Truppen zu einer äußerst schwierigen. Sie mußten eine Veste nach der andern übergeben und die letzten Reste der völlig im Stich gelassenen Armee kapitulirten am 20. Juli 1496. Die Eroberung war also fast so schnell verloren wie gewonnen worden, und so endete diese merkwürdige Expedition Karls VIII, ein von kindischer Eitelkeit eingegebenes, thöricht geführtes und zu keinem andern Ergebniß, als Erschöpfung der Heer- und Finanzkräfte gebrachtes Unternehmen. Dessen Folgen für Italien waren aber eben so traurig als mannigfaltig. So eifrig als bei diesem Anlaß hatte die Diplomatie noch nicht ihre Netze gesponnen und weit ausgebreitet; die Uneinigkeiten und Abneigungen im Innern wurden größer und schroffer und suchten sich auf's Ausland zu stützen, welches darum sicher sein konnte, auf italienischem Boden stets irgend welche Anknüpfungspunkte zu finden.

Fernando II starb, 29 Jahre alt (1496, 7. Oktober), noch ehe er Zeit gefunden, die Liebe seiner Unterthanen zu verlieren,

und hatte zum Nachfolger den im besten Andenken stehenden Ohm Federico II, dessen erste Sorge dahin gerichtet war, der Eifersucht und Zwietracht unter seinen Baronen ein Ende zu machen. Karl VIII ließ sich herbei, gegen Entrichtung einer namhaften Summe den Florentinern die von ihm besetzten Plätze zurückzugeben; aber dies erregte Argwohn; die Venetianer unterstützten Pisa, und die Kämpfe dauerten unter denen, die noch so eben von einem Kriege mit Ausländern schwer heimgesucht worden, mit der Wildheit fort, die sie von den letzteren gelernt hatten.

Lodovico Moro, der sich's zur Ehre anrechnete, durch seine Schlauheit die Franzosen herbeigerufen und wieder entfernt, die aragonischen Fürsten gezüchtigt und wieder erhoben zu haben, entwarf neue Pläne. Er lud Maximilian ein, nach Italien zu kommen, um die italienische Königs- und römische Kaiserkrone in Empfang zu nehmen und Pisa als gute Stadt des Reiches gegen Florenz zu vertheidigen. Maximilian, welcher, obgleich in beständiger Finanzverlegenheit und in steter Noth um seine eigenen Angelegenheiten, sich doch gerne in fremde Dinge mischte, lieh den Einflüsterungen des Oheims ein geneigtes Ohr. So kam er nach Italien, aber mit so unbedeutenden Streitkräften, daß er sich außer Stande sah, irgend etwas auszurichten; selber beschämt ob seiner Ohnmacht, vermied er die Hauptstädte und großen Straßen. Die gegen Florenz verbundenen Städte lieferten ihm etwas Geld und Truppen, so konnte er wenigstens nach Pisa gelangen und die Belagerung von Livorno unternehmen; aber bald mußte er hievon wieder abstehen und über die Alpen zurückgehen, bei den Italienern einen höchst ungünstigen Eindruck hinterlassend.

Pier de Medici, welcher nicht vermocht hatte, durch die Hülfe König Karls nach Florenz zurückzukommen, machte nun zweimal den Versuch, durch Condottieri aus der Romagna und in der Stadt angeknüpfte Einverständnisse sich der Republik wieder zu bemächtigen. Ihn hiebei unterstützt zu haben, wurden der Gonfaloniere Bernardo del Nero u. A. angeklagt, und demzufolge als Hochverräther zum Tode verurtheilt (1497, 21. Aug.). Die freisinnige Partei konnte es aber beklagen, daß sie gezwungen worden, Blut zu vergießen! Die Piagnoni, welche auf jene Verurtheilung gedrungen, verloren dadurch an Volksthümlichkeit.

Savonarola's Untergang.

Savonarola erschien nun plötzlich Vielen als ein Intriguant, dessen Leidenschaftlichkeit übel stimme mit seinen Worten, der jenen wankelmüthigen und albernen König Karl frevelhafter Weise als einen Gesandten Gottes angekündigt. Ein noch größeres Verbrechen lastete auf ihm, die Kühnheit nämlich, mit welcher er die von der Familie des Papstes begangenen Gräuel verdammte, in welcher Familie eine Missethat die andere drängte, in der ein Bruder den andern ermordete, um keinen Nebenbuhler in der Liebe seiner Schwester zu haben, die er doch mit dem Vater theilte! Und da Alexander VI ihn durch einen Cardinalshut nicht hatte gewinnen können, ließ er ihm als Ketzer den Prozeß machen und hetzte gegen ihn die Anhänger der Medici, die Oligarchen und die Eifersucht der andern Orden auf. Der Franziskaner protestirte gegen die Ungerechtigkeit der über ihn verhängten Kirchenstrafen *), und fuhr fort zu predigen, während die Compagnacci ihn verhöhnten und die Augustiner das Anathem wider ihn schleuderten. Ein minderer Bruder, Francesco da Puglia, forderte ihn auf, die Wahrheit dessen, was er predige, durch ein Wunder zu beweisen **), sich erbietend, mit ihm in das Feuer zu gehen, und überstehe er die Feuerprobe, so müsse alle Welt ihm Glauben schenken. Man mag sich denken, mit welchem freudigen Eifer das Volk auf einen Vorschlag einging, der ihm ein so seltenes Schauspiel in Aussicht stellte, aber von Savonarola's Feinden ersonnen war, ihn zu verderben. Er wies diese frevelhafte Zumuthung, Gott zu versuchen, von sich ab, seine Anhänger jedoch gingen darauf ein, und Domenico di Pescia, sein Schüler, erbot sich, für ihn die Probe zu bestehen. So wurden an dem bestimmten Tage (7. April 1498) auf dem Platze vor dem Palazzo publico alle Anstalten getroffen und Tausende von Menschen fanden sich als Zuschauer ein; da verlangte Savonarola, daß sein Kämpe mit der geweihten Hostie den Holzstoß besteige, wessen sich die Franziskaner entschieden weigerten. Der ganze Tag verging mit diesen Verhandlungen, durch welche Savonarola wohl nur den Akt zu vereiteln versuchte, bis mit einbrechender Nacht ein Platzregen die Menge auseinander trieb. Deren En-

*) Er schrieb an den Papst: Dignetur sanctitas vestra mihi significare quid ex omnibus quæ scripsi vel dixi sit revocandum, et ego id libentissime faciam. 20. Sept. 1497.

**) Auch Karl VIII hatte ihn ersucht: Faites moi un petit miracle.

thusiasmus verkehrte sich dadurch in Unmuth und Groll. Fra Savonarola ward auf der Straße beschimpft. Nun konnte die im Amte befindliche (der savonarola'schen Partei feindlich gesinnte) Signoria ihn ungescheut verhaften lassen. Auf die Häupter seiner Partei ward zwei Tage lang Jagd gemacht, das Kloster San Marco belagert. 15 Richter wurden ihm aus seinen Feinden gewählt; seine vom Papste verlangte Auslieferung ward zwar nicht gewährt, aber zwei geistliche Richter als Beisitzer der den Prozeß führenden Behörde wurden erbeten; Alexander schickte sie, indem er zugleich den Savonarola für einen Irrlehrer und Volksverführer erklärte. Man folterte ihn, um ihn zu zwingen, seine Prophezeiungen und Gesichte als Lügen und Erfindungen zu bezeichnen; er aber beschämte seine Verläumder, erklärte, er habe sich nie für inspirirt gehalten oder ausgegeben, sondern sich immer auf die heilige Schrift berufen, er werde weder durch Eigennutz noch Ehrgeiz getrieben, sondern lediglich von dem Verlangen, die Berufung eines Konzils zu erwirken, auf daß die Sitten reformirt würden nach dem Vorbilde der apostolischen Kirche. Zum Feuertode verurtheilt mit Bruder Domenico da Pescia und Salvestro Maruffi, die mit ihm waren verhaftet worden, wurden sie vom Bischofe entwürdigt, welcher dabei erklärte, als Häretiker scheide er sie von der Kirche. „Von der kämpfenden Kirche", fügte Savonarola hinzu, welcher am 23. Mai den Flammentod starb im Vertrauen, einzugehen in die triumphirende Kirche.

Ein politischer Mord, in keiner Weise ein religiöser. Nur Wenige betrachteten den Prior von San Marco als einen Betrüger und Volksverführer, weitaus die Meisten verehrten ihn als einen Heiligen, betrachteten seinen Tod als den eines Martyrers. Plötzlich „tauchten auf Schriften, bedeutungsvolle Bilder, Medaillen, in welchen ihm die ruhmreichsten Titel beigelegt wurden" *). Bald darauf wies ihm Raphaels Pinsel im Vatikan eine Stelle an unter den Doktoren der Kirche, und in Santa Maria Novella befindet sich sein Bild in einer der Lunetten, in welchen der lehrende Heiland und die Geburt des hl. Dominicus dargestellt sind. Caterina de Ricci pflegte ihn beim Gebete anzurufen, welcher Umstand bei ihrem Seligsprechungs-Prozeß Anlaß ward, über seine Schuldlosigkeit zu verhandeln; und der

*) Bartholi.

hl. Filippo Neri, welcher in seinem Gemache Savonarola's Bild aufbewahrte, flehte zu Gott, daß er ihn bewahren möge vor der Verwerfung der Nachwelt. Und er ward davor bewahrt. Die wenigen Schlacken, die an ihm haften mochten — dazu gehört namentlich seine maßlose Polemik gegen Papst, Prälaten und Mönche, und daß er überhaupt politische Agitation auf die Kanzel trug — hatte die Flamme seines Scheiterhaufens verzehrt und sein Andenken ist ein reines geblieben, so daß, noch 2 Jahrhunderte nach seiner Hinmordung, am Jahrestage derselben, die florentinische Jugend den von der fluchwürdigen That befleckten Platz mit Blumen bestreute*).

Viertes Kapitel.

Ludwig XII. — Die Borgia. — Julius II.

An dem Tage, an welchem zu Florenz die Feuerprobe für Savonarola hatte stattfinden sollen (1498, 7. April), starb zu Paris Karl VIII plötzlich, erst 28 Jahre alt, den Ruf eines sinnlichen, leichtsinnigen, ehrgeizigen und wetterwendischen Fürsten hinterlassend. Sein Nachfolger war Ludwig XII, bisher Herzog von Orleans, welcher, als solcher wenig achtungswerth, ausschweifend und schwelgerisch lebend von Jugend an — und allerdings auch für ein solches Leben erzogen, vielleicht weil sein Schwiegervater Ludwig XI seine geistigen Kräfte gebrochen zu sehen wünschte — mit der Krone plötzlich ein ganz anderes Wesen annahm und namentlich den Schutz der Volksrechte sich angelegen sein ließ, so daß man ihn den Vater des Volkes oder, mit einem Spotte, der zu seinem Lobe sich verkehrte, den König der Plebejer nannte. Wir reden anderweitig über dasjenige, was er für Frankreich that. Was Italien anbelangt, so zeigte er sofort durch Annahme der Titel eines Königs beider Sicilien

*) In den Documents inédits sur l'histoire de France, I, p. 774, theilt Champollion Figeac ein Schreiben Ludwigs XII an die Signoria mit, worin er sie ermahnte, über Savonarola kein Urtheil zu erlassen, bis er seine Ansicht kund gegeben habe.

und von Jerusalem und eines Herzogs von Mailand die Absicht, seine Ansprüche als Nachkomme der Valentine Visconti und als Erbe des Prinzen von Anjou*) geltend zu machen. Zu diesem Entschluße ward er durch die innere wie die äußere Politik getrieben. Der Krieg ward von den französischen Königen stets für nothwendig betrachtet, um zu blenden, um die unruhigen Kräfte der Nation nach Außen zu verwenden, und um die Grenzen besser als durch Festungen zu decken. Anderseits, wenn Ludwig XII die italienischen Kleinstaaten hätte bestehen lassen, so würden sie am Ende ihm gefährlich worden sein.

Unter diesen kleinen Mächten nahm damals Mailand mit Herzog Lodovico die erste Stelle ein. Von sehr thätigem Geiste, aber von sehr gemeiner Seele, liebte er die Wissenschaften und berief an seinen Hof zur Zeit berühmte, jetzt vergessene Gelehrte, Historiker, Dichter. Er bildete aus ihnen eine Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, erweiterte die Universität zu Pavia, beförderte den Anbau des nützlichen Baumes, nach dem er sich nannte (Maulbeerbaum, môro), begann (1489) zu Mailand den Bau des Lazareths, wahrscheinlich nach einem Plane des Bramante, welchen er durch großen Gehalt herbeigezogen und der die Tribüne und Kuppel der Kirche des Dominikanerklosters S. Maria delle Grazie, die Vorhalle von San Celso, San Satiro, das Kloster Sant Ambrogio erbaute, während Leonardo da Vinci im Refektorium von delle Grazie sein bewundertes Abendmahl malte, im neuen Kanal der Martesana die berühmten beckenartigen Stützen anbrachte, und eine Schule stiftete, aus welcher Luini, Cesare da Sesto, Lomazzo, Marco d'Ogionno, Salaini, Boltraffi hervorgingen.

Unvollkommen in seinen guten wie in seinen schlechten Eigenschaften, vertraute der Moro auf seine politische Gewandtheit, um nach seinem Belieben die Angelegenheiten Italiens zu leiten. Nun aber erfüllten ihn doch Ansprüche, welche ihn gleichgültig gelassen, als er die Franzosen nach Italien berufen, mit Zagen, und durch möglichst viele Verträge und Allianzen glaubte er dem von Ludwig XII zu erwartenden Unternehmen begegnen zu

*) Ludwig, zweiter Sohn Karls V, vermählte sich mit Valentine Visconti, von welcher er zwei Söhne hatte, Karl, den Stammvater des Hauses Orleans und Johann, den Begründer des Hauses Angoulême, die nach einander auf den Thron gelangten. Ludwig XII war der Sohn Karls.

können. Zunächst suchte er zu verhindern, daß die Florentiner sich mit Venedig verständigten und diesem Pisa überließen. Die Venetianer aber, nachahmend was sie bei ihm laut getadelt hatten, nahmen keinen Anstand, sich mit dem Könige von Frankreich abzufinden, indem sie ihn gegen Abtretung von Cremona und der Geradadda als Herzog von Mailand anerkannten. Anderseits näherte sich Ludwig auch dem Papste, weil er die Auflösung der verhaßten Verbindung mit Johanna von Frankreich wünschte, um mit der Wittwe seines Vorgängers, der Erbin der Bretagne, sich vermählen zu können, und der Papst erfüllte diesen Wunsch, da der König auch seinem Plane, dem Sohne Cesare ein weltliches Fürstenthum zu verschaffen, durch Verleihung der Herrschaft Valentinois im Delphinat mit dem Herzogtitel entgegenkam.

Die Kriegführung in Italien lag jetzt allein in den Händen der Bandenführer oder Condottieri. Außer dem vielgenannten Jacopo Trivulzio waren als Führer berühmt Baglione von Perugia, Marco Martinengo von Brescia, Galeazzo von San Severino, Appiano von Piombino, Carlo Orsini, Bartolomeo d'Alviano, Paolo Vitelli von Civita-di-Castello, den später die Florentiner als Hochverräther köpften. Lodovico bedurfte solcher Leute dringend, aber Trivulzio hatte sich offen zu seinem Todfeinde erklärt. Galeazzo, sein General, hatte sich aus dem Staube gemacht, die übrigen durften es nicht wagen, sich von ihren eigenen Besitzungen zu entfernen, um dieselben gegen den Herzog von Valentinois zu vertheidigen. Von seinen Bundesgenossen war Maximilian genöthigt, sich mit den Schweizern herumzuschlagen und Ludwig XII sorgte dafür, daß derselbe hier hinreichend beschäftigt ward, und zudem, welche Hülfe konnte er von diesem Fürsten erwarten? Was den König Federico von Neapel anbelangt, so richtete dieser seine ganze Sorge darauf, die Wunden zu heilen, welche dem Lande in der jüngsten unheilvollen Zeit waren geschlagen worden; nur Sultan Bajazid, dessen Mißtrauen gegen Venedig und Frankreich rege zu machen dem Mohr gelang, schickte den Pascha von Bosnien, Skander, in's Friaul, welcher das Land bis an die Livenza verheerte und alles, was ihm in die Hände fiel, über die Klinge springen ließ.

Dies war ein neuer Grund des Hasses gegen den beständigen Unruhestifter in Italien, und als daher französische Heerhaufen

unter Trivulzio über die Alpen zogen, fiel nicht nur alles Land bis Tortona fast ohne Schwertstreich dem Feinde zu, sondern in Mailand erhob sich auch das Volk und tödtete des Herzogs Schatzmeister und Finanzminister, Antonio da Laudriano, dem es die Ueberlastung mit Abgaben, sowie wenigstens zum großen Theil die unheilvolle Politik Lodovico's Schuld gab (1499, 30. Aug.). Mit Mühe rettete sich der Herzog*) nebst seinen Söhnen und Schätzen, nachdem er das Schloß gegen einen Handstreich gesichert, durch das Veltlin nach Deutschland. Alsbald stand das Volk aller Orten auf, die Franzosen fanden keinen Widerstand, auch das Schloß ward dem Könige durch Verrath übergeben und feierlich zog er, als ein Bote des Friedens und der Freiheit begrüßt, in Mailand ein.

Er gab dem Adel das Jagdrecht zurück, welches die Sforza als ihr Vorrecht in Anspruch genommen, befreite die Prälaten von der Auflage, je einen Ochsen zur herzoglichen Tafel zu liefern, erhöhte den Gehalt der Professoren, erwies sich überhaupt gnädig gegen die Gelehrten und Künstler, und schlug lombardische Edle zu Rittern. Den geheimen Rath ersetzte er durch einen aus zwei Prälaten, vier Kriegskundigen und elf auf Lebenszeit ernannten zusammengesetzten und von einem Großkanzler präsidirten Senat und verlieh diesem obersten Gericht das Recht, königliche Verordnungen zu suspendiren, nach dem Vorbilde des französischen Parlaments.

Trivulzio war gefürchtet wegen seines Stolzes und seiner starren militärischen Strenge. Im Jahr 1483 sollte er dem Heere der Liga, dem überhandgenommenen Plünderer-Unwesen steuern, und er ließ viele dieser Marodeurs aufhängen. Da bildeten die ob solch ungewohnter Strenge wüthenden Soldaten

*) Lodovcio — der selber in Briefen eidlich sein Einverständniß mit den Türken in Abrede stellte, obgleich die Instruktion für seine Gesandten an den Sultan vorhanden ist — schrieb an seinen Gesandten bei der Eidgenossenschaft: Messer Visconti, non vi possemo explicare lo sterminio et terrore grande ove se trovamo, ma vedemo in un momento esser persa questa citá, e dreto il resto dello Stato, se grossissimo numero de gente non è qui in un subito: non trovamo termini de parole, trovandone in questo caso come posseti extimare, conducti a serrarsi in questo castello, ove expecteremo la venuta della maesta sua che ne liberi; nè sapemo che altro farli che morire. Rosmini, Istoria di Gian Jacopo Trivulzio, p. 322.

unter sich einen Bund, dessen Häupter sich Papst, Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe nannten, und sobald der Ruf Falcetta (kleine Sichel) erhoben ward, mußten sie zu den Waffen greifen und niederschlagen, was sich ihnen widersetzte. So unternahmen sie Raubzüge durch die ganze Umgegend. Trivulzio aber trieb diese Mordbrennerbande bald zu Paaren und erschlug manche daraus mit eigener Hand. So waren die Heere und so die Führer jener Zeit beschaffen.

Es mag dem Trivulzio zum Vorwurf gereichen, daß er für Fremde gegen sein Vaterland das Schwert gezogen, aber die Condottieri kannten ja überhaupt keine andere Loyalität als demjenigen zu gehorchen, der sie besoldete. Vielleicht schützte er seine Heimath vor der ärgsten Mißhandlung und allzu starker Belastung; aber zum Statthalter von Lombardien ernannt, mit Vollmacht, 400 italienische Lanzen unter Führern seiner Wahl auszurüsten, ließ er sich dazu hinreißen, für seine Verbannung jetzt eine unedle Rache zu nehmen. Er trat rücksichtslos als Guelfe auf, zeigte kein Erbarmen gegen diejenigen, die der entgegengesetzten Partei angehörten, war vornehmlich hart gegen den Adel. Bald bereuten die Mailänder, ihren Fürsten verlassen zu haben.

Dieser warb (1500) indeß Truppen in Deutschland und namentlich in der Schweiz, der allgemeinen und unerschöpflichen Vorrathskammer für Söldlinge. Mit diesen ging er wieder über die Alpen, um die Franzosen, stets von ferne gewünscht und als Herren in der Nähe verwünscht, zu vertreiben. Diese mußten Mailand bis auf die Zitadelle räumen und Trivulzio zog sich verheerend bis in die Nähe von Novara zurück, um neue Zuzüge zu erwarten. Fast alle Städte huldigten wieder dem Herzoge, der im Februar mit Jubel in Lombardien empfangen wurde, nachdem er im November unter Verwünschungen daraus geflohen war.

Moro sah sich bald von den kleinen Fürsten umgeben, die wieder in ihre von den Franzosen besetzt gewesenen Lehen zurückkehrten, und verstärkte sich durch Bündnisse. Aber dies that auch Ludwig XII und namentlich sicherte er sich die Freundschaft der Eidgenossen, so daß diese die in Lodovico's Heer dienenden Schweizer zurückriefen. Damit war ihm das Schwert in der Hand entzweigebrochen. Er wurde geschlagen und flüchtete nach Novara. Die Straße nach Mailand war verlegt, so hoffte er wenigstens verkleidet unter dem Schutze der abziehenden Schweizer zu entkommen, allein er ward verrathen, gefangen (April) und

erst nach Lyon, dann nach Loches geführt, wo er im Thurme während der noch übrigen zehn Jahre seines Lebens Zeit gewann, nachzudenken über die unheilvollen Resultate seiner grundsatzlosen Politik. Indessen muß ihm dieselbe doch nicht so verwerflich erschienen sein, denn noch aus dem Kerker wollte er Rath ertheilen und auf die Geschicke der Staaten Einfluß üben.

Das Herzogthum blieb somit in der Gewalt der Franzosen, bis auf Cremona, welches den Venezianern als Schadloshaltung abgetreten worden. Auch übernahm Trivulzio die Statthalterschaft wieder, aber er erbitterte so sehr durch Härte, daß der König ihn von diesem Posten abrufen mußte.

Alexander VI freute sich der Erfolge Frankreichs, und nicht weniger sein Sohn Cesar Borgia, welcher den Purpur des Cardinals mit dem Herzogshute vertauscht hatte, aber durch seine Greuel die eine Würde nicht minder besudelte, wie er die andere zum Aergerniß der Welt gemacht hatte. Dieser ehrgeizige Lüstling, dieser wahrhafte Held des Verbrechens pflegte zu sagen: was nicht bei hellem Tage geschehen kann, mag des Abends gethan werden, und darnach verfuhr er. Brauchte er Geld, so ließ er den ersten Besten meucheln und berauben, und Niemand wagte, gegen seine Greuel die Gerechtigkeit anzurufen, um nicht selber dem Mörder zum Opfer zu fallen. Er ließ seinen eigenen Bruder in den Tiber stürzen, weil er der bevorzugte Geliebte ihrer Schwester Lucrezia gewesen. Er versuchte einen seiner Schwäger zu vergiften, und da ihm dies nicht gelang, drang er in dessen Haus und ließ ihn erdrosseln; im Mantel sogar seines Vaters ermordete er dessen Günstling Peroto.

Der Herzog, dessen Wahlspruch war Aut Cæsar, aut nihil, wollte durch Vernichtung der kleinen Gewalthaber in der Romagna sich selber eine große fürstliche Herrschaft gründen. Wenige Städte des Kirchenstaates hatten die Munizipalverfassung bewahrt oder wieder erlangt, wie Ancona, Assisi, Spoleto, Terni, Narni; die übrigen standen unter der Gewalt von päpstlichen Vikaren, welche dem heil. Stuhle einen jährlichen Census entrichten sollten, jedoch nicht bezahlten. Giulio Cesare Varano herrschte zu Camerino, Guidubaldo da Montefeltro zwischen Toscana und den Marken, Vitellozzo Vitelli in Civita di Castello; Giovan della Rovere, Herr von Sinigaglia, hatte die Erb-Anwartschaft auf das Herzogthum Urbino; Perugia ward von Paolo Baglioni, Imola und Forli von Ottaviano

Riario, Rimini von Pandolfo Malatesta beherrscht; die Venetianer beschützten Astorre Manfredi, Herrn von Faenza und Val di Lamone; die Bentivoglio von Bologna und der Herzog Ercole von Ferrara hielten sich aller Abhängigkeit vom Papste für entbunden, obgleich sie sich dessen Vikare nannten.

Unter diesen kleinen Tyrannen blühte noch der Feudalismus, aber untermischt mit der geistigen Kultur und dem andern Produkte derselben, der politischen Arglist ohne Treu und Glauben. Sie gewährten den Gelehrten wie den Rebellen aus den benachbarten Staaten ein Asyl; sie lieferten dem heil. Kollegium Cardinäle wie dem Meistbietenden Bandenführer. Im Grunde ohne Macht, aber den größern Fürsten nachstrebend, bedienten sie sich in ihren beständigen Zwisten unter einander der Treulosigkeit, des Dolches und Giftes, und glaubten jedes Verbrechen erlaubt, das mit Kühnheit vollbracht gelang *). In diesen Gebieten sammelten sich häufig ganze Mörderbanden, welche nicht selten von diesem oder jenem Herrn förmlich in Sold genommen wurden. Aber auch die einzelnen Edelleute und Lehnsträger dieser kleinen Fürsten überließen sich ungescheut der ganzen Zügellosigkeit ihrer Leidenschaften. Ein solcher Edelmann in Umbrien zerschmetterte wider die Mauer die Kinder seines Feindes, erdolchte dessen schwangere Gattin und nagelte eines der Kinder an das Thor, als Trophäe seiner Rache **). Oliverotto, von seinem Oheim mütterlicher Seits, Giovan Fogliano, Herrn von Fermo, erzogen, nimmt Kriegsdienste unter Paolo Vitelli, zeichnet sich durch seine Tapferkeit aus und schreibt aus dem Felde an den Ohm, ihm den Wunsch auszudrücken, mit den wohlerworbenen Ehren in der Heimath zu erscheinen. Fogliano gestattet ihm mit 100 Rittern sich einzufinden, bereitet ihm einen feierlichen Empfang und gibt ihm ein großes Gastmahl, zu welchem alle hervorragenden Personen von Fermo gezogen werden; mitten im Feste aber läßt Oliverotto seinen Ohm und Wohlthäter wie die Gäste aus Fermo ermorden und proklamirt sich zum Herrn der Stadt.

Besonders schwer heimgesucht war das Stadtgebiet von Rom durch die Orsini westlich und die Colonna östlich vom Tiber;

---

*) Machiavelli entwirft in seinen Discorsi ein furchtbares Bild von dem Leben und Treiben dieser Dynasten der Romagna.

**) Ripamonti, Hist. Med. VII, 667.

jene nannten sich Guelfen, diese Ghibellinen, und beide verbrauchten ihre Tapferkeit in Privatfehden, wenn sich ihnen keine Gelegenheit bot, für fremden Lohn zu kriegen; mit den Waffen in der Hand vor den Augen des Papstes dastehend, erhielten sie ihn in Schwäche und Ohnmacht*). Die Ländereien wurden ein über das andere mal verheert, und die ohnehin wenig zahlreichen Landleute, genöthigt, in ummauerten Plätzen Schutz zu suchen, mußten die Landschaft der Verödung anheimfallen lassen, so daß sie zu einem eben so traurigen als ungesunden Aufenthalte ward.

Rom selber trug in seiner Physiognomie den Stempel der vergangenen Jahrhunderte, der auf einander folgenden Zeiten des Reiches, der Katholizität, der Commune und des Feudalismus. Tempel, Basiliken, Bäder waren in Kirchen umgewandelt; auf den römischen Grundmauern erhoben sich mittelalterliche Burgen und Vesten; jeder Palast stellte gleichsam ein Lehen im Kleinen dar, das vom Lande in die Stadt versetzt worden, und wie draußen durfte auch in Rom der Thurm des Vasallen nicht so hoch sein wie der seines Lehnsherrn. Jeder Hügel gehörte gewissermaßen einer Familie, den Colonna der Esquilino, den Orsini Piazza Navona, den Vico der Transtevere, andere Hügel waren in Besitz der Savelli, der Frangipani, und alle waren durch Mauern und Thore von einander getrennt; in der Mitte, um die Tiberinsel, drängte sich das arme und unruhige Volk zusammen; auf dem Vatikan vertheidigte sich der Papst, mit der Engelsburg den Uebergang über den Tiber schließend. Alle diese großen Familien bewachten einander mit der Eifersucht von Feinden, und setzten ihre Immunitäten der Ausübung der öffentlichen Gewalt entgegen, oder boten den unzähligen Verbrechern Hunderte von Freistätten dar.

Die Seele dieses Landes ohne Ackerbau und Industrie war das Papstthum, welches dahin Gold aus der ganzen Welt und ein Volk von Klerikern, Notaren, Prälaten, Wechslern, Pilgern, Abenteurern zog, eine beständig wechselnde Bevölkerung, welche sich schon deshalb jeder Gesetzesaufsicht entzog. Eine unendliche Menge von Steuern war geschaffen zur Unterhaltung des päpstlichen Hofes und der päpstlichen Kanzlei, und damit sie möglichst viel einbrächten, wurden sie verkauft, sogar zuweilen schon in Anwartschaft. Prälaten, Cardinäle, Bischöfe, halb Priester und halb

---

*) Machiavelli.

Fürsten, verließen ihre Kirchen und kamen nach Rom, um Aufwand zu machen, zu genießen, zu intriguiren. Jede vornehme Familie Italiens trachtete darnach, einen Sohn im heil. Kollegium zu haben, zur Stütze, aus Gewinn- oder aus Ruhmsucht, und jeder Cardinal hielt einen Hof von Leibwachen, Kämmerern, Stallmeistern, Spaßmachern, Sängern, Poeten, Personen zweideutigerer Art nicht zu gedenken. Aller dieser Glanz war aber nur auf Lebenszeit, daher dachte selten einer daran, ein Vermögen zu ersparen, seine Güter zu verbessern, sondern in der Regel nur darauf, möglichst viel zu genießen. Mit dieser Genußsucht paarte sich eine nicht seltene Vereinigung, eine grausame Neigung zu Blutvergießen und Verräthereien, gleich als wie die Wollust eine größere, wenn sie am Vorabend eines gewaltsamen Todes genossen werden kann. Die kaiserlichen Gifte wurden noch gebraut von neuen Canidien, die Dolche des Alten vom Berge mit Gold aufgewogen, denn — sagt der Cardinal Caraffa — man mordete nicht blos mit Gift, sondern offen mit dem Messer und dem Schwert, um nicht zu sagen mit der Flinte. Das ganze Treiben war eine ausgelassene Komödie, deren Zwischenspiele von den Meuchelmördern besorgt wurden.

Mitten in diesem Gewoge des Hasses, der Verkommenheit, der Erbitterung des Volkes hoffte Alexander die Rolle von Sixtus **IV** und Ludwig **XI** spielen und die kleinen Herrschaften vernichten zu können, um daraus Eine große zu bilden, allerdings entsprechend dem Zustande der Dinge, der sich aus den Verhältnissen des Mittelalters entwickelte. Diesen Plan begründete er zunächst auf die Gunst des Volkes, welches er dahin und nach seinem Willen sein Sohn Cesare zu gewinnen trachtete. Letzterer erklärte, wer den Großen auf die Köpfe treten wolle, dürfe nicht wenig thun für die Kleinen. Es wurden Aufseher über die Gefängnisse eingesetzt, welche die Klagen der ungerecht Eingekerkerten entgegenzunehmen hatten; auch wurden vier Richter eingesetzt zur Verbesserung der Gerechtigkeitspflege in Rom, wo, so lange Alexander regierte, keine Hungersnoth entstand und der Handwerker seines Lohnes nicht verlustig ging.

Hätte er nur solche Mittel in Anwendung gebracht! Aber er verschmähte auch keine Treulosigkeit und Grausamkeit, um seinen Zweck zu erreichen. Er verkaufte den Fürsten sein Bündniß um Geld und Heirathen; er säete Feindschaften aus zwischen die kleinen Gewalthaber, um sie einzeln und getrennt vernichten

zu können. Er begann damit, aus Imola und Forli die Nepoten Sixtus IV zu verjagen; darauf verband er sich mit den Orsini, um die Sforza von Pesaro, die Malatesta, die Manfredi zu demüthigen; nachdem er deren Vesten in seiner Gewalt hatte, kehrte er sich gegen die Orsini und nach deren Demüthigung nahm er die noch übrigen kleinen Herren in seinen Sold. Um alles dies zu vollbringen, bediente er sich des Armes seines Sohnes, welcher bei seinem großen Ehrgeize es an Energie nicht fehlen ließ und wußte, daß der Erfolg ihm Verzeihung auch für die schlechtesten Mittel verschaffen würde. Hierin traf er auch ganz richtig die Denkungsweise seines Vaters, und man sagte sprichwörtlich, der Papst vollführe niemals was er sage, und der Herzog von Valentinois sage niemals, was er vollführe.

Dieser machte sich also selber zum Condottiero und zog unter seine Fahnen, durch die Lockung eines stärkern Soldes, diejenigen, welche bisher den Orsini und Colonna gedient hatten; dazu besaß er eine starke Stütze an Ludwig XII, welcher ihm Soldaten lieferte und erklärte, er betrachte jede Feindseligkeit gegen den Herzog von Valentinois, als sei sie gegen ihn selber begonnen. Bereits war ganz Romagnien mit Ausnahme von Bologna in seiner Gewalt; da vertheilte Alexander zwölf Cardinalshüte unter seine Werkzeuge, erhielt dadurch die Mehrzahl der Stimmen im Cardinalskollegium und ließ von diesem seinen Sohn zum Herzog von Romagnien erheben. Derselbe wollte zeigen, daß er würdig sei, des Landes Fürst zu heißen; er ließ durch Romiro d'Arco, den er zum Statthalter machte, mit furchtbarer Strenge das Gesindel der Räuber und Rebellen vernichten, aber um das Gehässige der dabei angewandten Härte von sich auf sein Werkzeug abzulenken und die Gemüther zu versöhnen, ließ er dann den Romiro selber ergreifen und zu Cesena des Nachts in zwei Stücke hauen.

Der ehrgeizige Borgia warf jetzt die Augen auf Toscana, das Bolognesische, die Marken und das Herzogthum Urbino, und des Beistandes der Franzosen sicher, wollte er mit seiner gewohnten Raschheit alsbald sich dieser Landschaften und Gebiete bemächtigen. Da aber Bentivoglio zu Bologna sich unter den Schutz des Königs von Frankreich stellte, verrieth Borgia jenem das von ihm mit den Marescotti angeknüpfte Verständniß, worauf jener Tyrann die Söhne der vornehmsten bolognesischen Familien zwang, die Verschwornen und deren Anhänger zu erschlagen. In Tos-

cana hatte Siena eine große Machtvollkommenheit dem Söldnerhäuptling Pandolfo Petrucci eingeräumt, welcher mit Strenge, aber doch mit Mäßigung, als Bürger und nicht als Herr regierte. Jetzt, im Hinblick auf die drohende Gefahr, erkaufte er den Schutz des Königs von Frankreich. Florenz war tief zerrüttet durch den unglücklichen Krieg mit Pisa, das ihm mannhaft widerstanden, durch die zweideutige Freundschaft des Königs von Frankreich, durch die Eifersucht und den Argwohn aller seiner Nachbarn und endlich durch die Ränke der Mediceer, die unausgesetzt für die Wiedererlangung der Gewalt thätig waren. Ludwig XII stellte der Republik Truppen gegen Pisa und ließ diese Stadt zur Unterwerfung auffordern, allein die Pisaner führten die Gesandten vor die Statue Karls VIII und beschworen sie, das Werk ihres guten Königs nicht zerstören zu wollen, und im selben Augenblick erschienen 500 weißgekleidete Jungfrauen mit aufgelösten Haaren, welche die Franzosen anflehten, als Vertheidiger der Waisen und Ritter der Frauen die Keuschheit so vieler ehrbaren Jungfrauen nicht in Gefahr zu bringen; darauf begannen sie vor einem Bilde der heil. Jungfrau in so rührender Weise zu singen, daß unter den Franzosen keiner war, der nicht Thränen vergossen hätte. Ja, als der Kapitän Beaumont trotzdem die Belagerung dieser mit Frankreich befreundeten Stadt unternehmen wollte, vermochte er es nicht, denn das Heer ging auseinander, und alsbald zogen die Pisanerinnen hinaus, um in Feld und Wald die Kranken und Verwundeten aufzusuchen, in die Stadt zu bringen, zu pflegen und zu beschützen *).

Kaum hatte Florenz (1501) einen Waffenstillstand mit seinen Nachbarn geschlossen und die von ihm bisher besoldeten Banden entlassen, als der Herzog von Valentinois dieselben anwarb unter dem Vorwande, daß er sie verwenden wolle für den Zug Ludwigs XII nach Neapel, mit dessen Heer er zu Piombino zusammenstoßen sollte. Eben mit Berufung auf diesen Zuzug verlangte er auch von Florenz die Gestattung des Durchzugs; aber als er sich im Gebiete der Republik befand, heischte er von ihr die Bezahlung von 36,000 Dukaten. Darauf berennte er das von Jacopo da Piano innegehabte Piombino und eroberte es, welcher Erwerb so sehr den Beifall des Papstes gewann, daß er sich in Person einfand, um den Triumph des Sohnes zu verherrlichen.

*) Jean d'Autun.

Ludwig XII nämlich, nicht belehrt durch das Beispiel seines Vorgängers, dachte ernstlich an Neapel, wo die Franzosen eine Scharte auszuwetzen hatten; und statt auf die sehr annehmbaren Bedingungen Federigo's II einzugehen, zog er es vor, mit Hernando, dem Katholischen, zu unterhandeln, dem der Besitz dieses Königreichs sehr am Herzen lag. Zu Granada (Sept. 1550) trafen sie das geheime Abkommen, es sich zu theilen. Federigo hatte von Hernando's Betheiligung am französischen Unternehmen keine Ahnung und nahm die ihm angeblich als Hülfsheer gesandten aragonischen Truppen unter Gonçalo Hernandez de Cordova y Aghilar arglos und vertrauensvoll auf; zu spät für ihn, warf der spanische Feldherr die Maske ab, während die Franzosen bereits in Capua standen, und Federigo konnte nur nach Ischia flüchten, von wo er allen Ansprüchen auf den Thron entsagte und für seine treu gebliebenen Anhänger Verzeihung, für sich die Grafschaft Anjou ausbedung (1551, 25. August). Sein Sohn vertheidigte sich noch in Taranto. Der „große Kapitän" Gonçalo schwur auf die Hostie, seine Freiheit nicht anzutasten, kaum aber hatte der Prinz ihm den Platz übergeben, als er ihn nach Spanien schickte, wo er Lebenslang gefangen blieb.

Hernando hatte dem Papste zu verstehen gegeben, daß er in den Besitz des Königreichs Neapel sich nur deshalb setze, um einen Kriegszug gegen die Türken unternehmen zu können; die armen Neapolitaner aber waren vertheidigungslos den Greueln des schamlosen Borgia und seinen wilden Rotten, wie den Grausamkeiten der im Wüthen gegen die amerikanischen Wilden fühllos gewordenen Spanier dahingegeben. Franzosen, Spanier — die über einzelne Orte in Streit geriethen — und italienische Soldhauptleute wetteiferten mit einander in Tapferkeit und unnützen Heldenthaten, sowohl in geordneten Feldschlachten als in Einzelkämpfen; im berühmten Kampfe bei Barletta z. B. fochten 13 Italiener mit ebenso vielen Franzosen, um zu beweisen, daß ihre Nation vor keiner andern an Muth zurückstehe.

Die anfänglich durch die mangelhafte Grenzberichtigung entstandenen Streitigkeiten zwischen Franzosen und Spaniern wurden allmälig zu einem förmlichen Kriege um die ganze Beute, und trotz der Tapferkeit des Louis d'Armagnac, Herzog von Nemours, trug der umsichtige Gonçalo bei Cerignola (1802, 25. April) einen um so entscheidendern Sieg davon, als hier der

Herzog von Nemours selber fiel. Indessen kam man nun auch mit den während dessen geführten Friedensunterhandlungen zum Abschlusse, indem man übereinkam, das Königreich beider Sicilien dem jungen Karl von Oesterreich, dem Sprößling aus der Ehe zwischen der Tochter Hernands und dem Sohne Maximilians, zu geben. Der König von Frankreich befahl nun, dem Vertrage getreu, seinen Truppen, die Feindseligkeiten einzustellen, Gonçalo aber versicherte, keine Befehle zu haben, in Wahrheit aber war er eingeweiht in die treulosen Absichten seines Gebieters, und setzte sich in Besitz des ganzen Landes, während alle Anstrengungen der Franzosen ihnen nichts weiter fruchteten, als daß sie sich in einigen unwichtigen Plätzen behaupten konnten.

Der Kaiser Maximilian, zwar stets bereit, demjenigen Beistand zuzusagen, der ihn zu bezahlen verhieß, aber unfähig, irgend etwas zu leisten, hatte zur Vermehrung dieser Wirren seinen Theil reichlich beigetragen. Er verweigerte Ludwig XII die Belehnung mit dem Herzogthum Mailand und traf Vorbereitungen, um zu Rom die Kaiserkrone zu empfangen, sowie für einen Kreuzzug gegen die Türken; denn in diesem Jahrhundert war der Türkenzug die Einleitung oder der Vorwand für alle Staatsaktionen, das Thema aller feierlichen Reden; die Großen beuteten diese Idee aus und die Staatsmänner lachten darüber.

Dagegen arbeitete alles dem Cesare Borgia für seine kühnen Pläne in die Hände. Er hatte sich mit einer Tochter des Königs von Navarra und seine Schwester Lucretia mit Alphonso d'Este vermählt. Dieses Weib, dessen Leben eine Kette von Unzucht war und auf dessen Seele doppelte Blutschande lastete, ward von ihrem Vater, dem Papste, förmlich zur Statthalterin eingesetzt, als er zur Belagerung von Sermoneta auszog. Da bewohnte sie die päpstlichen Gemächer, öffnete die Staatsschriften, erledigte die Geschäfte mit dem Cardinalkollegium. So feierte das Laster den höchsten Triumph und das Verbrechen erheischte Ehrfurcht! Der Herzog von Romanien, der bewundert zu werden verdiente, wenn in der Welt der Erfolg und das Glück alles wäre, erklärte, die päpstlichen Staaten nun vollends von den kleinen Tyrannen und den Faktionen reinigen zu wollen; den Astorre Manfredi, der sich ihm auf sein Wort ergeben, schickte er nach Rom, um erdrosselt zu werden; unter dem Vorgeben, Camerino angreifen zu wollen, verlangte er Truppen und Geschütz vom Herzog von Urbino, und als er beides in seiner

Gewalt hatte, fiel er über diesen Fürsten her und gewann mit einem Schlage 4 Städte und 300 Schlösser; hierauf kehrte er sich gegen Camerino, drang durch Verrath in die Stadt und ließ den Herzog und seine Söhne ermorden.

San Marino.

Marino, ein dalmatinischer Steinhauer, zog sich im vierten Jahrhundert auf den Titano, einen Berg bei Urbino, als Einsiedler zurück; seine wenigen Gefährten gründeten hier eine kleine Republik von arbeitsamen, friedlichen, sittlichen Leuten, die in diesem Geiste sich 13 Jahrhunderte lang erhielt. Im Jahre 1100 erkaufte sie vom Grafen von Montefeltro die Burg Pennarossa, im Jahre 1170 die Burg Casolo, und behauptete sich inmitten der Gebiete des Papstes, der Bischöfe von Montefeltro, der Malatesta von Rimini, der Carpegna. Im Jahre 1460 erhielt sie von Pius II für den Beistand, den sie ihm gegen die Malatesta geleistet, die vier Schlösser Serravalle, Factano, Mongiardino und Fiorentino, bald jedoch ging sie auf ihre ursprünglichen bescheidenen Verhältnisse zurück. Nun zwar ward sie auch von Borgia nicht verschont, aber sie machte sich wieder frei und behauptet diese ehrenvolle, sogar von Napoleon geachtete Freiheit noch immer*).

Die von dem Herzoge von Romagnien bedrohten Landschaften wandten sich an Ludwig XII um Schutz und Hülfe; aber der Cardinal Amboise, sein einflußreichster Rathgeber, der nach der Tiare strebte, schmeichelte Alexander VI, damit er im Cardinalskollegium ihm Freunde verschaffe. Venedig, ernstlich mit den Türken beschäftigt, vermochte allein weder dem Ehrgeiz des Borgia noch den Einfällen der Spanier und Franzosen zu wehren. In dem ringsum von beutelustigen Feinden und unzuverlässigen oder ohnmächtigen Freunden umgebenen Florenz herrschten verworrene und gänzlich unbefestigte Zustände in Folge eines

---

*) Die Florentiner schrieben an die San-Mariner am 2. Juni 1469: „Wir kennen eure Treue, die Hochherzigkeit und Größe eurer Seelen... Ihr müßt guten Muthes sein und beharrlich und fest, und von der Freiheit nur mit eurem Leben lassen; es ist dem Menschen, der der Freiheit gewohnt, besser, daß er todt als daß er Sklave sei. „Gott, welcher die Freiheit liebt, wird euch beistehen." Und Julius II schrieb ihnen: **Hortamur ut forti et magno animo sitis, considerantes nihil dulcius aut utilius esse libertate. Delfico, Docum. p. 61, 88.**

in beständigem Wechsel begriffenen und daher einer konsequenten Politik, wie einer Geheimhaltung seiner Pläne unfähigen Regimentes*). „Ich muß euch die Medici schicken, sagte Petrucci zu den florentinischen Gesandten, denn ohne sie werdet ihr nimmer gesunden." Und wirklich waren viele Stimmen für deren Zurückberufung. Man traf indeß den Ausweg, einen lebenslänglichen Pannerherrn zu wählen; der Erwählte, Pier Soderini, war jedoch der Schwierigkeit der Umstände nicht gewachsen.

Er schickte an den Papst und an den Herzog von Valentinois Unterhändler, an den letztern in dieser Eigenschaft den Nicolo Macchiavelli, der dadurch Gelegenheit fand, jenen schlauen Fürsten, der ihm bei seinem Ideale eines modernen Tyrannen als Vorbild diente, in der Nähe zu beobachten. Beiden diente der nämliche Gedanke zur Richtschnur: die Nothwendigkeit, Italien unter eine einheitliche Regierung zu bringen, aber beide waren auch überzeugt, daß die Kraft des Löwen dies nicht allein bewerkstelligen würde, sondern daß auch des Fuchses Hinterlist dazu helfen müsse. Diesen Satz lehrte Macchiavel in seinen Schriften; Borgia aber wollte ihn ausführen, und nachdem er Romaniens, Latiums nebst einem Theile Toscana's sich bemächtigt hatte, richtete er sein Augenmerk auf das neapolitanische Königreich, im Vertrauen auf den väterlichen Beistand, wie die eigene Kraft und List. Aber die Mittel, welche er zur Durchführung dieser Pläne in Anwendung bringen wollte, behielt er für sich, und Macchiavel, trotz seiner großen diplomatischen Gewandtheit, mußte die Ueberlegenheit dieses undurchdringlichen Menschen anerkennen, von dem er nichts anders zu sagen wußte, als daß er äußerst zurückhaltend (secretissimo) sei.

Florenz wagte es nicht, sich offen den Condottieri und Baronen anzuschließen, welche zu Magione, im Gebiete von Perugia, zusammen kamen, um zu berathen, wie sie sich des Borgia erwehren sollten. Die Republik ließ vielmehr diesem durch Macchiavel „Asyl und Beistand gegen diese seine neuen Feinde anbieten"; derselbe sah sich dadurch in den Stand gesetzt, abzuwarten, den Bund allmälig zu sprengen und dann die Verbündeten einzeln zu vernichten. Kraft eines vollständigen Systems von Scheinver-

*) Ganz anders wie am Hofe Cesare Borgia's, wo, wie Macchiavel sich ausdrückt, niemals geredet wird von dem, was verschwiegen werden soll, und wo die Angelegenheiten mit einer bewundernswürdigen Discretion besorgt werden.

trägen und heuchlerischen Verträgen, gelang es ihm endlich, den Oliverozzo von Fermo, Vitellozzo, Paolo und Francesco Orsini nach Sinigaglia zu locken, wo sie mit ihrem Blute die Erfahrung bezahlten, daß die, die niemals Andern Treue gehalten, nicht zu erwarten hatten, daß sie ihnen gehalten würde; während der Papst den Cardinal Orsini und die übrigen Glieder dieses Hauses in Rom greifen, den Cardinal vergiften, die übrigen verurtheilen, ihre Vesten besetzen ließ. Die Großen waren nun vollständig entmuthigt; das Volk, welches die abenteuerlichen Bandenhäuptlinge, seine Tyrannen und Blutsauger haßte, frohlockte über ihren Fall, in der Hoffnung, nun Ruhm zu gewinnen; die Soldaten gingen in den Dienst des Herzogs über, der trotz aller Blutthaten seine Lobredner fand. Pisa, das sich nicht länger gegen Florenz vertheidigen konnte, ergab sich ihm, der bereits Anstalten machte, Siena zu erobern, um Pandolfo Petrucci daselbst, den gefährlichsten seiner Gegner, zu vernichten *).

---

*) Es ist der Mühe werth zu lesen, mit welcher Schamlosigkeit Cesare Borgia sich gegen Machiavel aussprach: „Du siehst, wie ich jetzt mit denen stehe, welche meine und deiner Herren gemeinsame Feinde waren. Sie sind theils todt oder gefangen, theils verjagt oder in ihren Sitzen belagert; unter den Letztern ist Pandolfo Petrucci, gegen welchen unsere letzte Anstrengung in diesem Unternehmen zur Sicherheit unserer Staaten gerichtet sein muß. Es ist nothwendig, ihn von seinem Sitze zu verjagen, denn bei seiner bekannten Energie und da er Geld auftreiben kann, wird, so lange er auf den Füßen bleibt, der Ort, wo er sich befindet, ein Funke sein, der einen großen Brand entzündet. Man darf sich hinsichtlich seiner nicht einschläfern, weit entfernt davon muß er totis viribus bekämpft werden. Ich glaube nicht, daß es schwierig sein werde, ihn aus Siena zu vertreiben, aber ich wünschte ihn in meiner Gewalt zu haben, und um dies zu erreichen, gedenkt der Papst, ihn in Sicherheit zu wiegen durch Breven...; inzwischen rücke ich mit dem Heere vor. Es ist ganz in der Ordnung, diese Leute zu täuschen, welche sich als Meister im Verrathe bewiesen. Die Gesandten von Siena, welche im Namen der Balia zu mir gekommen, haben mir alles Mögliche versprochen, und ich versicherte ihnen dagegen, daß ich nichts gegen ihre Freiheit unternehmen wolle, sondern mein einziges Verlangen sei, daß sie den Pandolfo vertreiben. Ich habe auch an diese Communen von Siena ein Schreiben gerichtet und sie von meinen Absichten in Kenntniß gesetzt, und sie können eine gute Meinung davon fassen nach den Vorgängen von Perugia und Castello, welche ich, ohne sie behalten zu wollen, an die Kirche zurückgegeben. Dann würde auch der Herr

Tod Alexanders VI.

Aber die Stunde hatte endlich geschlagen auch für die Borgia. Cesare hatte alle Vorbereitungen getroffen, um nach dem Tode seines Vaters die Papstwahl zu leiten und eine seiner Kreaturen aus dem Conclave hervorgehen zu lassen; aber Alexander VI starb plötzlich (1503, 17. August) nach einem Essen, bei welchem er, wie man sagte, den Cardinal Corneto eingeladen, um ihn zu vergiften, und aus Versehen soll der Papst von dem vergifteten Weine getrunken haben; aber auch der Cardinal und Cesare wurden nach dem Male todeskrank. Uebrigens vermochte der letztere doch, mit Hülfe des Cardinals d'Amboise, der durch ihn zur Tiara zu gelangen hoffte, sich des päpstlichen Schatzes von 100,000 Dukaten zu bemächtigen, 12,000 Mann in

---

des Hauses, welcher der König von Frankreich ist, kein Gefallen daran haben, daß ich Siena für mich nähme, und ich bin nicht so kühn, daran zu denken; es darf also diese Commune wohl dem Glauben schenken, was ich ihr sage, nämlich, daß ich nichts von dem ihrigen will, sondern nur Pandolfo zu vertreiben trachte. Ich wünsche, daß deine Herren bezeugen und verkünden diese meine Absicht, welche ist solum, mich dieses Tyrannen zu versichern. Ich denke, daß jene Commune mir glauben wird, wenn nicht, bin ich ganz bereit, vorwärts zu gehen, die Geschütze vor ihren Thoren aufzupflanzen und ultimum de potentia aufzubieten, jenen zu vertreiben. Ich habe dir dieses mittheilen wollen, auf daß diese Herren (von Florenz) meine Pläne kennen lernen, und damit, wenn sie erfahren, daß vom Papste an den Pandolfo ein Breve gerichtet worden, sie wissen, warum dies geschehen; denn ich bin entschlossen, nachdem ich meinen Feinden die Waffen entwunden, ihnen auch noch den Kopf zu nehmen, welcher lediglich Pandolfo mit seinen Ränken ist. Ich wünschte ferner, du wolltest deine Herren ersuchen, sie möchten, falls in dieser Angelegenheit einige Hülfe nothwendig werden sollte, dieselbe zu meinen Gunsten gegen besagten Pandolfo gewähren. Und in der That glaube ich, daß wenn Jemand vor einem Jahre der Signoria versprochen hätte, Vitellozo und Liverotto zu vernichten, die Orsini niederzuwerfen, Gianpaulo und Pandolfo zu vertreiben, und hiefür eine Verpflichtung auf 100,000 Dukaten verlangt hätte, die Signoria sich würde beeilt haben, sie ihm zu bezahlen. Da nun die Sache so vollständig ausgeführt worden, und ohne daß es sie das Geringste gekostet, ohne daß sie sich dafür anzustrengen oder damit zu belästigen gehabt hätte, so ist, wenn auch nicht in scriptis, doch eine stillschweigende Verpflichtung vorhanden; es wäre sohin gut zu beginnen dieselbe abzutragen, damit es weder bei mir noch bei Andern den Anschein gewinne, als beweise sich diese Stadt undankbar, entgegen ihren Gewohnheiten und ihrem Karakter."

den Vatikan zu werfen und die Engelsburg zu befestigen. Die Orsini und die Colonna eilten herbei, um ihn zu vertreiben; furchtbar brach die Flamme des in Strömen Blutes nicht erstickten Hasses hervor; Brand und Plünderung herrschten in der Stadt, auf dem Lande wütheten die Söldlinge; Fabio Orsini wusch sich Gesicht und Hände im Blut eines Borgia; Franzosen und Spanier schlugen sich in Rom, bis endlich die Gesandten den Herzog von Valentinois nach mehreren Niederlagen zum Abzuge vermochten *).

Für den Cardinal d'Amboise, des französischen Königs Minister und Vertrauten, hatte sich im Conclave keine hinlängliche Partei gebildet und um Zeit zu gewinnen, vereinigte man sich zur Wahl eines Papstes, der schon mit einem Fuße im Grabe stand. Und wirklich starb der am 22. Sept. gewählte Pius III (Francesco Piccolomini) bereits nach 26 Tagen. Ihm folgte aber der erbittertste Feind der Borgia, der Cardinal della Rovere, der bisher in der Verbannung oder im Kriegslager gelebt hatte, als Julius II. Man sagte von ihm, er habe die Schlüssel des hl. Petrus in den Tiber geworfen, und sich mit dem Schwerte des hl. Paulus begnügt. Die Bündnisse mit Frankreich und Spanien wurden sofort neu angeknüpft; mehrere Barone kehrten in ihre Besitzungen zurück; jede Stadt setzte sich in

*) Das bekannte Diarium des Johannes Burchard, päpstlichen Zeremonienmeisters und Bischofs von Orte, war, obgleich bisher nur bruchstückweise erschienen (einen Auszug hatte auch Leibnitz im Jahr 1707 unter dem Titel: **Historia arcana, sive de vita Alexandri VI Papæ** herausgegeben), ist eine Hauptquelle für die Geschichte der Borgia. Jetzt endlich ist die erste Hälfte einer Gesammtausgabe ans Licht getreten unter dem Titel: **Johannis Burchardi Argentinensis Protonotarii apostolici et Episcopi Hortani Capellæ pontificiæ sacrorum rituum Magistri Diarium Innocentii VIII, Alexandri VI, Pii III et Julii II tempora complectens nunc primum publici juris factum commentariis et monumentis quamplurimis et arcanis adjectis ab Achillo Gennarelli equite.** Florenz 1854 (1856). Diese 1. Abtheilung geht vom Jahr 1484 bis zum Jahr 1494, die 2. wird die nachfolgenden Regierungsjahre Alexanders und die seiner beiden Nachfolger bis zum Mai 1506, wo Burchard starb, enthalten, und von vielen Dokumenten begleitet sein. Die vorliegende 1. Abtheilung enthält schon zahlreiche Anmerkungen und Beweisstücke, welche die Geschichte der Borgia in minder unvortheilhaftem Lichte erscheinen lassen, als der bisher ungenügend bekannte und von den Liebhabern der Skandalgeschichte so fleißig ausgebeutete Burchard.

D. V.

Vertheidigungszustand, und der Herzog von Valentinois, auf's äußerste bedrängt, ward gefangen genommen und so zur Auslieferung der Vesten gezwungen, die sich noch für ihn hielten. Darauf entließ ihn der Papst seiner Haft, um ihm das Wort zu halten, welches er ihm gegeben, um die Stimmen der Cardinäle seiner Partei zu haben, und er ging nach Neapel, wo Gonçalo ihn mit Auszeichnung aufnahm; aber der König befahl, ihn nach Spanien zu senden. Dies geschah und daselbst angelangt, ward er eingekerkert, obgleich ihm freies Geleit zugesichert war. Später gelang es ihm, zu Johann II, König von Navarra, seinem Schwager, zu entkommen, wo er in einem Kampfe den Tod fand.

Die leichten Erwerbungen in den letzten Jahren hatten den Ehrgeiz der fremden Fürsten aufgestachelt; Frankreich, Spanien, der Kaiser sahen in Italien nur eine herrenlose Beute, um deren Besitz sie sich stritten*). Ludwig XII, entrüstet über die Art, wie er um seine neapolitanische Eroberung betrogen worden, schickte den Louis de la Tremouille, mit Schweizern und Italienern, um die Spanier zu bekriegen. Am Garigliano kam es zu einer Schlacht (1503, 28. Dez.), in welcher das französische Heer eine schwere Niederlage erlitt. Pietro dé Medici, der sich bei demselben befand, ertrank im Flusse. Die Franzosen, ohnehin durch schlechte Mannszucht aller moralischen Kraft beraubt, konnten kaum mehr das Feld behaupten, aber auch der Sieger litt durch Geldmangel und durch das schlechte Wetter so sehr, daß Gonçalo seinem Herrn rieth, einen Waffenstillstand anzunehmen, der auf drei Jahre abgeschlossen wurde (1504, 31. März). Bald darauf folgte die Vermählung des alten Königs Hernando mit Germaine de Foix, der Nichte Ludwigs XII, der ihr als Morgengabe seine Ansprüche auf das Königreich Neapel abtrat. Im Vertrage von Blois sodann ließ sich Maximilian herbei, Mailand an Frankreich zu überlassen gegen Bezahlung von 20,000 Goldgulden und für ein Paar goldener Sporen jährlich.

So blieben zwei große Mächte, die sich gegenseitig beobachteten, auf italienischem Boden stehen, aber sie konnten sich doch eigentlich hier nicht als Herren betrachten, weil sie ihre Feldherren

*) Man liest in den Briefen Macchiavels: „Der König pflegt einem Manne, welcher nicht lügt, zu sagen: Der Kaiser hat mich wiederholentlich schon gedrängt, Italien mit ihm zu theilen, ich habe niemals darein willigen wollen; aber dieses mal nöthigt mich der Papst, es zu thun." 9. August 1510.

schalten und walten lassen mußten. Gonçalo namentlich spielte in Neapel den Herrscher und gehorchte sogar dem Könige nicht, der ihn zurückberief. Dieser kam daher persönlich, und unter dem Vorwande, Gonçalo zum Großmeister des Ordens von St. Jakob de Compostella zu erheben, nahm er ihn nach Spanien mit, wo er ihn vom Hofe entfernt hielt. 73 Jahre alt starb der große Feldherr halb vergessen im Jahr 1515.

Wenn die übrigen Theile Italiens nach einem zehnjährigen verhängnißvollen Kriege ihre Unabhängigkeit nicht verloren hatten, so waren sie doch unter wenig volksthümliche Regierungen gerathen und nirgendwo hegte man Zutrauen zu der Waffenruhe; allgemein war das Gefühl, daß sie nur eine Pause, nach deren Ablauf ein um so schrecklicherer Kampf wieder losbrechen würde.

Pisa setzte seinen Widerstand gegen Florenz fort, bald nach dieser, bald nach jener Seite sich um Schutz wendend, sogar dem Herzog von Valentinois sich in die Arme werfend, nur um nicht unter das Joch der Nebenbuhlerin zurückkehren zu müssen, welche seinen Handel untergraben, seine Bevölkerung gelichtet, die ehedem fruchtbaren Ebenen seiner Umgebung in Sümpfe verwandelt hatte. Die Spanier begünstigten Pisa aus Haß gegen die Franzosen, und damit waren Petrucci und Baglione, aus Eifersucht gegen Florenz, einverstanden. Aber die wirkliche Hülfe, welche Pisa erhielt, war unerheblich, und bestand zum großen Theile in Versprechungen.

Genua.

Die Bedrängniß Pisa's begünstigte das Parteitreiben in Genua, welches unter Beibehaltung seiner republikanischen Verfassung, obgleich unter Abnahme seiner Bevölkerung, seines Handels und somit seiner Kräfte, aus der Herrschaft der Sforza unter französisches Regiment übergegangen war. Der Adel, begünstigt von dem französischen Statthalter und geführt von Gianluigi del Fiesco, zeigte sich dem französischen Interesse ganz ergeben und nahm eine oppositionelle Stellung zur Bürgerschaft ein, so daß er sogar verhinderte, die Oberherrlichkeit über Pisa anzunehmen, denn dieses hatte sich der Republik, welche so viele Opfer gebracht, um es zu unterwerfen, freiwillig ergeben wollen. Daher beständige Unzufriedenheit, Reibungen und sogar Aufstände, welche die Franzosen kaum zu bewältigen vermochten. Die Bürger verlangten, den alten Edlen, d. h. den Nachkommen der Doria,

Spinola, Fieschi, Grimaldi, sollten ihre Burgen genommen, ihre Güter im Littorale dem gemeinen Gesetz unterstellt werden. Die Edlen dagegen trugen Dolche mit der Inschrift castigavillani (Bauernzüchtiger). Unter diesen Umständen genügte ein Hauch, um den Funken zur Flamme anzufachen. Einer aus dem Volke ward beschimpft und dies gab das Signal zur Empörung. **Ludwig XII** schickte Truppen zu ihrer Bewältigung; aber das Volk wandte sich um Hülfe an den Papst, seinen Landsmann, und dieser an den Kaiser; zugleich wählte es (1507, März) aus seiner Mitte einen Dogen, den Färber **Paolo da Novi**, was einer Unabhängigkeitserklärung gleichkam. Der König zog hierauf selbst gegen Genua, dessen Miliz dem Anprall regelmäßiger Heerhaufen nicht zu widerstehen vermochte. Die Stadt ward genommen (April) und trotz der Verwendung des Papstes und trotzdem der König dem ihm mit Oelzweigen entgegenziehenden Volke Schonung verheißen, sehr hart behandelt; 79 Bürger wurden hingerichtet, der durch Verrath den Franzosen in die Hände gefallene Doge ward geviertheilt und die Einwohner mußten eine Kontribution von 200,000 Goldgulden — ein Drittel des ganzen französischen Staatseinkommens — aufbringen; die Privilegien der Republik wurden verbrannt, eine Veste ward am Pharus errichtet und eine Regierung eingesetzt, in welcher der Adel die Hälfte aller Stellen besetzte.

Nun hörte aller Beistand auf für die Pisaner, welche „jeglicher Hülfe baar, sich selbst überlassen und sehr schwach, nicht angenommen von Mailand, zurückgewiesen von den Genuesern, nicht in der Gunst des Papstes stehend und von den Sienesern nur wenig unterstützt, hartnäckig noch vertrauten auf leere Versprechungen, sowie auf die Schwäche und Uneinigkeit der Florentiner" *). Vergebens daher strengten die Pisaner, um sich zu behaupten, ihre letzten Kräfte an, vergebens bewiesen sie vierzehn Jahre lang den Muth und die Ausdauer von Helden; zur See und zu Lande zugleich angegriffen, getäuscht, mißhandelt von den Ränken Frankreichs und Spaniens, blieb ihnen endlich doch nichts anders übrig, als dem alten Joch sich wieder zu fügen (1509, 8. Juni). Ueber den Preis dieser Unterwerfung ward zu Paris und Madrid unterhandelt, wo überhaupt fortan die Geschicke Italiens entschieden wurden, und für den König von

*) Machiavel.

Frankreich auf 100,000, für den König von Spanien auf 50,000 Dukaten festgesetzt, was zu bezahlen Florenz übernahm. Die Republik behandelte übrigens die ehrenvoll Unterlegenen mit Großmuth, ließ ihnen werthvolle Begünstigungen zu Theil werden und ließ ihnen sogar die Handelsfreiheiten. Dessen ungeachtet erholte sich Pisa nie wieder von diesem Schlage; einige der vornehmsten Familien widmeten sich dem Kriegsdienste in fremdem Solde, andere wanderten nach Palermo, Lucca und der Insel Sardinien aus.

Der Krieg gegen Pisa ist auch denkwürdig wegen der „florentinischen Ordonnanz", die dadurch ins Dasein gerufen wurde. Es war dies ein Korps von 10,000 Bauern, welche die Signoria auf den Rath Machiavels ausgerüstet hatte; sie trugen eine weiße Uniform mit weiß-rothen Hosen und waren nach Art der Deutschen und Schweizer bewaffnet; an den Festtagen hielten sie regelmäßige militärische Uebungen. Diese Truppen kosteten weniger als die Söldnerbanden und hielten bessere Zucht; denn die Söldner, meistens Schweizer, versagten den Gehorsam, sobald nur der Sold nicht ganz regelmäßig bezahlt wurde, nahmen nicht selten den General gefangen und nöthigten ihn, unter ungünstigen Umständen eine Schlacht zu liefern oder schlecht vorbereitete Unternehmungen zu wagen, blos wegen der Aussicht zu plündern.

Julius II, voll kriegerischen Geistes, scharfsichtiger, berechnender, gewandter Staatsmann, begünstigte den starken Hang der Zeit zu Kämpfen und Intriguen. Da er das Papstthum herabgestiegen gefunden von der erhabenen Stufe, auf welcher es im Mittelalter gestanden, zur Rolle eines irdischen Fürstenthumes, trachtete er, daß es wenigstens diese Rolle würdig durchführe, und zehn Jahre lang dominirte er an der Spitze eines schwachen Staates über die mächtigsten und leitete die Angelegenheiten Europa's. Hassend jene rohen Söldnerhaufen, welche die Herren in Italien spielten und vor denen ein Alexander VI gezittert hatte, faßte er den Plan, Italien von den Barbaren zu befreien, aber im Widerspruch damit opferte er gar häufig den Vortheil Italiens untergeordneten, persönlichen Interessen auf, denen zu Liebe er selber die Fremden, die er vertreiben wollte, herbeirief. Zunächst wollte er Romanien wieder dem heil. Stuhl unterwerfen; aber die widerspänstigen Barone fanden eine Stütze an Venedig, dessen Ehrgeiz stets auf das Festland gerichtet war und welches Rimini und Faenza besetzt hatte. Julius verbarg seine Pläne so lange, bis er, wohlversehen mit

Truppen, Geld und Freunden, Interdikte vor sich her sendend, ausziehen und in Perugia den Giampaolo Baglione überfallen konnte (1505, Nov.). Seine Armee hinter sich lassend, betrat er nur unter dem Geleite seines Hofes die Stadt, und dieser Häuptling, der nicht vor Brudermord und Blutschande zurückgeschreckt war, wagte nicht bis zum Ende ein großer Verbrecher zu sein, und statt sich der geheiligten Person des Papstes zu bemächtigen, ließ er sich gefangen nehmen. Nun nahm Julius Bologna dem Giovanni Bentivoglio ab; indeß vergriff er sich nicht an den Freiheiten und der demokratischen Verfassung dieser Stadt, sondern übergab die Regierung einem aus 40 Bürgern bestehenden Senate, der bis zur neuesten Zeit bestanden hat.

Dieses Unternehmen hatte der Papst mit Hülfe Frankreichs vollführt, aber er faßte Argwohn gegen diese Macht, als er erfuhr, daß sie ein Heer zur Wiedergewinnung Genua's abschickte und als gar die Kunde kam, Ludwig XII wolle persönlich nach Italien kommen mit großen Streitkräften, um, wie das Gerücht sagte, unterstützt von 8 Cardinälen, 30 Erzbischöfen und Bischöfen Julius abzusetzen, die Tiare dem Cardinal d'Amboise zu verleihen und sich zum Kaiser krönen zu lassen. Darauf hin wandte sich Julius an Maximilian. Dieser, welcher bereits den mit Frankreich geschlossenen Vertrag von Blois gebrochen hatte, und nichts sehnlicher wünschte, als die Kaiserkrone zu empfangen, um sie auf seinen Sohn zu vererben, berief alsbald die Reichsstände nach Konstanz, schilderte ihnen den Ehrgeiz des französischen Königs und erschütterte sie durch seine Beredsamkeit bis zu Thränen. Aber statt der verlangten 30,000 Mann erhielt er nur 12,000 bewilligt auf nur 6 Monate, und zwar erschien von diesen 12,000 Mann kaum ein Drittel. Nun gebot er den italienischen Ständen, ihm den für solche Fälle schuldigen Beistand an Truppen und Geld zu leisten; allein eben wegen seines Mangels an Hülfsmitteln und gedrängt von der Habsucht der in Sold genommenen Schweizer, stellte er übertriebene Forderungen, die nicht erfüllt wurden. Anderseits stellten ihm die Venetianer auf Betreiben Frankreichs offenen Widerstand entgegen (1508), schlugen seine Vorhut zurück und besetzten die Häfen des adriatischen Meeres. Da verließen ihn die Schweizer und die meisten Deutschen und er mußte das ganze Unternehmen aufgeben, ein Fall, in den dieser Fürst nur zu oft gerieth.

Fünftes Kapitel.

Die Liga von Cambrai.

Venedig hatte von dem allein den Nutzen davongetragen. Mit Erfolg aus dem türkischen Kriege hervorgegangen, unberührt von den zehnjährigen Kämpfen, welche den italienischen Boden verwüstet, hätte es seine alte Bedeutung wieder gewinnen und in die Schranken treten können mit den Nationen, die in Folge der neuen Entdeckungen eine völlige Umwälzung im Handel und in der Seeschifffahrt zu Wege gebracht, wenn es nicht durch sein Bestreben, sich auf dem Festlande auszudehnen, durch seine Politik, das Mißgeschick aller übrigen italienischen Staaten zu benutzen, um durch jegliches Mittel seine Besitzungen zu vermehren, auf allen Seiten Feinde gegen sich hervorgerufen hätte. Das erste große Bündniß der europäischen Fürsten seit den Kreuzzügen war darum gegen Venedig gerichtet, und zwar aus Gründen persönlicher Feindschaft und selbstsüchtiger Rücksicht -- ein nicht eben viel versprechendes Vorspiel zum neuen öffentlichen Recht.

Ludwig XII hatte vertragsmäßig Cremona und die Landschaft Geradadda (Adda-Gries) den Venetianern abgetreten, welche bereits durch Eroberung Herren von Bergamo und Brescia geworden. Aber der König hatte diese Abtretung bald bereut und er erhob nun Anspruch auf alle ehemaligen Dependenzen des der französischen Krone durch Erbschaft zugekommenen Herzogthums Mailand. Maximilian wollte als Nachfolger der deutschen Kaiser Padua, Verona und Vicenza, in deren Besitz sich Venedig seit einiger Zeit gesetzt, und als österreichischer Fürst Roveredo, Treviso und das Friaul herausgegeben haben. Der heil. Stuhl forderte Ravenna, Cervia, Faenza, Imola, Rimini und Cesena zurück, welche Territorien die verschiedenen Barone der Kirche, Cesare Borgia den Baronen und diesem wieder die Venetianer entrissen hatten. Der König von Neapel machte Rechte geltend auf Trani, Brindisi, Otranto, Gallipoli, Mola, Polignano, welche Hernando II den Venetianern verpfändet hatte. Der Herzog von Savoyen wollte von ihnen Cypern abgetreten, dessen König er sich nannte, die Häuser Este und Gonzaga, die

Gebiete, welche sie einst besessen; endlich hoffte der König von Ungarn die nun venetischen und einst ungarischen Städte in Dalmatien und Kroatien wieder zu erlangen. Im Grunde handelte es sich hier um Befriedigung lange gehegter Eifersucht *) der Könige gegen eine Republik, welche nicht vom vergänglichen Genie eines Einzelnen, sondern von der unsterblichen Weisheit des Senates regiert, trotz eines beschränkten Gebietes sich zur Bedeutung einer Macht ersten Ranges aufgeschwungen hatte, die es wagte, Rom zu widersprechen, die Franzosen verhinderte, in Lombardien die Oberhand zu gewinnen, die Spanier in Unteritalien nach Gutdünken zu schalten, den Deutschen die Züge nach Italien wenigstens erschwerte. Obgleich in ebenso rechtmäßigem Besitz ihrer Territorien, wie die andern Mächte, ging man doch mit dem Plane um, sich in ihr Gebiet zu theilen, und bereits hatten zu Blois Maximilian und Ludwig sich über diesen Punkt verständigt. Die Ohnmacht des Einen und anderweitige Beschäftigungen des Andern hatten die Ausführung des Vertrags verhindert. Aber Maximilian war tief verletzt worden durch das Mißglücken seines letzten Unternehmens, wo er zu einem Waffenstillstand sich herbeilassen mußte, während Alviano, der Feldherr der Republik, seine Deutschen im Triumphe aufführte. Anderseits war Ludwig XII, obgleich er wegen des Herzogthums Mailand ein Interesse dabei hatte, die Venetianer zu schonen, unzufrieden darüber, daß sie jenen Waffenstillstand abgeschlossen; er hätte eine Fortsetzung des Krieges zwischen Venedig und Maximilian lieber gesehen, weil derselbe sie beide beschäftigt und geschwächt hätte; zugleich glaubte der Cardinal d'Amboise, daß die so eifrig erstrebte Tiare ihm hauptsächlich durch die Schuld der Venetianer entgangen sei.

Das Resultat von alle dem war, daß Margaretha von Oesterreich und der Cardinal d'Amboise zu Cambrai unter dem Vorwande, die rebellischen Niederländer zum Gehorsam zurückzuführen und einen Kriegszug gegen die Türken zu verabreden, ein europäisches Bündniß zu Stande brachten, welches

*) Die eigentlichen Beweggründe der Mächte treten zu Tage in der Rede des französischen Gesandten vor dem deutschen Reichstage: „Wir kleiden uns nicht in kostbaren Purpur, unsere Tische sind nicht mit Gold- und Silberschüsseln bedeckt; unsere Schränke nicht mit Gold gefüllt.. Wahrhaftig, wenn es Fürsten nicht ansteht, die Kaufleute zu spielen, so steht es noch weniger Kaufleuten an, sich zum Range von Fürsten zu erheben."

lediglich gegen Venedig gerichtet war (1508, 10. Dez.). Beschlossen wurde, der König von Frankreich solle das Heer führen und Julius II ihm durch die Waffen der Kirche den Weg bahnen, Maximilian solle aller Unbill vergessen, die Frankreich dem Hause Oesterreich angethan, und trotz des Waffenstillstandes gegen Venedig auftreten als Schutzherr der Kirche; alle die Prätendenten auf venetianische Gebiete sollten ihren betreffenden Antheil besetzen und alle die Staaten, welche über Venedig sich zu beklagen hätten, ihm einen Hieb versetzen, um es dahin zu bringen, wie sich der französische Feldherr Chaumont ausdrückte, daß es fortan nur mit dem Fischfang sich beschäftigen könne.

Trotz der strengen Geheimhaltung des Vertrags kam den Venetianern etwas davon zu Ohren; aber Ludwig XII ertheilte ihnen die Versicherung, daß nichts zu ihrem Nachtheile stipulirt worden, und der katholische König betheuerte, er habe nur an den Verhandlungen wegen des Türkenzugs theilgenommen. Inzwischen drängte der Cardinal d'Amboise mit der ihm eigenthümlichen Energie auf den Beginn der Expedition, damit keinem der Verbündeten Zeit zum Ueberlegen bliebe, und er selbst, obgleich an der Gicht leidend, ließ sich in einer Sänfte über die Alpen tragen. Und bereits hatte der Krieg an der Adda begonnen, als er dem Dogen Loredano und allen Bürgern, „ungetreuen Männern und gewaltthätigen Rechtsverletzern" erklärt wurde (1509, 27. April). Der Papst schleuderte das Interdikt wider Venedig, seine Regierung, seine Bürger und Jedweden, der einem Venetianer Zuflucht gewähre; sie alle sollten als Feinde des christlichen Namens betrachtet werden und Jedermanns Knechte sein, der sich ihrer bemächtigen würde.

Venedig stand allein diesem furchtbaren Sturme gegenüber, und zudem verschlimmerten noch andere ernste Umstände seine Lage. Nicht nur waren seine Finanzen zerrüttet durch den Verlust des indischen Alleinhandels, es sprang auch ein großes Pulvermagazin in die Luft, der Blitz schlug in die Zitadelle von Brescia, so daß sie in Flammen aufging, ein Geldschiff, das 10,000 Dukaten nach Ravenna bringen sollte, ward vom Meere verschlungen; eine Feuersbrunst verzehrte die Archive. Aber gerade in diesem Zusammenfluß von Unglücksfällen bewährte sich glänzend die Weisheit und Vaterlandsliebe der Staatshäupter, welche von den vorhandenen Mitteln den besten Gebrauch machten. Aus Mißtrauen verlieh Venedig die Führerstellen in seinen Heeren Fremden,

niemals heimischen Edlen. Aber schon früher hatte es eine Art von Aushebung eingeführt, indem die Proveditoren in jeder Provinz eine Liste aller für den Dienst fähiger Männer, sei es als Kombattanten, Schanzgräber oder Troßknechte, zu führen hatten, die in kurzen Fristen besichtigt und nach Bedürfniß unter die Waffen gerufen wurden. Im Jahre 1490 hatte man Arkebusiere kommen lassen und durch den ganzen Staat vertheilt, um die Jugend in der neuen Waffe zu üben, zu welchem Behufe Schießstände mit Prämien für die besten Schützen eingerichtet wurden. Neben den regelmäßigen ausgehobenen Truppen gab es eine Miliz, eine Art von Parteigänger, die das leichte Fußvolk bildeten. Dem im Felde stehenden Heere waren stets zwei Proveditoren, als Rathgeber oder eher als Beaufsichtiger des Generals, beigegeben. Mit dieser Heeresverfassung nahm Venedig den Kampf gegen den Bund auf, indem es sich noch durch Söldnerbanden verstärkte; und obgleich der Papst die in Dienst genommenen Kapitäne aus der Romagna zurückhielt, konnte doch Venedig ein Heer von 2100 Lanzen, 1500 italienischen leichten Reitern, 1800 Griechen, 1800 Mann zu Fuß und 12,000 Milizen am Oglio aufstellen. Den Befehl führten Nicolo degli Orsini, Graf von Pitigliano, und Bartolomeo d'Alviano, als Governator (zweiter Feldherr), zwei der besten Heerführer der Zeit. Aber die Signoria, selbst in so verzweifelten Umständen noch voll argwöhnischen Mißtrauens, gestattete ihnen keine freie Bewegung und zudem war jener vorsichtig und langsam, dieser rasch und kühn, so daß sie sich schlecht vertrugen. Sie verlegten den Kriegsschauplatz nach der Geradadda, aber statt sich auf der Defensive zu halten, bis die erste Kampfeswuth der Franzosen, welche sie stets und allezeit unwiderstehlich gemacht hat, verflogen war, nahmen sie bei Vaila eine Schlacht an (19. Mai) und erlitten eine fürchterliche Niederlage, trotzdem sie sich auf's Tapferste schlugen; Bartolomeo selber gerieth in Gefangenschaft. Ludwig XII betheiligte sich persönlich beim Kampfe und rief: Die sich fürchten, mögen hinter mich kommen! La Tremouille, der seine Soldaten wanken sah, brauchte ihnen nur zuzurufen: Kinder, der König sieht euch, um sie mit frischer Energie gegen den Feind zu treiben. Alsbald ergaben sich Caravaggio und Bergamo, kurz darauf Brescia, Crema, Cremona, Pizzighettone, sogar Peschiera. Diejenigen von den Verbündeten Frankreichs, welche bis dahin gezaudert, sich offen zu erklären, eilten nun, da der

entscheidende Schlag gefallen, herbei, und Mantua, Ferrara, Spanier und Päpstliche wetteiferten darin, ihren Fetzen von der niedergeworfenen Republik abzureißen. Zu Fusine angelangt, ließ Ludwig einige hundert Kugeln auf die Königin des adriatischen Meeres abschießen, „auf daß man in der Zukunft sagen könne, der König von Frankreich habe die uneinnehmbare Stadt Venedig beschossen“ *).

Dieser schien in der That das Aeußerste bevorzustehen und die Bürger begannen den Muth sinken zu lassen. Der Schatz war erschöpft, das Heer vernichtet, und doch mußte nothwendig eine Flotte ausgerüstet werden, weil die Franzosen im Begriffe standen, eine solche aus dem genueser Hafen auslaufen zu lassen. In der Stadt zudem stifteten zahlreiche von den Stellen ausgeschlossene, darum unzufriedene Nobili nebst der Menge von Fremden Unruhen und Komplotte an; die Städte des Festlandes, wo die guelfischen und ghibellinischen Faktionen wieder auflebten, beeilten sich, Unterwerfungsverträge mit dem Feinde zu schließen, um der Plünderung zu entgehen; die meisten Hauptleute verließen den todtwunden Löwen **).

Und doch verzweifelte der Senat nicht. Zunächst ließ er sich die Hebung der Finanznoth durch Anleihen und freiwillige patriotische Gaben, sodann die Befestigung der Hauptstadt und deren

*) Brantôme.

**) (19. Mai 1509.) „Era la Sensa, ma tutti pianzeva; quasi forestieri niun vi vene; niun vedevi in piaza; li padri di colegio persi, e più il nostro doxe, che non parlava et stava come morto e tristo. Et fo parlato per tutti questa ultima volta provisione, di mandar il doxe in persona fino a Verona per dar animo ai nostri e a la zente, et farli consieri appresso, il quale movendosi andria cinquecento zenthilomeni con sua serenità a sue spexe. Tamen si parlava e in piaza e in pregadi sule banche, et quelli di colegio non volcano meter la parte, nè il doxe si oferiva andarvi. Era dito a soi filioli, et loro dicevano: Il doxe farà quello vorá questa terra. Tamen è più morto che vivo..... Concludo zorni cattivi; vedemo la nostra ruina, et niun non provede. Dio volesse fusse sta fato l'accordo io dissi, e voleva far se intrava Savio ai Ordeni, che fui disconsigliato a intrarvi, et me ne pento, di mandar a tuor cinque over seimilia Turchi, e mandar secretario over ambasciadore al Turco, ma hora è tardi. Si dubita di vituarie questa terra; perchè è da pensar mandar per formenti e augumentar l' armada, perchè la via di mar ne sia aperta: et compiono di armar algune galee sottili“. Marin Sanuto.

Versehung mit Lebensmitteln angelegen sein; ferner entband er die Unterthanen des Festlandes ihres Treuschwures und gestattete ihnen, in ihrem Interesse mit dem Feinde zu unterhandeln, zugleich den Statthaltern gebietend, die Plätze zu räumen und ihre Truppen zusammenzuziehen. Aber Venedig hoffte viel weniger von diesen entmuthigten Truppen, als von der Zeit, geschickten Unterhandlungen und von der traurigen Erfahrung, welche die Italiener jetzt abermals mit den Fremden machen würden; am meisten indeß setzte es sein Vertrauen darauf, daß so verschiedenartige Elemente, wie sich in dieser Liga zusammengefunden, unmöglich lange vereint bleiben konnten; und gewissermaßen wie man dem verfolgenden Räuber die Börse hinwirft, entäußerte es sich aus freien Stücken dessen, was den Neid der Feinde erregte. Die Folge war, daß die Städte, die Venedigs Tyrannei verwünscht hätten, wären sie gezwungen gewesen, die Leiden einer Belagerung zu dulden, diese Herrschaft wieder herbeisehnten, da sie unter ein härteres Joch gerathen waren. Zugleich litten die kleinen Kaufleute in jenen Städten durch das Aufhören der Handelsbeziehungen zwischen der Hauptstadt und den Provinzen, so daß bereits wieder Sympathien für die eben noch so gehaßte und gefürchtete Republik zu Tage treten.

Die venetianischen Nobili, welche bis jetzt nie anders als zur See gefochten hatten, schlossen sich in diesem Kriege dem Landheere an, und ihrer 614 warben auf eigene Kosten Truppen an. Der alte Gegner Venedigs, Sultan Bajasid selber, bot ihm Hülfe an, aber dieses hütete sich wohl, die Türken als Bundesgenossen anzunehmen. Antonio Giustinian, der unter den größten Gefahren als geheimer Unterhändler sich zu Maximilian verfügte, suchte auf ihn durch eine unterwürfige Sprache und durch Versprechungen einzuwirken; aber dieser Fürst, der bisher sich nicht geregt hatte, wollte von nichts hören als von der vollständigen Vernichtung der Republik, verlangte nichts geringeres als die Besetzung der Stadt selber und die Ausübung der Souveränetät über dieselbe durch die vier Verbündeten gemeinschaftlich. Im Uebrigen that der deutsche König, als hege er noch weitere geheimnißvolle Pläne, im Grunde aber zog er planlos umher, bis seine Geldmittel wieder völlig erschöpft waren.

Und Vicenza, obgleich so sehr ghibellinisch gesinnt, und sogar Padua, dessen Adel sich zu Gunsten des Kaisers erhoben hatte, wollten sich der Herrschaft einer fernen Nation ganz verschiedenen

Wesens nicht fügen*), die ihre italienischen Unterthanen abstieß durch rohe soldatische Sitte und ihnen unerschwingliche Steuern für vergangene und zukünftige Kriege auferlegte. Padua zuerst entfaltete wieder die Fahne des heil. Marcus, und damit war der erste Schritt zu einer Besserung der Angelegenheiten der Republik geschehen. Maximilian eilte mit seinem ordnungs- und zuchtlosen Heerhaufen herbei, der viele Greuel verübte und somit die Gemüther nur noch mehr der Republik gewann; indessen unternahm er die Belagerung von Padua**) mit damals unerhörten Heer- und Geschützkräften; außer 100,000 Deutschen und Franzosen, welche die Hoffnung auf reiche Beute zusammenbrachte, hatte er 200 Kanonen, zum Theil von so großem Kaliber, daß sie nicht auf Laffetten zu bringen waren; er selbst entwickelte neben seinem längst bewährten Muthe eine große Thätigkeit und Einsicht, aber er scheiterte an dem Dünkel der Edlen, namentlich der französischen, die sich den Anforderungen des neuen Kriegswesens nicht fügen, neben den Landsknechten nicht fechten wollten***).

---

*) Vergl. die histor. Briefe des Luigi da Porto.

**) Diese Belagerung ist beschrieben in der Geschichte des guten Ritters, nämlich Bayard: Desja etait bruist par tout le camp, que l'on donneroit l'assault á la ville sur le midy, ou peu après. Lors eussiez veu une chose merveilleuse; car les prestres estoient retenuz á poix d'or á confesser, pource que chascun se vouloit mettre en bon estat; et y avoit plusieurs gens d'armes qui leur bailloient leur bourse á garder; et pour cela ne fault faire nulle doucte que messeigneurs les curez n'eussent bien voulu que ceulx, dont ilz avoient l'argent en garde, feussent demourez á l'assault. D'une chose veulx bien adviser ceulx qui lysent ceste histoire; que cinq cens ans avoit qu'en camp de prince ne fut veu autant d'argent qui'l y en avoit lá; et n'estoit jour qui'l ne se desrobast trois ou quatre cens lansquenetz qui emmenoient beufz et vaches en Almaigne, lictz, bleds, soyez á filer, et autres ustensilles: de sorte que audit Padouan fu porte dommage de deux millions d'escus, qu'en meubles, qu'en maisons et palais bruslez et detruitz.

***) Als er dem französischen General den Befehl gab, seine Hommes d'arme absitzen zu lassen, um mit den Landsknechten eine Bresche anzugreifen, erhob Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, den Einwand: „Est-ce chose raisonnable de mettre tant de noblesse en péril et hazart avec des pietons, dont l'ung est cordoannier, l'autre mareschal, l'autre boulengier, et gens mechaniques qui n'ont leur honneur en si grande recommandation que gentilzhommes? L'empereur a force comtes, seigneurs et gentilzhommes d'Almaigne: qu'il les face mettre

Mißmuthig, erbittert über die Franzosen, hob Maximilian die Belagerung auf. Und obgleich die venezianische Flotte, welche Ferrara belagerte, an der Polisella vernichtet wurde, auch der Feldherr der Republik, der Graf von Pitigliano, starb (Febr. 1510), nahm der sich hinschleppende Krieg doch eine immer günstigere Wendung für Venedig.

Es hatten nämlich die Versuche der Republik, ihre Gegner zu trennen und mit ihnen einzeln zu unterhandeln, bei den Bundesgenossen Maximilians einen glücklichern Erfolg gehabt, als bei diesem. Da Ludwig XII alles, was ihm die Liga von Cambrai zusprach, erlangt hatte, wünschte er Italien zu verlassen und doch fürchtete er, dem Habsburger daselbst freie Hand zu lassen. Hernando war zufrieden gestellt, sobald ihm die Venetianer die an der neapolitanischen Küste als Pfand besetzten Städte zurückgaben. Er widersetzte sich daher dem Plane, Venedig selbst anzugreifen, weil das Bündniß nur den Zweck gehabt, der Republik ihre festländischen Besitzungen zu nehmen, im Grunde aber, weil er wünschte, der Krieg möchte sich in die Länge ziehen, damit Maximilian sich nicht in die Vormundschaft über den jungen Karl, seinen Neffen, einmischen könne. Dem Papste gegenüber erbot sich die Republik, unter der einzigen Bedingung, ihr die Lossprechung zu ertheilen, zur Abtretung aller der Städte und Gebietstheile, die sie dem Kirchenstaate entrissen hatte, und Julius II ging darauf ein, und hob (1510, 20. Februar) den Bann auf. Ueberhaupt nahm er, nun seine Rache an Venedig befriedigt war, seinen ursprünglichen Plan, Italien von den Fremden zu befreien, mit um so größerer Entschiedenheit wieder auf. Kaiser Maximilian schien ihm wenig gefährlich, den König von Frankreich aber fürchtete er, und so stellte er sich zunächst die Aufgabe, die Franzosen aus Italien zu treiben. Er suchte einen Bruch herbeizuführen zwischen Ludwig und dem neuen Könige von England, Heinrich VIII, aber dies gelang ihm nicht. Sodann reklamirte er das vom verstorbenen Kardinal d'Amboise hinterlassene große Vermögen, weil dasselbe, als von geistlichen Benefizien herrührend,

---

á pied avecques les gens d'armes de France, et voulentier leur monstreront le chemin, et puis ses lansquenetz les suivront, s'ils conquoissent qu'il y face bon." Dieser Ansicht schlossen sich die französischen Ritter an und befolgten den Befehl nicht.

der apostolischen Kammer zukomme; er belehnte den König von Aragonien, ohne Rücksicht auf die Ansprüche der Krone Frankreich, mit dem Reiche Neapel; endlich setzte er sich mit der Eidgenossenschaft in Verbindung und schloß mit ihr durch die Vermittlung des Bischofs von Sitten, Julius Matthäus Schinner, den er zum Cardinal machte, ein Bündniß und einen Vertrag, dem zufolge ihm 6000 Mann zu stellen waren zur Vertheidigung der Kirche gegen jedweden Feind.

Ercole d'Este, welcher sein Herzogthum Ferrara, wo er Männer der Kunst und Wissenschaft gastfrei aufnahm, zur Bedeutung erhob, hatte wegen der Salzwerke von Cervia, die er gegründet, auf welche aber Venedig Ansprüche machte, einen Krieg geführt. Sein Sohn Alphonso (1505–34) hatte Lucrezia Borgia geheirathet, damit ihr Vater den von den Herzogen von Ferrara an die Kirche zu entrichtenden Tribut ermäßige (von 1000 auf 100 Dukaten). Später hatte er sich dem Bündniß von Cambrai angeschlossen; da er aber dem französischen Interesse, in der Hoffnung, dadurch sich aus der ökonomischen Abhängigkeit von Venedig, aus der staatsrechtlichen von der Kurie frei zu machen, beharrlich ergeben blieb, wandte sich Julius II auch gegen ihn, band mit ihm ebenfalls wegen der schon erwähnten Salzwerke an und verhängte endlich (1510, 9. August) Bann und Absetzung, ohne alle Rücksicht auf die französische Vermittlung. Unmittelbar darauf begann er die Feindseligkeiten und stellte sich selbst an die Spitze der Truppen, über jede Verzögerung ungeduldig, leitete persönlich trotz seiner achtzig Jahre im Kugelregen und Schneegestöber die Anlage der Angriffswerke im Lager vor Mirandola (1511, Januar) und überschritt zuerst die Bresche mit den Worten: Ferrara, Ferrara, bei Gott, du mußt mein werden! Aber Alphonso ließ sich nicht einschüchtern, verpfändete seine und seiner Gemahlin Juwelen, um seine Unterthanen nicht zu sehr belasten zu müssen und behauptete sich mit Standhaftigkeit und doch mit Mäßigung gegen den Papst, welcher sich jedoch niemals besänftigen ließ.

Gleichzeitig trachtete derselbe Genua zur Empörung anzustiften gegen die Franzosen; so kam es denn endlich zum Bruch; die Franzosen nahmen Belogna und schlugen die Päpstlichen. Die zu Tours zusammenkommenden französischen Prälaten erklärten, es sei dem König gestattet, den Angriffen des Oberhauptes der Kirche mit dem Schwerte zu begegnen und legten von dessen

Bannsprüchen Berufung ein an ein allgemeines Konzil. Nichts desto weniger hatten viele Franzosen Gewissensskrupel hinsichtlich eines Krieges mit dem heiligen Stuhl, und namentlich konnte sich die Königin nicht darüber beruhigen; in Folge dessen konnte der französische Feldherr, Marschall Trivulzio, nur langsam und zaudernd zu Werke gehen. Es bat sogar Ludwig XII selber den Papst um Verzeihung, weil und während er ihn bekriegte; aber da er ihn nicht zu beruhigen vermochte, berief er ein Konzil, um Julius II Wahl für null und nichtig zu erklären, und ließ eine Medaille prägen mit der Inschrift: Perdam Babylonis nomen.

Seit dem Konzil von Basel hatten die Deutschen eine Reihe von Beschwerden gegen Rom vorzubringen; deshalb berief Maximilian im Verein mit Ludwig, der zunächst den Papst dadurch bedrohen wollte, ein Konzil nach Pisa, unter dem Schutz der Florentiner, welche noch vom letzten Kriege erschöpft sich neutral verhielten, jedoch ihrer Hinneigung für Frankreich kein Hehl hatten. Gegen diesen Eingriff in das Rechtsgebiet der Kirche, diese Verletzung der Würde des Papstthums, welche er so hoch stellte, schleuderte Julius II den Bann, so daß nur wenige Prälaten zusammenkamen, die zudem in Pisa wie in Mailand, wohin das Afterkonzil übersiedelte, beschimpft wurden — indem er zugleich eine allgemeine Kirchenversammlung auf den 19. April 1512 nach dem Lateran berief. Dieser eigenthümliche Papst, dessen Standpunkt ein über alle persönlichen Rücksichten wie Familieninteressen weit erhabener war*), gab kein Haar breit nach in dem, was er zum Nutzen des heil. Stuhles fordern und durchsetzen zu müssen glaubte. Im Interesse dieser Forderungen und als Gegengewicht wider die Franzosen und ihre Bundesgenossen, gründete er (1511, 5. Okt.) die „heilige Liga“ zur Vertheidigung der Einheit der Kirche gegen schismatische Bestrebungen, sowie zur Wiedererlangung Bologna's und anderer verloren gegangener Besitzungen für den päpstlichen Stuhl. Theilnehmer des Bundes waren Venedig, König Hernando, dem es dabei um Erwerb des spanischen Na-

*) H. Leo stellt ihn unter die edelsten Päpste. „Zwar nicht gerade die eigenthümlich-christliche, aber die nationale Grundlage der Sittlichkeit war mächtig in ihm vorhanden, und im Gefühle dieser sittlichen Berechtigung seines Handelns hoffte er auf Gott, und stand fest auch auf einer religiösen Grundlage seines Daseins.“

D. B.

varra zu thun war, und der König von England, der dieselben Absichten auf Guienne hatte. Die Schweizer, welche Ludwig XII durch seine Erklärung, daß er keine Bauern mehr in Sold nehmen wolle, in Zorn versetzt, brachen ins Mailändische ein und brandschatzten das Land bis vor die Thore von Mailand. Das Friaul ward fortwährend von den deutschen Haufen verheert. Der Papst, erzürnt über Florenz wegen der Pisaner Synode, wollte den Pannerherrn Soderini und die demokratische Partei stürzen und gestattete daher seinem Legaten, dem Cardinal Medici, Vorkehrungen zu treffen, um die Mediceer wieder in den Besitz der Gewalt zu bringen.

Das Heer der Liga ward unter den Oberbefehl des Vizekönigs von Neapel, Don Raymon de Cardona, gestellt, welchem berühmte Führer, wie Pier Navarro und Fabrizio Colonna, zur Seite standen, während der Legat Giovan dé Medici und unter ihm die bewährten Hauptleute Marc Antonio Colonna, Giovanni Vitelli, Malatesta Baglioni, Rafaello dé Pazzi die Päpstlichen befehligten. Aber auch die Franzosen wurden trefflich geführt von dem jungen (23jährigen) Neffen des Königs, Gaston de Fois, Herzog von Nemours, einem geborenen Feldherrn und von nicht minder bewundernswürdiger persönlicher Tapferkeit. In drei Monaten ging er siegreich aus vier Schlachten hervor; er kämpfte, zu Ehren seiner Dame, ohne Brustharnisch und ohne Armschienen, so daß er den Unterarm bis zum Handschuh nur mit dem Arm bedeckt hatte. Das erste Unternehmen Raymons, Bologna zu nehmen, mißglückte; Gaston entsetzte die Stadt (1512, 7. Febr.) und griff Brescia an (10. Februar), welches sich gegen die französische Herrschaft empört hatte. Die Einwohner vertheidigten sich muthig und Ritter Bayard ward auf der Bresche verwundet; seine Leute, darob wüthend, verdoppelten ihre Anstrengungen, denen die Stadt nicht zu widerstehen vermochte. Ihre kühnsten Vertheidiger wurden als Hochverräther hingerichtet und die Beute der Sieger ward auf drei Millionen Scudi geschätzt, so daß viele Franzosen mit ihrem Antheil nach Hause gingen. Dieser Umstand machte den Sieg auch für die Sieger verhängnißvoll.

Noch mehr war dies der Fall mit dem in der mörderischen Schlacht bei Ravenna erfochtenen Siege (11. April, Ostersonntag), denn hier fand Gaston de Foix den Tod. Franzosen

und Spanier verrichteten Wunder der Tapferkeit*), 12,000 der letztern fielen und viele hervorragende Personen, wie der Markgraf von Pescara, Fabrizio Colonna, Pier Navarro und der Cardinal-Legat selber geriethen in Gefangenschaft. Trotzdem riß im französischen Heer durch den Tod des Feldherrn und durch Zwistigkeiten mit den Päpstlichen ein solcher Zustand der Auflösung ein, daß an ein Verfolgen des großen Sieges nicht zu denken war und Ludwig denen, die ihn beglückwünschten, antwortete: Wünscht solche Siege meinen Feinden.

La Palisse, der Nachfolger Gastons im Oberbefehl, besaß weder dessen Feldherrntalent noch Raschheit, und von vornherein flößte er den Truppen nicht das Vertrauen ein, welches schon an sich ein halber Sieg ist. Anderseits ward der gefangene Legat in Mailand, trotz der daselbst versammelten Synode, mit Ehrfurcht aufgenommen und die Soldaten drängten sich haufenweise an ihn heran, um gegen das Versprechen, nicht weiter gegen die Kirche zu kämpfen, Lossprechung zu erhalten.

Die Eröffnung des Laterankonzils entzog dem Schisma mehr und mehr den Boden. Der König von England bedrohte die französische Küste. Schweizer fielen wieder in Lombardien ein und proklamirten des Moro Sohn, Massimiliano Sforza, den die italienischen Staaten doch lieber auf dem mailändischen Herzogstuhle sahen als einen Fremden. Aber um sein Erbe wieder zu erlangen, mußte Massimiliano dessen Zerstückelung sich gefallen lassen. Außer den von den Schweizern verlangten ungeheuern Kriegsgeldern, hielten die drei Gebirgskantone noch aus der Zeit des Moro Bellinzona besetzt. Bereits hatte die Eidgenossenschaft Lugano, Locarno und Val-Maggia nebst den dazu gehörigen Landschaften genommen, die Graubündtner Chiavenna und Veltlin; der Papst nahm Mantua, Parma und Piacenza, als zum Erbe der Gräfin Mathilde gehörig. Ueberdem trat Massimiliano, um die alten Freunde zu belohnen und neue zu gewinnen, noch andere Theile seines Stammlandes ab, so Lecco an Girolamo Morone, Vigevano dem Cardinal-Bischof von

---

*) Obgleich in dieser Schlacht die Taktik eine größere Rolle spielte als die persönliche Tapferkeit und der kluge Gebrauch der Geschütze Seitens der Franzosen den Ausschlag gab, geschah indeß im Allgemeinen in allen diesen italienischen Kriegen noch wenig für die Verbesserung der Feuerwaffen.

Sitten, Rivolta und die Landschaft Geradadda an Oldrado Lampugnano; abgesehen von den schweren und willkürlichen Steuern, die er den Unterthanen auflasten mußte. Inzwischen trat aber Maximilian der Liga bei und forderte seine Landsknechte aus dem französischen Heere zurück, so daß La Palisse mit seinem so sehr geschwächten Heere Bologna aufgeben — die Päpstlichen besetzten es sofort und Julius schwankte Anfangs, ob er die Stadt zerstören solle — und Mailand, wohin er sich zurückgezogen, räumen mußte. Auch Genua empörte sich gegen die Franzosen und gab sich in Gian Fregoso einen Dogen; der Herzog von Ferrara, der fast um sein ganzes Land gekommen, erschien persönlich beim Papste, um seine Verzeihung zu erbitten. Der Cardinal de Medici ward von Bauern befreit und das schismatische Konzil löste sich auf.

Florenz verhielt sich ruhig, ohne nach irgend einer Seite Anstoß zu geben, und doch vermochte es dem Angriff nicht zu entgehen. Raymon ward unter Begleitung des Cardinals de Medici gegen diese Republik gesandt; der Feldherr der Liga erklärte ihr, er würde ihr Eigenthum und ihre Verfassung nicht antasten, wenn sie die Absetzung des Soderini und die Zurückrufung der Medici zugestehe. Sie hätte sich durch Geldanerbietungen retten können und gegen Zahlung von 40,000 Gulden bot ihr sogar Kaiser Maximilian Schutz und Vermittlung an; allein sie wollte nur den Weg der Unterhandlungen betreten, obgleich sie auf eine nachdrückliche Vertheidigung keineswegs vorgesehen war. Soderini, ein vortrefflicher Patriot, aber kein Mann von Energie, war unschlüssig und versäumte die nothwendigsten Kriegsvorbereitungen. Prato, welches ein Söldnerhaufe ungenügend vertheidigte, ward von den ligistischen Völkern genommen und entsetzlich behandelt (1512, 10. August). Die Kunde hievon versetzte die Florentiner in Furcht und Schrecken; eine Verbindung von jungen Männern stürzte das bestehende Regiment, nöthigte den Soderini zur Flucht und setzte es durch, daß Giuliano, dritter Sohn des Lorenzo, an die Spitze der Republik berufen wurde (2. September). Die alten Herrscher, ohnehin durch die Verbannung der Vaterstadt entfremdet, ergriffen in der Ueberhebung des Sieges die rücksichtslosesten Maßregeln. Die seit ihrer Vertreibung erlassenen Gesetze wurden für ungültig erklärt, eine neue Balia, nichts anders denn eine aus wenigen Personen bestehende Oligarchie, ward eingesetzt, die Or-

donnanz aufgelöst, über die alten Piagnoni Ausschließung von allen Stellen verfügt, und endlich schloß sich Florenz, nachdem es den Spaniern eine große Forderung bezahlt, der heiligen Liga an.

Vier Nationen daher saugten nach einander oder vielmehr mit einander wetteifernd das unglückliche Italien aus. Die Franzosen jedoch theilten doch wenigstens die Beute mit den Beraubten *); sie verführten die Frauen, aber sie thaten ihnen nicht Gewalt an: die Spanier dagegen, welche hart und grausam geworden in ihren Kriegen mit den Mauren und in der neuen Welt, würdigten den Besiegten keines Wortes, denn er schien ihnen kaum mehr ein Mensch; die Schweizer und die Deutschen, stolz auf ihre Kraft, derb und roh, wollten nur Geld und sinnlichen Genuß. Und doch mußten die armen Italiener diese als ihre Befreier betrachten, und in dem ganz gewöhnlichen Irrthum, einen Wechsel des Herrn für Freiheit zu halten, erhoben sie sich aller Orten gegen die Franzosen und da sie in offener Schlacht ihnen nicht gewachsen waren, führten sie gegen dieselben einen mörderischen Guerillaskrieg.

So nahm die Lage der Franzosen in Italien eine bedenkliche Wendung, während bereits Heinrich VIII in Artois, Hernando in Navarra, die Schweizer in Burgund einfielen. Aber die entgegenstehenden Ansprüche und die Sonderinteressen der Verbündeten traten, je erfolgreicher dieselben waren und in dem Maße, als jedes Bundesglied den Zweck, wegen dessen es sich der Liga angeschlossen, erreichte, immer mehr in den Vordergrund. Und hierauf konnte nun auch Ludwig XII die Hoffnung gründen, unter denen, die noch ihn bekämpften, Bundesgenossen zu finden. In der That erwies sich auch nur der Papst unversöhnlich und als strenger Richter; er übertrug auf den König von England den Titel des sehr christlichen, ja die Krone von Frankreich, und fachte die Erbitterung der Schweizer — aus deren Gebirgsland er eine natürliche Schutzmauer für das

*) „Es liegt im Wesen der Franzosen, nach dem Gute Anderer zu verlangen und es dann zu verschwenden, so gut wie das ihre. Der Franzose wird seine ganze Gewandtheit aufbieten, um zu stehlen, und wird das Gestohlene verzehren, verschleudern, es sogar genießen mit dem Bestohlenen selber. Das Wesen des Spaniers ist ein ganz entgegengesetztes; was er dir raubt, siehst du niemals wieder.

Machiavel.

von den Fremden befreite Italien zu machen gedachte — gegen Ludwig immer mehr an: aber mitten in seinen hochfliegenden Entwürfen überraschte ihn der Tod (1513, 21. Februar).

Tod Julius II.

Im Delirium des Todeskampfes stieß er wiederholt den Ruf aus: Keine Franzosen mehr in Italien! Wäre Julius II Thun nur von diesem Gedanken geleitet gewesen, dann hätte er sich um Italien hochverdient gemacht. Jedenfalls indeß war er ein Fürst, würdig wie fähig, Beherrscher eines großen Reiches zu sein, denn er besaß eine großartige Anschauung der Dinge, eine seltene Selbstverläugnung hinsichtlich der persönlichen Angelegenheiten, eine aufrichtige Achtung vor der Volksfreiheit.

Giovanni dé Medici, sein Legat, folgte ihm (11. März) unter dem Namen Leo X und fand einen Schatz von 300,000 Goldgulden vor, den er nicht für Kriege, sondern zur Befriedigung seiner Kunst- und Prunkliebe zu verwenden gedachte. Wirklich ließ auch der junge und großmüthige Papst bereits ein Drittel davon bei den Festlichkeiten zu seiner Thronbesteigung darauf gehen. Seine erste Sorge war die Befestigung seines Hauses in Florenz, dessen Erzbisthum er nebst dem Cardinalate seinem Vetter Giulio verlieh. Und da gerade in diesem Augenblick eine Verschwörung entdeckt ward, ließ er, als Haupt der Medici, zwei der Rädelsführer das Schaffot besteigen und verzieh den übrigen, worunter sich Machiavelli befand.

König Ludwig benutzte den günstigen Zeitpunkt, um seine in Lombardien erlittenen Einbußen zurückzuerlangen; und begünstigt von den Sympathien des Volks, welches den Herzog Massimiliano verachtete, setzte er sich wieder in den Besitz von Genua und dem Mailändischen. Dieses letztere Land hatte sich das Joch der Schweizer gefallen lassen müssen, welche nicht so bald die Alpen überschritten hatten, als sie von dem Ehrgeiz, in die Reihe der erobernden Nationen einzutreten, waren ergriffen worden. Sie gefielen sich in dem Wahne, ihr Land müsse sich über einen Theil von Schwaben, über das Elsaß, Tirol und das Herzogthum Mailand bis an das Mittelmeer erstrecken. Aber um so große Pläne zu verfolgen, waren die Eidgenossen nicht einig genug, und die durch das fremde Geld*) verursachte Verderbniß,

*) May, Histoire militaire de la Suisse, t. IV, sect. 59, weist nach, daß die Schweizer in den Kriegen, bei denen sie bis 1514 betheiligt waren, 100 Millionen Franken gewannen.

nächst den bald darauf unter ihnen einreißenden Religionsstreitigkeiten entzogen ihnen auch die dazu nöthige Kraft.

Indeß hatten sie allein es übernommen, den Sforza im Herzogthume zu erhalten; Anfangs vor den Franzosen zurückweichend, bis sie aus der Heimath nachdrückliche Hülfe erhalten, brachten sie jenen bei Novara die größte Niederlage in allen diesen Kriegen bei (15. Juni). Die Franzosen mußten Lombardien und Piemont räumen, auch Genua ward ihnen wieder entrissen. Die spanisch-deutsche Armee dagegen setzte einen mörderischen Krieg mit den Venetianern fort, die nicht nur bei Vicenza eine blutige Schlacht verloren (7. Oktober), sondern durch einen Brand im eigentlichen Handelsviertel ihrer Stadt an Geld und Gut mehr einbüßten, als fünf Kriegsjahre gekostet hatten.

Wahrlich, die Völker mußten endlich müde sein der vielen Leiden, die Fürsten nicht minder, sie ihnen aufzulegen. Anderseits fürchtete Leo X, weniger leidenschaftlich als sein Vorgänger, daß die Vergrößerung der Habsburgisch-Spanischen Macht in Italien diesem und insbesondere dem heil. Stuhle gefährlich werden möchte, und zudem war seine Politik hauptsächlich darauf gerichtet, für seinen Bruder Giuliano am Po ein weltliches Fürstenthum zu errichten*) Er knüpfte darum mit dem Könige Ludwig Unterhandlungen an, und dieser entsagte den schismatischen Bestrebungen, versöhnte sich mit Hernando, dem er Navarra überließ, schloß Friede mit den Schweizern und vermählte sich mit Heinrichs VIII Schwester, Maria. Vergeblich aber bemühte sich der Papst, Maximilian mit den Venetianern zu versöhnen; hartnäckig setzte dieser einen unheilvollen und ganz ergebnißlosen Krieg fort.

Während aller dieser Entwürfe und Unterhandlungen starb plötzlich Ludwig XII (1515, 1. Januar), lebhaft beklagt von seinem Lande**), in dessen Interesse er die italienischen Kriege

*) Wer die politischen Verhältnisse dieser Zeit näher kennen lernen will, lese den vertraulichen Briefwechsel zwischen Machiavel und Vettori, beide durchtriebene alte Füchse: namentlich die Briefe aus den Monaten Juli und August 1513.

**) P. L. Roederer unternimmt es, in seinem Werke „Louis XII et François I, ou Mémoires pour servir à une nouvelle histoire de leur règne. Paris, 1825“ nachzuweisen: 1) daß die Kriege Ludwigs in Italien planmäßig unternommen, gut geführt und nicht resultatlos gewesen; 2) daß seine innere Regierung die weisesten und hochherzigsten Absichten, die jemals ein Herrscher gehegt, bekundeten.

unternommen hatte. In der That ist nicht in Abrede zu stellen, daß, wäre er nicht gegen die italienischen kleinen Fürsten aufgetreten, sie ihm gefährlich worden sein würden; hätte er sich nicht mit Alexander VI verbündet, so hätten jene es gethan und gemeinschaftlich mit dem Papste ihn angegriffen; ohne den Beistand Hernando's hätte er Neapel nicht erobert und dem Papste gegenüber den Kürzern gezogen. Hätte er dagegen seinen Sitz nach Neapel verlegt, so würde er dieses sammt seinem Stammlande verloren haben. Den Italienern allerdings erwies er sich treulos ohne Politik und ehrgeizig ohne entsprechende Fähigkeit; er rief ein Schisma in der Kirche hervor, hielt 10 Jahre lang seinen Nebenbuhler Ludovico Moro in einer Veste eingeschlossen, veranlaßte die Liga von Cambrai und führte den Krieg mit Grausamkeit, wenn gleich ohne Erfolg.

Franz I in Italien.

Franz I, sein Nachfolger, nahm bei seiner Krönung zu Rheims sofort den herzoglichen Titel von Mailand an und ergriff rasch Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges, während er zu gleicher Zeit Unterhandlungen wegen des Friedens führte. Dieselben führten mit Oesterreich und England zum Ziele, aber die Schweizer vermochte er nicht auf seine Seite zu ziehen. Er verständigte sich mit den Venetianern und setzte sich mit dem besten Heere, das jemals über die Alpen gezogen, in Bewegung. Es bestand aus 2500 französischen Gleven, also 15,000 Mann, 22,000 niederdeutschen Landsknechten, der sogenannten schwarzen Bande des Karl von Egmont aus Geldern, 8000 französischen Abenteurern, 6000 Gascognern und Basken unter Pedro Navarra, dem Erfinder der Anwendung von Minen gegen Festungen, der nach der Schlacht von Ravenna, wo er in Gefangenschaft gerieth, in französische Dienste getreten war, 3000 Schanzgräbern und 72 großen Geschützen. Mit diesem Heere kam auch Bayard wieder nach Italien, einer der berühmtesten Kriegshelden seiner Zeit, der niemals einen Oberbefehl führte, obgleich nichts Wichtiges ohne seinen Rath und seinen Arm unternommen ward; er zog es vor, wo und wie ihm gutdünkte zu kämpfen und der Gefahr zu trotzen, ohne durch die Pflicht an einen bestimmten Posten gebunden zu sein*).

---

*) Brantôme, Vies des capitaines français.

Der „tonsurirte General", wie man den Cardinal-Bischof von Sitten, den Todfeind der Franzosen, nannte, bot seinen Einfluß auf, um die Schweizer zu bewegen, dem Sforza, ihrem Geschöpf und Werkzeug, Mailand zu bewahren. Sie befestigten die Alpenpässe und die übrigen Verbündeten thaten desgleichen, um dem französischen Heere den Weg zu verlegen; dieses aber schlug, auf den Rath des alten Trivulzio, eine Straße ein, an welche Niemand gedacht hatte, zog durch das Stura-Thal auf Coni, und drang so rasch vor, daß Bayard den vorzüglichsten der italienischen Führer, Prosper Colonna, bei Tisch überfallen und gefangennehmen konnte. Die Mailänder blieben unthätige Zuschauer des sich zwischen ihren beiden Herren entspinnenden Kampfes, in der trügerischen Hoffnung, am Ende desselben ihre Unabhängigkeit wieder zu erlangen; Girolamo Morone indeß, des Herzogs Alessandro Minister, bemühte sich durch seine Thätigkeit, der Schwäche dieses elenden Fürsten abzuhelfen und vaterländischen Sinn im Volke anzuregen.

Bei Marignano (13. September) kam es zwischen den Schweizern und Franzosen zu einem Treffen so furchtbarer Art, daß der Veteran Trivulzio erklärte, die achtzehn Schlachten, denen er beigewohnt, seien Kinderschlägereien gewesen im Vergleich mit diesem Kampfe von Riesen. Die „Bezwinger der Fürsten", wie sie sich nannten, wurden selber bezwungen, denn obgleich die Schweizer mit der heldenmüthigsten Tapferkeit fochten, erlitten sie eine schwere Niederlage*). Franz I ließ sich noch auf dem Schlachtfelde von Bayard zum Ritter schlagen. Trotz ihres großen Verlustes waren die Eidgenossen aus den Urkantonen und die Züricher noch immer bereit, Mailand aufs Aeußerste zu vertheidigen, sie verlangten aber vom Herzoge, daß er ihnen den rückständigen Sold zahle. Aber der Herzog, der sich mit einem Trupp italienischer Söldner in's Kastell geworfen, erklärte ihnen, er könne das Verlangte nicht gewähren, doch bäte er sie dringend, ihn nicht zu verlassen. Sie ließen ihm 1500 der ihrigen zurück und 1200 blieben im Schlosse zu Cremona, die übrigen aber zogen ab, angeblich, um Verstärkungen zu holen, bald in-

*) Ueber die Thaten der Schweizer in diesem Feldzuge ist zu vergleichen im Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde, Zürich 1827, die schöne Abhandlung: Der Kampf Franz I und der Eidgenossen um Mailand.

D. V.

dessen schloß die Schweiz mit Frankreich einen ewigen Frieden. Die zurückgebliebenen Eidgenossen vertheidigten das von den Franzosen belagerte Kastell standhaft, der feige Herzog jedoch hatte eine zu große Angst vor den Kugeln und Minen, und (4. Okt.) gegen Zusicherung eines anständigen Jahrgehalts übergab er die Kastelle von Mailand und Cremona, trat das Herzogthum an Franz I ab und ward nach Frankreich abgeführt, wo er wie sein Vater starb (1530).

Als er die Schweizer — denen die Päpste vorzugsweise zu vertrauen pflegten als den mindest gefährlichen unter den Ausländern — unterliegen sah, hielt sich Leo X für verloren*); er war darum sehr zufrieden, als er mit dem Könige, der sich jetzt leicht der ganzen Halbinsel bemächtigen konnte, einen Vertrag zuwege brachte (13. Oktober), in welchem er Parma und Piacenza an das Herzogthum Mailand abtrat, der König dagegen dem Hause Medici den Besitz von Florenz verbürgte.

Als sie dann in Bologna zusammenkamen, willigte noch Franz in die Einziehung des Herzogthums Urbino für das Haus Medici, wogegen ihm der Papst den Zehent von den Kirchengütern in Frankreich auf ein Jahr zugestand. Hierauf kehrte der König heim, nachdem er die Statthalterschaft von Mailand dem Connetable von Bourbon übergeben und zur Führung des bei den Venezianern verbleibenden Hülfsheeres den Herrn von Lautrec eingesetzt hatte, eine Zurücksetzung für den Marschall Trivulzio, die dessen Lebensabend arg verbitterte.

Hernando aber, fürchtend, die Franzosen möchten von Lombardien aus Neapel bedrohen, obgleich die spanischen Truppen sich, ohne zu schlagen, zurückgezogen hatten, zahlte dem Maximilian eine Geldsubsidie, damit er gegen Mailand ziehe, um jene zu beschäftigen; auch hatte Heinrich VIII den Krieg wieder begonnen, und Francesco Sforza, ein anderer Sohn Lodovico's, machte seine Ansprüche auf das Herzogthum geltend, so daß auf's Neue Feindseligkeiten ausbrachen. Indessen wurde der Krieg sowohl vom Kaiser**) wie von Lautrec, der

---

*) Er äußerte gegen den Venetianer Zorzi: Domine orator, vederemo quello farà il re cristianissimo, se meteremo in le so man, dimandando misericordia.

**) In Mailand waren jetzt für Franz 10,000 Schweizer.. und der Kaiser, dessen Heer größtentheils auch aus Schweizersöldnern bestund, fürchtete, als er sah, daß die Schweizer von beiden Seiten erklärten, nicht gegen

hierbei jedoch wohl nur nach den Vorschriften seines Herrn handelte, und den Venetianern ohne Kraftaufwendung geführt; diese letztern gewannen zwar Verona wieder, aber der endlose Krieg hatte ihre Finanzen vollständig erschöpft, während der Welthandel ihnen stets mehr entging und die Türken sie bedrohten.

Friede von Noyon.

Inzwischen (1516, Januar) war Hernando gestorben und Karl von Oesterreich, der ihm in Aragonien und den Nebenländern gefolgt war, beeilte sich, Frieden mit Frankreich zu schließen. Die Grundbedingungen desselben wurden zu Noyon (13. August) festgestellt, und es folgte nun eine Pause der Ruhe für Europa. Auch mit den Schweizer Kantonen war Franz I zu einem s. g. „ewigen Frieden" gelangt. Mit dem römischen Hofe schloß er ein Konkordat, durch welches die pragmatische Sanktion und die gallikanischen Freiheiten aufgehoben wurden. Da Giuliano, des Papstes Bruder, gestorben war, verlieh dieser seinem Neffen Lorenzo das Herzogthum Urbino; da aber auch Lorenzo bald starb (1519) — mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, Caterina dé Medici — ward das Herzogthum dem Kirchenstaat völlig einverleibt. Im folgenden Jahre ward auch Perugia eingezogen, und der alte Gianpaolo Baglione hingerichtet. Ueberhaupt wurden — bis auf zwei — alle kleinen Tyrannen und Stadthäuptlinge, die sich nach dem Sturze des Herzogs von Valentinois wieder erhoben hatten, mit Gewalt oder Hinterlist unterdrückt und aus dem Wege geräumt; sogar das heil. Kollegium ward völlig dem päpstlichen Willen unterworfen und die Cardinäle Sauli und Petrucci mußten ihre Unzufriedenheit mit der Politik Leo's X mit dem Leben büßen. Zuletzt schloß sich auch Maximilian dem Frieden von Noyon an, durch welchen er im Besitz von Riva di Trento, Roveredo und den Eroberungen in Friaul verblieb. Damit hatte endlich der durch die Liga von Cambrai hervorgerufene Krieg aufgehört.

---

einander fechten zu wollen, von seinen Schweizern ganz im Stiche gelassen zu werden, wie früher Lodovico Moro, und ging, nachdem er schon bis in die Nähe Mailands vorgedrungen war, plötzlich, ohne einem Menschen den Grund zu sagen, ohne sein Heer zurück. Ein Theil seiner Söldner ging nun zu den Franzosen über, die anderen zerstreuten sich." H. Leo, Universalgeschichte III.

D. V.

Venedig, welchem die gegen dasselbe verschworenen Mächte den Untergang bereiten wollten, erlangte durch den Friedensschluß wieder, was es in den acht Kriegsjahren verloren. Deren Ergebniß aber waren, daß die verschiedenen betheiligten Nationen Tausende von Menschen eingebüßt hatten, daß der Handel Italiens einen Todesstoß erlitten, und dieses den Angriffen der Ungläubigen*), wie den bald noch schwerere und dauernde Uebel heraufbeschwörenden Ränken der Ehrgeizigen ausgesetzt war.

Bald darauf endete auch Maximilian (1519, 19. Januar) ein unter großen Plänen und dem Ringen mit der Ohnmacht, die ihn verhinderte, irgend einen dieser Pläne auszuführen, zugebrachtes Leben. In seinen phantastischen Projekten hatte er sich sogar bis zu dem Gedanken an die Tiare verstiegen**).

---

*) Die Barbaresken waren eine entsetzliche Plage für Italien: Im Jahr 1517 erschienen sie mit 18 Kaperschiffen und hätten fast Leo X selber gefangen. Im April des folgenden Jahres schrieb der Cardinal Bibiena: Die Kaperschiffe der Türken oder Mauren haben oberhalb Ostia, ja fast an der Tibermündung, einige nach Rom segelnde Fahrzeuge genommen und landend haben sie Männer und Weiber hinweggeführt. Der Cardinal San Giorgio, der zu Ostia war, floh hieher, ebenso der Cardinal v. Agen, der sich auf dem Lande bei Porcigliano befand.

**) Unter den, von Godefroy herausgegebenen Briefen Ludwigs XII befindet sich auch ein Schreiben Maximilians, worin er den Fugger für eine Anleihe als Pfand anbietet das pallium investiturale im Besitz des Hauses Oesterreich, und cujus nos, post adeptum papatum, non amplius est ut opus habeamus (tom. II, pag. 326). Noch merkwürdiger ist das in ziemlich schlechtem Französisch abgefaßte Schreiben, welches er an seine Tochter Margaretha richtete und das folgendermaßen lautet: „Sehr theure und geliebte Tochter. Ich habe den mir von Wilh. Pegum ertheilten Rath vernommen und viel darüber nachgedacht, aber wir finden keinen guten Grund, weshalb wir uns wieder vermählen sollten.... Morgen senden wir Monsignor v. Gurk nach Rom an den Papst, um eine Verständigung mit ihm anzubahnen, damit er uns zum Koadjutor annehme, auf daß wir nach seinem Tode des Papats sicher sein und Priester werden können; dann werden wir heilig werden, und ihr sollt mich nach meinem Tode anrufen. Nächstdem fertige ich einen geschickten Mann an den König von Aragonien ab, um ihn zu ersuchen, daß er mir hiebei behülflich sei, womit er übrigens einverstanden sein wird, denn ich übergebe dann unserm gemeinschaftlichen Sohne Karl das Reich, was ich auch gerne thun werde. Das Volk und der Adel von Rom haben einen Bund geschlossen wider Franzosen und Spanier, und ihrer sind 20,000 Kämpfer, und sie haben uns wissen lassen,

Sechstes Kapitel.

Franz I. und Karl V.

Philipp der Schöne, der Sohn des Kaisers, welchem Hernando seine einzige Erbin vermählt hatte, war vor diesem gestorben, so daß Karl, der Sohn dieses Fürsten, sein Nachfolger war. Durch Maria von Burgund, seine Großmutter, war Karl Erbe des größten Theiles der Niederlande und der Freigrafschaft; von seiner Mutter Johanna — die zwar lebte, aber irrsinnig war — erbte er Castilien, Leon und Granada, von seinem Großvater mütterlicher Seits Aragonien und Valencia, die Grafschaften Barcelona und Roussillon, die Königreiche Navarra, Neapel, Sicilien, Sardinien, von Maximilian endlich Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Tirol, österreichisch Schwaben. Rechne man zu alle dem einen Küstensaum von Afrika und die Hälfte Amerika's und man begreift, wie dieser Herrscher sich rühmen konnte, in seinen Staaten gehe die Sonne niemals unter.

Beim Tode des Großvaters Maximilians bewarb er sich außerdem um die Kaiserkrone gleichzeitig mit Heinrich VIII

---

daß sie für uns sein wollen, um uns zum Papste zu machen, zu meinem und des deutschen Reiches Besten, und daß sie mit Franzosen und Aragoniern und auch mit Venetianern nichts zu thun haben wollen. Ich beginne auch bereits die Cardinäle zu bearbeiten; 2 oder 3000 Dukaten würden mir große Dienste leisten bei der günstigen Stimmung, die bereits für uns herrscht. — Der König von Aragonien wird seinen Gesandten instruiren, welcher über die spanischen Cardinäle verfügt, damit diese uns das Papat zuwenden. — Ich empfehle euch diese Angelegenheit geheim zu halten, obgleich ich fürchte, daß binnen wenigen Tagen die ganze Welt davon Kunde haben muß, weil es nicht möglich, eine so große Angelegenheit, zu deren Behuf es so viele Leute und Hülfe an Geld und Bemühungen bedarf, verborgen zu halten. Und nun lebe wohl. Eigenhändig von eurem guten Vater Maximilian, zukünftigem Papst. Der 18. September. — Der Papst hat wieder verstärktes Fieber und kann nicht lange leben."

Sehr interessant ist die **Correspondance de l'empereur Maximilien et de Marguerite d'Autriche sa fille gouvernante des Pays-Bas, 1507—19**, herausgegeben von Le Glay, Paris 1839.

und Franz I, jedoch konnte nur zwischen letzterm und ihm die Wahl der Kurfürsten schwanken. „Es war natürlich, daß König Karl die Krone, die sein Großvater getragen hatte, behaupten wollte; auch empfahl ihn der Nation und ebenso sehr den Fürsten die Voraussetzung, daß er, ein Fürst und Erbe deutschen Stammes, die deutschen Verfassungen aufrecht erhalten werde, als dem Könige von Frankreich die Abneigung der deutschen Nation gegen einen fremden Herrscher, und die, wahrscheinlich nicht unbegründete, Besorgniß der Fürsten entgegenstand, daß diese Wahl ihnen ihre landesherrliche Selbstständigkeit rauben und sie alle in das Verhältniß bringen könne, in welchem sich die französischen Großen zu ihrem Könige befanden. Der päpstliche Hof sah die Erwählung des Einen so ungern, als die des Andern, weil er sowohl von einem Kaiser, der Besitzer des Königreichs beider Sicilien war, Gefahr für die Unabhängigkeit des Kirchenstaats, als auch den Machtzuwachs fürchtete, den Frankreich durch das Kaiserthum und durch den in demselben liegenden Einfluß auf Deutschland, aller Wahrscheinlichkeit nach, gewinnen müßte. Daher ließ er, wiewohl sein Legat sich öffentlich für den König Franz verwendete, doch im Geheim den Kurfürsten rathen, lieber einen Kaiser aus ihrer Mitte zu erwählen. Der Kurfürst von Trier, der bisher die französische Partei gehalten hatte, gab diesem Rathe Gehör, und bewog seine Amtsgenossen, daß sie dem Kurfürsten Friedrich (von Sachsen) einstimmig das Kaiserthum antrugen. Dieser hielt jedoch der Aufgabe, die ein Kaiser zu lösen habe, unter den damaligen Verhältnissen, besonders wegen dem von Osten hereindrohenden Angriff der Türken, (und namentlich, kann man hinzufügen, bei der Ohnmacht, zu welcher die kaiserliche Würde unter Maximilian herabgedrückt worden) seine geringe Hausmacht nicht angemessen, und empfahl, statt seiner, den König Karl, der, als Besitzer der Oesterreichischen Erbländer, schon ohnehin der Gränzhüter des Reichs war. Demzufolge ward derselbe (1519, 28. Juni) zum Kaiser erwählt. Friedrich wies die Summe von 30,000 Goldgulden, womit die spanischen Gesandten ihm die Erkenntlichkeit ihres Gebieters bezeugen wollten, zurück*) .... Um aber die Besorgnisse zu heben,

*) Die übrigen Kurfürsten waren wohl minder gewissenhaft, nach einem zu Augsburg unter den Fugger'schen Familienpapieren noch befindlichen Entwurf zu urtheilen, wo die jedem Wähler für seine Stimme bezahlten Summen verzeichnet stehen.

welche in Anregung gebracht worden waren, daß Karl, der so viele Königreiche beherrschte, auch Deutschland auf den Fuß derselben zu setzen, dessen Verfassung abzuändern und die deutsche Nation in fremde Händel oder unter die Hoheit einer andern Krone zu ziehen, vielleicht auch nur derselben nachzusetzen geneigt sein möchte, ward, auf Friedrichs Vorschlag, ein Pakt von 34 Artikeln, späterhin Wahlkapitulation genannt, aufgesetzt und vorläufig von Karls Gesandten unterzeichnet, in welchem der neue Kaiser sich verpflichtete, alle bisherigen Reichsgesetze und Ordnungen aufrecht zu erhalten, alle Stände bei ihren hergebrachten Hoheiten, Gerechtigkeiten und Freiheiten ungestört zu lassen, ohne Einwilligung der Reichsstände, zum wenigsten der sechs Kurfürsten, keinen Krieg, weder in noch außer dem Reiche, desselben wegen, anzufangen, noch weniger fremdes Kriegsvolk in's Reich zu führen; die Reichsstände mit Reichstagen, Auflagen oder Steuern ohne Nothdurft nicht zu beladen, noch in zugelassenen nothdürftigen Fällen die Steuern und Reichstage ohne Wissen und Willen der Kurfürsten anzusetzen, und besonders keinen Reichstag außerhalb des Reichs deutscher Nation auszuschreiben; die Reichs- und Hofämter blos mit geborenen Deutschen zu besetzen, und solchen Aemtern an ihren Ehren und Einkünften nichts entziehen zu lassen; in Schriften und Handlungen des Reichs keine andere als die deutsche oder lateinische Sprache gebrauchen zu lassen; die Stände vor kein Gericht außer dem Reiche zu fordern ꝛc. Dagegen sollte er alle Bündnisse des Adels und der Unterthanen gegen die Kurfürsten, Fürsten und Stände verbieten, den römischen Hof anhalten, alles, was er gegen die Konkordate der deutschen Nation vorgenommen, abzuschaffen und diese Konkordate auf das Strengste zu beobachten; desgleichen auch die große Gesellschaft der Kaufleute (die Hanse), die bisher mit ihrem Gelde regiert, und ihres eigenen Willens gehandelt, mit der Reichsstände Rath gänzlich aufheben. Aus den letzteren dieser Bedingungen geht hervor, daß die Kurfürsten — denn diese hatten den Pakt aufsetzen lassen — mit dem Papste wie mit dem Adel und mit den Kaufleuten nicht ganz zufrieden waren; aber an einen Bruch mit demselben und an eine Losreißung von seinem Stuhle ward so wenig gedacht, daß es vielmehr als erste Bedingung vorangestellt ward, der Kaiser habe den Stuhl zu Rom, den Papst und die Kirche, als Advokat derselben, zu schützen. Niemand war hiezu geneigter als Karl selbst,

dessen angeborne, oder im Familiengeiste liegende Ehrfurcht vor dem Herkömmlichen, besonders dem kirchlichen, durch den Unterricht seines Lehrers Hadrian von Utrecht, dem er nachmals zum Papstthum geholfen, verstärkt worden war. Es hatte also keinen Anschein, daß die ganze Regierung dieses Kaisers, der damals erst neunzehn Jahre zählte, unter Religionshändeln vergehen, und Entstehung einer Kirchentrennung, ihre größte Merkwürdigkeit, werden würde. — Karl befand sich seit 1517 in Spanien... Seine Macht, welche fernen und unkundigen Zuschauern als unermeßlich vorkam, wenn sie die Namen und Titel so vieler Königreiche und Herrschaften zusammenzählten, und gar die neu entdeckte Westwelt hinzurechneten*), war in der Wirklichkeit durch den Mangel des räumlichen Zusammenhangs unter so weit von einander entfernten Ländern vermindert, und durch die eigenen Verfassungen der verschiedenen Staaten beschränkt. Die damalige Verwaltungsweise machte es unmöglich, von den Kräften der Länder und Völker den freien und ausgedehnten Gebrauch für politische Zwecke zu machen, den die Menschen der neuern Zeit vorauszusetzen gewohnt sind. Karls Lage in Spanien war, in Folge der Unzufriedenheit, die das Verfahren seiner niederländischen Begleiter hervorgebracht hatte, besonders gespannt, und die Meinung der Nation, daß der Thron eigentlich seiner Mutter gehöre, konnte ihm leicht sehr gefährlich werden. Auch betrachteten nicht wenige Spanier die Annahme des Kaiserthums als eine Zurücksetzung ihrer Kronen. Aber mit jugendlicher Zuversicht sah der junge Monarch über die Bedenklichkeiten hinweg, die einen minder hochsinnigen Geist ängstlich gemacht haben würden. Er empfing die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl mit sichtbarer Freude; da jedoch der Pfalzgraf Friedrich, der mit dem Wahldekret an ihn abgesandt worden war, aus Mißtrauen gegen die Gesinnungen des Königs von Frankreich, nicht den Landweg durch Frankreich, sondern den Seeweg durch den Kanal eingeschlagen hatte, und erst am 30. November bei ihm eintraf, trat er die Reise nach Deutschland nicht eher als im Mai des folgenden Jahres 1520 an, ebenfalls zur See, sowohl aus gleichem Mißtrauen, als um unterwegs mit dem Könige Heinrich VIII von England, dem Gemahl seiner Tante Katha-

*) Auf dem Wege nach Deutschland zur Krönung empfing er die Nachricht, daß Cortez in Mexiko ihm ein neues Reich gewonnen.

rina von Aragonien, persönliche Freundschaft zu schließen, und diesen eitlen Fürsten, der sich ebenfalls um das Kaiserthum beworben hatte, über den Verdruß seiner fehlgeschlagenen Hoffnung zu begütigen. Nachdem ihm dieses durch ein sehr geschicktes Betragen vollständig gelungen war, trat er an der niederländischen Küste ans Land, und ging dann im Herbste nach Aachen, wo er am 22. Oktober 1520 die Krönung empfing, und den Titel Römischer Kaiser annahm, welchen vor Maximilian die Könige der Deutschen nur dann geführt hatten, wenn sie zu Rom gekrönt worden waren; aber der Papst, dem viel daran lag, sich den neuen Monarchen zu verpflichten, hatte durch den Nuntius erklären lassen, er ernenne seiner Seits den Römischen König zum Kaiser, und gebiete Jedermann, ihm diesen Titel zu geben. Darauf schrieb Karl (unter den Kaisern dieses Namens der Fünfte) seinen ersten Reichstag auf den Anfang des folgenden Jahres nach Worms aus*).

Wie bitter mußte nicht König Franz, der Held von Marignano, berühmt durch ganz Europa, die seinem früherworbenen Ruhm angethane Schmach empfinden, daß ein so junger Fürst, welcher sich in keiner Weise noch ausgezeichnet und bisher seine Minister für sich hatte regieren lassen, in dieser Angelegenheit ihm den Rang abgelaufen hatte! Es entspann sich daraus eine Nebenbuhlerschaft mehr der Eigenliebe als der Interessen, und eben darum vielleicht die hartnäckigste und zugleich berühmteste der neuern Geschichte**). Es trat noch die von Luther in dieser Zeit hervorgerufene Kirchenspaltung hinzu, um diesem persönlichen Wetteifer eine noch größere Tragweite und Verwicklung zu verleihen und auf zwei große Staaten und zwei große Män-

---

*) K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen. Bd. I.
D. B.

**) Dieu fist naistre ces deux grands princes ennemis jurez et envieux de la grandeur l'un de l'autre, ce qui a cousté la vie à deux cent mil personnes et la ruyne d'un million de familles; et enfin ny l'un ny l'autre n'en ont rapporté qu'un repentir d'estre cause de tant de misères. Que si Dieu eust voulu que ces deux monarques se fussent entendus, la terre eust tremblé sous eux etc. Montluc. — Man vergleiche auch Le Glay, Essai sur les négociations diplomatiques entre la France et l'Autriche durant les 30 premières années du XVI siècle.

ner die Bedeutung zu konzentriren, welche in der vorhergegangenen Epoche so mannigfaltig getheilt gewesen war*).

Von den beiden fürstlichen Jünglingen, die nun an der Spitze Europa's standen, hatte der eine bereits einen entschiede-

*) Es geschah dieses auch, weil der römische Hof nun eine andere Stellung einnahm, wodurch Rom aufhörte, Mittelpunkt der europäischen Politik, Italien die Arena für die Auskämpfung der europäischen Angelegenheiten zu sein. Die Liga von Cambray und die heil. Liga bilden hierin den Abschluß, weil der Papst in diesen Wirren, welche von Feindseligkeiten lokal italienischen Charakters zu einem Kampfe zwischen dem habsburgischen und dem französischen Hause um die europäische Hegemonie sich erweiterten, seiner höheren politischen Stellung sich selber begab, Partei und weltliche Macht neben den andern war. „Indem so die höhere Leitung der europäischen Angelegenheiten von einem kirchlichen Mittelpunkte aus gänzlich verschwindet, fällt für die einzelnen Höfe, durch anderweitige Zeitwirkungen motivirt, auch gar manche sonstige sittliche Schranke, und wenige Zeiträume gibt es daher in der neuern Geschichte, wo der Sinn für das Recht in der Politik erloschener, wo Treulosigkeit, hinterlistiger Bundesbruch und Lüge so in der Politik an der Tagesordnung gewesen, die rohe Begierde nach Herrschaft mit so gewaltsamen Mitteln hervorgetreten wäre, als eben in dem Zeitabschnitte der Fall war, bei dem wir stehen. Die Abgestorbenheit der christlichen Lebensprinzipien, die Wirkung des neu belebten Heidenthums (dessen Erscheinung man eine Wiederherstellung der Wissenschaften zu nennen lange Zeit gedankenlos genug war) war auch in der Politik zu erkennen. Dabei aber ist zweitens nicht aus den Augen zu lassen, daß diese heidnische, unchristliche Richtung in der Politik noch ganz in kindlicher Haltung war. Wie ein Knabe noch nicht die einfache Reflexion gemacht zu haben pflegt, die dem Aeltern das Leben, selbst auch ohne die Einwirkung des Christenthums, tausendfach nahe rückt, daß die Lüge und Treulosigkeit zumeist den Lügner und Verräther, dem sie Anfangs Vortheil zu bringen schien, selbst schlägt — daß der, welcher eine Verletzung des Rechts sich zuerst wissentlich zu Schulden kommen läßt, selbst am meisten dadurch leidet, da es nicht ausbleiben kann, daß der Vortreter in diesen Dingen bald Nachtreter erhalte, die sich mit Scham und Scheu um so leichter abfinden, und weit über den Lehrer nicht nur hinausgehen, sondern auch diesem selbst der Welt Lohn geben; — wie ein Knabe so ungescheut oft seiner Begierde Raum gibt, weil er über die Erreichung des nächsten Zieles hinaus keines sieht, und darum vertrauensvoll den Zweig selbst absägt, auf dem er in der Höhe des Baumes steht, so sehen wir in diesen italienischen und dann habsburgisch-französischen Kriegen Verbindungen fast eher wechseln, ehe sie geschlossen sind; Friedensverträge abschließen, in der Absicht, sie zu brechen, und die Greuel der Lüge und Gewalt auf allen Seiten ganz auf platter Hand; während spätere Politiker, wenn auch

nen kriegerischen Geist gezeigt, während das Wesen des andern mehr zur Staatskunst, und zwar insbesondere zu den Schleichwegen in derselben, hinneigte. Franz, in einfachen Verhältnissen erzogen, zog es vor, statt den glorreichen Titel seines Vorgängers zu erwerben, König der Edelleute oder „der erste Edelmann Frankreichs“ zu heißen, und wirklich besaß er auch, im Guten und Bösen, alle edelmännischen Eigenschaften. Seine Erscheinung hat darum etwas vom Helden des Mittelalters, während Karl ganz ein Fürst der neuen Zeit ist. Franz liebte Aufwand und Prunk, ja ließ sich davon verblenden, bis er Schein für Wirklichkeit nahm; Karl wollte das Reelle und schätzte nur den Erfolg. Jener trug das feinste Ehrgefühl zur Schau, dieser berief sich auf die überlieferte Legalität seines Hauses, beide aber nahmen es je nach Umständen in dieser Hinsicht keineswegs gar genau. Karl pflegte niemals der Ruhe, Franz that dies sehr oft; der Eine stellte durch seine beständigen Reisen gewissermaßen einen Zusammenhang her zwischen seinen zersplitterten Staaten, wußte seine Feldherren an sich zu fesseln, ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen und gestattete den Frauen keinerlei Einfluß auf sich, so daß sogar die Mutter seiner natürlichen Kinder niemals bekannt wurde. Der Andere dagegen verschwendete sein Geld für Prunkstücke und Liebeslaunen, vertraute nicht selten ganz Unwürdigen, auf Empfehlung von Günstlingen oder in Folge von Hof- und Weiber-Intriguen, die Führung seiner Heere, und verletzte den Connetable von Bourbon, den Admiral

---

nicht um des letzten Zieles, um Gottes Willen, doch um weiter hinaus führender weltlicher Rücksichten willen, die Lüge der Wahrheit näher zu stellen, die Gewalt (wenigstens dem Scheine nach) zu vermeiden suchen. — Wenn nun das, was wir eben als charakteristische Seiten der Politik dieser Zeit hervorhoben, auch noch über Leo's Tod hinaus greift, so ist dagegen zu bemerken, wie bis zu diesem Ereignisse Italien nicht blos hauptsächlich das Terrain der europäischen Kämpfe dieser Zeit, sondern wie es auch politischer Mittelpunkt für diese Zeit ist. Das letztere ändert sich von nun an entschieden, und in ähnlicher Weise wie Lodovico Moro, Alexander VI, Julius II und Leo X noch die politischen Entscheidungen nach Italien fallen zu lassen wußten, gelingt es von nun an nicht mehr. Die Höfe Karls V und Franz I sind vielmehr nun die Pole, zwischen welchen sich auch die italienischen Verhältnisse entscheiden.“ H. Leo, Universalgeschichte, Bd. III.

D. B.

Doria und den Prinzen von Oranien, so daß sie zu seinem vorsichtig berechnenden Feinde übergingen.

Die glücklichsten Kriege Karls wurden von seinen Feldherren geführt, aber seine Staatskunst leitete dieselben, sowie er überhaupt als Politiker und Diplomat dem königlichen Krieger bei weitem überlegen war. Vom frühen Jünglingsalter an Nachdenken und Ueberlegen gewöhnt, umgab er sich mit erfahrenen Staatsmännern, ohne jedoch einem von ihnen sein vollständiges Vertrauen zu schenken. Unerschütterlich seine Pläne verfolgend, kalt, umsichtig, stellte er sein persönliches Interesse stets obenan, und seine Devise war: Nondum. Die leichten Eroberungen in der Westwelt steigerten seinen Ehrgeiz bis zum Gedanken an eine Weltmonarchie, und mehr glückliche als verdiente Siege schienen den Zeitgenossen diesen Gedanken der Verwirklichung entgegenzuführen. Unstreitig war Karl der größte Monarch in Europa, nicht allein wegen des Umfangs seiner Staaten, sondern auch weil dieselben vermöge ihrer Lage mit allen übrigen Ländern sich nahe berührten und Karl diese Berührungspunkte zu benutzen verstand. Die Idee einer Weltmonarchie hatte daher für ihn eine gewisse Berechtigung, um so mehr, da er sie nicht im Sinne einer unmittelbaren Herrschaft, sondern in dem einer Suprematie auffaßte. Die Theilung des Habsburgischen Hauses in zwei Linien machte die Ausführung dieser Idee unmöglich, aber auch anderseits waren die unter Karl noch vereinigten Staaten viel zu ausgedehnt, zu entfernt von einander, zu verschiedenartig, als daß sie hätten den Kern abgeben können zu einem Weltreiche; zudem herrschte er auch in keinem seiner Lande als unbeschränkter Monarch; nicht einmal in Spanien, geschweige denn in den übrigen, hatte er die Finanz- und Wehrkraft zur freien Verfügung.

Franz besaß ein geschlosseneres Reich, mit einem gefügigern hohen Adel, einer einheitlichern Macht, einer freiern Verfügung über die Finanzen; einheimisches Fußvolk, nicht schlechter als das spanische, war an die Stelle der Soldtruppen getreten; Ludwig XI hatte die großen Barone gedemüthigt; Ludwig XII und der Cardinal d'Amboise hatten ein Verwaltungssystem geschaffen, welches den Vorzug eines ergiebigern Finanzertrags mit der mindest möglichen Belastung der Unterthanen vereinigte, und es war eben die Schuld Franz I, daß er aus diesen Bahnen ablenkte.

Spanien.

Spanien bildete die Grundlage der Macht Karls. Für dieses war der lange Kampf, aus welchem es als katholische, mehr loyal als royalistisch gesinnte Nation hervorgegangen, eine Wiedergeburt gewesen; als nun aber Karl zur Regierung kam, stand zu befürchten, daß er, als Habsburger und Kaiser, die Regierung in Spanien einem Vizekönig überlassen und die so sorgfältig gehüteten, weil so theuer erkauften Freiheiten der Spanier angreifen möchte. Bei seinem Regierungsantritt führte Cardinal Ximenes die Regentschaft, einer der größten Männer, welcher den unruhigen Adel mit Festigkeit im Zaum zu halten verstanden. Ohne allen Hintergedanken und nur zum allgemeinen Besten, wollte er, daß der König ihm unbeschränkte Vollmacht gewähre über die Finanzen und alle Aemter in der Justiz, in der Verwaltung und im Militair, gleichwie im Staatsrath zu verfügen; dies geschah, aber der König brauchte große Summen zur Befriedigung seiner nach spanischem Golde lüsternen vlämischen Günstlinge, und Ximenes mußte wegen dieser beständigen Forderungen die Castilianer belasten, bis eine bedenkliche Unzufriedenheit sich der Gemüther bemächtigte; er stellte Karln vor, dringend nothwendig sei seine persönliche Gegenwart, noch beruhigender aber würde sein Versprechen wirken, den Fremden im Lande keine Aemter zu verleihen. Der junge Monarch fand sich hiedurch beleidigt, und kaum war er mit seinen Vlämingern angekommen (1517), als er, ebenso unpolitisch als undankbar verfahrend gegen den Minister, welcher ihm Spanien erhalten hatte, demselben die Erlaubniß ertheilte, sich in sein Bisthum zurückzuziehen, wo er, kaum eingetroffen, im Rufe eines Heiligen starb.

Karl setzte an seine Stelle seinen Lehrer, Adrian v. Utrecht, der nicht blos kein Staatsmann, sondern auch ein Fremder; damit wurden die Privilegien der Nation verletzt, wie eine Anmaßung auch darin lag, daß Karl den Titel eines Königs von Castilien und Aragon annahm, obgleich seine Mutter noch lebte. Mit Mühe nur erlangte er die Anerkennung der Cortes von Castilien, Aragon und Catalonien, und der Huldigungseid ward ihm geleistet nur gegen sein Versprechen, die Verfassung zu beobachten. Zu dem Behufe ward ihm folgendes Instrument vorgelesen.

„Eure Hoheit, als König von Kastilien, Leon und Granada, mit der erhabenen und großmächtigen Königin Johanna, unsrer Herrscherin und Eurer Mutter, schwöret vor Gott und auf dem

heil. Evangelium, auf welches Ihr die rechte Hand leget, und gelobet auf Königsehre und Treue, den Städten, Flecken und Dörfern, vertreten durch die in diesen Kortes anwesenden Deputirten, und den Provinzen, Städten und Gemeinden, welche diese Königreiche vertreten, gerade so als wenn sie alle hier einzeln aufgeführt wären — zu behalten und zu bewahren das königliche Erbe der Krone, und in keiner Weise die Städte, Flecken und Gemeinden, oder ihr Gebiet und ihre Gerichtsbarkeit, oder die Rechte und Einkünfte der Städte oder sonst etwas von ihrem Eigen, noch irgend etwas von den Zubörigkeiten der Krone oder vom königlichen Kammergute, nach dem gegenwärtigen Bestande oder nach künftigem Umfang durch etwaigen Zuwachs, zu veräußern. Ferner daß, wenn Ew. Hoheit sie veräußert, diese Veräußerung nichtig und als nicht stattgefunden anzusehen sei, und daß die Person, zu deren Gunsten die Veräußerung freiwillig oder unter lästigen Bedingungen geschehen, damit keinerlei Eigenthumsrecht erwirbt. Ew. Hoheit schwört überdem und gelobt, die Gesetze und Rechte dieser Königreiche aufrecht zu erhalten, und namentlich das Gesetz von Valladolid, welches alles hinsichtlich des gegenwärtigen Gelöbnißaktes Nothwendige regelt und anordnet. Außerdem bestätigt Ihr den Städten, Flecken, Gemeinden und Provinzen und einer jeden von ihnen insbesondere, die Freiheiten, Privilegien, Gerechtsame, Verbriefungen und Exemtionen, bezüglich der Erhaltung des Krondominiums, wie alles des in den besagten Privilegien Enthaltenen... Und in alle dem nichts zu verändern, zu unterdrücken oder zu vermindern in eigener Person oder durch Euren königlichen Befehl, unter irgend welcher Form, weder jetzt noch zu irgend einer Zeit, gleichviel aus welchem Grunde und welcher Ursache, solches schwöret Ew. Hoheit... So möge Gott und das heil. Evangelium Euch beistehen! Amen..."

Karl leistete diesen Schwur, nahm den noch ungebräuchlichen Titel Majestät an und reiste, unzufrieden mit Spanien, nach Deutschland ab, um die Kaiserkrönung zu empfangen.

Kaum aber hatte er das Land verlassen, als die Unzufriedenheit ausbrach. In Valencia empörte sich das Volk (1520), weil der Adel seine Vorrechte mißbrauchte, und Karl, der denselben gerne gedemüthigt sah, versagte ihm nicht nur Beistand, sondern gestattete sogar dem Volke, unter den Waffen zu bleiben. Darauf gestützt, bildete dieses die Hermandad, eine gegen den Uebermuth

der Großen gerichtete beschworne Verbindung; Juan de Padilla, ein von den Bürgern hochgeachteter junger Edelmann, stellte sich an deren Spitze, mit dem Plane, den unfähigen Regenten zu stürzen und die Volksfreiheit zu befestigen durch Hebung der Communen. Zu Avila trat die heilige Junta zusammen, gebot dem Adrian (Bischof von Tortosa), seine Würde niederzulegen, bemächtigte sich der Königin Johanna und regierte in deren Namen. Karl weigerte sich, die Deputation der Junta zu empfangen, sowie überhaupt die Regierung sehr verkehrte Maßregeln ergriff; der Bürgerkrieg begann und der durch die Ernennung eines Niederländers zum Erzbischof von Toledo erbitterte Klerus war für das Volk. Antonio de Acunha, der sechzigjährige Bischof v. Zamora, führte selbst zu Roß 400 bewaffnete Geistliche*). Maria Pacheco, des Padilla muthige Gattin, führte die Frauen in Prozession zur Kathedrale von Toledo, wo sie die Heiligen anflehten, die Beraubung ihrer Altäre zur Vertheidigung des Vaterlandes zu vergeben. Nicht blos Valencia, auch Castilien war in vollem Aufstande und in Aragonien kam es gleichfalls zur Empörung. Aus fast allen Städten von Valencia ward der Adel vertrieben, und in Castilien soll man sogar an die Errichtung der Republik gedacht haben: des Königs Versprechungen machten keinen Eindruck. Dagegen erklärten die andalusischen Städte sich für denselben und die Hermandad, während Biscaya, Guipuscoa und Asturien sich an den Unruhen nicht betheiligten. Endlich brach unter den Empörern Zwietracht aus; doch behaupteten sie sich zwei Jahre lang gegen die Königlichen, bis Padilla nach einem unglücklichen Gefechte (1521, 23. April) schwer verwundet gefangen und hingerichtet wurde. Vor seinem Tode schrieb er an seine Gattin: „Senora, wenn Eure Betrübniß mich nicht schmerzlicher bewegte als mein Tod, würde ich mich sehr glücklich schätzen; denn, da derselbe unvermeidlich, betrachte ich's als eine sichtliche Gnade Gottes,

*) Antonio de Guevara erzählt in seinen „Goldenen Briefen", er habe mehreremale den Bischof von Acunha gesehen „mit der Partisane auf der Schulter, niemals mit dem Brevier in der Hand oder der Stola auf der Schulter. Er fügt hinzu: „Ich habe mit eigenen Augen einen Priester gesehen, welcher mit der Flinte elf der unseren hinstreckte; und das Beste dabei war, daß er, indem er auf sie anlegte, sie mit der Waffe segnete, bevor er sie mit der Kugel in die andere Welt schickte."

ihn derartig zu empfangen, daß er, wenn zwar viel beklagt, doch nicht ohne Nutzen bleiben wird. Ich wünschte mehr Zeit zu haben, um Euch einige Rathschläge zu schreiben, aber man bewilligt mir keine und auch will ich keinen Aufschub fordern, um die Krone zu empfangen, die ich erwarte. Ihr, Senora, beweinet Euer Unglück, aber nicht meinen Tod, welcher, da er so gerecht, von Niemand beklagt werden sollte. Meine Seele, weil mir nichts anderes bleibt, lasse ich in Euren Händen; empfanget sie als den Gegenstand, welcher Euch am Meisten liebte. Ich darf mich nicht weiter ausbreiten, da der Henker mich erwartet und er argwöhnen könnte, daß ich das Schreiben verlängere, um mein Leben zu verlängern. Mein treuer Sossa, als Augenzeuge und Vertrauter meines geheimen Willens, wird Euch das Uebrige mittheilen; und so beschließe ich diese Botschaft, um das Messer Eures Schmerzes und meine Ruhe zu erwarten." Auch an die Stadt Toledo richtete er Abschiedsworte, welche folgendermaßen lauteten: „An dich, Krone von Spanien und Licht der ganzen Welt, frei von den Zeiten der alten Gothen her; an dich, welche kraft fremden Blutes und deines eigenen Dir selber und den Nachbarstädten die Freiheit errungen — ich, dein rechtmäßiger Sohn. Ich thue dir zu wissen, daß durch das Blut meines Leibes deine vergangenen Siege neu sollen aufgefrischt werden. Wenn mir nicht verstattet worden, meine Thaten würdig zu machen deinem denkwürdigen Heldenthume, so ist mein Mißgeschick, nicht mein guter Wille daran schuld; und diesen bitte ich dich anzunehmen als meine Mutter, da Gott nicht zugelassen, daß ich anderes für dich verliere als was ich auf's Spiel gesetzt. Dein Angedenken ist werthvoller für mich als mein Leben. Bedenke darum, daß so die Wechselfälle des Glückes, welches nimmer beständig. Ich sehe mit Wonne, daß ich, der geringste unter deinen Söhnen, für dich in den Tod gehen werde, und daß du in deinem Schooße deren noch gar manche geboren, welche Rache nehmen können für meine Hinrichtung. Viele Zungen werden dir meinen Tod berichten, den ich noch nicht kenne, obgleich er so nahe; und mein Ende wird dir Zeugniß geben von meinem Wollen. Ich empfehle dir, der Beschützerin der Christenheit, meine Seele. Vom Leibe sage ich dir nichts, da er schon nicht mehr mein eigen."

Mit ihm schwand die Seele der Bewegung; die Junta löste sich auf, eine Stadt nach der andern ergab sich, nur Toledo

widerstand noch unter Pedilla's Wittwe. Als aber ein Spanier Erzbischof von Toledo ward, neigte sich auch dessen Geistlichkeit dem Frieden zu, und die heldenmüthige Führerin mußte, als sie in der Zitadelle, wohin sie sich zurückgezogen, sich nicht länger behaupten konnte, nach Portugal flüchten (1522, Februar). Etwas länger hielt sich die Hermandad in Valencia, aber als Karl, der im Juli wieder nach Spanien kam, eine großmüthige Amnestie — mit wenigen Ausnahmen — verkünden ließ, unterwarfen sich alle Lande, und zwar einer unbeschränktern königlichen Autorität, als je vorher auf der pyrenäischen Halbinsel bestanden*).

Der König von Frankreich begründete frohe Hoffnungen auf diese Vorgänge hinsichtlich seiner Rivalität mit Karl'n V. Sie berührten sich an drei Punkten, und obgleich die Herren von Chièvres und Boissy, ihre Erzieher, zu Noyon einen Friedensvertrag geschlossen hatten, durch welchen Neapel bei Spanien verbleiben und die übrigen Differenzen ausgeglichen werden sollten durch eine verabredete Vermählung zwischen Karl und einer Tochter Franzens — blieben doch zwischen den beiden Monarchen zu viele Elemente der Feindschaft bestehen, die sich nicht so leicht hinwegräumen ließen. Nicht nur sah Franz den König von Spanien siegreich aus der Mitbewerbung um die Kaiserkrone hervorgehen, er war auch für das Herzogthum Mailand der Oberherrschaft des Kaisers unterworfen, welcher nicht zögerte, darauf, als auf ein erledigtes Lehen, Ansprüche zu erheben, gleichwie auf Burgund. Anderseits ward die Bestimmung des Vertrags von Noyon wegen der Entschädigung der Königin von Navarra, deren Land von Spanien in Besitz genommen worden, nicht erfüllt; während Franz mit Berufung auf die päpstlichen Konstitutionen, denen zufolge die römische Kaiserwürde und die Krone von Neapel nie in den Händen desselben Fürsten vereinigt werden sollten, die alten französischen Ansprüche auf Neapel geltend machte. Das gemeinsame Interesse näherte ihn dem Papste und er vermählte dem neuen Herzoge von Urbino, dem Sohne des Lorenzo dé Medici und Neffen Leo's X, eine Prinzessin von Frankreich; da er aber Anstand nahm, Parma und Piacenza dem heil. Stuhle herauszugeben, wandte sich der Papst wieder von der französischen Politik ab. Zwischen Staaten gestellt, welche durch

*) Vergl. v. Raumer, Geschichte Europa's seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Bd. I. D. V.

die vorhergegangenen Kriege erschöpft waren, während die politische Macht der Kirche durch die Eroberungen Alexanders VI bis Julius II und seine eigenen gewaltig zugenommen hatte, thatsächlich Herr über die florentinische Republik, hätte Leo X zwischen den beiden Nebenbuhlern die Wage halten und die Unabhängigkeit Italiens sichern können, aber ehrgeizig ohne höhere Ideen, es weder ehrlich mit Franz noch mit Karl meinend, den Krieg befördernd statt ihn zu verhindern, schloß er gegen sein eigenes Interesse mit Letzterm einen Vertrag ab (1521, Juni), durch welchen sich beide anheischig machten, Francesco Sforza, den Bruder des nach Frankreich geführten Massimiliano, wieder in das Herzogthum Mailand einzusetzen, und indem der Papst Karln die Vereinigung der Kaiserwürde mit der Krone von Neapel gestattete, erhielt er dafür das Versprechen eines neapolitanischen Lehens für Alessandro dé Medici.

Erster Krieg.

Franz machte sich den Aufstand in Spanien zu Nutze, um in Navarra einzufallen; er eroberte das Land binnen 14 Tagen, aber in ebenso kurzer Zeit verlor er es auch wieder. Anderseits verband sich Robert von der Mark, Herr von Bouillon, der sich von Karl in seinem Rechte gekränkt glaubte, mit Frankreich und verheerte das Luxemburgische. Die Kaiserlichen zogen gegen die französischen Gränzen, fanden jedoch die Franzosen wohl vorbereitet. Bayard vertheidigte die Grenzen der Champagne gegen 35,000 Mann mit nur geringer Streitmacht, aber er sagte: „Es gibt keine schwachen Plätze, wenn tapfere Männer zu ihrer Vertheidigung da sind", und verhinderte nicht nur die Kaiserlichen in Frankreich einzudringen, sondern bemächtigte sich sogar einiger niederländischen Orte, während auch nach der Pyrenäen Seite hin Admiral Bonnivet mit Erfolg von der Vertheidigung zum Angriff überging.

Die Italiener fühlten Abneigung gegen Karl V, sowohl als Kaiser, d. h. als Erben alter Ansprüche, wie als Deutschen, d. h. als Fürst eines Landes, von wo aus die Häresie den päpstlichen Stuhl bedrohte, wie als Niederländer, nämlich weil dem Volke angehörig, welches Nebenbuhler Italiens im Handel, wie endlich auch als Spanier und Herrn jener neuen Welt, die den italienischen Seestädten das Szepter über die Meere abgenommen hatte. Sie waren daher für den König von Frankreich, welcher

dem päpstlich-kaiserlichen Heere unter Prospero della Colonna den Odet de Lautrec, Bruder der Dame von Chateaubriand, seiner Geliebten, — einen tapfern, auch sittenreinen und uneigennützigen, aber hochmüthigen, jeden Rath verachtenden — Krieger entgegenstellte. Das Mailändische wurde von den Franzosen ganz wie ein erobertes Land betrachtet und diese wurden daher auch von den Bewohnern des Herzogthums wie Eroberer gehaßt. Der Kanzler Girolamo Morone, eifriger Patriot, unermüdlich, schlau, treulos, kurz ein Mann, dem Wirren und Verschwörungen das eigentliche Lebenselement, nährte die Hoffnungen des Francesco Sforza, die Unzufriedenheit der Mailänder, die Eifersucht der Nachbarstaaten, und es gelang ihm zu bewirken, daß man von allen Seiten gegen die Franzosen aufstund. Da auch die Schweizer im französischen Heere nicht kämpfen wollten, weil Landsleute beim Feinde standen, mußte Lautrec sich auf venetianisches Gebiet zurückziehen, und Colonna zog in Mailand ein (1521, November), dessen Befreier sich zehn Tage lang mit Plünderungen und rohen Gewaltthaten schadlos hielten.

Um sich Mittel zur Fortsetzung des Kriegs zu verschaffen, griff Franz zu verzweifelten Maßregeln; er schuf zwanzig neue verkäufliche Stellen, schickte das von Ludwig XI dem Grabe des h. Martin geschenkte silberne Gitter in die Münze und ließ sich von der Stadt Paris 1,200,000 Livres zu 12 Prozent Zinsen leihen, und als er in dieser Weise 400,000 Thaler zusammengebracht hatte, schickte er sie nach Italien; aber Luise von Savoyen, seine Mutter, welche, eifersüchtig auf den Einfluß der Dame von Chateaubriand, nicht wollte, daß Lautrec Unterstützung erhielte, fand Mittel und Wege es einzurichten, daß das Geld gar nicht nach seiner Bestimmung abging, sondern in ihre Hände gelangte. Die neugeworbenen Schweizertruppen konnten daher nicht bezahlt werden, drangen auf Sold, Abschied oder Schlacht und Lautrec mußte schlagen; aber von Colonna bei dem Jagdschlosse Bicocca in der Nähe von Monza besiegt (1522, 22. Februar), mußte er bald darauf Lombardien räumen. Nun nahm Francesco Sforza Besitz vom Herzogthum, jedoch auf's Aeußerste bedrängt durch eine plünderungslustige Soldateska und den Trotz eines Jeden, der sich stark genug fühlte, nicht zu gehorchen. Venedig machte Frieden mit dem Kaiser, Genua ward erobert und schrecklich behandelt; aber der plötzlich (1521, 1. Dezember) nach kurzer Krankheit, nicht ohne Verdacht von Gift ein-

getretene Tod Leo's X gab dem Krieg eine andere Wendung; denn die Cardinäle dé Medici und Schinner verließen sofort das päpstlich-kaiserliche Heer, der Zuschuß aus den päpstlichen Kassen hörte auf und alle fremden Soldtruppen mußten entlassen werden. So trat im Felde beinahe Waffenruhe ein, bis im Conclave die von Cardinal Soderini geführte französische Partei von der kaiserlichen unter Kardinal Medici geschlagen und der frühere Lehrer und Rath des Kaisers, der von Leo X mit dem Purpur bekleidete Adrian van Teusen aus Utrecht aus der Wahl hervorgegangen war (1522, 9. Januar). Dieser Papst, welcher den Namen Adrian VI annahm, hatte bisher den italienischen Zuständen gänzlich fern gestanden, war zudem ein Feind der politischen Winkelzüge und Arglisten, dagegen ein aufrichtiger Freund des Friedens und ein gerader, entschiedener, ernster Charakter. Demgemäß wollte er dem maßlosen Parteiwesen im Kirchenstaate ein Ende machen, indem er den vertriebenen Herzogen von Urbino und Ferrara ihre Besitzungen zurückgab, und zwischen Franz und Karl als Friedensstifter auftreten. Verletzt jedoch durch die Ränke des französischen Hofes, trat er ganz auf die Seite des Kaisers und stiftete einen Bund (1523, 3. August), durch welchen er selber, der Kaiser, der König von England, der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, Florenz, Genua, Lucca und Siena zur gemeinsamen Vertheidigung Italiens und zur Herstellung des Friedens sich verpflichteten. Die Gefahr dieses Bündnisses ward für Frankreich noch dadurch gesteigert, daß der Herzog Karl III von Montpensier und der Connetable von Bourbon sich demselben anschloß. Dieser, ohnehin dem Könige gram wegen des Bestrebens, diesen letzten Ueberrest der großen feudalen Herrschaften in Frankreich zu zersplittern und im Besondern bei einer Erbschaftsangelegenheit verletzt, ward von einem Unterhändler des Kaisers gewonnen, der ihm außer einer glänzenden Entschädigung an Gütern, Würden und Einkünften in Spanien die Hand seiner eigenen Schwester Eleonore, der verwittweten Königin von Portugal, zusichern ließ. Dafür machte er sich anheischig, ein Heer aufzubringen, in Frankreich eine Empörung anzustiften und den kaiserlichen Truppen bei einem Einfalle in Languedoc und Burgund die Hand zu bieten. Und bereits hatten der Kaiser und Heinrich VIII von England im Vertrag von Brügge Frankreich unter sich getheilt, als Franz Kunde erhielt von diesen Plänen. Diese wurden dadurch noch

rechtzeitig vereitelt. Der Herzog von Burgund mußte aus Frankreich entfliehen, aber auch der Aufbruch des französischen Heeres nach Italien ward dadurch verzögert und der König selber veranlaßt, dasselbe, statt es persönlich zu führen, dem Admiral Bonnivet, dem geschmeidigsten aber auch unfähigsten seiner Höflinge, anzuvertrauen.

Das düstere Drama, dessen Schauplatz Italien war, rückte seiner Entwicklung näher. Die kleinen Dynasten, die Colonna, Barbiano da Belgiojoso, Scotti, Pio, Fregosi, Rangoni, welche in früheren Zeiten mit dem Schwerte sich ihre Herrschaften erkämpft hatten, verkauften jetzt, um diese zu behaupten, ihren Arm, und suchten, selber ohne Treu und Glauben, bald die Gunst des einen, bald die des andern der die Interessen einer treulosen Politik verfechtenden Herrscher; sie standen theils unter den französischen, theils unter den kaiserlichen Fahnen, niemals aber unter den nationalen. Die Ghibellinen erinnerten sich, abgesehen von ihren klassischen Reminiszenzen, daß die Freiheit einst unter dem kaiserlichen Namen in Italien geblüht hatte und hofften, Karl V werde diese Zeit wieder herbeiführen. Die Guelfen, beängstigt von dem Zusammenfluß so großer Streitkräfte, vertrauten auf Frankreich und gründeten Hoffnungen des Friedens auf sich selber, auf das gerüstete Florenz, das noch nicht berührte Venedig, den Papst, der den Purpur verlieh, um Geld zu erhalten und alles aufbot, auf daß die Lutheraner nicht die Demüthigung des heiligen Stuhles sehen sollten; Alle aber standen vor einem Abgrunde.

Die Vertreibung der Franzosen war keine Erleichterung für Italien, denn die Kaiserlichen erhielten sich nur auf Unkosten des Landes, mit Plünderungen und Brandschatzungen sogar die unabhängigen Gebiete nicht verschonend. Im Mailändischen hielt Morone die Flamme des Hasses gegen die Franzosen angefacht; der Augustinermönch Andrea Barbato wies in feurigen Predigten das Volk hin auf die Pflicht, den heimischen Boden von den Barbaren zu reinigen; thäten die Heiden dies lediglich in der Hoffnung des Ruhmes, so müßten die Christen hiebei des unsterblichen Lebens eingedenk sein*). Ungerüstet und uneinig, hätten trotzdem die Mailänder der heranziehenden trefflichen Heeresmacht Bonnivets unterliegen müssen, wenn dieser nicht, den Vortheil

*) Guicciardini, XIV.

der Ueberraschung aus der Hand gebend, dem Feinde alle Zeit zur Vorbereitung gelassen hätte, welches Verfahren er damit entschuldigte, daß er dem gewohnten französischen Ungestüm nichts verdanken wolle. Seine Gegner verloren zwar den Prospero della Colonna († 30. Dezember 1523), den begabtesten Feldherrn seiner Zeit, welcher die Möglichkeit, ohne Kämpfe blos durch die Kunst der Strategie zu siegen, gelehrt hatte, aber sie wurden vom kaiserlichen Statthalter in Neapel und ganz Italien, Charles de Lannoy, geführt, dem Karl v. Bourbon und Francesco d'Avalos, Marchese von Pescara, der venetianische Feldhauptmann, zur Seite standen; gleichwie in ihren Reihen Giovanni dé Medici — vom bürgerlichen Zweige des Hauses — mit seinen s. g. „schwarzen Banden" (wegen der Trauerfahnen um Leo X) kämpfte, der aus päpstlichen in französische und darauf wieder in kaiserliche Dienste übergegangen war und die in Mißkredit gekommene Verwendung der leichten Truppen neuerdings in Aufnahme brachte*).

Eine im französischen Heere ausbrechende Seuche hielt die Schweizer ab, zu Hülfe zu ziehen, und Bonnivet, beim Uebergang über die Sesia verwundet, mußte Bayard die Führung übertragen. Aber auch dieser ward auf dem Rückzuge bei Romagnano auf den Tod verwundet. Er ließ sich unter einen Baum setzen, das Antlitz wider den Feind gekehrt. In dieser Lage traf ihn Bourbon, der ihn beklagte, aber der sterbende Held erwiderte: Nicht ich bin zu beklagen, der ich als pflichtgetreuer Mann sterbe, wohl aber ihr, die ihr wider euren König und das Vaterland kämpfet. Abermals mußten die Franzosen aus Italien weichen.

Die Sieger befanden sich indeß in keiner beneidenswerthen Lage. Kaum vermochten sie in einem der fruchtbarsten Länder der Erde, weil sie es zu einer Wüstenei gemacht, das Nothwendigste zu ihrem Unterhalt zu finden; die Truppen mußten, um sich zu ernähren, die Lombardei verlassen — sie zogen sich meist nach der Romagna —, Unterthanen und Freunde wurden hart besteuert und Italien hatte für alle seine Leiden nichts gewonnen als einen andern Herrn.

Clemens VII.

Während dieser Vorgänge war Adrian VI — ein heiliger Mann und unfähiger Fürst — gestorben (1522, 14. September)

*) Rossi, Vita di Giovanni dalle bande nere.

und Cardinal Giulio dé Medici bestieg als Clemens VII den päpstlichen Thron. Er war „nicht hochmüthig, nicht simonistisch, nicht geizig, nicht unzüchtig, mäßig in der Lebensweise, einfach in der Kleidung, fromm, gottselig"*). Zudem war er vertraut mit den Wissenschaften und ein guter Redner, liebte die Künste, handhabte mit Geschicklichkeit die schwierigsten Angelegenheiten; aber trotz alle dem ward sein Papat das verhängnißvollste für Italien. Er begann damit, die bei jeder Sedisvakanz sich empörenden Vasallen der Kirche zum Gehorsam zurückzuführen; nächstdem gedachte er seine Nepoten gut zu versorgen. Er hatte stets Spanien begünstigt, und rühmte sich**), er allein habe verhindert, daß König Franz bei seinem ersten Zuge Neapel eroberte, habe Leo X bestimmt, der Kaiserwahl Karls sich nicht zu widersetzen und zu dessen Gunsten das alte Verbot wegen der Vereinigung der Kaiser- und der neapolitanischen Königskrone aufzuheben, habe das Bündniß des Kaisers mit dem Papste zur Wiedereroberung Mailands gefördert, habe die Wahl Adrians VI durchgesetzt und, um zu seinen Zwecken zu gelangen, die Schätze seiner Freunde, seines Landes, sowie die seinigen durchaus nicht geschont. Zum Papstthum gelangt, scheint ihn jedoch die Festsetzung der Kaiserlichen in Lombardien bedenklich gemacht zu haben, denn es trat plötzlich in seiner Politik ein Wechsel ein.

Die Fortsetzung des Krieges war zu einem Bedürfniß geworden für einige der dabei Betheiligten, namentlich den Herzog von Bourbon. Dieser betrieb daher, nachdem Italien von den Franzosen befreit war, eifrig den Plan eines Einfalles in Frankreich, eines Zuges auf Lyon. Drei Kanonensalven, behauptete er, führen uns diese furchtsamen Bürger, die Schlüssel in der Hand und den Strick um den Hals, zu Füßen. Karl brachte Truppen und Schiffe zusammen, Heinrich VIII steuerte Geld, und Pescara und Bourbon führten (1524, Juli) gegen 16,000 Mann über den Var. Aber das ganze Unternehmen scheiterte an dem Geldmangel des Kaisers und an dem einstimmigen Abscheu der Franzosen vor dem Beginnen des Verräthers Bourbon. Nach einer vierzigtägigen fruchtlosen Belagerung von Marseille mußte sich dieser und Pescara um so eiliger zurückziehen, als Franz mit 40,000 Mann den Mont Cenis überstiegen hatte

*) Vettori.

**) In einem von Ranke zitirten Briefe.

und bereits über Vercelli auf dem Wege nach Mailand war und sie deshalb nur einen kurzen Vorsprung gewannen.

Hier aber wüthete des Krieges Begleiterin, die Pest, so daß der Herzog und sein Kanzler Morone die Stadt verließen und die Spanier nur das Kastell besetzt hielten. Die Franzosen zogen daher ohne Widerstand in Mailand ein (26. Oktober) und der König setzte La Trémouille zum Statthalter ein.

Diese plötzliche Wendung des Kriegsglücks und namentlich der unglückliche Zug in die Provence hatten niederdrückend, entmuthigend auf das kaiserliche Heer gewirkt. Viele Soldaten wurden fahnenflüchtig, die Führer waren unschlüssig und uneinig, und der König hätte vielleicht mit Einem Schlage den Feind vernichten können, wenn Bonnivet ihn nicht von raschen Unternehmungen, als eines Fürsten unwürdig, zurückgehalten und er selber nicht es mit seiner Ehre unvereinbar gehalten hätte, eine nicht eroberte Festung in seinem Rücken zu lassen. Die Zeit, die er so verlor, benutzten Antonio de Leyva — ein Feldherr, der 33 Schlachten und 40 Belagerungen mitgemacht hatte — und Pescara, um ihre Truppen in Pavia und Lodi zu sammeln.

Schlacht bei Pavia.

Während der König sich vor Pavia zu einer regelmäßigen Belagerung anschickte, verhinderte der mailändische Abenteurer Gian Giacomo Medici, dem diese Wirren gestattet hatten, sich am Comer-See eine Herrschaft zu gründen, durch die Belagerung Chiavenna's die Graubündtner, den Franzosen die erwartete Verstärkung zuzuführen, während die Kaiserlichen deren von allen Seiten (auch aus Deutschland durch persönliches Betreiben des Herzogs von Burgund beim Erzherzog Ferdinand) erhielten. „Aber zu diesen Truppen fehlte es an Gelde, und in Pavia, außer dem Gelde auch noch an nicht weniger als Allem, so daß Leyva das Silbergeräth der Kirchen münzen ließ, um die Soldforderungen zu bestreiten. Trotz dieses großen Mangels an Hülfsmitteln beschlossen die kaiserlichen Feldhauptleute, das Lager des Königs anzugreifen, ehe derselbe neue Zuzüge aus der Schweiz, Italien und Frankreich erhalten habe. Da der König glaubte, es sei seiner Ehre zuwider, ein in seiner Gegenwart begonnenes Unternehmen wieder aufzugeben, kam er seit dem 3. Februar (1525) ziemlich in die Lage, zwischen die Stadt und das kaiserliche Lager in die Mitte genommen zu sein, und fast täglich hatten

kleinere Gefechte statt. Endlich, in der Nacht vor dem 24. Februar (dem Geburtstage des Kaisers), gelang es Pescara, seinen Neffen, den Marchese del Guasto, mit 6000 Mann zu Fuß durch eine Lücke in der umgebenden Mauer in den Thiergarten des Schlosses von Mirabello zu bringen. Diesem folgte das übrige Heer, und am Morgen des 24. begann die Schlacht, in welcher die Franzosen, trotz ihrer Tapferkeit, eine völlige Niederlage erlitten; theils weil die Reiterei durch zu frühzeitige Angriffe ihre Artillerie hinderte; theils weil die biscayischen Füsilire zuerst tiraillirten; theils endlich weil die deutschen Landsknechte unter Frundsberg den Schweizern an Tüchtigkeit diesmal überlegen waren, und die Besatzung zugleich aus der Stadt einen Ausfall machte. König Franz selbst mußte sich, nach tapferer Gegenwehr, Lannoy gefangen ergeben"*). Diesem, der noch zur rechten Zeit herbeikam, um ihn aus einem Haufen von Soldaten, die ihn kannten und gegen welche er ums Leben sich schlug, zu befreien, übergab er sein Schwert, welches der Vizekönig von Neapel knieend empfing, indem er ihm sein eigenes dafür überreichte; aber er konnte doch nicht verhindern, daß die herandrängenden Soldaten den König ausplünderten und sogar an seinen Kleidern sich vergriffen**). Bonnivet und Tremouille fielen in der Schlacht nebst fast zwanzig französischen Feldhauptleuten.

Obgleich der König an die Herzogin Margarethe von Angoulême, seine Schwester, schrieb, „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht"***), so sah doch der Kaiser sehr wohl ein, daß für seine Gegner noch nichts verloren war und daß Frankreich stark und einheitlich blieb, auch ohne seinen König. Darum bewies er auch eine große Mäßigung in der Freude, welche ihm diese

*) Leo, Universalgeschichte, II. D. V.

**) Franz schrieb in der Haft:

De tout pars lors depoillé je fuz,
Rien n'y servit, deffense no refuz,
Et la manche de moy tant estimée
Par pouvre main fut toute despécée.

***) Es ist beklagenswerth, daß, wie so viele schöne und berühmte Aussprüche, auch dieses so vielfach gebrauchte Motto nicht ganz vor der Prüfung der Geschichte besteht. Des Königs Aeußerung lautete nämlich vollständig: Tout est perdu, hormis l'honneur et la vie, qui est sauvé. (Vergl. Rey, Histoire de la captivité de François I, Paris 1837.

glorreiche Gefangennehmung verursachte, und befolgte nicht den Rath des Herzogs v. Alba, sofort in das bestürzte Frankreich einzufallen. Ganz Europa bewies dem König-Soldaten Theilnahme. Erasmus schrieb deshalb an den Kaiser; der spanische Adel forderte unter Erbieten seiner Bürgschaft des Königs Freilassung auf Ehrenwort. Dieser hatte sich der Großmuth seines Gegners überantwortet, aber er ward nach dem Kastell Pizzighettone abgeführt und als Preis der Freiheit die Abtretung von Burgund, Mailand, Asti, Genua, Neapel, überdem für den Herzog von Bourbon, außer Rückgabe seiner eingezogenen Güter, das Delphinat und die Provence zur Bildung eines unabhängigen Königreichs gefordert. „Lieber im Kerker sterben — rief Franz aus — als das Erbe meiner Kinder angreifen!" und er ließ sich nach Spanien führen, überzeugt, daß nur einer Unterredung mit seinem „Bruder" Karl es bedürfe, um die Freiheit zu erlangen. Dieser jedoch, verletzt über die ihm vom Adel erwiesenen Ehrenbezeugungen, ließ ihn zu Alcazar in streng geschlossener Haft halten und weigerte sich, ihn zu sehen. Erst als Karl erfuhr, daß er aus Kummer erkrankt sei, machte er ihm einen Besuch, ohne daß jedoch der König mehr von ihm erlangte als Artigkeiten.

Die Gefangennehmung des Königs von Frankreich war nicht nur ein die Welt überraschendes, sondern auch für Italien insbesondere ein sehr verhängnißvolles Ereigniß, und zerschnitt mit Einemmale alle noch so künstlich gesponnenen Fäden der Politik. Der Papst, als Bundesgenosse Frankreichs, mußte des Schlimmsten gewärtig sein, und aus falsch verstandener Sparsamkeit wie aus Unentschlossenheit hatte er verabsäumt, sich zu rüsten, so daß er fast wehrlos war. Besser vorbereitet war Venedig und so würde Clemens doch, wenn er sich mit dieser Republik, wie sie ihm vorschlug, und Ferrara verbunden hätte, zum Retter der italienischen Sache gegenüber einem demoralisirten Heere haben werden können; aber weil die Kaiserlichen Parma und Piacenza besetzten, zauderte er, diesen einzig ehrenvollen Weg einzuschlagen, und verständigte sich mit dem Kaiser, indem er 200,000 Dukaten zahlte, wogegen dieser seinem Hause den Fortbesitz von Florenz gewährleistete. Das gezahlte Geld setzte aber die kaiserlichen Feldhauptleute nicht nur in den Stand, ihr Heer zu reorganisiren, sondern auch die uneinigen italienischen Staaten zu bedrücken und zu brandschatzen und nicht minder den Papst selber zu miß-

handeln, der sich in ihre Hand gegeben. Da erkannte Clemens, welch großen Fehler er begangen und wartete nur auf den günstigen Augenblick, seine Sache wieder mit der Italiens zu vereinigen, welches in Hinsicht der von Fremden gebrachten Hülfe abermals eine so traurige Erfahrung machte. Sforza, in dessen Namen das Herzogthum Mailand wieder erobert worden, sah sich als Beute der Soldateska und fühlte, wie es des Kaisers Absicht, ihn förmlich zu verdrängen, um das Herzogthum seinen Erbstaaten einzuverleiben. Unter diesen Umständen faßte der Kanzler Morone den Plan, durch eine allgemeine italienische Liga die Befreiung des Landes zu bewirken. Heinrich VIII von England begünstigte diesen Plan aus Eifersucht gegen den Kaiser, und die Königin-Regentin von Frankreich versprach Subsidien, in der Hoffnung, in Folge einer neuen Erhebung in Italien bessere Bedingungen für ihren Gemahl vom Sieger zu erlangen.

Der Marchese de Pescara, obgleich spanischen Ursprungs und nur spanisch sprechend, in Italien geboren — „über die Maßen stolz, neidisch, undankbar, geizig, rachsüchtig, grausam, ohne Religion, ohne Menschlichkeit, recht eigentlich geboren zum Unglück Italiens," sagt ein italienischer Geschichtschreiber*) von ihm — war unzufrieden, daß Lannoy den königlichen Gefangenen nach Spanien geschickt hatte, denn das Heer hätte ihn gerne zurückbehalten als Pfand für den rückständigen Sold. Darauf baute Morone den kühnen Plan, Pescara während Lannoy's und des Herzogs v. Bourbon Abwesenheit für die italienische Sache zu gewinnen. Für seinen Uebertritt bot er ihm sogar in des Papstes und Venedigs Namen die Krone von Neapel an. Pescara ging leidenschaftlich auf diesen Plan ein, verlangte Aufklärungen über die Absichten und Hülfsmittel der in's Geheim gegen den Kaiser verbündeten italienischen Staaten, und erhielt sie von Morone**), ohngeachtet diesen der päpstliche Bevollmächtigte warnte. Sobald Pescara eingeweiht war, erhob er formelle Schwierigkeiten und unterrichtete in's Geheim den Kaiser von Allem; ließ dann, da er in Novara erkrankt war, am 14. Okt.

*) Vettori.

**) „Mir um so unerklärlicher, als mir sehr wohl erinnerlich, von Morone gar oft vernommen zu haben, daß in Italien niemand boshafter und treuloser ist als gerade der Marchese de Pescara." Guicciardini, XVI.

(1525) Morone zu sich in das Kastell von Novara rufen, wo er mit ihm, während Leyva, hinter der Tapete versteckt, zuhörte, nochmals alle Plane der verschworenen Staaten besprach. Beim Austritte aus dem Zimmer ward Morone dann gefangen genommen und nach der Zitadelle von Pavia geführt*). Sofort besetzten die Spanier das ganze Herzogthum bis auf die Zitadelle von Cremona und Mailand, wo der Herzog sich einschloß. Aber auch diese Vesten konnten nicht behauptet werden, der Herzog kapitulirte gegen freien Abzug und das Land ward als ein erobertes behandelt.

Nun erkannten die Italiener, daß es um ihre Unabhängigkeit geschehen war, aber die Venetianer übernahmen die von Florenz aufgegebene Rolle, die italienische Sache zu vertreten, sammelten Truppen und drängten den Papst, sich ernstlich und entschieden zu erklären. Clemens richtete zwar an den Kaiser Briefe, in welchen er eine lebhafte und klare Anschauung von seinen und des Monarchen, an den er sich wandte, Pflichten beweist; wie es jedoch zu handeln galt, verfiel er in seine unglück-

*) Leo, a. a. O. — Ueber diese Angelegenheit verbreitet der Bericht des venetianischen Gesandten Gaspare Contarini einiges Licht: „Der Rath des Kaisers zerfällt in zwei Parteien; das Haupt der einen ist der Kanzler (Gattinara); ... dieser redet dem Kaiser zu, sich zum Weltherrscher zu machen und ein Unternehmen gegen die Ungläubigen, als eines christlichen Kaisers würdig, in's Werk zu setzen, auch die Krone von Frankreich zu demüthigen... zu welchem Behuf es nothwendig sei, sich Italien zu befreunden. Dem entgegen steht der Vizekönig (Herr von Beaurain) und Don Moncada, deren Rathschläge nach Kräften der Marchese de Pescara unterstützt, und welche den Kaiser zu einer Verständigung mit Frankreich und zur Unterdrückung Italiens hindrängen, indem sie behaupten, durch Verständigung mit dem allerchristlichsten Könige würde er sich zum Herrn Italiens machen. Aber es schien, als wir den Hof verließen, daß die kaiserliche Majestät sich dem Rathe des Kanzlers zuneigte und daß dieser den Sieg davon getragen. Als ich nun in Italien anlangte und jene Wirren im Staate Mailand sah, war ich überaus verwundert, da ich urtheilen mußte, daß jenen ausdrücklichen Auftrag (den Herzog abzusetzen) der Marchese vom Kaiser nicht gehabt habe, sondern nur, aus irgend einem Argwohn gegen den Herzog, irgend einen allgemeinen Auftrag; daß aber jener, von seinem Uebelwollen gegen den Herzog und gegen Italien angetrieben, wohl auch unter dem Einflusse des Erzherzogs von Oesterreich, der ganz besonders nach dem Herzogthum Mailand giert, so weit, wie wir gesehen, vorwärts gegangen ist." Venetianische Gesandtschaftsberichte, Bd. II, S. 59.

liche Unentschlossenheit und wußte über die kläglichen Hülfsmittel einer schleichenden und hinterlistigen Politik hinaus sich nicht zu erheben. In dem Gedanken, Frankreich durch den Kaiser und den Kaiser durch Frankreich schwächen zu lassen, warf er sich je nach den momentanen Umständen bald auf die eine, bald auf die andere Seite, und so verscherzte er alle Achtung und Neigung und brachte Italien wie sich selber in die traurigste Lage.

In Frankreich bewiesen alle Stände die opferwilligste Hingebung und den feurigsten Eifer für die vaterländische Sache. Hätte Franz den Muth besessen abzudanken, so daß kein König Gefangener gewesen wäre, Frankreich würde dann von seinem Unglück gar nicht berührt worden sein. Weit entfernt aber von diesem Gedanken, trat er fortwährend als regierender Fürst auf und unterhandelte über seine Freilassung mit einem Gegner, der seinerseits wieder nicht einsah, daß er entweder ihn für beständig in Haft halten müsse, damit das Königreich eine Beute innerer Zerwürfnisse werde, oder aber großmüthig zu seinem Volke, das sich vorzugsweise durchs Gefühl bestimmen und durch Edelmuth gewinnen läßt, heimzusenden habe*). Kleinlichen Interessen gehorchend, vielleicht das Verfahren des Cortez gegen Montezuma sich zum Muster nehmend, verschmähte vielmehr Karl den Rath seines Beichtigers, der ihn zur Vergebung aufforderte, hörte auf die Einflüsterungen seines Kanzlers Gattinara, welcher Maßregeln der Strenge wollte und verfuhr demgemäß gegen den König. Dieser redete sich ein, seinen Bedränger zu täuschen sei kein Unrecht, und bewilligte die vom Kaiser vorgeschlagenen Bedingungen, nämlich Abtreten von Burgund und anderen französischen Provinzen, Aufgeben seiner Rechte auf

*) Machiavel schrieb an Guicciardini (3. Januar 1525): „Ich bin stets der Meinung gewesen, daß wenn der Kaiser die Absicht hegt, dominus rerum zu werden, es nimmer angehe, den König zu entlassen, denn mit ihm in seiner Gewalt, hat er zugleich alle seine Gegner gelähmt, welche ihn aus diesem Grunde verdammen und ihn auch bei jedem Versuch einer Ausgleichung verdammen werden, weil, indem er bald Frankreich, bald den Papst in Hoffnung auf Verständigung erhält, er deren Pläne wie deren Entschlüsse vereitelt; und da er sieht, daß die Italiener für eine Annäherung an Frankreich sind, knüpft er wieder mit Frankreich an, so daß Frankreich nicht zum Entschluß kommt und nur er gewinnt, wie sich denn auch gezeigt hat, daß er mit so leichten Mühen Mailand gewonnen hat und die Erwerbung Ferrara's ihm fast gelungen ist."

Flandern, Artois und das Königreich Neapel. Die Hand der Königin Eleonore von Portugal war dem Konnetable von Burgund vom Kaiser zugesagt worden, aber seine Schwester einem Verräther und somit Ehrlosen vermählen konnte er unmöglich. Als der Herzog nach Madrid kam und der Kaiser den Marchese v. Villena ersuchte, ihm Aufnahme in seinem Palaste zu gewähren, antwortete dieser: Ich werde Ew. Majestät zu gehorchen wissen, aber kaum hat er mein Haus verlassen, so werde ich es, weil befleckt von der Gegenwart eines Verräthers, dem Feuer übergeben. Da verpflichtete sich Franz, der Königin die Hand zu reichen, Bourbon aber durch Rückgabe seiner eingezogenen Lehen und Verleihung des Herzogthums Mailand zu entschädigen. Des Königs Kinder sollten Geißeln sein für den Vollzug des Vertrags, dessen Bedingungen Gattinara für unmöglich erklärte und als Kanzler zu unterzeichnen Anstand nahm. Karl indeß war zufrieden damit, den Nebenbuhler gedemüthigt und zudem gewissermaßen genöthigt zu haben, seine so hoch gehaltene Ehre durch Wortbruch zu verletzen. Franz seinerseits fühlte eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Freiheit; er wollte durchaus wieder herrschen, des Königthums und seiner Genüsse sich erfreuen, und ohne sich nur die Zeit zu nehmen, seine für ihn in Haft bleibenden Kinder zu umarmen, eilte er nach Frankreich zurück, dessen Boden er mit dem Ausruf betrat: noch bin ich König! (1526, 18. März.)

Alsbald versammelte er die Großen seines Reiches zu Cognac, und deren einstimmige Meinung ging dahin, er brauche den ihm abgedrungenen Vertrag nicht zu halten. Die Stände von Burgund protestirten gegen die Abtretung ihres Landes, wozu der König nicht berechtigt gewesen sei, während die Versammlung der Notablen zu Paris erklärte, er könne weder der Krone von Frankreich irgend ein Gebiet enteignen, noch in die Haft zurückkehren; dagegen bewilligte sie Gelder zur Fortsetzung des Kriegs. Dazu trafen denn Karl wie Franz Anstalten, indem sie sich gegenseitig des Treubruches beschuldigten.

Auf Betreiben des päpstlichen Nuntius Capin de Capo und des venetianischen Gesandten — angeblich hatten diese Gesandten nur die Mission, den König zu beglückwünschen — schloß Franz (22. Mai) mit dem Papste und Venedig einen Bundesvertrag, welchem die Aufgabe gestellt ward, die Befreiung der Kinder des Königs zu erwirken, dem Sforza das Herzogthum

Mailand, dem Papste Neapel zu sichern, die Kaiserlichen aus Italien zu vertreiben und dieses unabhängig zu machen*).

Nach dreißig Jahren des Krieges, oder vielmehr der schamlosen Mißhandlung einer wehrlosen Bevölkerung durch eine rohe

*) In diesem Bündniß zu Cognac sprach auch der Papst den König von Erfüllung der zu Madrid eidlich übernommenen Verpflichtung frei. Bald darauf, am 23. Juni 1526, ließ Clemens ein Breve ergehen, „worin er dem Kaiser die Gunst, die er als Cardinal und als Papst ihm erwiesen, und die Hülfe, die er ihm in den Kriegen gegen Frankreich geleistet, vorrückte, und sich heftig über den dabei empfangenen Undank beschwerte. In Spanien und in Neapel habe der Kaiser mehrere den Rechten des heil. Stuhles entgegenlaufende Einrichtungen gemacht; seine Kriegsvölker hätten an den päpstlichen Unterthanen die gröbste Ungebühr verübt; er selbst dem Könige von Frankreich und dem Herzoge von Mailand, die der Papst als gemeinsamer Vater der Christenheit mit gleicher Liebe umfasse, die billigsten Forderungen versagt. Daher sei es ihm, dem Papst, nicht zu verdenken gewesen, wenn er das, was ihm von den Entwürfen Pescara's (bezieht sich auf die Verschwörung des Morone) mitgetheilt worden sei, nicht ganz von der Hand gewiesen habe. Werde der Kaiser nicht aufhören, Italien anzugreifen, und die Christenheit zu beunruhigen, so werde er, der Papst, sich genöthigt sehen, zur Handhabung der Gerechtigkeit und zur Vertheidigung der Freiheit Italiens, als worin die Sicherheit des heil. Stuhles bestehe, gerechte und heilige Waffen wider ihn zu ergreifen. Karl ließ dieses wunderliche Schreiben durch eine Gegenschrift beantworten, die in Gesinnung und Sprache eines Oberhauptes der Christenheit viel würdiger als das päpstliche Breve war. Er bewies darin die Ungerechtigkeit der gegen ihn erhobenen Anschuldigungen, und klagte bitter über das Verfahren des Papstes, das weder zu dem Amte eines guten Hirten, noch zu den Gefahren, in denen die Kirche schwebe, sich schicke. Er selbst habe nie etwas anderes als den Frieden der christlichen Völker unter einander, und deren Beschützung gegen ihre gemeinsamen Feinde beabsichtigt. Aber in seiner Unternehmung gegen die Letztern sei er durch den französischen Angriff unterbrochen worden und habe seitdem bei den heilsamsten Entwürfen Ungunst und Verhinderung von Seiten des römischen Stuhls erfahren. In die Kaiserwahl habe, als Se. jetzige Päpstl. Heiligkeit Minister Leo's X gewesen, durch die Begünstigung des Königs von Frankreich Zwiespalt gebracht werden sollen, nicht um dem Könige wirklich zur Kaiserkrone zu helfen, sondern um dieselbe an einen minder Mächtigen zu bringen, der, anstatt selbst zu herrschen, beherrscht werden könne. Was Se. Heiligkeit wegen Theilnahme an der mit Pescara eingeleiteten Verschwörung eingestehe, setze in gerechtes Erstaunen, da der Kaiser diese Theilnahme, so vielfach ihm auch von seinen Feldherren und Staatsdienern darüber berichtet worden sei, nie habe für wahr halten wollen. Er verlange

entsittlichte Soldateska, hatte Italien wahrlich Grund genug zur Aufbietung seiner letzten Kräfte. Sicilien verlangte vergeblich Anerkennung seiner Privilegien von einem über die halbe Welt gebietenden Monarchen; Neapel ward mit dreister Schonungslosigkeit von den Bandenführern und von Beamten ausgeplündert, die sich nicht damit begnügten, des Landes Reichthum hinwegzunehmen, sondern auch die Quellen desselben verstopften; Toscana's Freiheit lag in den letzten Zügen; Romanien war völlig erschöpft durch das Treiben der kleinen Tyrannen und der ehrgeizigen Päpste; Lombardien hörte nicht auf, ein großes Schlachtfeld zu sein; in allen diesen Ländern endlich hausten Armeen von fremden Söldlingen, einzeln geworben oder in Banden von Hauptleuten, die nichts anders zu bieten hatten, nichts anders wollten als Befriedigung der Beutelust, welche stets bereit waren, auch gegen ihre Soldherren zu kämpfen und um jeden Preis den Krieg wollten, sollten sie ihn auch auf eigene Rechnung führen, weil sie vom Krieg allein lebten.

Unter den unaufhörlichen Wirren und dem beständigen Wechsel des Regiments waren in Lombardien die alten Faktionen neu erstanden, mit ihnen einige kleine Herren, deren ganzes Recht sich aufs Schwert gründete, deren einzige Richtschnur das eigene Belieben. Unter diesen zeichnete sich der schon genannte Gian

---

nichts als allgemeinen Frieden. Wolle der Papst ein Gleiches, so solle er die Waffen niederlegen und Petri Schwert in die Scheide stecken; es werde dann leicht sein, die Irrthümer Luthers und anderer Ketzer zu dämpfen. Fahre dagegen der Papst fort, sich wider ihn zu rüsten, und nicht als Vater der Christenheit, sondern als Parteiführer zu handeln, so müsse der Kaiser diese Sache der Entscheidung eines Conzils übergeben und ermahne Se. Heiligkeit im Namen Gottes, ein solches Conzil nach einem sichern und geeigneten Ort zu berufen und daselbst halten zu lassen, wie er in Betrachtung, daß aus diesen und andern, hinlänglich kundbaren Ursachen der ganze Zustand der christlichen Kirche und Religion sehr erschüttert sei, im Wege der Klage förmlich auf ein solches Conzil sich berufe, und darüber, daß dies geschehen, die Ausfertigung der erforderlichen Zeugnisse verlange. In einem zweiten, an die Cardinäle gerichteten Schreiben ließ der Kaiser sich noch härter gegen das Benehmen des Papstes heraus, und forderte das Kollegium auf, den Papst zur Berufung des Conzils zu ermahnen, und, im Fall er sich weigern sollte, dasselbe nach der in den Gesetzen bestimmten Form selbst zu veranstalten." K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen, Bd. I.

D. B.

Giacomo Medici von Mailand, genannt Medeghino, aus. Er begann seine Laufbahn mit „männlichen Rachethaten" (d. h. als Meuchler), und um der Züchtigung zu entgehen, ergriff er das Soldatenhandwerk, vom Schwerte lebend wie so Viele in einer Zeit und einem Lande ohne Ordnung und Recht. Francesco Sforza bediente sich seiner, um seinen persönlichen Feind, Astor Visconti, aus dem Wege zu räumen und zum Lohne dafür ließ er ihn im Kastell Musso am Comosee sich festsetzen. Bald beherrschte er den ganzen See und konnte bald das Herzogthum aushungern, indem er die Getreidezufuhren verhinderte, bald im Interesse des Herzogs ins Veltlin einfallen oder Chiavenna angreifen. Wir erwähnten schon, daß er die Graubündtner nöthigte, ihre unter den Franzosen dienenden Leute zurückzurufen, was eine Hauptursache der Niederlage von Pavia war. Als die Spanier in Lombardien die Herren wurden, trotzte er auch ihnen, je nach den Umständen den Löwen oder den Fuchs herauskehrend. Der See und die Gebirge ringsum wurden von seinen Banden terrorisirt; er nannte sich Graf von Lecco, schlug Geld und selbst Como war nahe daran, in seine Gewalt zu fallen; ja, wohlversehen mit Truppen und Geldmitteln, nichts weniger als gewissenhaft in seinen Handlungen, überhaupt einer der Schlauesten in diesem Zeitalter der Schlauheit, beabsichtigte er die Gründung einer ausgedehnten Herrschaft, vielleicht die Gewinnung des Herzogthums. Endlich vereinigten sich zwar die Graubündtner mit dem Herzog gegen ihn; er verstand es aber, sich so geschickt aus der Schlinge zu ziehen, so gewandt zu unterhandeln, daß sogar der stolze Kaiser sich herbeilassen mußte, ihm vortheilhafte Bedingungen zu gewähren; er erhielt eine klingende Entschädigung und die Markgrafschaft Marignano.

Zweiter Krieg.

Die Lage war eine so drückende geworden, daß alles übereinstimmte in dem Verlangen nach Abhülfe; aber die Italiener waren keine kriegerische Nation mehr; diejenigen, welche jeder Gefahr trotzten, um zu plündern oder zu herrschen, oder ihre Tapferkeit verkauften, bildeten deren Hefe; zudem ermangelten sie des wahrhaften Muthes, der aus einer edlen Regung entspringt, wenn sie auch kleinen Unternehmungen sich gewachsen zeigten. Anderseits besaßen die Regierungen nicht mehr jene Festigkeit, vermöge deren sie einst beharrlich den Fremden wie

den Einheimischen widerstanden hatten. Venedig existirte gleichsam von einem Tag auf den andern; der Papst war ein schwankend Rohr. Karl versprach ihm, die Herrschaft über Mailand einem Italiener zu geben, und um ihn desto sicherer seinem Willen zu beugen, bediente er sich der eben in der Kirche ausgebrochenen Wirren. Mußten doch von jeher den Fürsten Häresiarchen und Konzile zu Werkzeugen gegen den heiligen Stuhl dienen. Bereits war Luther zum Schrecken für die katholische Welt emporgewachsen. Maximilian hatte ihn beschützt in dem Gedanken, „es könne der Tag kommen, wo er zu etwas gut sein würde", und Karl nun, „erkennend, daß der Papst große Furcht hege vor dieser Lehre Luthers, wollte dieselbe zum Zügel für ihn benutzen"*). Clemens hoffte, wenn auch Italien untergehe, werde wenigstens der Kirche der Triumph des Kaisers, den er als eifrigen Katholiken betrachtete, zu Gute kommen. Man besitzt wirklich ein Schreiben von ihm, worin er dem Kaiser vorschlägt, einen Bund zu schließen mit den rechtgläubigen Fürsten zur Ausrottung jener Giftpflanze mit Feuer und Schwert. So getheilt zwischen zwei Interessen, wußte Clemens weder ein guter Papst, noch ein guter Italiener zu sein**).

Indessen bereiteten sich doch die Italiener mit großem Eifer auf den Kampf, wohl fühlend, derselbe werde über ihr Geschick entscheiden. Der Herzog von Urbino, der Feldherr der Venetianer, rückte gegen das Mailändische vor, während Guido Rangone und der Geschichtschreiber Guicciardini mit den päpstlichen Truppen heranzogen, aber leider verstanden es die Verbündeten nicht, Verbindung und Einheit in ihre Operationen zu bringen; der Papst fand, daß man es an der gebührenden Rücksicht gegen ihn fehlen lasse, während Medeghino, der zur Anwerbung von Schweizern bedeutende Summen von ihm bezog, dieses Geld für seine Privatzwecke verwandte; der Herzog von Urbino, welcher gerne sich für einen Nachfolger der Colonna ausgab, zog den Krieg in die Länge; endlich ward die Hülfe der

---

*) Vettori.

**) Un papato composto di rispetti,
Di considerazioni e di discorsi,
Di più, di poi, di ma, di sì, di forsi,
Di pur, d'assai parole senza effetti ecc.
Berni.

Franzosen, sehr umfänglich in Worten, der That nach täglich winziger*), besonders seit Franz neue Unterhandlungen mit dem Kaiser angeknüpft hatte.

Inzwischen ward Mailand von Leyva und d'Avalos mit äußerster Willkür behandelt; sie legten es förmlich darauf an, die Bürger zum Aufstande zu treiben, um für die furchtbarste Härte einen Vorwand zu haben. So unerträglich ward dieser Zustand, daß Viele in Verzweiflung sich selbst das Leben nahmen oder auswanderten, wozu ihnen Leyva für Geld die Erlaubniß ertheilte. Als nun gar der hochmüthige Spanier einen Edelmann, der nicht den Hut vor ihm abgezogen, tödten ließ, rottete sich das erbitterte Volk zusammen, drang in den alten Palast, erschlug die wachhabende Mannschaft, bemächtigte sich des Thurmes, stürzte die Wachen von dessen Zinnen herunter und kämpfte bis zum nächsten Morgen, wobei einige Hundert Bürger das Leben verloren (1526, 26. Juni). Aber die Landsknechte legten Feuer an in verschiedenen Theilen der Stadt, die Spanier, die rasch Verstärkungen herbeizogen, bewältigten den Aufstand, dessen Führer wurden hingerichtet oder verbannt und die Bürgerschaft ergab sich der Gnade der Sieger, welche die Stadt noch schlimmer wie eine im Sturm genommene behandelten**).

Der Herzog mußte, wie schon erwähnt, unter den Augen der langsamen Verbündeten, das Kastell von Mailand übergeben. Siena, das sich für den Kaiser erklärt hatte, konnte von den Florentinern nicht bezwungen werden, ebensowenig Genua von Andrea Doria, dem Admiral der päpstlichen Flotte. Giovanni dé Medici, der tapferste Italiener jener Zeit, starb an einer Wunde. Daß er mit Hülfe seiner schwarzen Bande sich einen unabhängigen Staat bilden und dann die Fremden aus Italien vertreiben würde, war der Wunsch und die Hoffnung Machiavels gewesen. Damit ist alles gesagt! Es zeichnet hinlänglich die traurigen Zustände Italiens in jener Zeit.

Trotz der Unthätigkeit der Verbündeten befand sich übrigens in dem ausgesogenen Lande das kaiserliche Heer in der übelsten

---

*) Guicciardini.

**) Guicciardini, XVII, entwirft eine haarsträubende Schilderung des Treibens der zuchtlosen Soldateska in dem unglücklichen Mailand. Am ärgsten hausten die Spanier; die Deutschen benahmen sich weit menschlicher.

Lage. Nur durch die härtesten Erpressungen konnte der Herzog von Burgund, der inzwischen zurückgekehrt war*), dasselbe erhalten. Schon lange erhielt es keinen Sold mehr und verlangte immer ungestümer die Plünderung einer reichen Stadt. Clemens VII hatte allen Grund zu fürchten, daß Rom dieses Opfer sein würde, und in seiner Angst hörte er auf die Anträge des Ugo da Moncada, Abgesandten des Kaisers und würdigen Zöglings des Herzogs v. Valentinois, welcher ihm versprach, ihn mit dem Kaiser und dem augenblicklich dem heiligen Stuhl nicht minder gefährlichen Colonna zu versöhnen. Kaum aber war der Papst in die ihm arglistig gestellte Falle gegangen, hatte mit Lannoy einen Vertrag geschlossen und seine Truppen entlassen, als der Cardinal Prospero Colonna**), im Einverständniß mit Moncada, in Rom eindrang, und seine Truppen Trastevere und den Vatikan plünderten (1526, 20. September). Der bedrängte Papst rief das römische Volk zu den Waffen, aber dieses rührte sich nicht für einen Fürsten, den es als die Ursache seiner Bedrängnisse ansah. „Nicht blos die Mönche auf den Kanzeln, sondern auch gewisse Einsiedler predigten umherziehend auf Straßen und Plätzen vom Ende der Welt, und unter ihnen fehlte es nicht an solchen, welche, überzeugt es könnte keine schlimmere Zeit kommen als die ihre, behaupteten, Papst Clemens sei der Antichrist"***). Der Papst mußte in die Engelsburg flüchten, sich zu einem viermonatlichen Waffenstillstand bequemen, seine Truppen aus Lombardien zurückberufen, den Colonnesen Straflosigkeit zusichern.

Damit hatte er sich thatsächlich von der Liga getrennt, welche sich dadurch sehr geschwächt sah. Trotz dem wäre sie mit einiger Energie dem demoralisirten kaiserlichen Heere noch immer gewachsen gewesen; jene versäumte aber den günstigen Augenblick und diesem ward Hülfe aus Deutschland. „Caspar v. Frundsberg, welcher 10 Fähnlein deutscher Landsknechte in Mailand (was nun von ligistischen Truppen eingeschlossen war) führte, schrieb in dieser Noth an seinen Vater Jürg nach Mündelheim; und er sowohl als der Herzog von Bourbon und Leyva ersuch-

*) Er hatte den Morone zum Tod verurtheilt, dann für 20,000 Dukaten begnadigt und zum Geheimschreiber angenommen. Er ward sein vertrautester Rathgeber.

**) Giovio hat sein Leben malerisch beschrieben.

***) Varchi.

ten den alten Herrn um Hülfe. Ohne den deutschen Rittersmann wäre wahrscheinlich des Kaisers Heer verloren gewesen; so aber nahm dieser den Harnisch wieder; nahm auf eigne Treu und Glauben Geld auf, versetzte seine Herrschaft und seiner Frauen Silbergeschirr und Geschmeide, und schon am 20. Okt. zog er mit 35 Fähnlein von ihm geworbener Landsknechte (zusammen 12,000 Mann) aus Mündelheim aus, und durch Tirol nach der Lombardei" *). Er umging den Herzog von Urbino, welcher ihm den Weg verlegen wollte, schlug den Giovanni dé Medici (wobei dieser tödtlich verwundet wurde) und lagerte in der Nähe von Piacenza, wo er jedoch den Herzog von Burgund vergeblich erwartete, weil diesem die Truppen ohne Sold aus Mailand nicht folgen wollten. Erst nachdem es ihm gelungen war, einen Theil dieser Soldforderungen zu berichtigen, konnte er sich (1527, Ende Januar) mit Frundsberg an der Trebbia vereinigen. Langsam, stets gefolgt von den Ligistischen, zog das kaiserliche Heer gegen Rom, gegen welches der Herzog von Bourbon nur gezwungen, gewissermaßen als Gefangener der Truppen, es führte; während der Papst, der sich anfangs auf seinen Vertrag mit Lannoy verließ, als er nicht mehr zweifeln konnte, daß ein Angriff auf Rom bevorstehe, in aller Eile Truppen warb mit dem Ertrag von Cardinalshüten — bisher hatte er verschmäht, dies zu thun —, die Römer zu freiwilligen Gaben aufforderte und die von ihm verlassenen Bundesgenossen um Hülfe anflehte. Jede Hülfe kam zu spät; nun half keine Vermittelung Lannoy's, kein Anerbieten des Papstes mehr; der Haufe deutscher, spanischer und italischer Truppen, geführt von einem Franzosen, drang, wie einst die Barbaren zur Zeit der Völkerwanderung, unaufhaltsam gegen Rom hin. Den alten Jürg von Frundsberg rührte der Schlag aus Aerger über das Betragen seiner Landsknechte und er mußte gelähmt zurückgebracht werden.

Eroberung Roms.

„Der Herzog von Bourbon ließ Rom sofort, als er davor ankam, zur Ergebung auffordern. Clemens wies die Anforderung mit Verachtung zurück, weil er auf das nachrückende Heer des Herzogs von Urbino rechnete, der aber, aus Rache gegen die Medici, immer mehr zögerte, je näher er Rom kam. Schon

---

*) Leo, A. a. O. D. V.

am Morgen nach jener Aufforderung (6. Mai) führte Bourbon seinen Heerhaufen zum Angriff auf die Stadt, welche demselben erlag. Lorenzo da Ceri hatte die Vertheidiger der Stadt durch ein Aufgebot der Einwohner unter den Caporioni zu vermehren gesucht; aber Bourbon, um seine Leute von der Nothwendigkeit eines entschlossenen Angriffs sowohl, als von seinem Glauben an leichte Möglichkeit eines Sturmes auch ohne schweres Geschütz (welches man, der Leichtigkeit des Zuges wegen, alles in Siena gelassen hatte) zu überzeugen, stellte sich selbst an die Spitze eines spanischen Sturmhaufens. Die Deutschen unter Konrad v. Bemelberg kamen bei dem Nebel, welcher Alles deckte, zuerst in die Schußlinie der Spanier; griffen dann aber die Schanze bei der Pforte von S. Spirito an. Es war ein fürchterlicher Sturm; das Feuer der Handbüchsen und des größeren Geschützes ward ohne Unterbrechung von den Schanzen unterhalten, und zu Ersteigung der Mauern und Verwallungen hatten die deutschen Landsknechte Nichts, als Bretter aus einer benachbarten Ziegelei und Gartenhürden. Endlich war Klaus Seidensticker mit seinem großen Schlachtschwerte der erste auf der Mauer; die Römer flohen und ließen den Deutschen ihr Geschütz, so daß diese nun auch den Spaniern den Sturm erleichtern konnten. Bourbon aber war an der Spitze der Spanier durch eine Büchsenkugel in die Weichen getroffen worden. Ein Paar Stunden später war der Borgo, und als der Papst die letzten ihm gemachten Vergleichsbedingungen von der Hand gewiesen, auch Trastevere gewonnen. Die italienischen Truppen des Angriffsheeres zogen ohne Schwertstreich durch's Thor ein, thaten nun aber das ihrige, auch das eigentliche Rom auf dem linken Tiberufer zu erringen, und Abends waren auch die Brücken gewonnen, der Papst in der Engelsburg eingeschlossen, ganz Rom in der Gewalt des Heeres" *).

Es hauste daselbst furchtbarer als je einst die Horden Genserichs und Alarichs. Die in Deutschland herrschende religiöse Stimmung ließen die fast durchgehends lutherischen Landsknechte die unglücklichen Römer schwer empfinden. „Und doch wurden die Deutschen am Ende noch milder als die Spanier gefunden. Jene raubten und plünderten auch, ja sie zertrümmerten wohl den Schmuck und die Bilder der Kirchen als Götzenwerk; aber

---

*) Leo, a. a. O. D. B.

ihre Wuth wurde durch die vorgefundene Beute gestillt und ging bald in Muthwillen über, so daß einige, als Cardinäle gekleidet, einen feierlichen Aufzug hielten, dann ein Conclave veranstalteten, den Clemens absetzten und Luthern zum Papst erwählten. Die Spanier hingegen waren unersättlich wie in Habsucht so in Grausamkeit und Freveln. Kein Alter, kein Stand, kein Geschlecht wurde geschont; Paläste, Kirchen, Klöster und Privathäuser dienten ohne Unterschied zu Schauplätzen des Raubes, der Wollust und Mordgier. Mehrere Prälaten starben unter den Martern, womit ihnen Schätze abgepreßt werden sollten"*). Das Heer, dem sich die Bauern des Cardinal Colonna angeschlossen hatten — und diese Italiener standen den Fremden nicht nach im Wüthen gegen Prälaten und Geistliche nicht nur, sondern gegen eine unschuldige Bevölkerung — erstreckte seine Raubzüge bis Spoleto, als Rom ausgeplündert und voller Seuchen war, und Niemand war da, der seine Wuth hätte zügeln können, denn Philibert, Prinz von Oranien, den es nach Bourbons Tod zum Führer erwählt, entfernte sich unter einem Vorwande nach Siena. Endlich entschloß sich Clemens, nachdem er vier Wochen lang in der Engelsburg eingeschlossen gewesen, zur Annahme von viel härteren Bedingungen, als er früher zurückgewiesen hatte. Er machte sich anheischig, 400,000 Dukaten binnen 2 Monaten zu zahlen und so lange Gefangener zu bleiben, Parma, Piacenza nnd Modena den kaiserlichen Truppen zu übergeben, Besatzungen in die Engelsburg, das Kastell von Ostia und andere Vesten des Kirchenstaats aufzunehmen. Nach Erfüllung dieser Bedingungen sollte er sich nach Nola oder Neapel verfügen, gewärtig der Befehle des Kaisers.

Karl V hatte an diesen in seinem Namen verübten Greueln keine andere Schuld, als die eines Mannes, der einen verheerenden Strom losläßt über ein Gefilde, ohne an die Verheerungen zu denken, die er dann nicht zu verhindern vermag. Nun versuchte er die Welt und sein eigenes Gewissen zu täuschen, indem er Gebete verordnete für des heil. Vaters Befreiung, Trauer anlegte und sich bei den vornehmsten europäischen Fürsten entschuldigte**). Dabei aber ließ er keinen Vortheil außer Acht, den

*) K. A. Menzel, a. a. O., Bd. I. D. V.

**) Er schrieb ihnen, daß das traurige Ereigniß ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen sei; daß es widersinnig sein würde, deshalb die

er nur irgend aus der Lage des Papstes ziehen konnte, ließ denselben die Annäherung an Frankreich bitter empfinden und verringerte um keinen Thaler das ihm auferlegte Lösegeld. Er suchte sogar den Papst nach Spanien zu locken und „die Ansicht der Klügsten war, daß er trachtete, das Papstthum auf die ursprüngliche Einfachheit und Armuth zurückzuführen, wo die Päpste, ohne sich in die weltlichen Dinge zu mischen, lediglich mit den geistlichen sich beschäftigten. In Folge der unendlichen Mißbräuche und der furchtbaren Exzesse der letzten Päpste ward dieser Entschluß sehr belobt und von Vielen dessen Ausführung gewünscht. Bereits äußerten Leute aus dem Volk, Hirtenstab und Schwert vertrügen sich nicht mit einander und der Papst müsse nach dem Lateran zurückkehren, um die Messe zu lesen" *).

Die ganze Christenheit gerieth in Entrüstung über die entsetzliche Mißhandlung, welche die Hauptstadt der Welt und das Haupt der Kirche erfahren; Franz I und Heinrich VIII schlossen zu Cognac ein Bündniß, um die Kinder von Frankreich und den Papst zu befreien, Mailands Herzogshut dem Hause Sforza zu sichern, weiteren Uebergriffen des Habsburgers zu begegnen. Karl seinerseits beschuldigte den französischen König des Wortbruchs und erklärte, er sei bereit, Mann gegen Mann ihn zu bestehen; darauf zieh ihn Franz der Lüge, Herausforderungen wurden zwischen ihnen gewechselt **) und sogar Tag und Ort des Zweikampfes festgesetzt. Vielleicht, hätte dieser Zweikampf stattgefunden, wäre viel Blut und Elend den Völkern erspart worden, namentlich dem beklagenswerthen Italien, das nun auf neue Kriege sich vorzubereiten hatte.

Während Andrea Doria, der sich vom Papste losgesagt, weil er ihn nicht bezahlte, Genua einnahm (August 1527), ging Lautrec mit 30,000 Franzosen über die Alpen, rächte an Pavia die Gefangenschaft seines Herrn und zog gegen Rom, um den

---

Gesinnungen, die er stets für die Ehre und Erhaltung des apostolischen Stuhles gehegt habe, bezweifeln zu wollen; daß er zwar den Unfall, der den Papst betroffen, als ein gerechtes Strafgericht Gottes für das von demselben verübte Unrecht betrachte, daß er aber hoffe, dasselbe werde die Herstellung der allgemeinen Ruhe befördern.

D. V.

*) Varchi.

**) Varchi (Storie, V) theilt diese wirklich merkwürdigen Herausforderungen mit.

Papst zu befreien. Hier, in der ausgesogenen Stadt, war die Verwirrung auf's Höchste gestiegen, die kaiserlichen Hauptleute hatten um so mehr alle Gewalt über ihre zügellosen Truppen verloren, als sie dieselben nicht bezahlen konnten, und der Papst vermochte die versprochenen Summen nicht aufzubringen, obgleich er fünf Cardinalshüte für 100,000 Thaler ausbot, und 200,000 gegen hohe Zinsen aufnahm. Erzbischöfe, Bischöfe und notable Bürger, die er als Geiseln gestellt, wurden dreimal in Ketten nach dem Blumenfelde geführt und mit dem Strick bedroht, wenn das Geld nicht beschafft würde. Sie entgingen der Todesgefahr nur dadurch, daß sie die Wüthenden trunken machten. Endlich gelang es dem Papste — man sagt, einige Führer hätten ihn entfliehen lassen, um ihn dem ungestümen Drängen der Landsknechte zu entziehen — verkleidet nach Orvieto zu entkommen in das Lager der durch die französische Diversion neu auflebenden Liga. Aber er schuldete den Franzosen Verpflichtungen für den Schutz, den sie ihm gespendet, und auch Heinrich VIII hatte ihm Hülfe zu Theil werden lassen, wofür er jetzt die Auflösung seiner Ehe mit Katharina von Aragonien verlangte, während anderseits der Kaiser ihm drohte, wenn er dies zugebe, ihn durch ein Konzil absetzen zu lassen. In dieser Bedrängniß wußte sich Clemens keinen andern Rath, als zu seiner Schwebe-Politik zurückzukehren und sich alles zu Feinden zu machen, weil er keinen Feind haben wollte.

In Rom hatten die heillosen Zustände acht Monate gedauert — zu den Wirren hatten sich auch die neuaufgelebten Parteienkämpfe gesellt und Orsinesen und Colonnesen verfolgten sich mit wüthender Erbitterung — als es endlich dem Philibert von Oranien gelang, die Ueberreste der wilden Banden aus dem päpstlichen Gebiete hinweg nach Neapel zu führen (1528, 17. Februar), das von Lautrec bedroht wurde. Dessen Heer hatte sich durch die schwarzen Banden verstärkt und er begann (28. April) die Belagerung der Stadt von der Landseite, während Doria sie von der See angriff. Der genuesische Admiral, ein Condottiere auf dem Meere, hatte zwölf Galeeren auf seine Kosten ausgerüstet und diente jedem beliebigen Soldherrn. Er schlug die Neapel zu Hülfe geschickte kastilische Flotte, deren Führer, der Vizekönig Moncada, fiel, während der Marchese del Guasto gefangen ward. Anderseits hatte Franz weitere Verstärkungen nachgeschickt unter dem Grafen von St. Paul, der in Lombar-

dien mit wechselndem Glücke sich schlug, bis er (27. Juli) von dem wilden de Leyva geschlagen und gefangen genommen wurde.

Lautrec hatte sich so lange unter den Mauern Neapels verhalten, bis ihm das Geld ausging und Seuchen in Folge der schlechten Luft, der Ungesundheit der Quartiere und der Ausschweifungen der Soldaten so fürchterlich herrschten, daß das Heer binnen einem Monat von 25,000 auf 4000 Mann zusammenschmolz. Auch die Führer blieben nicht verschont und Lautrec selber fand hier den Tod (16. August). Sein Nachfolger im Oberbefehl, der Markgraf v. Saluzzo, hob (29. August) die Belagerung auf und zog sich nach Aversa zurück, wo er eine fürchterliche Niederlage erlitt und an seinen Wunden oder aus Kummer starb. Abermals hatte ein stattliches Heer den Untergang gefunden auf italienischem Boden, aber es ward noch in seinem Untergang dem Lande verderblich, denn die Menge der unbegraben daliegenden Leichen verdarb die Luft immer mehr, so daß die Sterblichkeit eine fürchterliche Höhe erreichte — nicht minder der Haß des unglücklichen Volkes gegen die Fremden*).

Der zum Vizekönig von Neapel ernannte Prinz von Oranien sorgte durch seine Verwaltung dafür, daß man sich im Frieden nicht wohler fühlte als während des Krieges. Er beschuldigte viele Barone, mit dem Feinde einverstanden gewesen zu sein, um sie hinrichten zu lassen und ihre Güter einziehen zu können, und zudem zwang er die Neapolitaner, dem Heere, welches Rom ge-

*) In den von Molini herausgegebenen Documenti di storia italiana befindet sich ein, mit der Nummer 291 bezeichneter Brief von Teodoro Trivulzio und Guido Rangoni vom Jahr 1529, worin sie auf die Mittel hinweisen, welche der König von Frankreich im Kriege mit dem Kaiser zur Anwendung bringen sollte. Es heißt hier u. a.: Es ist jene äußerste Wachsamkeit und Sorge um so mehr vonnöthen, als man mit Feinden voll Arglist, Treulosigkeit und Bosheit zu thun hat, welche, vermöge ihrer Standhaftigkeit oder Hartnäckigkeit, die Geduld haben, ihre Gelegenheit abzuwarten; es scheint, als wenn sie stets von dem Gedanken ausgingen, daß die Heere Ew. Majestät und Ihrer Verbündeten sich von selber aufzehren sollen. Da man nun dieses schon mehreremale geschehen sah, so muß man dagegen alle nothwendigen Vorsichtsmaßregeln vorkehren bei dem Unternehmen, welches dem Vernehmen nach sich vorbereitet... Es wird gleicherweise gut sein, aus Frankreich eine genügende Anzahl von Schanzgräbern mitzubringen... da man deren nur schwer in Italien finden wird, weil die meisten Bauern durch Hunger, Pest oder sonstige Ursachen umgekommen sind.

plündert hatte, einen sechsmonatlichen Sold zu bezahlen. Das war der Anfang jener unsinnigen und tyrannischen Regierung, die zwei Jahrhunderte lang den schönsten Theil Italiens so elend gemacht.

Doria's Uebertritt in kaiserlichen Dienst war der letzte, dem Glück Frankreichs versetzte Schlag. Der Marchese del Guasto hatte, während er sein Gefangener, bemerkt, daß der Admiral sich tief verletzt fand sowohl durch den Hochmuth der französischen Höflinge, wie auch durch die Sendung eines andern Flottenführers nach der Levante, nicht minder weil der König den Handel Genua's nach dem Hafen von Savona, wo er große Arbeiten vornehmen ließ, zu ziehen trachtete. Diese Stimmung benutzte der schlaue Spanier, um das Vertrauen des Seehelden zu gewinnen und ihn zu überreden, seine Vaterstadt den Händen derjenigen, die sie mißhandelt und ihre Privilegien vernichtet hatten, zu entreißen. In der That schien Genua zu dem Loose verurtheilt, Gegenstand schmählichen Handels zwischen Spanien und Frankreich zu sein, und letzteres nur darauf zu warten, die Republik zu einem vortheilhaften Preise verkaufen zu können. Doria beschloß nun, sie den Klauen der einen wie der andern Macht zu entreißen, und die schüchternen Einwände der Ehre in die eine, die Hoffnung, des Vaterlandes Befreier zu werden, in die andere Wagschale legend, richtete er zunächst an den König das Verlangen, ihm und Genua gerecht zu werden und das begangene Unrecht wieder gut zu machen. Von Franz abgewiesen, wandte er sich an den Kaiser, der ihm Bedingungen stellte, die ihn befriedigten, worauf er das kaiserliche Banner entfaltete und Genua zur Freiheit aufrief. Er warf rasch die Franzosen aus dem ganzen Gebiete und gab Genua eine neue Verfassung (mit einem Dogen, acht Signoren oder Prioren der Zünfte, acht Prokuratoren für die Verwaltung, fünf Censoren für die Staats-Controle, einem engern Rathe von hundert und einem Senate von vierhundert Mitgliedern), welche im Wesentlichen sich erhielt, bis Genua seine Selbstständigkeit verlor. Es war dies ein äußerst verhängnißvolles Ereigniß für die Angelegenheiten Frankreichs in den ohnehin so schwierigen Verhältnissen, denn, wie Brantôme bemerkt, wer nicht Herr Genua's und des Meeres ist, kann auch nicht wohl Herr in Italien sein.

Doria ist's also, der eigentlich der Unabhängigkeit Italiens den Todesstoß versetzt und sie dem Kaiser überliefert hat, dessen

Sohn Philipp er Freund und Stütze blieb; aber er gab Genua die Freiheit wieder und wollte nicht, wie Karls, der kein Freund der Republiken, Wunsch war, dessen Fürst sein.

Inzwischen bahnte sich zwischen den Hauptparteien die allen so nothwendige Versöhnung an und endlich schlossen (1529, 29. Juni) Kaiser und Papst einen Vertrag zu Barcelona. Clemens erlangte bessere Bedingungen, als er hätte nach einem Siege erhoffen können. Karl verpflichtete sich, ihm Ravenna und Cervia von den Venetianern, Modena, Reggio und Rubiera vom Herzog von Ferrara zurückgeben zu lassen, die Medici in Florenz, den alten Sforza in Mailand wieder einzusetzen, falls dieser beweisen könne, daß er an des Moro Verschwörung unschuldig, ferner die Lutheraner in Deutschland in die Kirche zurückzuführen. Dafür versprach ihm Clemens die Kaiserkrone und die Belehnung mit der Krone Neapel, nur die Zelter-Huldigung, als alten Gebrauch, verlangend. Wenige Wochen nach diesem Vertrage (5. August) kam durch die Vermittlung von Margarethe, der Tante des Kaisers, und Luise von Savoyen, der Mutter des Königs von Frankreich, auch zwischen diesen zu Cambrai ein Friede (der s. g. Damenfrieden) zu Stande, in welchem Franz den Grafschaften Artois, Flandern und Charolais, Karl dem Herzogthum Burgund entsagte, das dem künftigen Sohne Eleonorens, der Braut des Königs von Frankreich, gehören sollte. Diese Prinzessin brachte auch die als Geiseln in Spanien zurückgelassenen Kinder von Frankreich zurück, für welche ein schweres Lösegeld bezahlt ward. Franz, welcher, um bessere Bedingungen zu erlangen, seine italienischen Verbündeten zu erneuten Anstrengungen veranlaßt hatte, überließ sie, namentlich Florenz und Venedig, bei diesem Friedensschluß gänzlich ihrem Schicksale. Margarethe hatte geäußert, für die Freiheit eines einzigen der Kinder Frankreichs gebe sie tausend Florenz hin. So wurde nun auch diese Republik, welche, auf die Versprechungen des französischen Hofes sich verlassend, die Mahnungen Doria's und ihrer einsichtigsten Staatsmänner, dem Kaiser sich zu nähern, unbeachtet gelassen, ohne Rücksicht auf ihre Ansprüche und Klagen feigerweise aufgeopfert. Karl V aber — welcher für 400,000 Dukaten den Portugiesen die spanischen Ansprüche auf die Molukken verkaufte — rief den Andrea Doria nach Barcelona, erwies dem Seehelden hohe Ehren und bestieg seine Galeere, um mit einem ansehnlichen Heere nach Italien zu schiffen

(August 1529), dessen Geschicke nun in seinen Händen lagen und welches mit Jubel der Hoffnung auf die so sehnlich erwünschte Ruhe sich hingab. Hochgefeiert verfügte sich der Kaiser von Genua nach Bologna, wo ihn der Papst empfing, „und beide Häupter der Christenheit lebten daselbst mehrere Monate hindurch in inniger Freundschaft unter einem Dache. Bei der ersten Zusammenkunft war Karl, nach altüblicher Weise, vor dem Papst auf die Knie gesunken, und hatte ihm Hände und Füße geküßt, mit der Betheuerung, daß er komme, um sein Wohl und seine Ehre zu fördern und mit ihm die Mittel zu berathen, alle in der Kirche eingerissene Zwietracht zu heben. Clemens VII erwiderte diese Begrüßung, nachdem er den Kaiser zu dreienmalen geküßt hatte, mit der Bitte um seine Gnade und mit Danksagung für die ihm erwiesenen Wohlthaten. Se. Majestät möge ihm nicht zürnen noch es ihm als Hochmuth auslegen, daß er sich habe Füße und Hände von ihm küssen lassen. Da dies bei dergleichen Zusammenkünften von den Vorfahren immer so gehalten worden sei, habe er, um den Schein jeder Neuerung fern zu halten, gegen seine Neigung, zur Annahme solcher Verehrung sich hergeben müssen. Alle Künste der Schmeichelei und Beredung wurden nun angewendet, um den Kaiser von der Ansicht, die er immer noch hegte, daß des Religionszwistes wegen ein Konzil berufen werden müsse, abzubringen. Obwohl die Rede, welche ein berühmter Geschichtschreiber dem Papste in den Mund legt*), nicht wörtlich verbürgt werden kann, so ist es doch unzweifelhaft, daß Clemens den Ueberzeugungen, die ohnehin in Karls Seele für die Rechte der obersten Gewalt sprachen, durch Darstellung der Gefahren das Uebergewicht verschaffte, mit denen, bei der vorhandenen Gährung, alle kirchliche und bürgerliche Ordnung auf Erden durch Versammlung eines Konzils und Entfesselung neuer Leidenschaften bedroht werden würde. Als ihm dies gelungen war, erfolgte am 22. Februar 1530 die Krönung mit der Lombardischen, und zwei Tage später, an Karls Geburtstage, mit der kaiserlichen Krone. Mit Ausnahme der herkömmlichen Oertlichkeit (denn eigentlich hätte die erste dieser Krönungen zu Mailand oder Monza, die andere zu Rom stattfinden sollen) wurden alle übrigen Förmlichkeiten auf das Strengste beobachtet. Zwar weigerte sich der Papst, den Dienst des Steigebügelhaltens vom

*) Sarpi's Geschichte des Tridentinischen Konzils, I, c. 52.

Kaiser anzunehmen; aber **Karl** bestand auf dieser Leistung und schien durch die pünktliche Erfüllung des Kleinen die Erfüllung der größern, in dem Krönungseide angelobten Verpflichtungen zu bezeichnen, daß er den katholischen Glauben bewahren, die Kirche vertheidigen, Gerechtigkeit üben, das Reich wieder herstellen, Wittwen, Waisen und Unmündige beschützen, endlich dem römischen Bischofe alle gebührende Ehre erweisen wolle. Seit achtzig Jahren (so lange war es her, daß **Karls** Urgroßvater, der friedliche Friedrich, mehr als ein Bittender denn als ein Herrschender, in Rom die Krone aus den Händen des Papstes empfangen) hatte Italien keine Kaiserkrönung mehr gesehen, und diese, die der mächtigste Monarch der Christenheit empfing, ist die letzte gewesen. Was sieben Jahrhunderte hindurch als höchstes Ziel des Ehrgeizes erstrebt, als höchster Moment irdischer Herrlichkeit gefeiert worden war, trat, wie am Ende alle Gebilde des vergänglichen Daseins, in die Nacht der Vergangenheit*).

Was die italienischen Verhältnisse anbelangt, so wurden sie auf diesem Kongreß in Bologna folgendermaßen geregelt: Dem Kaiser lag zwar viel am Besitz von Mailand, als dem Hauptschlüssel zu Italien, aber da Herzog **Francesco**, ohnehin alt und kränklich, offen von den Venetianern und unter der Hand von den übrigen Fürsten unterstützt wurde, entschloß er sich, ihm einstweilen das Herzogthum zu lassen, die Ausführung seiner Projekte sich auf eine gelegene Zeit vorbehaltend, die auch nicht ausblieb; jedoch schied er Pavia von dem Herzogthum aus, womit er **Antonio de Leyva** belehnte, während er Como und das Kastell von Mailand zurückbehielt als Pfand für die vollständige Entrichtung von 900,000 Dukaten, die zur Hälfte alsbald, zur Hälfte binnen neun Jahren bezahlt werden sollten. Venedig gab dem Papste Ravenna und Cervia, dem Kaiser die neapolitanischen Küstenstädte zurück, bezahlte ihm 300,000 Dukaten und gegenseitig übernahm man es, für die Verbannten und Flüchtigen zu sorgen. Genua, Lucca und Siena blieben frei, gleichsam Reichsstädte unter kaiserlichem Einfluß. Der Markgraf von Mantua erkaufte sich vom Kaiser den Herzogstitel. **Karl III** von Savoyen, Schwager des Kaisers und Oheim des französischen Königs, der während des Krieges seine Neutralität behaup-

*) K. A. **Menzel**, a. a. O.

D. B.

tet hatte, erlitt darum durch den Frieden keinen Verlust. Alfonso, Herzog von Ferrara, hatte nach dem Tode Julius II Gesandte an Leo X geschickt (unter denen sich Ariost befand) und den Frieden erlangt, aber zu seinem Nachtheile, denn Leo, dessen Bestreben dahin ging, seinem Hause ein großes Fürstenthum zu gründen, suchte durch Gewalt oder politische Kunst Modena und Ferrara zu erwerben. Sein Tod zog den Herzog ab ungue leonis, wie er auch auf einer Medaille prägen ließ. Nun wußte er sich Karls Gnade zu erwerben, erlangte von ihm Modena und Reggio, und auf seine Verwendung vom Papste die Belehnung mit Ferrara gegen 100 000 Dukaten. Nur Florenz konnte auf dem Kongreß nichts erreichen.

So beugte sich das erschöpfte und entmuthigte Italien, seit drei Jahrhunderten zum Erstenmale, vollständig unter einer Kaisermacht, größer als die der Ottone und der Hohenstaufen. Mailand gehorchte Karln allmälig nicht weniger als Neapel; auf Toskana, wo er die Medici hergestellt, behielt er unmittelbaren Einfluß; unter den übrigen Kleinstaaten, geschwächt oder dem Kaiser unterworfen, war das Gleichgewicht gebrochen. Aber auch der Nimbus des Papstthums war gebrochen, indem es den Widerstand gegen den Ghibellinismus aufgab, welcher seinen Ruhm und seine Größe in der Vergangenheit begründet. Statt des Papstes besaß fortan das Kaiserthum das Primat in Italien: dahin hatte der Gang der italienischen Kriege geführt!

Siebentes Kapitel.

Wiederherstellung der Medici. — Dritter Krieg zwischen Karl V und Franz I. — Letzte Zuckungen der italienischen Unabhängigkeit.

Die Republik Florenz, in dem allgemeinen Friedensvertrag übergangen, war der einzige Ueberrest der italienischen Unabhängigkeit. Nach dem Tode des Lorenzo II dé Medici (1519), des letzten Sprößlings von Cosmo, hatten die Florentiner sich mit dem dringenden Ersuchen, ihnen die Freiheit zu gewähren, an Papst Leo gewandt; aber er sandte ihnen den Cardinal

Giulio, einen Bastard seines Hauses, welcher versprach, sich weder die Ernennung zu den Stellen, noch irgend ein anderes Vorrecht des Herrscherthums anzumaßen. Auch wußte er sich die allgemeine Zuneigung zu erwerben und selbst die streng republikanisch gesinnten Bürger führten über ihn persönlich keine Klage; da indessen die mediceische Partei das Uebergewicht besaß und davon rücksichtslosen Gebrauch machte, so gelangten nur mediceisch Gesinnte oder von ihnen Begünstigte zu den Staatsstellen. Clemens VII schickte sodann noch zwei andere Bastarde nach Florenz, Ippolito, Sohn Giuliano's, Drittgebornen von Lorenzo dem Prachtliebenden, und Alessandro, den Lorenzo, Herzog von Urbino, mit einer Sklavin erzeugt hatte. Aller staatlichen Bedeutung verlustig, war Florenz an das Geschick und die Politik der Medici gekettet, und mußte nach Clemens' Willen Menschen und Geld aufbringen. Zur Zeit als Bourbon gegen Rom zog, verlangten die Florentiner Waffen zu ihrer Vertheidigung, und als man ihr Verlangen zurückwies, erhoben sie ihren alten Ruf: Volk und Freiheit! aber bald ward er erstickt.

Die Gleichheit zwischen Adel und Volk, Stadt und Land bildete nicht mehr den Grundzug in der Verfassung der Republik. Man unterschied damals in Florenz die Sopportanti, besteuerte Bürger, d. h. solche, welche von ihrer Habe den Zehent bezahlten, und die Non Sopportanti, welche von ihrer Arbeit sich nährten. Ein Theil der Besteuerten hatte weder Zutritt zu dem großen Rath noch zu den Aemtern und Magistraturen; das volle Bürgerrecht und den Zutritt zu den Stellen besaßen nur diejenigen unter den Steuerzahlenden, deren Vorfahren zur Signoria, zum Senat oder zu den s. g. guten Leuten gehört hatten. Von diesen ins volle Bürgerrecht Aufgenommenen (Statuali) zählte man die in die Rollen der höheren Zünfte Eingeschriebenen zu den Großen, die zu den vierzehn untern Zünften Gehörenden zu den Kleinen. Einige bezahlten die Steuern von Florenz, wohnten aber auf dem Lande und hießen „wilde Bürger". Der Venner Nicolo Capponi, ein zwar rechtschaffener Mann, besaß nicht Kraft oder Einsicht genug, um die Arrabbiati zu zügeln, und suchte dafür den Beistand der Großen, indem er stets auf eine Verständigung mit den Medici hoffte, was aber eben so wenig zu erreichen war wie die Eintracht unter den Optimaten. Indeß hatten sich ihm doch die Palleschi (Anhänger der Medici) wie die alten Piagnoni (Anhänger Savonarola's) angeschlossen.

Baldassare Carducci und Dante da Castiglione führten die Volkspartei, welche, sehr geräuschvoll auftretend, den allgemeinen Haß der Widerkehr der Mediceer entgegenstellen wollte*).

Zu den politischen Wirren gesellten sich noch, wie im übrigen Italien, die Verheerungen der Pest, welche drei Monate lang täglich in der Stadt bis 300, im ganzen Staate 250,000 Menschen hinwegraffte. Bruder Bartolomeo da Ficaja zog umher, Buße predigend in der Weise Savonarola's; die Signoria hielt öffentliche Prozessionen; im großen Rathe führte Capponi seines einstigen Meisters Savonarola Sprache und „zum Schlusse warf er sich zur Erde nieder, laut rufend: Erbarmen! und ihm nachahmend rief der ganze Rath: „Erbarmen!"**) Auf seinen Vorschlag ward der Heiland zum beständigen König erwählt. Dabei aber ließ er sich nach Möglichkeit die Verbesserung der Verwaltung, der Finanzen und der Rechtspflege angelegen sein, und den geweckten öffentlichen Eifer benutzend, bildete er eine städtische Miliz von 4000 Bürgern aus den vollberechtigten Familien und ließ den Ausbau der Befestigungen von Florenz in Angriff nehmen. Indeß, was konnten alle diese wenn auch heilsamen Maßregeln helfen, da von Außen her über das Geschick Italiens und so auch der florentinischen Republik entschieden wurde!

Es wäre für letztere vortheilhaft gewesen, sich dem Kaiser anzuschließen, der den Papst, ihren Bedränger, gefangen hielt; aber das hochmüthige spanische Wesen hassend und des Ausspruchs Savonarola's: Lilien müssen mit Lilien blühen, eingedenk, blieb dieselbe dem Bündniß mit Frankreich treu, ohne wahrzunehmen, daß es der französischen Politik — damals wie später oft — nicht darauf ankam, um sich selber aus der Schlinge zu ziehen, ihre Freunde darin stecken zu lassen. Wirklich that Frankreich nichts für die Republik, als es mit dem Kaiser Frieden schloß. Damit aber dieselbe nicht eine selbstständige Stellung bewahre inmitten der allgemeinen Vernichtung, schickte der Kaiser, als er das zu Boden geworfene Italien verließ, den Abschaum seiner

---

*) „Und so kann man behaupten, daß Bald. Carducci, als Feind der Medici, mehr that für ihre Rückkehr nach Florenz als irgend Jemand, der für ihren eifrigsten Anhänger galt." F. Vettori, **Sommario della storia d'Italia dal 1511 al 1527.**

**) Varchi.

Truppen nach Toskana, um in dessen Hauptstadt den letzten Hauch des Guelfenthums zu vernichten. Feige im Stich gelassen von König Franz, der bis zum letzten Augenblicke die Florentiner mit Versprechungen geködert*), schickte sie an den Kaiser Ge-

---

*) Carducci, Gesandter am französischen Hofe im Jahr 1529, schrieb: „Da ich wieder und wieder den König drängte, sich der unter diesen Verhältnissen ihm bewiesenen Hingebung und Treue zu erinnern, hat er mir so bestimmt und ausdrücklich ausgedrückt, wie sehr er sich der Signoria verpflichtet glaube, daß man nicht mehr erwarten könnte, mir betheuernd, daß er niemals ein Abkommen zu treffen gedenke, ohne den gänzlichen Vortheil und die Erhaltung dieser Stadt, die er nicht anders denn die seinige betrachte. Und letzthin hat mir der Großmeister Montmorency, als ich ihm ähnliche Vorstellungen machte, dasselbe gesagt und die nämlichen Versicherungen gegeben. Er äußerte: Herr Gesandter, wenn ihr sehet, daß der König irgend ein Abkommen mit dem Kaiser trifft, ohne daß ihr einbegriffen und in erster Linie genannt seid, so sagt, daß ich kein Mann von Ehre, ja daß ich ein Verräther bin.“ — Wie wenig Vertrauen trotzdem Carducci in die französische Diplomatie setzte, geht aus seinem Schreiben vom 3. August (Archiv von Gino Capponi) hervor: „Diese unsere Franzosen sind jetzt in dem Maße den Kaiserlichen unterlegen, daß sie genöthigt sind, die ihnen vorgeschriebenen Bedingungen, gleichviel welche, sich gefallen zu lassen. Nichts destoweniger wollte ich, da ich stets von jener Majestät und jenen Herren die so zu sagen bestimmte Aussicht erhalten, daß wir in ehrliche und erträgliche Bedingungen einbegriffen sein sollen, Ew. Exzell. nicht alle Hoffnung rauben.“ Am 5. August schreibt er: „Ich vermag nicht ohne tiefe Kümmerniß Euch Nachricht zu geben, hochmögende Herren, von dem gewissenlosen und unmenschlichen Verfahren jener Majestät und ihrer Agenten in diesem Friedensvertrag, im Widerspruch mit tausend Versprechungen und Gelöbnissen, durchaus nichts abzuschließen ohne die Theilnahme der Oratoren, Signoren und Prioren. Aber demungeachtet, ohne irgend eine Mittheilung davon an uns und ohne daß wir darin einbegriffen sind, geschah heute Morgen die Veröffentlichung des Vertrags und Friedens mit großer Feierlichkeit; so daß keiner von uns (denn die venezianischen Gesandten befinden sich in derselben Lage) sich zurückhalten konnte, jenen Herren Vorhaltung zu machen über ihre Ungerechtigkeit und ihr unbilliges Vergelten des Ausharrens bei dieser Krone von Frankreich mit so viel Treue, Opfern und Unannehmlichkeiten. Das wird zur beständigen Warnung dienen unsrer Stadt wie ganz Italien, was die Folge davon sei, den französischen Allianzen, Verheißungen und Gelöbnissen Vertrauen zu schenken. Auf die nämlichen Klagen antwortete der Großmeister: Wollet ihr denn die Wiedererlangung unsrer Prinzen verhindern? Habet Acht, daß ihr, statt eines Feindes, nun nicht deren zwei erhaltet. Dieses erinnert mich an die jüngste Versicherung des Königs,

sandte, um sich zu beklagen und „zu erklären, daß die Republik bereit sei, jedem Abkommen zuzustimmen, vorausgesetzt, daß es ihr die Unabhängigkeit wahre; aber die Geschickten, vielmehr verhöhnt als Handelsleute denn geehrt als Gesandte, eher gefoppt als gehört"*), erlangten kein anderes Zugeständniß, als die Hingabe der Republik an die Gnade des Papstes, ihres schlimmsten Feindes.

Ihr blieb also nichts als das Vertrauen auf Selbsthülfe. Im Volke, seit so vielen Jahren der Kriegsführung entwöhnt durch die ausschließliche Beschäftigung mit Handel und Kunst, flammte plötzlich der Heldenmuth auf; entschlossen verwarf es die Bedingungen der Knechtschaft, und unverzagt alleinstehend gegenüber den zum Umsturz der alten Verfassungen verschworenen Fürsten, erwies es sich würdig der Achtung der Welt durch Handlungen, welche nur die Ungerechtigkeit der nachfolgenden Zeiten nicht aufgenommen unter die größten und glänzendsten der Geschichte. Nicolo Capponi, der die ehrenvollen Wege der Versöhnung einem vergeblichen Widerstande vorzog, verlor die Gunst des Volkes; nicht blos ward er öffentlich verunglimpft, sondern es ward ihm sogar der Prozeß gemacht wegen Unterhaltung von Einverständnissen mit dem Papste. Zwar wurde er von jedem Verdacht des Verraths freigesprochen, aber nichts desto weniger abgesetzt (1529), denn man wollte keine mäßigende Klugheit mehr, sondern vorwärts treibende Energie. Als Venner ersetzte ihn Francesco Carducci, und unter dem Einfluß der Arrabbiati und Piagnoni bereitete man sich zu den äußersten Anstrengungen. Bereits war eine Bürgerwehr ins Leben gerufen, und neben dieser wurde nun auch die Ordonnanz wieder hergestellt, welche 10,000 Mann zählte, die besten des Landgebietes, wohlbewaffnet und besser disziplinirt, als man von kriegsungewohnten Leuten erwarten konnte. Sie dienten hauptsächlich dazu, die öffentliche Ruhe vor den Unternehmungen der äußersten

---

bei welcher sich M. Bartol. Cavalcanti gegenwärtig befand und worüber mir Ew. Excell. berichteten — wie er denn damit auch Jedermann getäuscht haben würde —, da er nämlich ausdrücklich und unter einem Schwur sagte, er werde sich niemals mit dem Kaiser anderweitig verständigen, und eher wolle er Kinder verlieren als euch, seinen Verbündeten, etwas vergeben."

*) Varchi.

Parteien zu schützen. Michelangelo Bonarroti, ein zweiter Archimedes, leitete das Befestigungswesen und errichtete neue Werke*); Ercole d'Este, des Herzogs von Ferrara Sohn und des Königs von Frankreich Schwager, ward zum Oberbefehlshaber ernannt; Malatesta Baglioni, Herr von Perugia, und andere berühmte Hauptleute wurden in Sold genommen; gezwungene Anleihen, das Silberzeug der Kirchen und Bürger, die Edelsteine an den Reliquienschreinen, Verkauf oder Verpfändung der geistlichen und Korporationsgüter lieferten die nothwendigen Geldmittel; neue Kommissarien mit ausgedehnten Vollmachten sollten den Krieg leiten.

Alles höchst zweckmäßige Maßregeln, aber sie konnten, bei den Zuständen im übrigen Italien, doch nur bewerkstelligen, daß Florenz der Uebermacht im Bunde mit dem Verrath und begünstigt durch das Glück, mit Ehren erlag. Der mit dem Papst versöhnte Herzog von Ferrara unterstützte diesen mit Geschick, statt seinen Sohn gegen ihn kämpfen zu lassen. Ohnehin von zweideutiger Treue, schienen die Soldtruppen eher zu fürchten, zu siegen als besiegt zu werden; von keinem der italienischen Staaten, gebrochen durch den großen kaiserlichen Erfolg, war irgend eine Hülfe zu erwarten. Baglioni, Oberbefehlshaber an der Stelle Este's, war ein großer Kriegskundiger, aber ohne Treu und Glauben, überaus grausam, besudelt mit allen Lastern und allen Verbrechen**), zudem war er schon früher an Florenz zum Verräther geworden. Clemens VII aber ließ gegen seine Vaterstadt die nämlichen wilden Banden los, deren Verfahren er selber so bitter erfahren. Sie rückten vor unter den Befehlen des Prinzen von Oranien, welcher „obgleich er rückhaltlos die Selbstsucht des Papstes und die Ungerechtigkeit dieses Unternehmens verabscheute, nichts desto weniger erklärt hatte, er könne nicht umhin dasselbe fortzuführen bis zur Wiederherstellung der Medici"***). Ein Platz übergab sich nach dem andern. Die Anhänger der Medici verließen einstweilen die bedrohte Heimath, unter ihnen auch Guicciardini, der dem Feinde sein großes politisches Talent zur Verfügung stellte. Die begeisterte Vater-

*) Er verließ jedoch heimlich die Stadt, weil er die Ueberzeugung gewann, daß alle ihre Anstrengungen vergeblich sein würden und sie gezwungen sein werde, sich zu ergeben.

**) Varchi.

***) Guicciardini.

landsliebe hielt jedoch die Florentiner aufrecht; Savonarola schien wieder erstanden zu sein in den Mönchen Benedetto von Fojano und Zaccaria und Bartolomeo von Faenza, und die Bürger opferten bereitwillig ihre lieblichen Orangen- und Olivengärten, ihre reizenden Landhäuser für die Zwecke der Befestigung. Nach einer auf dem Platze San Giovanni gefeierten heiligen Messe ließ man die Leute der Ordonnanz schwören, daß keiner von ihnen seine Kameraden verlassen und jeder die Freiheit vertheidigen werde bis zum letzten Athemzuge. Und wirklich, „obgleich es unter ihnen viel Groll und sehr böse Neigungen gab, da sie getheilt waren in ihren Meinungen und verschiedenen Parteien angehörten, so enthielten sie sich doch alle, mit einander handgemein zu werden oder sich auch mit Worten zu beleidigen, indem sie sagten: Es ist jetzt nicht die Zeit, Thorheiten zu begehen; schaffen wir uns erst jene vom Halse, und dann machen wir unsere Sachen unter einander ab“ *).

In den ersten Scharmützeln mit dem Prinzen von Oranien zeichnete sich Francesco Ferruccio aus, ein glühender Patriot und wahrer Typus eines Bürger-Helden, welcher im Heere Ueberfluß und, was mehr ist, Kriegszucht zu erhalten wußte. Feind halber Maßregeln, welche eine Sache gefährden, nie aber sie retten können, wollte er Rom angegriffen und den Papst gefangen genommen wissen **). Wenn übrigens Florenz sich hätte entschließen können, dem Ferruccio oder irgend einem andern bewährten Patrioten die Diktatur anzuvertrauen, so hätten wohl die Dinge eine bessere Wendung genommen, als so, wo

---

*) Varchi.

) Eine nicht bekannte Thatsache ist, daß man während der Belagerung von Florenz sich um Beistand an die Türken wandte. Der Gesandte Cornara schrieb an die venetianische Signoria: „Ich will nicht ermangeln, euch mitzutheilen, daß diese Herren beständig von mir Nachrichten vom Sultan verlangen, wobei sie eine große Hoffnung auf ihn zu setzen scheinen. Gestern erhielten sie ein Schreiben von Ragusa mit der Anzeige, daß diese Macht eine große Ausrüstung zu Land und zur See vorbereitet und bereits 100 Galeeren und 100 Bombardierschiffe nach Vallona geschickt hat. Diese Nachricht hat in der ganzen Stadt große Befriedigung verursacht, so daß man fast gewiß sein kann, daß die Signoren dem Türken Mittheilung gemacht über ihre Noth; und hierüber ist mir auch von guter Seite eine vertrauliche Eröffnung zu Theil geworden.“ **Relazioni venete, ser. II, t. I, 279.

man in der Hand von Bandenführern war, zu stolz, anderen als Fürsten zu gehorchen. Die Spanier wollten in den Florentinern nicht einmal ebenbürtige Feinde anerkennen, nahmen ihre Herausforderungen nicht an und betrachteten sie, wenn sie in ihre Hände fielen, nicht als zur Auslösung berechtigte Kriegsgefangene; und so wurde Ferruccio, der bei dem unglücklichen, über das Schicksal von Florenz entscheidenden Kampfe von Gavinana verwundet in die Gewalt der Spanier fiel, von ihnen getödet. In diesem Kampfe fand übrigens auch der Prinz von Oranien seinen Tod. Die medizeische Partei benutzte die unsägliche Verwirrung und Noth in der Stadt, um einflußreiche Personen zu sich herüber zu ziehen, und Baglioni verrieth die Republik, von der er nichts mehr zu hoffen hatte. Als der Doge von Venedig den Vertrag dieses Verräthers mit dem Papste las, rief er aus: Er hat jenes Volk und jene Stadt und das Blut ihrer armen Bürger Unze um Unze verkauft und hat sich einen Hut verdient als der größte Verräther der Welt.

Florenz mußte sich nun ergeben und Sicherheit der Personen sowie die Freiheit wurden gewährt. Alsbald aber ward eine ausschließlich aus Anhängern der Medici (darunter Guicciardini und Vettori) zusammengesetzte Balia bestellt; die große Glocke, welche zum Letztenmale die Bürgerschaft zusammenberufen, um gut zu heißen, was die Sieger angeordnet, ward in Stücke gebrochen, die peinlichen Prozesse begannen, den hervorragendsten Patrioten ward der Kopf vor die Füße gelegt; Bruder Benedetto ward nach Rom geschickt, um hier von Elend und Mißhandlung nicht minder, denn von Hunger und Durst getödet zu werden*). Viele Bürger wurden verbannt, anderen ihr Vermögen eingezogen. Darauf erklärte der Kaiser, er würde Florenz die alten Privilegien wieder geben, wenn es den Bastard Alessandro (von Lorenzo dé Medici, Herzog von Urbino), dem er seine natürliche Tochter vermählt hatte, als Herzog anerkenne. Bereitwillig that dies die Balia und proklamirte den Alessandro zum erblichen Herzog von Florenz. Gleichzeitig sorgten die Führer der mediceischen Partei dafür, daß die Ueberreste der

---

*) Nichts nützte es ihm, daß er demüthig dem Papste vorstellte, er sei der Mann, falls es Sr. Heiligkeit gefalle, ihm das Leben zu lassen, ein Werk zu verfassen, in welchem er durch Stellen der heil. Schrift alle lutherischen Ketzereien klar widerlegen würde.“ Varchi, XII.

alten Freiheit allmälig verschwanden und machten in diesem Sinne (namentlich Guicciardini) dem Papste Vorschläge zu einer Reform der Verfassung, auf welche Clemens, dem nichts mehr am Herzen lag, als das Schicksal von Florenz auf's Engste mit dem seines Hauses zu verknüpfen, bereitwillig einging. Demzufolge wurde die Unterscheidung zwischen höhern und niedern Zünften aufgehoben, sowie die bisherige Grundlage für die Vertheilung der Aemter und die politische Gleichheit aller Bürger als Grundsatz aufgestellt. Damit war alle autonomische Bewegung erstickt, das Volk wurde aus Republikanern Unterthanen und dem Herzog Alessandro stand nichts mehr im Wege, ein Tyrann zu werden.

Dritter Krieg zwischen Karl V und Franz I.

Franz I, der so schmählich Italien dem eigenen Vortheile aufgeopfert, vermochte doch, aus der Bedrängniß befreit, in den Verlust des Herzogthums Mailand sich nicht zu finden. Aus Rache gegen den Kaiser lieh er den deutschen Protestanten, dem schmalkaldischen Bunde Beistand. Anderseits suchte er eine Verbindung mit Heinrich VIII und dem Papste wieder anzuknüpfen, und um letzteren von dem Kaiser zu trennen, verlangte er von ihm für seinen zweiten Sohn die Hand der Caterina dé Medici — ein für dieses Haus so glorreiches Ereigniß, daß der Papst selber nach Marseille kam, um diese Angelegenheit persönlich zu betreiben [1532] *).

*) „Schon öfter hatte Franz I dem Papst Bündniß und Blutsverwandtschaft angetragen. Clemens hatte es immer abgelehnt. In der Bedrängniß, in der er sich jetzt (zu Bologna) sah, ging er darauf ein. Man versichert ausdrücklich, der eigentliche Grund, daß Clemens dem Könige von Frankreich wieder Gehör schenkte, sei die Forderung des Conciliums gewesen. Was dieser Papst rein politischer Zwecke halber vielleicht nie wieder versucht hätte, das Gleichgewicht der beiden großen Mächte herzustellen und ihnen eine gleiche Gunst zu widmen, dazu entschloß er sich in Betracht der kirchlichen Gefahren, denen er ausgesetzt war. Kurz hierauf hielt Clemens auch eine Zusammenkunft mit Franz I. Sie fand in Marseille statt, und die engste Verbindung ward geschlossen. Ganz wie der Papst früher in den florentinischen Gefahren seine Freundschaft mit dem Kaiser dadurch befestigt hatte, daß er dessen natürliche Tochter mit einem von seinen Neffen verheirathete, so besiegelte er jetzt in den kirchlichen Bedrängnissen den Bund, den er mit Franz I einging, durch eine Vermählung seiner jungen Nichte mit dem zweiten Sohn des

Auch schickte der König einen Unterhändler, Namens Merveille, nach Mailand an den Herzog Francesco, um ihn ganz im Geheimen zu bewegen, einer anti-österreichischen Liga beizutreten. Der Herzog verschloß diesen Eröffnungen keineswegs sein Ohr, aber stets zitternd vor seinen Bedrängern glaubte er kaum einigen Grund zu haben zu der Befürchtung, seine Verhandlungen mit Frankreich möchten entdeckt sein, als er den Unterhändler greifen und unter dem Vorgeben eines Mordes hinrichten ließ (1533). Bald darauf starb er selbst, von Niemanden beweint (1535), und der Kaiser zog das Herzogthum als erledigtes Lehen ein. Aber auch Franz I trat jetzt wieder hervor mit seinen Ansprüchen, denen er im Frieden von Cambrai nur zu Gunsten Sforza's entsagt hatte, und als Repressalie für die kaiserliche Besetzung Mailands bemächtigte er sich der Güter Karls III von Savoyen, genannt der Gute, dessen Hinneigung zum Kaiser bekannt war.

Um nicht fortwährend eine große Armee unterhalten zu müssen, hatte Karl einen Bund aller italienischen Staaten, mit Ausnahme von Venedig, organisirt, welche eine Streitmacht unter dem Befehle des Leyva aufstellten, wogegen die berüchtigten und gefürchteten wilden Banden, die „Bisogni" genannt, nach Morea und Sicilien geschickt wurden. Als er von seiner Expedition nach Tunis mit Ruhm und Schulden belastet zurückkam

---

Königs. Damals hatte er die Franzosen und ihren indirekten Einfluß auf Florenz, jetzt hatte er den Kaiser und seine Intentionen bei einer Kirchenversammlung zu fürchten. Auch bemühte er sich nun nicht weiter, seinen Zweck zu verhehlen. Wir besitzen einen Brief von ihm an Ferdinand I, in dem er erklärt, mit seiner Bemühung, eine Theilnahme aller christlichen Fürsten an dem Concilium zu Wege zu bringen, sei es ihm nicht gelungen: König Franz I, den er gesprochen, halte die gegenwärtige Zeit nicht für geeignet zu einer solchen Versammlung, und sei nicht darauf eingegangen: er, der Papst, hoffe aber noch immer, ein ander Mal eine günstige Stimmung der christlichen Fürsten hervorgehen zu sehen (vom 20. März 1534. Pallavicini III, XVI, 3). Noch in seinem letzten Schreiben an die katholischen Fürsten von Deutschland hatte er die Bedingung einer allgemeinen Theilnahme wiederholt: daß er nun erklärt, eine solche nicht bewerkstelligen zu können, enthält eine unzweideutige Weigerung, jener seiner Ankündigung Folge zu geben. In seiner Verbindung mit Frankreich fand er wie den Muth, so auch den Vorwand dazu." L. Ranke, die römischen Päpste ꝛc. Bd. I.

D. V.

(1536) und vernahm, was inzwischen Franz unternommen hatte, da gerieth der Kaiser in heftigen Zorn, erneuerte seine Herausforderung an den König und erklärte, er wolle denselben zum ärmsten Edelmanne in seinem Lande machen. Auch ließ er es nicht bei der bloßen Drohung bewenden, sondern sammelte in Lombardien deutsche, spanische und italienische Kriegsvölker, um in Frankreich einzufallen, dessen große Baronien, des Sieges gewiß, er bereits unter seine Günstlinge vertheilte, während er dem Paul Joon bemerkte: Halte deine goldene Feder bereit, denn ich werde dir Stoff genug zum Schreiben liefern. Dagegen antwortete ihm ein französischer Gefangener, wie viel es Tagmärsche seien von der Gränze bis nach Paris: Nur zwölf, aber zwölf Schlachttage. Da die Astrologen verkündigt hatten, Leyva sei zur Eroberung Frankreichs bestimmt, vertraute ihm der Kaiser, wider die Ansicht seiner erfahrensten Rathgeber, die Führung des in die Provence einfallenden Heeres. Dasselbe fand das Land verödet, die Vesten abgetragen, die Lebensmittel vernichtet; da mußten die Kaiserlichen, vom Hunger aufgerieben — „nachdem sie erfahren, was es heiße, mit Franzosen in ihrem Lande, ihre Weiber, Kinder, Heerde, Kirchen vertheidigend, zu thun zu haben" *) — die Belagerung von Marseille aufgeben und mit einem Verlust von 25,000 Mann — auch ihr Feldherr war gestorben — verfolgt von der Rache der Landleute über Genua und Barcelona zurückkehren.

Nicht minder unglücklich waren die Waffen des Kaisers in den Niederlanden; in Ungarn und in Unteritalien waren die Türken eingefallen. Unter diesen kritischen Verhältnissen vermittelte der neue Papst Paul III aus dem Hause Farnese — der dem am 25. September 1534 gestorbenen Clemens VII am 13. Oktober d. J. gefolgt war**) — einen Waffenstillstand (1538).

---

*) Du Bellay.

**) Das letzte Lebensjahr von Papst Clemens war noch durch den Abfall Heinrichs VIII vom heil. Stuhle wegen der versagten Scheidung verbittert worden, während Franz I für seinen erneuten Einfall in Italien sich auf die Genehmigung des Papstes berief und der Kaiser bei demselben immer nachdrücklicher auf die Berufung eines Konzils drang. Dazu kam, daß seine Neffen über die Herrschaft in Florenz in wilde Feindschaft geriethen. Kummer und Qual über alle dieses beschleunigten seinen Tod. — „Vielleicht besser (als Leo), auf jeden Fall fehlerfreier, thätiger, und im Einzelnen selbst scharfsinniger, aber in alle seinem Thun

Der Kaiser, obgleich er über die amerikanischen Bergwerke verfügte, befand sich in steter Geldnoth; die spanischen Kortes bewilligten ihm keine Subsidien; Gent zog die Empörung der Unterwerfung unter eine Steuer vor, und die unregelmäßig bezahlten kaiserlichen Truppen versagten den Gehorsam. Karl V nahm daher gerne den zu Nizza auf 10 Jahre geschlossenen Waffenstillstand an, welcher jeden Theil in seinem faktischen Besitz ließ.

Die beiden Monarchen, welche mit äußerster Erbitterung die schwersten Anschuldigungen, sogar die Vergiftung des Dauphins, einander zugeschleudert hatten, hatten nun zu Aigues-Mortes eine mehrtägige Zusammenkunft auf dem freundlichsten Fuße. Darauf schlug Karl, um für die Unterwerfung Gents keine Zeit zu verlieren, den kürzesten Weg durch Frankreich ein. Der König hätte jetzt für seine Haft zu Madrid Rache nehmen oder dem Gegner vortheilhafte Zugeständnisse abnöthigen können; Karl befürchtete auch etwas dergleichen und bereute bereits das bewiesene Vertrauen: allein Franz dachte doch nicht niedrig genug, dieses Vertrauen zu mißbrauchen *). In der Hauptstadt, deren Schlüssel ihm die Pariser entgegentrugen, mit königlichen Ehren empfangen, benahm sich dagegen der Kaiser mit größerer Feinheit als Redlichkeit. Die Geliebte des Königs, die Herzogin d'Estampes,

---

und Lassen unglückselig war Clemens. Wohl der unheilvollste aller Päpste, die je auf dem römischen Stuhle gesessen. Der Ueberlegenheit feindlicher Kräfte, die ihn von allen Seiten bedrängte, trat er mit einer unsichern, von den Wahrscheinlichkeiten des Augenblicks abhängigen Politik entgegen, die ihn vollends zu Grunde richtete. Die Versuche, eine selbstständige weltliche Macht zu bilden, denen sich seine namhaftesten Vorgänger hingegeben, mußte er zu einem ganz entgegengesetzten Erfolge umschlagen sehen: er mußte sich darein finden, daß die, denen er Italien entreißen wollte, ihre Herrschaft daselbst auf immer befestigten. Der große Abfall der Protestanten entwickelte sich unaufhaltsam vor seinen Augen: welches Mittel er auch wider denselben ergreifen mochte, sie trugen alle zu seiner Ausbreitung bei. In Reputation unendlich herabgekommen, ohne geistliche, ohne weltliche Autorität hinterließ er den päpstlichen Stuhl." Ranke, a. a. O. D. V.

*) Sein Hofnarr Triboulet pflegte sich die Namen aller Narren, die ihm aufstießen, in ein Verzeichniß einzutragen. Jetzt notirte er sich den Namen des Kaisers. Da der König den Grund hievon wissen wollte, erklärte Triboulet: er thue dies, weil der Kaiser den Zug durch Frankreich wage. „Aber wenn ich ihn ziehen lasse, ohne ihm etwas anzuhaben?" — „Dann streiche ich seinen Namen aus und schreibe dafür den deinen hin."

überreichte ihm einen kostbaren Ring, den er vom Finger fallen ließ, er aber wies ihn mit den Worten zurück: „Er befindet sich in zu schönen Händen." Dem Marschall Anne de Montmorency gab er sein Wort, er werde das Herzogthum Mailand einem Sohn des Königs verleihen, aber die Angelegenheit möge, so lange er sich in Frankreich befinde, nicht zur Sprache kommen. Man glaubte ihm und der französische Hof begleitete ihn bis nach St. Quentin. Als jedoch der König hier den Vollzug des Versprechens verlangte, verweigerte es der Kaiser und schlug statt dessen vor, die Niederlande seiner Tochter Maria abzutreten und diese mit dem zweiten Sohne des Königs zu vermählen; mit Mailand aber belehnte er seinen eigenen Sohn Philipp.

Da entschloß sich Franz zur Wiederaufnahme des Krieges (1541); er schickte Gesandte ab, um die Bündnisse mit der Türkei und Venedig neu zu befestigen; zwar wurden diese Gesandten unterwegs ermordet, jedoch ihre Papiere gerettet. Plötzlich wurde Karl von drei Armeen zugleich angegriffen, von Perpignan her, in Artois und im Luxemburgischen, während die türkische Flotte Nizza bedrohte. Zu Cerisoles lieferte (1544, 11. April) der Herzog von Enghien die erste Schlacht im ganzen jetzt achtjährigen Verlauf des Krieges und die von Franz geschaffene Infanterie bewährte sich mit Ehren; die Kaiserlichen erlitten eine schwere Niederlage, das ganze Montferrat ward erobert und auch das Mailändische hätte besetzt werden können, wenn Franz nicht für die eigenen Staaten gefürchtet hätte.

Wirklich sah die Christenheit mit tiefer Entrüstung den Halbmond vereinigt mit den Lilien *); Heinrich VIII und Deutschland erklärten sich gegen Frankreich, das von Lothringen her und in Calais überfallen wurde; und die Invasionsarmee zog gegen Paris, das nur dem gewöhnlichen Mangel an Geld und Lebensmitteln bei dem Feinde seine Rettung verdankte.

Friede von Crespy.

Unter diesen Umständen bot Franz die Hand zum Frieden, welcher (1544, 18. September) zu Crespy zu Stande kam. Der König entsagte hier den Ansprüchen auf Neapel und Mailand, trat Flandern und Artois wieder ab und ver-

*) Der Herzog von Savoyen ließ Münzen prägen mit der Inschrift: Nicea a Turcis et Gallis obsessa.

pflichtete sich zur Herausgabe der seit dem Waffenstillstande von Nizza besetzten savoyischen Gebietstheile, während der Kaiser seinerseits Burgund abtrat. Heinrich VIII führte den Krieg gegen Frankreich noch weiter, bis er (1546) Boulogne als Pfand erhielt für die ihm zu bezahlenden zwei Millionen Entschädigung. Damit hatte endlich der stets wieder auflebende Kampf zwischen Karl V und Franz I sein Ende erreicht, nachdem er zuletzt noch Europa der Gefahr eines Einfalles der Osmanen ausgesetzt hatte, ohne daß der Eine oder der Andere den geringsten Nutzen zog aus den langjährigen schweren Leiden der Völker. Indem es den Ansprüchen auf Italien entsagte, gewann Frankreich an nationaler Kraft. Karl V hatte allerdings die Genugthuung, seinen Gegner als Gefangenen und Bittenden zu erblicken, aber er hatte doch der Integrität seines Reiches nichts anhaben können, während dessen Widerstand seine eigenen großartigen Entwürfe durchkreuzte. Als Franz I bald darauf starb, war der Kaiser ernstlich mit den deutschen Angelegenheiten beschäftigt; indessen glimmte das Feuer des Nationalhasses unter der Asche fort und sollte bald wieder in helle Flammen ausbrechen.

Vier große Kriege hatten Italien vollständig erschöpft. Der erste, von Karl VIII herbeigeführte, entwickelte nur die ränkevolle Politik und offenbarte die Kraft der Einigkeit sowohl wie die Unmöglichkeit, sie zu erhalten. Der zweite, zwischen Hernando dem Katholischen und Ludwig XII zerstörte das Gleichgewicht und das künstliche Getriebe der politischen Maschine, indem er die schönsten Provinzen in die Gewalt der Fremden lieferte. Der Krieg zwischen Franz I und Karl V endlich unterwarf die ganze Halbinsel dem spanischen Einfluß, und dem Sieger blieb nur noch die zerrissene Beute zu theilen. Erst im letzten Kriege ward auch Piemont von Franzosen und Kaiserlichen heimgesucht, litt aber um so schrecklicher.

Alessandro Medici.

Alessandro erwarb sich zwar um Florenz insofern ein gewisses Verdienst, als er es von der gefürchteten Fremdenherrschaft befreite, aber er bewies sich als Regent nicht besser, als seine ausschweifende Jugend hatte erwarten lassen. Durch Fremde zum Herrscher gemacht, seine Unterthanen als Feinde betrachtend, verachtend die Feigen, welche seinetwegen die konstitutionellen Schranken niedergeworfen hatten, von Speichelleckern umgeben,

ließ er dem ganzen Uebermuth des zweiundzwanzigjährigen Jünglings die Zügel schießen. Eine Zwingburg erbauend und den Besitz von Waffen bei Todesstrafe untersagend, legte er es durch ein ausgebildetes Spionirsystem und durch Verhängungen von Todesstrafen auf bloßen Verdacht hin darauf an, die dem toskanischen Charakter eigenthümliche heitere Lebensauffassung in trübe Gedrücktheit und düstere Beargwöhnung zu verkehren. Künste und Wissenschaften, worin die Florentiner ihre eigentliche Bedeutung suchten, schätzte er gering. Dabei war er ein Lüstling, auf welchen das Glück der Familien, die Heiligkeit der Ehe oder der klösterlichen Gelübde keinen Eindruck machte, der schamlos alle Gesetze der Ehre und der Natur mit Füßen trat. Daß seine Höflinge und Soldaten sich beeiferten, solch edlem Beispiele zu folgen, begreift sich.

Da sein Vetter, der Cardinal Ippolito, auf gewisse Ehrenvorrechte Anspruch machte, entledigte sich der Herzog seiner durch Gift; Filippo Strozzi, Neffe Lorenzo des Prachtliebenden, ebenso tapferer Kriegsmann als gewandter und erfahrener Diplomat, ein Muster von Gelehrsamkeit und feiner Sitte, dabei der reichste Privatmann in Europa, hatte sich dem Herzog ganz ergeben gezeigt und aus Schwäche oder Ehrgeiz weit mehr in dessen Interesse, als er vor seinem Gewissen verantworten konnte: zum Lohn dafür betrachtete ihn der Herzog mit Mißtrauen, suchte ihn sogar in der Person seiner Tochter zu entehren, und da ihm dies nicht gelang, vergiftete er sie, so daß Strozzi mit seiner Familie nach Frankreich entfloh. Nach dem Tode Clemens VII wandten sich Strozzi und die übrigen sehr zahlreichen Verbannten in ihrem und des Vaterlandes Namen klagend an Paul III, den Gegner ihres Bedrängers; zugleich legten sie dem Kaiser eine Darlegung über das schändliche Treiben des Herzogs und ihr Elend vor, das Gold nicht sparend, um des Kaisers Umgebung sich günstig zu stimmen (1535). Karl erkannte die Gerechtigkeit ihrer Klagen an, aber bei seiner unüberwindlichen Abneigung vor einer guelfischen Republik, ließ er es bei den Entschuldigungen des Tyrannen bewenden, welche sich auf die infame Beredsamkeit Guicciardini's stützten und durch ein Geschenk von 400,000 Goldgulden sowie die Heirath des Herzogs mit einer natürlichen Tochter des Kaisers bekräftigt wurden. Während daher die Verbannten die ihrem Vaterlande „im Jahr 1530 verheißene Wiederherstellung der vollen Freiheit" verlangten, bot

ihnen der Kaiser einige unerhebliche und zudem durch nichts verbürgte Zugeständisse an.

Ganz plötzlich aber bewirkte eine That der Rache, unerwartet in Bezug auf den Thäter, eine Veränderung, wenn auch kaum eine Besserung in den trostlosen Verhältnissen. Es gab zwei Zweige der nicht patrizischen Medici; dem einen gehörte Cosmo, dem andern Lorenzino an, ein unterrichteter, aber sittenloser und durch Wohlleben verwöhnter Jüngling, nicht blos der Gefährte und Vertraute, sondern auch der Spion und Kuppler des Herzogs. War es nun Eifersucht, Ruhmsucht und Ehrgeiz, oder auch ein edleres Gefühl der Scham, er faßte den Entschluß zu einer That, die er im Sinne der Alten, mit denen er sich gerne beschäftigte, beurtheilte. Bereits zu Rom hatte er Bildsäulen alter Tyrannen zerstört, weshalb ihn Papst Clemens bald an den Galgen geschickt hätte. Darauf wollte er den Papst ermorden; dies unterließ er, aber den Plan zur Ermordung des Herzogs führte er aus. Unter irgend einem Vorwande lockte er ihn in sein Zimmer und ließ ihn da von einem ihm ganz ergebenen Helfershelfer, den er einst vor der drohenden Hinrichtung gerettet hatte, erdolchen (1537, 6. Januar). Der Meuchler hatte sich Niemanden vertraut, unterhielt keine Verbindung mit den Verbannten, versuchte nicht das Volk aufzuwiegeln. Nach vollbrachter That floh er nach Venedig, von wo er eine pomphafte Ruhmrede auf sich selber einschickte. Aber nur die Verbannten priesen ihn als einen zweiten Brutus, im Ganzen aber faßte die öffentliche Meinung seine That als einen Ausfluß der Eitelkeit auf, und ruhelos irrte er umher, bis einige Mörder in Venedig den auf seinen Kopf gesetzten Preis verdienten.

Nach dem unerwarteten Tode des Herzogs erhoben zwar die Piagnoni das Haupt wieder, aber es fand sich keiner, der Muth oder Geschick genug gehabt hätte, den günstigen Augenblick zu benutzen. Die Verbannten waren nicht in der Lage, nicht vorbereitet, etwas zu unternehmen, und Cardinal Cibo, des Alessandro Minister, fand Zeit, um die nöthigen Maßregeln gegen einen Handstreich zu treffen. Unter dem Eindruck einer Rede des Guicciardini und der drohenden Haltung der herzoglichen Leibwache beschloß die große Rathsversammlung, dem ermordeten Fürsten einen Nachfolger zu geben. Es war dies der oben erwähnte Cosmo oder Cosimo, Sohn des Giovanni (Anführers der schwarzen Banden), ein siebenzehnjähriger, sonst gut-

gearteter Jüngling. Man schrieb ihm zwar beschränkende Bedingungen vor, so daß er theoretisch ungefähr die Machtvollkommenheit des Dogen von Venedig hätte haben sollen, aber da man die Verfügung über die ganze Kraft des Landes in seinen Händen ließ, bewahrheitete sich nach kaum einem Monate schon des Benvenuto Cellini*) Prophezeiung: daß dem, der Herr über dieselben ist, die Gesetze kein Zügel sein können.

Indessen hatten sich die Verbannten gesammelt und zogen gegen Florenz. Filippo Strozzi, der unzweifelhaft selber nach der Herrschaft trachtete, auf die Unterstützung der Franzosen vertrauend sowie auf seine Verbindung in Florenz, griff mit einem starken Söldnerhaufen Pistoja an, wo sich fortwährend die guelfischen Cancellieri und die ghibellinischen Panciatichi um die Gewalt stritten. Vitelli aber, der Hauptmann der herzoglichen Leibwache, überfiel jenen Heerhaufen bei Montemurlo, nahm die Führer gefangen und zerstreute die Uebrigen. Die Folter und das Henkerbeil wütheten furchtbar unter den Republikanern, bis das Blutbad dem Volke unerträglich geworden. Vitelli erhielt zum Lohne für seine Dienste ein Leben vom Kaiser. Derselbe ließ den Strozzi, trotz der Verwendung Frankreichs und des Papstes, zum Strange verurtheilen, aber da ihm durch die Folter das Geständniß seines Einverständnisses mit Lorenzino erpreßt werden sollte, schnitt er sich die Gurgel ab und schrieb mit seinem Blute: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor**). Sein Sohn Piero entkam mit vielen tapfern Italienern nach Frankreich, wo er ein berühmter Marschall ward***).

---

*) In dessen Leben.

**) Er hinterließ das für jene Zeit ungeheure Vermögen von 300,000 Goldgulden in Gold, 200,000 in liegenden Gründen, ferner einen Schatz an Edelsteinen.

***) „Le seigneur Strozzi quitta l'Italie, et vint trouver le roy au camp de Marole avec la plus belle compagnie qui fût jamais vue de deux cents arquebusiers à cheval, les mieux dorés, les mieux montés, le mieux en point qu'on eût su voir, car il n'y en avoit nul qui n'eût deux bons chevaux qu'on nommoit cavalins, qui sont de légère taille, le morion doré, les manches de maille, qu'on portoit fort alors, la plupart toutes dorées, ou bien la moitié, les arquebuses et fourniments de même, ils alloient souvent avec les chevaux légers et coureurs, de sort qu'ils faisaient rage: quelquefois ils se servoient de la pique, de la bourghignote et du corselet doré, quand il en faisoit besoin; et qui plus est, c'étoient tous vieux capitaines et

Der Kaiser erkannte den Cosimo als rechtmäßigen und erblichen Herzog von Florenz an, während er die Familie des Mörders seines Vorgängers der Ansprüche auf die Regierung für alle Zeit verlustig erklärte. Es währte nicht lange, so ereilte Guicciardini, Acciajoli und die anderen Ränkeschmiede durch seine Undankbarkeit die ihnen von der öffentlichen Verachtung schon längst gewünschte Vergeltung. Cosimo herrschte ganz unbeschränkt und war stark genug, obgleich auf sein Verlangen die spanische Besatzung aus den Vesten zurückgezogen worden, die toskanischen Küsten gegen die Ueberfälle der Türken erfolgreich zu vertheidigen.

Lucca.

Daß Lucca und Siena noch ihre Freiheit behaupteten, mußte dem Herzog ein Dorn im Auge sein, jedoch durfte er mit offener Gewalt nichts gegen sie unternehmen, weil sie unter dem Schutz des Kaisers standen. Da faßte aber der lucchesische Venner Burlamachi den kühnen Gedanken einer italienischen Liga, um das Joch der Fremden abzuschütteln und — im Sinne der lutherischen Lehren, die in Lucca Boden gefaßt hatten — den Papst seiner weltlichen Besitzungen zu berauben. Cosimo jedoch erhielt durch Verrath Kunde von diesen schon fast bis zur Ausführung gediehenen, auch durch das Geld der Strozzi unterstützten Plänen und beeilte sich dem Kaiser davon Anzeige zu machen. Burlamachi mußte ausgeliefert werden und starb durch Henkershand, während Lucca zwar seine Selbstständigkeit behielt, aber mit einer aristokratischen, statt, wie bisher, mit einer demokratischen Verfassung (1556).

Siena.

In Siena regierte Alfonso Piccolomini als des Petrucci Nachfolger, aber in so tyrannischer Weise, daß der Kaiser seinen Minister Granvella schickte zur Reformirung der

soldats bien aguerris sous les bannières et ordonnances de ce grand capitaine Jeannin de Medicis, qui avoient quasi tous été à lui, tellement que, quand il falloit mettre pied à terre, on n'avoit besoin de grand commandement pour les ordonner en bataille, car d'eux-même se rangeoient si bien qu'on n'y trouvoit rien a redire etc. Brantôme, Vie de Pierre Strozzi.

Republik. Derselbe gab ihr eine oligarchische Verfassung und stellte dieselbe unter den Schutz einer kaiserlichen Besatzung (1541), für welche eine Zitadelle erbaut ward. Der kaiserliche Feldhauptmann war hier Diego Hurtado de Mendoza, der erste spanische Geschichtschreiber. Während nun aber Cosimo Siena für sich und der Papst es für seinen Neffen wünschte, warfen sich die Sienesen, nach vergeblichen Versuchen, die Republik wieder herzustellen, Frankreich in die Arme. Dieses, bereits wieder mit dem Kaiser im Kriege, schickte, auf Betreiben des Marschalls Strozzi, Fahrzeuge, die im Vereine mit türkischen Galeeren die Küsten und nahen Inseln verheerten. Gleichzeitig brach in der Stadt ein Aufstand aus, der es den Franzosen möglich machte, dieselbe einzunehmen und die Zitadelle zu zerstören. So hatten mit Einemmale diese Sienesischen Händel sich zu einem Kriege zwischen Franzosen, Deutschen, Spaniern, Päpstlichen und Türken erweitert. Cosimo, der zwar die Franzosen haßte, aber die Spanier fürchtete, suchte diese Wirren zu benutzen, machte die Erstern und die Sienesen durch einen Vertrag sicher und sammelte ein Heer, dessen Führung er dem Gian Giacomo dé Medici gab, welcher in den lombardischen Kriegen sich hervorgethan und, vom Kaiser zum Markgrafen von Marignan erhoben, im letzten Kriege den Kaiserlichen großen Beistand geleistet hatte. Dieser griff nun (1553), verstärkt durch deutsche und spanische Truppen, unter dem Vorgeben, die Franzosen vertreiben zu wollen, das dessen nicht gewärtige Siena an. Trotzdem vertheidigten sich die Sienesen mit dem Muthe der Verzweiflung, so daß in diesem Kampfe wenigstens 50,000 Menschen umkamen und diese einst reich bevölkerten, blühenden Gegenden in die öden Maremmen verwandelt wurden, welche noch jetzt dem Reisenden ein so trostloses Bild darbieten.

Piero Strozzi, der herbeigeeilt war, um mit den letzten freien Männern Italiens zu kämpfen, wobei er freilich nicht minder arg hauste als der Feind, wagte einen Angriff auf Florenz, aber unzureichend von Frankreich unterstützt*), in dem verwüsteten Lande der Lebensmittel entbehrend, endlich bei Lucignano geschlagen (1553), mußte er das Feld räumen. Nach Frankreich

---

*) Welches übrigens den Sienesen eine grüne Standarte mit der Dante'schen Inschrift: Libertà vo cercando ch'è sì cara, geschickt hatte.

zurückgekehrt, nahm er Calais den Engländern und ward vor den Mauern Thionville's von einer Kanonenkugel getödet.

Jeden Zollbreit Landes mit Blut erkaufend, rückten die Feinde bis vor die Mauern von Siena, welches, obgleich die Zahl seiner Bürger von 30,000 auf 10,000 zusammenschmolz, mit Hülfe der französischen Besatzung unter Montluc und begeistert von einer Vaterlandsliebe, welche auch die Frauen auf die Mauern und Wälle trieb, sich standhaft und ruhmreich vertheidigte, bis der Hunger zur Annahme günstig gestellter Uebergabsbedingungen zwang. Es waren dieselben, welche Florenz 25 Jahre früher angenommen hatte, und wie damals wurden sie auch jetzt nicht gehalten. Die französische Besatzung wich einer spanischen und zu Montalcino behaupteten sich einige Führer, bis auch diese der Friede von Chateau-Cambresis (1559) Florenz unterwarf. Aber wenn nun auch Cosimo die Unterwerfung Siena's, welche ihm so sehr am Herzen gelegen, erreicht hatte, so konnte er doch nicht verhindern, daß Philipp II es besetzte, es ihm erst dann abtrat, als er seines Beistandes bedurfte, und zwar zu Bedingungen, welche Toskana in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß zu Spanien brachten. Dieses behielt für sich die Hafenplätze Orbitello, Talamone, Portercole, Monteargentaro und Santo Stefano, die sogenannten Presidien, durch welche Siena vom Handel und vom Meere ausgeschlossen ward.

Den italienischen Freistaaten, welche eine so großartige Rolle im Mittelalter spielten, war von der neueren Zeit der Untergang geschworen. Es bestanden nur noch Venedig, welches die Christenheit vor dem Islam schützte, und Genua, das von Andrea Doria eine neue Verfassung erhalten.

Genua.

Außerdem, daß, „wie im Allgemeinen alle italienischen Staaten"*), Genua in eine guelfische und eine ghibellinische Partei zerfiel, so theilte es sich noch in Edle und Nicht-Edle (popolani); letztere bestanden aus Bürgern und Plebejern, und die Bürger wieder aus Kaufleuten und Handwerkern. Alle edlen wie bürgerlichen Familien, welche in der Geschichte der Republik irgend wie Bedeutung gehabt, hatten sich in Genossenschaften (alberghi) zusammengethan, deren Mitglieder den nämlichen Beinamen führten, obgleich keine Bande des Blutes, sondern lediglich die ge-

---

*) Varchi.

meinsamer Interessen oder Parteibeziehungen sie mit einander verbanden. Die guelfische Partei war im Verlauf der Zeit der ghibellinischen, an deren Spitze die Häuser Adorni und Fregosi standen, unterlegen und von allen Magistraturen ausgeschlossen worden. Um so enger hatte aber dieselbe sich unter einander verbunden und damit innerlich sich gekräftigt, während unter den gegnerischen Alberghi aufreibende Nebenbuhlerschaften herrschten. Dazu kam noch, daß der von außen geübte Druck die Parteien einander näher brachte. Somit vermochten die Guelfen als Grundlage der neuen Verfassung durchzusetzen, daß alle alten besitzenden Familien, die Guelfen wie die bisher politisch bevorzugten Ghibellinen und Popolanen, das Vollbürgerrecht haben und den Adel bilden sollten unter der Bezeichnung Edelleute (gentiluomini), welcher Titel jetzt, unter dem spanischen Einfluß, nachgerade höher geschätzt ward als der ehrwürdige Titel eines Bürgers. Jede Familie, mit sechs offenen Häusern in der Stadt, sollte einen Albergho bilden, gleichsam als Kern, um welchen die minder bedeutenden Familien sich schlössen. Um die alten Parteibeziehungen aufhören zu lassen, mischte man in den 28 vollberechtigten Alberghi Edle und Bürger, Guelfen und Ghibellinen.

In dieser Verfassung waren dem niederen Volke der Stadt und Landschaft keinerlei politische Rechte eingeräumt, aber obgleich somit die Republik eine aristokratische Grundlage erhielt, war hier das Volk doch niemals so völlig bedeutungslos, wie in Venedig, bewahrte darum mehr Lebenskraft als letztere Republik, wie sich noch zwei Jahrhunderte später zeigte. Uebrigens hat die neue Verfassung doch nicht vermocht, den Zwiespalt zwischen Edlen und Bürgerlichen völlig auszugleichen, und bald waren die Zerwürfnisse zwischen dem alten und dem neuen Adel, sowie zwischen der Aristokratie und dem Volke so bedenklich geworden, daß sich die Nothwendigkeit ergab, die Namen der Alberghi aufzuheben und die alten Familiennamen wieder herzustellen (1576).

Zum ersten Dogen unter der neuen Verfassung ward Oberto Lazario Cattaneo gewählt (1528), da Doria die auf ihn gefallene Wahl nicht annahm. Thatsächlich aber war letzterer das eigentliche Haupt der Republik, welche ihm so viel verdankte. Er unterhielt im Hafen seine eigene Flotte und auf dieser wie als Leibwachen seine eigenen Soldaten. Diese Ausnahmestellung erregte jedoch, wie er sie nicht mißbrauchte, auch kein Mißtrauen gegen ihn persönlich, wohl aber war ein solcher Mißbrauch und

eine ernstliche Gefährdung der Republik von seinem Neffen und Erben Giannettino zu fürchten, einem tüchtigen Seemann, aber dabei hochmüthig, sittenlos, hinter das Ansehen des ehrwürdigen Oheims sich bergend, um seine Leidenschaften zu befriedigen. Diese Sachlage benutzte der äußerst ehrgeizige Gian Luigi Fiesco, Graf von Lavagna, zudem ein persönlicher Feind des jungen Doria, um im Einverständniß mit Frankreich, dem Papste und dem Herzog von Parma zunächst die genuesische Verfassung und weiterhin die kaiserliche Suprematie in Italien zu stürzen. Die Verschwörung brach aus (1547, 1. Januar); Giannettino ward getödet, aber auch Fiesco fand im nächtlichen Tumulte durch Zufall den Tod im Hafen, worauf seine Anhänger und die angeworbenen Soldaten sich zerstreuten und der alte Andrea, nicht ohne blutige Strenge, Ruhe und Ordnung wieder herstellte.

Paul III.

Papst Paul III war ein hartnäckiger und entschiedener Gegner des Herzogs Cosimo, weil er darnach trachtete, Toskana oder doch einen Theil davon dem Sohne Pier Luigi oder dem Enkel Ottavio zuzuwenden. Letzteren vermählte er mit des Alessandro ehrgeiziger Wittwe, Margaretha, der natürlichen Tochter Karls V, und verlieh ihm erst das Herzogthum Castro und Nepi, dann das Herzogthum Camerino, welches den Herzogen von Urbino, die es durch Heirath erworben, entzogen wurde. Den schamlos lüderlichen Pier Luigi ließ er von Venedig zum Nobile, vom Kaiser zum reich dotirten Markgrafen von Novara machen, er selbst erhob ihn zum Venner und Oberfeldherrn, obgleich dieser Farnese wohl groß als Lüstling und Verschwender, aber nicht als Krieger war und der Papst die Hülfsquellen des Staates erschöpfen mußte, um seiner maßlosen Ueppigkeit die Mittel zu schaffen. Unzufriedenheit war die Folge hievon; das empörte Perugia ward mit blutiger Strenge zum Gehorsam zurückgeführt, über die Colonna Güter-Konfiskation verhängt (1540).

So gewandt und berechnet auch die Politik Pauls III war, so gelang es ihm doch nicht, für sein Haus Siena oder Mailand, wie er lebhaft wünschte, zu erwerben. Er schrieb dies Mißlingen seiner Pläne dem Bündniß mit dem Kaiser zu, und sprach nun geradezu aus, wie Geschichte und Erfahrung lehrten, daß dem

heil. Stuhle, um mächtig zu sein, das Bündniß mit den Franzosen nothwendig sei, — während Karl es höchst ungern sah, daß der Papst seinem Sohne Parma und Piacenza mit dem Herzogstitel zuwandte*). Diese Städte hatten zum Herzogthum Mailand

*) Paul III wollte überhaupt nie dafür gelten, daß er unbedingt für den Kaiser sei. „Er wünscht vielmehr mit Franz I in ein nicht minder nahes Verhältniß zu treten. Auch ging der König darauf ein und versprach ihm zu Nizza einen Prinzen von Geblüt, den Herzog v. Vendome, für seine Enkelin Vittoria. In dieser Verbindung mit den beiden größten Häusern der Welt fühlte sich Paul III glücklich; er war sehr empfänglich für die Ehre, die darin lag; er sprach davon in dem Konsistorium. Auch die friedenstiftende, vermittelnde Stellung, die er zwischen den beiden Mächten einnahm, schmeichelte seinem geistlichen Ehrgeiz. — Nicht ganz so günstig aber entwickelten sich diese Angelegenheiten weiter. Es fehlte viel, daß man den Osmanen etwas abgenommen hätte: Venedig mußte sich zu einem ungünstigen Frieden verstehen. Jenes persönliche Versprechen nahm Franz später zurück: und obwohl der Papst niemals die Hoffnung fallen ließ, eine Familienverbindung mit den Valois wirklich durchzusetzen, so zog sich die Unterhandlung in die Länge.... Früher hatte er immer unter seinen Freunden laut ausgesprochen, und selbst dem Kaiser zu verstehen gegeben, Mailand gehöre den Franzosen und sei ihnen von Rechtswegen zurückzustellen. Allmälig ließ er diese Meinung fallen... Es schien dem Papst kein unebener Ausweg, wenn es (Mailand) seinem Enkel, dem Schwiegersohn des Kaisers, übertragen würde. Schon bei früheren Missionen hatte er darauf hingedeutet. Bei einer neuen Zusammenkunft, die er mit dem Kaiser 1543 zu Busseto hielt, ist es förmlich in Antrag gekommen. Sehr weitaussehend waren die Gedanken des Papsts, wenn es wahr ist, daß er auch an eine Vermählung seiner Enkelin mit dem Erben von Piemont und Savoyen gedacht hat, so daß seine Enkel zu beiden Seiten des Po und zu beiden Seiten der Alpen geherrscht haben würden. Ueber Mailand wurde in Busseto alles Ernstes unterhandelt, und der Papst hegte die lebhaftesten Hoffnungen. Ich finde: die Unterhandlung sei an einigen allzustarken Forderungen des Kaisers gescheitert. Doch ist es schwer zu glauben, daß der Kaiser ein so bedeutendes, wohlgelegenes Fürstenthum jemals um welchen Preis auch immer, fremdem Einfluß zu überlassen geneigt gewesen ist. Denn ohnehin war die Stellung, welche sich die Farnese gegeben, für ihn voll Gefahr. Von den italienischen Provinzen, die Karl beherrschte oder auf die er Einfluß hatte, war keine, wo die bestehende Regierung nicht durch Gewalt hätte gegründet oder wenigstens befestigt werden müssen. Allenthalben, in Mailand wie in Neapel, in Florenz, Genua, Siena gab es Mißvergnügte, deren Partei unterlegen: Rom und Venedig waren voll von Ausgewanderten. Die Farnesen ließen sich durch ihr nahes Verhältniß zu dem Kaiser nicht abhalten, sich mit

gehört, bis Leo X sie sich abtreten ließ; es begreift sich daher, daß der Kaiser sie mit Verdruß in andern Händen sah. Es nährte diesen Verdruß Ferrante Gonzaga, Statthalter von Mailand, aus persönlichem Haß gegen diesen Papst; dieser dagegen hatte, um dem Kaiser Schach zu bieten, sich in die Verschwörung des Fiesco eingelassen, und als er die Nachricht von deren Mißlingen erhielt, rief er aus: Gott hat gewollt, daß dieser Kaiser in allem erfolgreich ist zum Schaden der Kirche und der ganzen Christenheit!*) In derselben Zeit bildete sich, wohl nicht ohne Zuthun der kaiserlichen Partei, eine Verschwörung von ghibellinischen Edelleuten in Piacenza gegen das Leben des Pier

---

diesen zwar unterdrückten, aber durch Bedeutung ihrer Oberhäupter, Reichthum und Anhang noch immer mächtigen Parteien zu verbinden. An der Spitze der Sieger stand der Kaiser: die Geschlagenen suchten bei dem Papst eine Zuflucht. Unzählige geheime Fäden verknüpften sie unter einander: mit Frankreich blieben sie immer in sichtbarem oder unsichtbarem Zusammenhang; immer neue Pläne und Unternehmungen gaben sie an die Hand. Bald betrafen dieselben Siena, bald Lucca, bald Genua. Wie oft suchte der Papst auch in Florenz Fuß zu fassen, Eingang zu gewinnen! An dem jungen Herzog Cosimo fand er aber ganz den Mann, der ihm Widerstand leisten konnte. Mit herbem Selbstgefühl drückt sich Cosimo darüber aus. „Der Papst, sagt er, dem so viele Unternehmungen glücklich gelungen sind, hat keinen lebhafteren Wunsch übrig, als auch in Florenz etwas zu vermögen, als diese Stadt dem Kaiser zu entfremden: aber mit diesem Wunsche soll er in die Grube fahren." — In gewisser Hinsicht stehen Kaiser und Papst einander noch immer als die Häupter zweier Faktionen gegenüber. Hat der Kaiser seine Tochter in das Haus des Papstes vermählt, so hat er es nur gethan, um ihn damit im Zaum zu halten, um, wie er selbst sagt, den bestehenden Zustand in Italien zu behaupten. Sein Haus möchte er zugleich im Schutze des Kaisers und durch die Beihülfe der Gegner desselben erhöhen. In der That gibt es noch eine ghibellinische und eine guelfische Partei. Jene hält sich noch immer zu dem Kaiser, diese noch immer zu dem Papst.... Noch einmal faßten die italienischen Faktionen einander ins Angesicht. Sie standen einander um so schroffer gegenüber, da die beiden Oberhäupter nunmehr offen entzweit waren. Auf der einen Seite die Governatoren in Mailand und Neapel, die Medici in Florenz, die Doria in Genua: als ihr Mittelpunkt kann Don Diego Mendoza, kaiserlicher Botschafter zu Rom, angesehen werden: — auf der andern der Papst und die Farnesen, die Ausgewanderten und Mißvergnügten, eine neugebildete orsinische Partei, die Anhänger der Franzosen." Ranke, a. a. O., I. D. B.

*) Segni.

Luigi Farnese, welche die Welt von diesem Ungeheuer befreite (1547). An demselben Tage ward Piacenza von Gonzaga besetzt, aber Ottavio Farnese, des Ermordeten Sohn, behauptete sich in Parma, auch nach dem Tode seines Großvaters.

Vierter Krieg zwischen Karl V und Frankreich.

Angeblich um das Haus Farnese zu schützen, in der That aber, um nochmals den Versuch zu machen, die kaiserliche Macht in Italien zu brechen und Frankreich daselbst das Uebergewicht zu verschaffen, schickte Heinrich II den Marschall de Brissac mit Truppen in's Piemontesische, welches bei allen Einfällen in Italien gewöhnlich den ersten Sturm zu bestehen hatte. Jetzt ward es neben den Franzosen auch noch von den viel schlimmern Spaniern und Deutschen des Gonzaga heimgesucht, denn dieser hob die Belagerung von Parma auf, um sich dem Heere Brissacs entgegenzuwerfen. Aber die französische Partei erhob jetzt plötzlich in ganz Italien wieder das Haupt, verstärkt von den Mißvergnügten aller Länder, und alle Mittel aufwendend, um die Kaiserlichen zu bedrängen, ja nicht verschmähend, die Türken aufzurufen zu einer Landung an der Küste Neapels*).

---

*) „Seine (des Papstes) Absicht war, einen Bund mit Frankreich, der Schweiz und Venedig zu schließen, zunächst ein Vertheidigungsbündniß, von dem er aber selber sagt, es sei die Thüre zu einem offensiven. Die Franzosen berechneten: ihre Freunde vereinigt würden ihnen ein eben so großes Gebiet in Italien verschaffen als das sei, welches der Kaiser besitze. Die ganze orsinische Partei wolle dem König auf's neue Gut und Blut weihen. Die Farnesen meinten, im Gebiete von Mailand wenigstens auf Cremona und Pavia zählen zu können; die neapolitanischen Ausgewanderten versprachen 15,000 Mann ins Feld zu stellen, Aversa und Neapel sofort zu überliefern. Auf alle diese Dinge ging der Papst sehr lebhaft ein. Einen Anschlag auf Neapel läßt er zuerst den französischen Gesandten wissen. Er hätte nichts dawider, wenn man, um sich Neapels zu bemächtigen, einen Bund mit dem Großherrn oder mit Algier schlösse. Eben war Eduard VI auf den Thron von England gestiegen, und eine unzweifelhaft protestantische Regierung daselbst an dem Ruder; der Papst räth nichts desto minder Heinrich II, mit England Friede zu machen: „um andere Absichten", sagt er, „zum Besten der Christenheit in Ausführung bringen zu können." — So heftig war der Papst mit dem Kaiser verfeindet, so enge stand er mit den Franzosen, so großen Aussichten gab er sich hin; und dennoch! niemals vollzog er seinen Bund, niemals that er den letzten Schritt.... Der Kaiser war zu

Wir unterlassen es, die sich nun entspinnenden Kämpfe, welche mehr denn je mit den Waffen des Verraths, der Bestechung, des Meuchelns durch Dolch und Gift geführt wurden, zu schildern, und begnügen uns mit der Angabe, daß Karl V den Herzog von Alba mit ansehnlichen Streitkräften und amerikanischem Golde nach Italien sandte auf den Galeeren des Doria, und daß der Mailänder Medeghino mit seinen Soldaten sich diesem Heere anschloß.

Inzwischen war Paul IV Caraffa zum Pontifikat gelangt (1555). Als man den neuen Papst, der als Cardinal durch seine Einfachheit und strenge Frömmigkeit sich ausgezeichnet hatte, fragte, wie er behandelt sein wolle, erwiderte er: „als großer Fürst"; demgemäß ward seine Thronbesteigung mit außerordentlichem Glanze gefeiert, und er hielt auf das Gepränge eines prächtigen Hofdienstes und überhaupt auf weltliche Dinge mehr als für die Stellung eines Papstes heilsam war. Schon als Cardinal war er ein entschiedener Gegner des Kaisers gewesen und zwischen beiden bestand eine heftige Abneigung. Paul IV haßte den Kaiser als Neapolitaner und Italiener, als Katholik und als Papst. Er behauptete, Karl wolle ihn an einem moralischen Fieber sterben lassen, er aber werde ihm genug zu schaffen machen und Italien befreien. Er verglich es einem wohlgestimmten Instrumente mit vier Saiten: Neapel, Mailand, Kirchenstaat und Venedig. Er verwünschte das Andenken Alfonso's von Aragonien und Lodovico's des Mohren, „unselige und verlorene Seelen, deren Entzweiung diese Harmonie zuerst gestört habe." Niemals redete er von Karl V und der spanischen Na-

---

mächtig, um noch etwas Ernstliches von den Farnesen fürchten zu müssen. Er schritt auf seinem Wege, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen, weiter... Gern hätte nun der Papst zu den Waffen gegriffen, sich an Frankreich geschlossen, seine Freunde, seine Partei in Bewegung gesetzt — in Neapel, Genua, Siena, Piacenza, selbst in Orbitello bemerkte man die Umtriebe seiner Anhänger — gern hätte auch er sich durch irgend einen unerwarteten Schlag gerächt; aber auf der andern Seite war ihm die Uebermacht des Kaisers überaus furchtbar, vor allem dessen Einfluß auf die geistlichen Angelegenheiten: er besorgte, ein Concilium werde berufen, das sich ganz gegen ihn erkläre, das selbst zu seiner Absetzung schreite. Mendoza behauptet, die That der Corsen (Giftmordversuch) gegen Feranda Gonzaga habe ihm noch besonders Furcht eingeflößt." Ranke, a. a. O. D. B.

tion, ohne sie Ketzer, Schismatiker, Gottverfluchte, Abkömmlinge von Juden und Mauren, Abschaum der Welt zu nennen, ohne das Elend Italiens zu beklagen, welches die Herrschaft einer so schlechten und verworfenen Nation dulden müsse*). Der Argwohn, daß der Kaiser ihm nach dem Leben trachte, verfolgte ihn beständig. Auf Anstiften seiner Neffen, welche aus den Wirren Nutzen zu ziehen hofften und seines Sekretärs della Casa, dem die Befreiung seiner toskanischen Heimath am Herzen lag, verfolgte er die kaiserlich gesinnten Lehensleute und Cardinäle, zog ihre Güter ein, und schloß ein Bündniß mit Heinrich II von Frankreich, indem er das Königreich Neapel und Mailand unter französische Herrschaft bringen wollte. In dieser Absicht soll er die Türken aufgefordert haben, die toskanischen und neapolitanischen Küsten zu beunruhigen, mit dem lutherischen Markgrafen von Brandenburg wegen eines Angriffs auf den Kaiser unterhandelt haben. Gegen diesen und König Philipp machte sogar der päpstliche Fiskal eine förmliche Rechtsklage anhängig, in der auf eine Exkommunikation dieser Fürsten und eine Entbindung ihrer Unterthanen vom Eid der Treue angetragen war. Die Zukunft solle einmal anerkennen müssen, daß ein alter Italiener, so nahe dem Tode, nicht geruht noch gerastet und alles gethan habe, um Italien von den Barbaren zu befreien. Aber mit welcher Aussicht auf Erfolg konnte er hoffen, dieses Ziel zu erreichen, da keiner der andern Staaten ihn hiebei unterstützte? Savoyen blieb, auf den Kaiser sich stützend, der beharrliche Gegner Frankreichs; Venedig war eifersüchtig auf das Wachsthum des Papstes; Cosimo dé Medici hatte nur Sinn für die Erwerbung von Siena; Ottavio Farnese war nicht übermäßig erbittert worden durch den Mord des Vaters und den Verlust seines halben Fürstenthums; die eigenen Neffen des Papstes waren seine schlechtesten Rathgeber und trieben ihn zu elenden Auskunftsmitteln. Indessen bildete sich doch wieder eine Liga, deren Heerführung der unversöhnliche Pietro Strozzi übernahm (1556).

Zum Zweitenmale bereits bot sich nun den deutschen Pro-

---

*) „Mai parlava di S. Mà. et della natione Spagnola, che non gli chiamasse eretici, scismatici e maladetti da Dio, seme di Giudei e di Mori, feccía del mondo, deplorando la miseria d'Italia, che fosse astretta a servire gente cosi abjetta e cosi vile.“ Gesandschaftsberichte des Bernardo Navagero an den venetianischen Senat.

testanten die Genugthuung dar, den Papst mit dem Kaiser und dem katholischen König von Spanien in Krieg zu erblicken; sie hätten auch wahrscheinlich eine abermalige Plünderung Roms durch das Heer des Herzogs von Alba erlebt, wenn nicht diesesmal rechtzeitig die Franzosen erschienen wären. Aber der Feldherr der letztern, der Herzog v. Guise, ward von den Verbündeten sehr lässig unterstützt, und bald wurde er auch zurückgerufen, um mit der Blüthe des französischen Adels nach den Niederlanden geschickt zu werden, wo 12,000 Engländer mit der spanischen Armee unter dem Grafen P. Egmont und Emanuel Philibert von Savoyen, dem Statthalter dieser Provinzen, sich vereinigt hatten. Dieses Heer belagerte den Admiral Coligny in St. Quentin und unter dessen Mauern erlitt der zum Entsatz herbeigeeilte Herzog v. Guise (1557, 10. August) eine große Niederlage, so daß sich die Stadt ergeben mußte und in Paris ein arger Schrecken sich verbreitete*). Als er die Nachricht von diesem Siege empfangen, fragte Karl V, der bereits zu Gunsten seines Sohnes abgedankt und sich nach St. Just zurückgezogen hatte: Und hat mein Sohn seinen Sieg bis vor die Thore von Paris verfolgt? Da man dies verneinte, bemerkte er seufzend: Zu meiner Zeit und bei einem solchen Glück wäre ich nicht auf halbem Wege stehen geblieben!

Aber die Spanier ließen den günstigen Augenblick ungenutzt vorübergehen, so daß Heinrich II Zeit gewann, neue Kräfte zu sammeln. In weniger als drei Wochen hatte Guise mit Hülfe geheimer Einverständnisse und der Tapferkeit des Strozzi, unterstützt durch den Winter und die Nachläßigkeit des Feindes, Calais genommen und damit die Engländer vom Festlande vertrieben, nachdem sie sich seit zwei Jahrhunderten auf französischem Boden behauptet hatten. Diese Ereignisse, namentlich der Rückzug Guise's, hatten auf die Angelegenheiten Italiens einen

*) „Ich hörte hinsichtlich dieser Schlacht aus dem Munde Sr. Exzellenz fast wörtlich folgende Aeußerung: daß das Ergebniß dieses Tages nicht so sehr der Tapferkeit seines Heeres zu verdanken, weil das Resultat dasselbe gewesen wäre, wenn die hommes d'armes gleich wie die Reiterei überhaupt aus eitel Frauenzimmern bestanden hätte, da nichts zu thun war, als die Flüchtigen zu verfolgen, zu tödten und zu fangen, so sehr wären die Franzosen von Furcht ergriffen gewesen.“ Bericht des venetianischen GesandtenBoldu.

nachtheiligen Einfluß geübt und der sich selbst überlassene Papst mußte sich dazu herbeilassen zu unterhandeln.

Friede von Chateau-Cambresis.

Der Herzog von Alba, „welcher noch nicht die Erfahrung gemacht, wie sehr verschieden die Kriegführung gegen die Päpste von der gegen die andern Fürsten sei, da am Ende bei jenen nichts zu gewinnen, sondern auch noch die Kosten zu verlieren"*), bestand darauf, die Feinseligkeiten fortzusetzen; Philipp II bewilligte jedoch unter großmüthigen Bedingungen dem Papste den Frieden. Zugleich wurden Unterhandlungen über einen allgemeinen Frieden geführt, der zu Chateau-Cambresis (1559, 3. April) endlich zu Stande kam. Dies war das Ende des langen Kampfes zwischen Habsburg und Frankreich und nun waren auch die italienischen Angelegenheiten für lange Zeit hin festgesetzt. Man kam überein, daß der katholische König sich mit Elisabeth von Frankreich vermähle und abermals auf Burgund verzichte, gleichwie der allerchristliche König auf Mailand und Neapel, und da Philipp II seine Verbündeten im Stiche ließ, so verlor das Reich Metz, Toul und Verdün, England Calais — gegen die sehr geringe Entschädigung von 5000 Goldthalern — an Frankreich. Corsika ward den Genuesen, Piacenza dem Herzog Farnese zurückgegeben, um ihn vom französischen Interesse zu trennen und um die von Alessandro Farnese, einem der größten Heerführer dieser Zeit, Spanien in den Niederlanden geleisteten Dienste zu belohnen. Obgleich die französischen Feldherren**) lebhafte Einsprache erhoben wider die Abtretung eines mit so vielem Blute erworbenen Landes, so erhielt doch der Herzog von Savoyen, der Held von St. Quentin, alles wieder, was er im Kriege verloren hatte; nur Chieri, Turin, Pignerol, Chivasso und Villanova d'Asti wurden von Frankreich besetzt gehalten, bis daß die Rechte von Heinrichs II Großmutter, Luise von Savoyen, festgestellt sein würden. Herzog Emanuel Philibert vermählte sich mit Margaretha von Frankreich, und fortan beginnt Savoyen als italienische Macht — die einzige, welche

---

*) Giannone.

**) Zu vergl. die Denkwürdigkeiten der Marschälle de Brissac und de Montluc, de Vieilleville's u. A.

aus diesem Frieden Nutzen zog, während im übrigen Italien der Geist der Bewegung, aber auch der der Freiheit vollständig gebrochen war — unter den europäischen Staaten eine Rolle zu spielen.

Achtes Kapitel.

Moslemische Reiche. — Soliman.

In ihren Kriegen hatten Oesterreich-Spanien und Frankreich auf dem Punkte gestanden, Deutschland und Italien den Türken zu überliefern *). Der kriegerische Fanatismus dieses Volkes hatte den arabischen Geist verjüngt und die feudalen Heere waren wenig diesen disziplinirten Kriegern gewachsen, den Janitscharen, den Mameluken und der persischen Reiterei. Zum Glücke der Christenheit waren die Perser von politischen und religiösen Zwistigkeiten zerrissen, und waren aus Sektengeist tödtliche Feinde der Osmanen. Die cirkassischen Mameluken, welche der h. Ludwig als Herren der Nil-Lande gesehen, die sich unter Bibars bis nach Syrien ausgebreitet, und dann von Tamerlan niedergeworfen worden, besaßen 250 Jahre lang ein Regierungssystem, von dem man nichts Bestimmteres weiß, als daß es ein Militärdespotismus gewesen; von dieser Seite her konnte daher das osmanische Reich in seinen unaufhörlich geführten Kriegen keinen Beistand erwarten. Nichts desto weniger griff es das Königreich Neapel an und drohte „Venedig auf dem Meeresgrunde seine

*) Im Juni 1513 schrieb Francesco Vettori an Machiavelli: „Aber, mein lieber Gevatter, wir phantasiren hinsichtlich der Christen und lassen ganz den Türken außer Acht, der, während diese Fürsten wegen ihrer Verträge verhandeln, wohl etwas unternehmen könnte, wessen gar Wenige sich jetzt versehen. Er muß nothwendig ein Kriegsmann und ein ausgezeichneter Feldherr sein. Man sieht, daß er sich vorgenommen zu herrschen, das Glück ist ihm günstig, er hat kampfgeübte Soldaten ganz zur Hand, hinreichend Geld und ein großes Reich; kein Hinderniß hemmt ihn, er ist verbündet mit dem Tartaren, so daß ich mich nicht wundern würde, wenn, bevor ein Jahr um ist, er unserem Italien eine gehörige Bastonade gäbe und die Priester zum Lande hinausjagte. Für jetzt will ich über diesen Gegenstand nicht mehr sagen."

Vermählung vollziehen zu lassen"; aber da es ihm mehr darum zu thun war, seine Eroberungen auszudehnen als das Christenthum auszurotten, ließ es sich häufig zu Verträgen herbei und verständigte sich die Politik des Divans mit der unsrer Kabinete.

In den 28 Jahren nach der Eroberung der „Mutter des Weltalls", wie die Türken Konstantinopel nennen, unterwarf Muhammed II Achaia, Morea, Epirus, Acarnanien, Serbien, die Wallachei, Bosnien, Negroponte in Europa; in Asien Kastamuni, den letzten Seldschukenstaat, das Reich Trapezunt, die letzten Besitzungen der Genuesen in Kleinasien und am Schwarzen Meer, welche Eroberungen der Pforte als bleibendes Besitzthum zugesichert wurden, nachdem Bajasid Kilia und Akerman in der Moldau eingenommen hatte. Die Erwerbungen zu erhalten war eine Pflicht; darum äußerte der Vesir Ibrahim gegen den Ungarn Laszki: Unser Gesetz schreibt vor, daß jeder Ort, wo das Haupt unsers Herrn geruht, wo auch nur sein Roß den Fuß hingesetzt hat, für immerdar zu seinem Gebiete gehöre. Nicht die Krone ist's, welche das Königreich verleiht, nicht Gold noch Edelgestein thut dies, sondern das Eisen; das Eisen sichert den Gehorsam; was das Schwert erwirbt, muß das Schwert bewahren.

Griechische Kirche.

Muhammed wollte indessen nicht blos Eroberungen machen, sondern auch das osmanische Reich organisiren. Laut den Bedingungen der Uebergabe von Konstantinopel ließ er die griechische Kirche unangetastet*), nämlich ihre Patriarchen, Metropolitane, Erzbischöfe, Bischöfe, Priester und Kleriker; die Freiheit der Wahlen blieb dem Klerus; aber die Würdeträger mußten um einen hohen Preis den **Berat** des Großherrn erlangen, ein Patent, worin die Rechte und Pflichten des Gewählten, sowie die Emolumente, welche er von den Griechen verlangen konnte, aufgezählt waren. Der Sultan ertheilte dem Patriarchen von Konstantinopel die Investitur, indem er ihm das Diplom, den Hir-

*) Franza versichert das aufs Bestimmteste, B. III, 11: *Κελεύσας ἵνα πάντες ὅσοι ἐκ τῆς πόλεως ἔφυγον, διὰ τὸν φόβον τοῦ πολέμου, ἕκαστος αὐτῶν ἐπιτρέψῃ εἰς τὸν οἶκον αὐτοῦ, ὡς καὶ πρότερον ἦν. ὁμοίως προστάξας ἵνα ποιήσωσι καὶ πατριάρχην, ὡς σύνηθες ἦν κατὰ τὴν τάξιν αὐτῶν. ἦν γὰρ προαποθανὼν ὁ πατριάρχης.*

tenstab, den violetten Hut, die schwarze Kutte, den Mantel, die geblümte Soutane und ein weißes Pferd verlieh. Indessen, von einer wahren Freiheit der Wahlen und Achtung der Canones konnte doch wohl da nicht die Rede sein, wo der Wille des Herrschers alleiniges Gesetz war. Die Ernennung ward um eine große Summe erkauft, und die geringste Unzufriedenheit zog dem Würdeträger Verbannung oder Enthauptung zu.

Der oekumenische Patriarch, wie der von Konstantinopel genannt wurde, führte den Vorsitz des permanenten heiligen Synods in der Hauptstadt, zu welchem, außer 10 oder 12 Bischöfen der nächsten Diözesen, der Großlogothet oder weltliche Kämmerling und die Archonten, nämlich die von der Regierung mit hohen Aemtern bekleideten Griechen, gehörten. Der Synod, das höchste geistliche Gericht, war Appellinstanz für die von den Bischöfen erlassenen Urtheile, wählte den Patriarchen und setzte ihn wohl auch ab, ernannte zu den übrigen Würden und vertheilte die geistlichen Steuern; aber seine Verfügungen bedurften, um Gesetzeskraft zu erlangen, des großherrlichen Berat.

Der Patriarch hatte im Allgemeinen die griechische Nation vor der hohen Pforte zu vertreten und besaß die bürgerliche Gerichtsbarkeit über die in seinem Sprengel wohnenden Christen. An der Spitze eines Tribunals von aus der Weltgeistlichkeit gewählten Richtern, entschied er in Kriminalfällen, Geistliche oder Griechen und Armenier betreffend und konnte zu Gefängniß- oder zur Galeerenstrafe verurtheilen, ohne daß es der großherrlichen Urtheilsbestätigung bedurfte, ja ohne daß der Sultan das Begnadigungsrecht ausüben konnte, außer wenn der Delinquent erklärte, den Islam anzunehmen. Von Zeit zu Zeit mußten die ansehnlichen Einkünfte der Kirche zur Befriedigung türkischer Habgier verwendet werden.

Die Bischöfe, Erzbischöfe und Metropoliten hatten die geistliche Regierung ihrer betreffenden Sprengel und die Ueberwachung des Unterrichts, besaßen einige Güter, viele Sporteln von den Weihen, Erbschaften, Ehedispensen und sonstige außerordentliche Einkünfte. Die „gemeine Kasse" des Patriarchats — wie eine Art von Bank genannt wurde, in welcher die Griechen und auch häufig Türken ihre Kapitalien niederlegten — machte dem Fiskus jährlich ein Geschenk von 25,000 Piastern, wofür der hohe Klerus von der allen Unterthanen des Großherrn auferlegten Kopfsteuer befreit war.

Die Weltgeistlichkeit blieb in zwei penda oder Klassen eingetheilt. Zur erstern gehörten der Großlogothet oder Erzkanzler des Patriarchalthrons, der Skewophylax oder Aufseher über das Kirchenmobiliar, der Kartophylax oder Archivar, der Großekklesiarch und der Großorator. Zur andern Penda wurden der Großökonom, der Protonotar, der Referendar, der Primiciar, der Archikantor, der erste Sekretär u. s. w. gezählt. Von den Priestern dieser beiden Klassen stammen die Phanarioten-Familien ab, d. h. solche, welche bei dem Pharus oder Leuchtthurm von Konstantinopel wohnen, gewissermaßen die Blüthe der griechischen Nation, Sprache und Literatur hütend und pflegend.

Zur Zeit der Eroberung hatte den erzbischöflichen Sitz von Brussa Joachim, vom armenischen Ritus, inne; Muhamed berief (1446) ihn nebst einigen Familien nach Konstantinopel, verlieh ihm die Würde eines Patriarchen und hierarchischen Oberhauptes und ernannte ihn zu seinem Stellvertreter in den politischen Angelegenheiten über die Armenier in Griechenland und Anatolien, denen er zugleich freie Religionsübung gewährte. Im Uebrigen war selbstverständlich die Lage der Christen unter türkischer Herrschaft eine sehr traurige. Es genüge die Thatsache, daß im Jahr 1519 unter Selim I, dann im Jahr 1640 unter Amurad IV, zuletzt noch Ende des verflossenen Jahrhunderts im Divan darüber verhandelt wurde, ob nicht die Ausrottung aller Christen die zweckdienlichste Maßregel wäre.

Armatolen.

Die Eroberer von Akarnanien, Epiros und Albanien sahen sich genöthigt, um diese in ihren Bergen furchtbare Völkerschaften in Unterwerfung zu erhalten, ihnen Privilegien zu bewilligen. Der Berg Agrafa*) erhielt zuerst einen Hauptmann und Soldaten zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung, und Muhamed II gestattete, daß in der Zivilverwaltung der Cadi die erste, der Erzbischof die zweite und ihr Hauptmann die dritte Stimme führe, welche Einrichtung auf das ganze festländische Griechenland ausgedehnt wurde und die der jüngsten Erhebung der Hellenen einen großen Vorschub leistete. Die Führer der eingebornen Miliz wurden Armatolen, ihre Soldaten Palikaren genannt, ihnen standen die von der Regierung nicht anerkannten und ihr feindlichen Kleph-

*) Jacovaky Rizo Nerulos, Neuere Geschichte Griechenlands.

ten oder Bandenführer gegenüber. Den zur Ueberwachung von Epiros und Albanien bestimmten Truppen verlieh der Großherr Lehen, in deren Gebieten sie sich mit den Einwohnern vermischten; aber wenn Sitte und Sprache sich auch in den Städten, an den Küsten und im ebenen Lande verschmolzen, so war dies doch nicht in den Gebirgsgegenden der Fall. Die Pforte war jedoch auch jener Vasallen nicht sicher, und je mächtiger diese wurden, desto seltener ward ihnen ein fremder Pascha zugeschickt.

Gesetzgebung.

Es gibt eine zwiefache türkische Gesetzgebung, eine religiöse und eine bürgerliche, jene aus dem Koran und der Ueberlieferung gezogen, denn die Osmanen sind Sunniten, diese auf den Verordnungen der Herrscher beruhend. Die theologischen Rechtsgelehrten bilden „die Kette der Ulema's", welcher die unter dem Mufti stehenden Doktoren, Richter, Vorsteher der Moscheen entnommen sind. Der Mufti erläßt ein fetwa oder fetfa als Antwort auf die vom Sultan gestellten rechtlichen und politischen Fragen, bei Zweifeln wegen der Rechtmäßigkeit des Krieges, der Verurtheilung hervorragender Persönlichkeiten und dergl. Würde er sich jedoch dem Willen des Großherrn entgegen aussprechen, so wäre Absetzung sein Loos, und falls er die Todesstrafe verdienen sollte, dann wird er nicht erdrosselt oder geköpft, sondern in einem zu dem Zwecke im Schloß der sieben Thürme aufbewahrten Mörser zerstampft.

Außer dem Gesetz (Sheri) und den Verordnungen (Kanun) beobachten die Türken die Gewohnheiten (Aadet) und den Willen des Herrn (Urf). Muhamed II erließ einen in drei „Pforten" eingetheilten Kanun: die erste handelt von der Rangordnung der Würdeträger, die zweite von den Zeremonien und Gebräuchen, die dritte von den Strafen und Amtsgehältern. Nach diesem Gesetze bilden vier Klassen oder Säulen des Reiches die Zusammensetzung des Divans; zunächst die Vesirs, deren erster, Großvesir genannt — ähnlich den fränkischen Palastmaiern — das Heer befehligt, im Divan den Vorsitz führt und überhaupt die ganze Last und Verantwortung der öffentlichen Angelegenheiten trägt; dann zwei Oberrichter (Radiasker), von Rumelien oder Europa und Anatolien oder Asien, drei Oberschatzmeister (defterdar) und die Staatssekretäre (niochautschi). Hierauf folgen vier von Eunuchen bekleidete hohe Hofämter, nämlich: der

Großmeister oder Oberhofmeister (babi seadet agassi), der Schatzmeister (Khasinedar baschi), der Obermundschenk (Kilardji baschi), der Palastpräfekt (seraï agassi); diesen schließen sich der Obergärtner und der Obere der schwarzen Eunuchen an.

In dieser Konstitution ist der schrankenloseste Despotismus zum System erhoben, denn zwischen dem unbeschränkten Herrn und seinen Sklaven gibt es kein Drittes. Damit nicht etwa andere Familien aus ihrer Verbindung mit der herrschenden Ansprüche auf den Thron ableiten möchten, will dieses Gesetz, daß der Padischah nur eine als Kind aus dem Kreise ihrer Angehörigen genommene Sklavin zu seiner Gattin mache, daß sie nun als schasseki, d. h. Mutter des Prinzen, verehrt werde und größere Ehrenbezeugungen empfange, sobald sie valide, Mutter des Sultans, geworden. Der Gebrauch, daß der Thronerbe seine Brüder tödten läßt, wird von einem Fetwa sanktionirt. Gestern noch unter die Weiber des Harems verbannt, wird der Sultan am Tage seiner Thronbesteigung absoluter Herr über Leben und Habe aller. Keine unabsetzbaren Richter, keine legislative oder konsultative Versammlung, kein Erbadel sind vorhanden, welche die Gewalt des Herrschers einschränken. Einzig unterschieden von der Masse ist, wer zum Dienste des Herrn berufen wird, und wenn der zum Vesir erhobene Sklave nur abgesetzt, nicht hingerichtet wird, so tritt er in seinen ursprünglichen Stand zurück. Doch aber ist es dem über das Leben Aller gebietenden Despoten verwehrt, einen von den Cadis zum Tode Verurtheilten zu begnadigen, weil das Gesetz, wonach die Cadis richten, „göttlichen Ursprungs" und darum unabänderlich ist.

Eigenthumsverhältnisse.

Laut dem Koran sind Sachen und Personen Eigenthum Gottes, welcher den Menschen gewisse Rechte auf Eigenthum aus Gnade verleiht. Ein Theil der „lebendigen", d. i. bebauten Ländereien entrichtet das Zehntel von der Ernte, die übrigen bezahlen einen Grundzins. Jene befinden sich in den Ländern, welche sich freiwillig dem Islam hingaben oder die nach der Ausrottung der Eingebornen unter die Moslim vertheilt wurden, also in Arabien, in Irak-Arabi, in der asiatischen Türkei und in den Gegenden von Bagdad und Bassora; gewisse Ländereien erhielten auch von Muhamed oder den ersten Khalifen besondere Privilegien. Das Eigenthum über die gezehnteten Ländereien

ist direkt, persönlich und übertragbar. Es verhält sich also damit ungefähr wie in den christlichen Ländern; nur daß der Grundbesitz mit einem religiösen Census belastet ist, und daß er verloren geht, wenn er nicht mehr anbebaut wird.

Die grundzins- oder tributpflichtigen Ländereien, die nämlich mit den Waffen erobert, aber den Eingebornen nicht entrissen, oder solche, welche mit nicht moslemischen Kolonien besetzt wurden — werden in einer von unsern Einrichtungen ganz abweichenden Weise behandelt. Hier ist nämlich das Eigenthum ein kollektives, die Besitzer sind Gott, der Großherr, die Moslim in ihrer Gesammtheit und die Nachkommen der unterworfenen Völkerschaften, während die Nutznießung eine individuelle bleibt. Jedes Mitglied eines Stammes, jede Familie ist berechtigt, frei und für den eigenen Nutzen einen Theil der gemeinsam besessenen Ländereien zu bebauen oder als Viehweiden zu gebrauchen, vorausgesetzt, daß das Land in gutem Zustande erhalten und davon der Tribut entrichtet werde. Der Eroberer behält ein Recht an diesem Eigenthum nur unter dem Vorbehalt der Erfüllung der Verpflichtungen, welche ihm gegen Gott und die Gesellschaft auferlegt sind; die erste dieser Verpflichtungen aber ist, darauf zu achten, daß der Tribut erhoben und zu dem Zweck das Land bebaut werde. Demzufolge wurden alle Eroberungen des Islam seit Omar für wakef erklärt, d. h. für fromme Stiftungen im Interesse der moslemischen Gemeine. Ein Theil davon gehört Gott, nämlich den Armen, den Kranken, dem Kultus; er begreift alles in sich, was aus dem eroberten Lande gezogen wird, Beute, Zehent, Zins vom Beweglichen und Unbeweglichen, Kopfsteuer.

Außer diesen Gesetzen und den Verordnungen Solimans besitzen die Türken eine überaus große Menge von Sammlungen der von den höchsten Richtern erlassenen Entscheidungen, und besondere Gesetzbücher für die Verwaltung in Indien. Montesquieu war also in einem gewaltigen Irrthum befangen, als er behauptete, die Türken hätten keine Gesetze, kein Eigenthums-, Erb- und Nachfolgerecht, ihr einziges Gesetz sei der despotische Wille des Großherrn*).

---

*) Muradgea d'Ohsson entwickelt die gesammte Civil-, Verwaltungs- und Justiz-Gesetzgebung des osmanischen Reiches. Man vergleiche auch Böcking, Notitia dignitatum et administrationum omnium, tam civilium quam militarium, in partibus Orientis.

Bajasid II, seinem Bruder Djem (Zizim) zuvorkommend, ließ sich als Sultan ausrufen (1481); nun begann der Verdrängte, um einem gewissen Tode zu entgehen, einen Bürgerkrieg; allein vom Bruder besiegt, floh er von Land zu Land und endlich nach Rhodos, wo ihn der Großmeister unter seinen Schutz nahm. Mathias Corvinus, Hernando der Katholische und Hernando von Neapel, die Mameluken in Egypten und andere moslemische Fürsten verlangten seine Auslieferung, um damit einen Vorwand zum Krieg mit dem Sultan zu erhalten. Keinem von ihnen, sondern dem Papst Alexander VI ward der Prätendent zugesandt, weil der Papst ihn an die Spitze eines beabsichtigten Kreuzzugs zu stellen gedachte. Bajasid überschickte dem Papst prächtige Geschenke, darunter auch die heilige Lanze (des Longinus), mit der Bitte, seinen Bruder gut zu behandeln, zu welchem Behufe er 40,000 Dukaten jährlich bestimmte. Alexander hielt ihn in ehrenvoller Haft im Vatikan, bis ihn Karl VIII zur Abtretung des Prinzen nöthigte; bald darauf starb derselbe, vergiftet, wie es hieß, von seinem bisherigen Hüter [1494]*).

Bajasid, eher milden als kriegerischen Wesens, wurde Sofi, d. i. Mystiker, frommer Philosoph, genannt und liebte es, in der Zurückgezogenheit sich mit geistigen Dingen zu beschäftigen und theologische Gespräche zu führen, auch trieb er die Steinschneide- und Drechslerkunst. Wiederholentlich waren die Türken in die österreichischen Provinzen Steiermark, Kärnthen und Krain eingefallen; in größerer Anzahl und verheerender denn je erschienen sie im ersten Regierungsjahr Maximilians. Aber ihr Führer Michalogli ward von Rudolph v. Khevenhiller bei Villach geschlagen; 10,000 Türken und 7000 Christen fielen in dieser Schlacht, und 15,000 Gefangenen wurden die Ketten abgenommen. Im Jahr 1494 unternahmen die Türken einen achten Einfall in Steiermark, wo sie Maximilian in Person

*) Das italienisch abgefaßte Schreiben, welches sich unter den „Briefen von Fürsten an Fürsten" befindet, und worin der Sultan den Papst zur Vergiftung seines Bruders auffordert, ist offenbar unächt. Die Universitätsbibliothek zu Turin besitzt eine Uebersetzung der Geographie des Ptolemäos in toskanische Verse, von Francesco Berlinghieri mit einer Widmung an Djem, worin dessen und seines Vaters großes Wissen hoch gepriesen wird.

schlug. Im Jahr 1499 unterzeichnete der Sultan den Frieden mit den Venetianern, aber da der Vertrag nur in lateinischer Sprache abgefaßt war, hielt er sich nicht für verpflichtet, ihn zu beobachten, und schickte auf Antreiben Lodovico Moro's und der andern Feinde Venedigs den Iskander Pascha nach dem Friaul. Sengend und brennend drang derselbe durch das ganze Land bis nach Vicenza vor und schleppte auf seinem Rückzuge 10,000 Gefangene mit. Eine türkische Flotte griff Morea an, wo aber Benedetto Pesaro mit großer Tapferkeit sich vertheidigte, bis Alexander VI und Wladislaw II von Ungarn, sowie Spanien und Frankreich mit Venedig gegen die Pforte sich verbündeten; ihre vereinigte Flotte belagerte Mitilene, ward jedoch durch einen Sturm zerstreut. Der darauf zu Konstantinopel geschlossene Friede kostete Venedig Lepanto, Modon, Corona, Navarin, Durazzo, eine Entschädigung bot dagegen der Erwerb von Kephalonia. Auch der König von Ungarn schloß mit Bajasid einen Vertrag, den ersten zwischen diesen beiden Staaten, dessen Text bekannt ist.

Vom 5. September 1509 herrschte 44 Tage lang zu Konstantinopel ein Erdbeben, bei welchem 109 Moscheen, 1070 Häuser, die sieben Thürme und ein großer Theil der Stadtmauern eingestürzt, die alten Wasserleitungen sowie andere Bauwerke arg beschädigt wurden. 5000 Menschen kamen um, das Meer überdeckte einen großen Theil der Stadt und der Vorstadt Galata. Ueber ganz Thrakien erstreckte diese furchtbare Heimsuchung ihre Verheerungen.

Selim I.

Bajasid schickte sich an, zu Gunsten seines Lieblingsohnes Ahmed abzudanken, als dessen Brüder, die nach dem Hausgesetz ihren Tod unvermeidlich vor Augen sahen, zu den Waffen griffen, um der Gefahr vorzubeugen (1512); die Janitscharen erklärten sich für Selim. Damit war dessen Sieg entschieden. Der neue Sultan schlug dem Vater vor, in Konstantinopel zu bleiben, dieser aber entgegnete: „Zwei Schwerter haben nicht Raum in Einer Scheide", und verließ die Hauptstadt, eine große Strecke Weges begleitet von Selim, der bei der Trennung den väterlichen Segen verlangte. Da er jedoch erfuhr, daß Bajasid nicht so rasch, wie er gewünscht hätte, sich entfernte, ließ er ihn vergiften und verordnete ihm eine pomphafte Todtenfeier.

Nachdem er, wie alle neuen Sultane zu thun pflegten, die Janitscharen reich beschenkt hatte, war Selims erste That, daß er zu seiner Befestigung auf dem Throne in seiner Gegenwart die fünf Neffen, Söhne seiner verstorbenen Brüder, erdrosseln ließ; von den letztern lebten noch Korkud und Ahmed; auch diese mußten sterben, jener, weil er eine Empörung versucht, dieser, weil ihn der Vater bevorzugt hatte. „So wurden vollzogen — sagt der Geschichtschreiber Solakzade — die Grundgesetze der osmanischen Dynastie, welche Gott immer stärker machen möge!“ Selim hatte den Grundsatz, um mit Vergnügen zu herrschen, muß man ohne Furcht herrschen. Dabei in äußerstem Grade unduldsam, ließ er eine Zählung aller Schiiten im Reiche, zwischen dem 7. und 60. Jahre, vornehmen und ihrer 40,000 umbringen. Auch wollte er den Christen ihre Kirchen genommen, die Ausübung ihres Kultus untersagt, alle, die nicht zum Islam übertreten würden, ausgerottet wissen; glücklicherweise kam es nicht zu diesem Aeußersten, da er sich von der Härte dieser Befehle überzeugen ließ.

Die Sofis in Persien.

Der Scheikh Sofi-ed-din (bedeutet, wie schon bemerkt, frommer Philosoph), der seinen Ursprung von Mussah, dem 7. Imam, ableitete und in der persischen Provinz Aserbeidschan lebte, erlangte von Tamerlan Leben und Freiheit einer großen Menge zum Tode verurtheilter Gefangener, wurde selber mit Ehren und Reichthümern überhäuft, und seine Nachkommen, welche sein beschauliches Leben in der Einsamkeit fortführten, standen gleichfalls in allgemeiner Verehrung. Sein Urenkel Dschunneyd aber erregte wegen der großen Zahl seiner Schüler oder weil er nach politischem Einfluß strebte, die Eifersucht des Khans der Horde vom schwarzen Hammel und flüchtete zu Uzum Hassan, dem Gründer und Beherrscher der Horde vom weißen Hammel*), ward durch Heirath mit dessen Schwester ein Glied der Herrscherfamilie und fiel im Kampfe gegen Schirwan. Sein Enkel Ismael benutzte die unter den sechs Söhnen Uzums ausgebrochenen Zwistigkeiten, die ihnen allen den Untergang brachten, um (von 1499 an) auf eigene Hand Kriege zu führen,

---

*) S. Näheres über diese turkomanischen Horden Bd. VIII (Geschichte des Mittelalters, Bd. IV), Kap. 3, S. 86 u. f.

zunächst gegen die Turkomanen vom schwarzen Hammel, dann sich mit den kriegerischen Kurden verbindend, dehnte er seine Unternehmungen immer weiter aus, bis er rasch ganz Persien unterwarf. Schaibek-Khan, Nachkomme Batu's, des Eroberers von Rußland, herrschte in Kharism über die, Usbeken genannten türkischen Stämme; gegen Westen vom Moskowiter Iwan III aufgehalten, kehrte er sich gegen Persien mit dem Plane, unter Ausschließung der Nachkommen Tamerlans, hier die Dynastie des Dschingis-Khan wieder herzustellen. Aber Usim Baikara, der Tamerlanide, ward von Ismael unterstützt, der, als Schaibek-Khan in das nördliche Persien einfiel, denselben schlug, die Kopfhaut des in der Schlacht gefallenen Usbekenfürsten an Bajasid II schickte, Kharism und Khorassan eroberte (1505—11) und daselbst Statthalter nach eigener Wahl einsetzte. Nun aber vereinigten sich Usbeken und Sunniten und schlugen ihrerseits Ismael, der sich mit Mirza Babur, Fürsten von Samarkand, einem der letzten ghasnavidischen Nachkommen Timurs oder Tamerlans, verbunden hatte. Dieser, aus seinem Lande vertrieben, floh nach Kabul, dann nach Delphi, von wo er die Kurden vertrieb und das s. g. Reich des Großmoguls stiftete, welches sich über ganz Nordindien und Afghanistan ausdehnte.

Die Türken hatten ihren Sieg über Ismael nicht zu verfolgen vermocht, dieser eroberte vielmehr noch Georgien und gründete († 1523) in Persien die Dynastie der Sofis, welche, mit dem Sitz in Tebris, über Persien, Medien, Mesopotamien, Syrien und Armenien herrschte. Um zugleich der nationalen Unabhängigkeit eine religiöse Grundlage zu geben, erklärte Ismael den schiitischen Glauben zur Staatsreligion, obgleich sein Reich größtentheils von Sunniten bewohnt war. Das unterscheidende Zeichen der Sofiten war ein rother Turban, weshalb auch die Perser von den Türken Kuppul-Basch (Rothhäupter) genannt werden. Der Sofeismus war eine Uebertreibung der Häresie des Ali, mit Bezug auf die aszetische von der Welt sich abkehrende Richtung; mit einer solchen war aber eine kräftige Regierung nicht vereinbar. Während daher die Türken zur nationalen Einheit gelangten, bewiesen sich die Perser, welche der Einbildungskraft einen größern Spielraum gestatteten, wohl gesitteter, jedoch unfähig, Reiche von langer Dauer zu gründen.

Ismael, der mit Sultan Bajasid sehr befreundet gewesen, nahm den verfolgten Sohn des Ahmed bei sich auf,

Grund genug für Selim, einen großen Religionskrieg mit den Sofis zu beginnen. Anfangs waren die Türken siegreich, aber die Perser boten unermeßliche Reiterschaaren auf, während ihre weiten Steppen sie vor den Janitscharen, Kanonen und der überlegenen Kriegsbildung der Feinde schützten. Selim erlitt sogar (1514) im Thale von Dschalderan eine Niederlage und mußte sich zurückziehen, nachdem er den Fürsten von Armenien, der ihn verrathen, mit seinem ganzen Hause hatte hinrichten lassen. Als der Sultan im folgenden Jahre abermals gegen die Sofis ziehen wollte, verweigerten ihm die Janitscharen den Gehorsam; indessen fielen doch die Landschaften Diarbekr, Orfa und Mossul, deren Bewohner Sunniten, den Osmanen zu und bildeten so für diese eine Schutzmauer gegen die Einfälle der Perser; Idris, ein bedeutender Staatsmann und Geschichtschreiber, der sich gegen Ismael empört hatte, war es hauptsächlich, welcher den Osmanen den Erwerb dieser Provinzen und deren dauernden Besitz verschaffte. Jede der drei Provinzen ward in mehrere Sandschakats oder Bezirke eingetheilt, von welchen 50 den alten Stammhäuptern der Kurden, den einzigen im türkischen Reiche, bei welchen die Erblichkeit der Regierung geachtet wurde, zur Verwaltung überlassen blieben und zwar mit dem Recht über Leben und Tod. Ueberhaupt mußten die Osmanen gegen die kriegerischen Kurden, welche die festen Plätze inne hatten, schonend verfahren.

Egypten.

In Egypten, welchem Lande die Entdeckung des Vasko de Gama einen schweren Schlag beigebracht hatte, regierte zu dieser Zeit die Mameluken-Dynastie der Dschoriden, aber ihre Herrschaft war eine so unsichere und bewegte, daß die Thronbesteigung eines dieser Fürsten ihm eine fast sichere Aussicht auf gewaltsamen Tod eröffnete, und so bildete sich hier die merkwürdige Erscheinung, daß man eben so sehr bestrebt war, der Regierung sich zu entziehen, wie in andern Ländern sie zu erlangen. Kansu al Gauri nahm die Herrschaft (1501) nur unter der Bedingung an, daß er, wenn er entsetzt werde, das Leben behalte. Aber die Statthalter von Aleppo und Damaskus riefen gegen ihn den Sultan Selim herbei, der um so bereitwilliger zu diesem Kriege sich finden ließ, als Kansu seinen vertriebenen Sohn Derkut bei sich aufgenommen hatte. Die Türken erfochten mit

Hülfe ihres Geschützes — dessen Gebrauch die Mameluken verschmähten, weil der Prophet nur mit Bogen und Säbel gekämpft, also diese Waffen geheiligt hatte — bei Aleppo einen entscheidenden Sieg und unterwarfen ganz Syrien. Der achtzigjährige Kansu ward auf der Flucht von Pferden zerrissen. Man fand in seinem Zelte 200 Zentner Silber, 100 Zentner Gold und eine Million Dukaten von Aleppo. Sein Nachfolger Tumanbai al Aschraf ward gleichfalls wiederholt geschlagen und endlich an Selim ausgeliefert, der ihn hängen ließ (1517). Ueberhaupt sah das Volk im türkischen Sultan einen Befreier vom Joch der Mameluken; es brachte dieselben in die Gewalt der Türken und der Sultan ließ ihrer 20,000 in den Nil werfen. Selim machte der Seldschuken-Dynastie ein Ende, wie auch den seit Bibars (1260) in Egypten wieder bestehenden Khalifen; den abbassidischen Khalifen Motawakkel Billah zu Kairo, welcher ihm die Schlüssel von Mekka nebst der Fahne des Propheten übergab, führte er nach Konstantinopel und fortan führten Selim und seine Nachfolger den Khalifen-Titel. Auch der Sheriff von Mekka hatte sich zu Kairo eingefunden, um dem Sultan Selim zu huldigen und somit befanden sich fortan die Osmanen im Besitz der heiligen Orte des Islam. Der Pascha, welcher jährlich die große Pilgerkarawane nach Mekka führt, kann den Sheriff von Mekka während der Dauer seines Aufenthaltes suspendiren und Türken bilden einen Theil der Besatzungen von Mekka, Medinah und Jambo.

Syrien und Egypten wurden dem osmanischen Reiche einverleibt, und die Pforte empfing fortan von Venedig den Tribut, welchen es für die Freiheit des Handels in den Nilgegenden an die Mameluken bezahlte. Gleich wie die römischen Kaiser die Nothwendigkeit einer besondern Verwaltung für das so eigenthümliche Egypten eingesehen, so ließ auch Selim diesem Lande eine gewisse Selbstständigkeit; ein Pascha als Statthalter hatte den auf 800,000 Dukaten, abzüglich der Verwaltungsunkosten, festgesetzten Tribut einzuziehen; aber der Statthalter konnte nichts unternehmen noch anordnen ohne den Rath eines aus den sieben Befehlshabern der Streitkräfte bestehenden Divans, und dieser Divan konnte nicht allein dem Pascha den Gehorsam verweigern, sondern ihn sogar bei erwiesenem Mißbrauch seiner Amtsgewalt absetzen. Unter diesem Divan standen 24 aus den Mameluken gewählte Beys oder Unterstatthalter und Führer der Milizen in den

Provinzen. Diese fast unabhängigen Bey's waren kleine Tyrannen, sowie auch die ganze Einrichtung in einen das Land vollends zerrüttenden Militärdespotismus ausartete.

Moldau.

Die bald unabhängige, bald den Polen oder Ungarn unterworfene Moldau erhielt einen großen Fürsten in dem Woiwoden Stephan I (VI), der den unfähigen Peter Aaron vertrieb und sich gegenüber den genannten Nachbarstaaten fast unabhängig behauptete. Wiederholte Einfälle in die Wallachei verwickelten ihn in Krieg mit Sultan Muhamed, den er schlug (1475), aber im Verlaufe des langen und hartnäckigen Krieges den Türken unterliegend, suchte er sich bald durch ein polnisches, bald durch ein ungarisches Bündniß zu verstärken, bald verband er sich mit dem Sultan gegen Ungarn; so gegen Alle sich behauptend und mit abwechselndem Glück kriegend, starb er im Jahr 1504. Sein Sohn Bogdan III sah durch unglückliche Kriege mit Polen und Ungarn und durch den Einfall der Tartaren sich genöthigt, der Pforte als Lehnsmann sich zu unterwerfen († 1516), und dessen Sohn Stephan II (VII) konnte trotz eines Bündnisses mit Polen aus diesem Verhältnisse sich nicht befreien; mit ihm endete (1526) der rechtmäßige Stamm des Dragosch, Gründers des Moldauischen Fürstenthums (angeblich zwischen 1352—59). Die Bojaren waren uneinig über die Wahl des Nachfolgers, als ein Fischhändler Peter Raresch auftrat und sich unehelichen Sohn Stephans VI nannte. Er wurde zum Woiwoden gewählt und der Großherr erkannte ihn an als gegen die Pforte tributpflichtigen, über seine Unterthanen als Souverän herrschenden Fürsten. Als aber Peter im Kriege mit Polen geschlagen, von dieser Macht zur Huldigung gezwungen ward (1531), auch direkt gegen die Pforte feindselig sich verhielt, setzte ihn der Sultan (1538) ab und die Moldau, fortan als Provinz des türkischen Reiches betrachtet, verlor das Recht der Selbstwahl ihrer Fürsten.

Selim erließ an seinen Großvesir folgendes Gebot: Wenn dieses Skorpionengezücht (die Christen) alle Meere mit seinen Schiffen bedeckt, wenn die Flaggen Venedigs, des Papstes, der Könige von Frankreich und Spanien auf den Gewässern von Europa herrschen, so trägt meine Nachsicht und deine Nachlässigkeit hievon die Schuld. Ich will eine zahlreiche und furchtbare

Flotte. — Alsbald ward auf den verlassenen Werften der Bau von Hunderten von Kriegsschiffen aufs Emsigste in Angriff genommen. Das erschreckte Europa aber bereitete einen neuen Kreuzzug vor; Leo X ermahnte die christlichen Fürsten eindringlich zur Eintracht und forderte sie auf, Truppen und Geld zu einem großen Unternehmen gegen den Halbmond, unter Führung des Deutschordens-Großmeisters, zu liefern: alle versprachen, keiner jedoch hielt Wort. Dazu kam, daß durch Luther die eigenen Interessen der katholischen Kirche zu sehr in Anspruch genommen wurden, als daß ihr Haupt ernstlich hätte daran denken können, den Orient für den römischen Stuhl zu gewinnen*).

---

*) Francesco Muralto von Como, welcher in dieser Zeit eine nicht dem Druck übergebene Chronik verfaßte, verbreitet sich über die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen (1518). Wir entlehnen ihm einige Angaben, weil sie Anhaltspunkte gewähren zur Beurtheilung der Kräfte der damaligen Staaten. — Die christlichen Fürsten sollten alle ein Fünftheil ihrer Jahreseinkünfte, Privatpersonen mit mehr als 100 Dukaten Jahreseinkommen 5 fl. von 100, die übrigen 1 fl. bezahlen. Wenn nöthig, sollte das Drittel der Einkünfte der Kirchen und heiligen Orte verkauft werden, die Geistlichen sollten zwei Zehntel ihrer jährlichen Gefälle abtreten. — Kaiser Maximilian sollte die Hälfte des Heeres stellen, nämlich an eigenen und verbündeten Truppen 70,000 Mann zu Fuß, von denen jeder 4 Golddukaten Monatssold bezieht, 4000 weißuniformirte Soldaten, 12,000 Mann Leichtbewaffnete und 100 Geschütze. Der Herzog von Burgund sollte 1000 Lanzen zu 4 Pferden, 2000 Mann Leichtbewaffnete nach deutscher Art und 25,000 Lanzknechte zu Fuß stellen; der katholische König 1600 Soldaten, 3000 Janitscharen in italienischer Weise (!) und 20,000 Spanier; der König von England 500 Reiter, 1000 berittene Bogenschützen und 10,000 Mann zu Fuß; der König von Ungarn (Böhmen einbegriffen) 500 Reiter, 3000 leichte Soldaten und 5000 böhmische Arquebusiere; der König von Polen 400 Reiter und 3000 Bogenschützen in türkischer Art. Der römische König sollte einen Theil des Heeres durch Ungarn nach Belgrad, Adrianopel und Konstantinopel führen, Lebensmittel und Gepäck auf der Donau nachgeführt werden. Der König von Frankreich sollte den anderen Heerestheil von 70,000 Mann zu Fuß, 4000 Reitern und 12,000 Mann leichten Truppen führen, und 2500 französische Reiter, 5000 leichte Fußgänger, 20,000 Gascogner, Normannen und Picarder stellen. Der Papst, Venedig, Savoyen, Florenz und andere italienische Staaten sollten 1500 Reiter, 7000 Armbrustschützen, Musketiere und Halblanzen und 20,000 Fußgänger, zur Hälfte mit Feuergewehren bewaffnet, liefern. Die Eidgenossenschaft sollte 20,000 Mann zu Fuß und, wenn nöthig, 8000 Mann ausgewählte Parteigänger geben. Der dritte Heerestheil sollte die Flotte

Soliman der Große.

Des blutigen Selim Nachfolger war sein einziger Sohn Soliman II (Suleiman), welcher, im Jahre der Kaiserkrönung Karls V zur Regierung gelangend (1520), das türkische Reich auf seinen Höhepunkt brachte. Als ein wahrhafter türkischer Heros, schenkte er den Großwesiren sein volles Vertrauen und ließ sie dann hinrichten. Zehn Prinzen von Geblüt ließ er sterben und in seinen Staaten gab es in seiner Zeit keinen mächtigen Mann, dessen Ende nicht die seidene Schnur gewesen wäre. Er unternahm dreizehn große Kriegszüge, durch welche er die Gränzen seines Reiches im Osten bis an den See Wan, im Westen bis Gran, im Süden bis Nubien ausdehnte und demselben Rhodos auf der einen, Belgrad auf der andern Seite zu Grenzhütern gab; seine Roßschweife wehten zu Diu, Wien, Marseille und Rom. Cäsars Kommentarien waren sein Lieblingsbuch und für Literatur und Künste that er viel, gleich wie er den Ulemas weise Einrichtungen gab. Aeußerst thätig, lebhaft, aufbrausend, religiös gestimmt, haßte er Schiiten und Juden, aber den Rath, die Christen zu verfolgen, beantwortete er durch die Hinweisung auf die in der Mannigfaltigkeit der Gesträuche und Blumen bestehende Schönheit eines Gartens.

Ein aus seiner Heimath Parga durch Korsaren entführter und an eine Türkin in der Nähe von Magnesia verkaufter Griechenknabe war von ihr unter dem Namen Ibrahim als Moslem erzogen worden. In den großherrlichen Dienst gelangend, wußte er in dem Maße Solimans Gunst zu erlangen, daß derselbe ihn zum Großwesier und Beglerbeg von Rumelien ernannte, ja für ihn die neue Würde des Seraskiers oder Generalissimus schuf mit 60,000 Dukaten Gehalt, und gebot, seinem Günstling,

---

bilden und wahrscheinlich vom König von Portugal befehligt werden. Derselbe sollte 30 Caravelen, Venedig 100 Galeeren, wovon 80 schon ausgerüstet, Frankreich und Genua 25 Galeeren, ebensoviele Karaken, 40 Galionen und 20 Barken, der Papst und der katholische König 25 Galeeren und 30 biskayische Schiffe, der König von England 10 große Karacken stellen. Die Galeere kostet monatlich 500, die Karacke 600, die Barke 300, die Galion 200, die Caravele 50 Dukaten. Der Reiter erhält monatlich 10 Dukaten, der leichte Soldat 5, der Fußsoldat 4. Das ganze Heer würde 8,500,000 Goldgulden gekostet, die Beisteuern aber 12 gebracht haben, die Beitäge von den Kirchen nicht gerechnet. — Weitere Notizen hierüber gibt Roscoe in seinem Leben Leo's X.

dessen Schwester er unter seine Frauen aufnahm, zu gehorchen wie ihm selber. Er behandelte Ibrahim nicht wie einen Diener, sondern wie einen Bruder.

Wegen Mißhandlung seines Gesandten, der den Tribut einzufordern gekommen, begann Soliman Krieg mit Ungarn, dessen Krone von einem Kinde, Ludwig II, getragen wurde. Habacz und Semlin wurden genommen, Belgrad, das Bollwerk der Christenheit, mußte sich nach langer, vom Sultan persönlich unter dem Beistande eines französischen Artilleristen geleiteter Belagerung trotz heldenmüthigster Vertheidigung ergeben (1521, 29. August). Die ungarischen Einwohner wurden auf das rechte Donauufer, die bulgarischen nach Konstantinopel versetzt. Dieses wichtige Ereigniß, welches Ungarn und Kroatien den Türken offen legte, wirkte wie ein Donnerschlag auf Europa, trotz seiner unseligen Spaltungen; es erblickte den furchtbaren Soliman bereits im Herzen von Deutschland.

Eroberung von Rhodos.

Aber er verfolgte für dieses Mal seinen Sieg nicht, um die Insel Rhodos mit 300 Segeln und 100,000 Mann anzugreifen. Als Etappe zwischen Konstantinopel und Egypten legte er auf die Eroberung dieser Insel einen sehr großen Werth. Die acht Zungen des Ordens theilten sich in die Vertheidigung der Basteien unter dem Großmeister Villiers de l'Isle Adam. Candia schickte 500 Mann mit dem geschickten Ingenieur Martinengo, welcher die Vertheidigung leitete. Aber man berichtet, daß André d'Amaral, der Ordenskanzler, aus Rache dafür, daß Villiers und nicht er Großmeister geworden, die Türken zu diesem Unternehmen aufgefordert und bei der Belagerung unterstützt habe. Diese hatten nicht weniger als 100 Kanonen, von denen mehrere elf bis zwölf Palmen dicke Kugeln schoßen, und führten, unbeirrt durch die tapfere Gegenwehr, immer frische Truppen zum blutigen Angriff gegen die Wälle; die Ritter schlugen sich wie Löwen, die Weiber schleppten unermüdlich Erfrischungen, Erde zum Ausfüllen der Breschen, Steine zum Niederschmettern der Feinde herbei*). Erst nachdem die Belagerer vom 1. August

*) Vergl. Jacques, Batard de Bourbon, La grande et merveilleuse et très-cruelle oppugnation de la noble cité de Rhodes, 1526. Jac. Fontani, De bello Rhodio: beide Augenzeugen. Der letztere, welcher

bis zum 10. Dezember über 100,000 Mann eingebüßt hatten, mehrere Stürme abgeschlagen worden und den Belagerten die Munition ausgegangen war, nahm der Großmeister die ihm und den Seinigen freien Abzug mit Hab und Gut und Unverletzlichkeit der Kirchen gewährende Kapitulation an (25. Dezember). Karl V übergab dem Orden, aber erst nach einiger Zeit (1530), die Inseln Malta, Gozzo und Comino, öde Felsen, die ohne das nahe Sizilien unbewohnbar wären, so daß man damals sagte: sie seien nicht das Pergament werth, worauf die Schenkung geschrieben stand; aber der Kaiser hatte darin das Mittel gefunden, Neapel und Sizilien zu decken. Der heldenmüthige Villiers de l'Isle Adam starb in Malta und auf sein Grab schrieb man: „Hier ruht die Tugend, Besiegerin des Glücks." — Soliman hatte ihn sehen und ihm Trost zusprechen wollen, und äußerte, als er seinen Palast betrat: Es ist mir schmerzlich, diesen Christen bei seinem hohen Alter aus seinem eigenen Hause zu vertreiben. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, einen Sohn Dschems, den er hier fand, nebst dessen zwei Söhnen in seiner Gegenwart enthaupten zu lassen. Brach so der Sultan selber die Kapitulation, so begreift sich, daß die Janitscharen sie nicht mehr achteten, insbesondere hinsichtlich der Kirchen.

Ungarn.

In derselben Zeit hatten die Türken in Ungarn einige Eroberungen gemacht, aber auch mehrere Niederlagen erlitten. Nach der Einnahme von Rhodos erschien jedoch Soliman persönlich mit einem großen Heere und 300 Kanonen, erstürmte Pederwardein (1522, 27. Juli) und stellte sich bei Mohacz auf. — Nach dem Tode des Matthias Corvinus trug Wladislaw II von Böhmen, aus dem Hause der Jagellonen, vor vielen Bewerbern um die ungarische Krone den Sieg davon (1490); herrisch und ungestüm in Böhmen und Ungarn, welche er unter dem

---

Ingenieur war, erzählt, daß eine Griechin, die ihren Geliebten auf der englischen Bastei fallen sah, mit ihren beiden Kindern auf den Armen herzulief, sie in die Flammen warf, nachdem sie dieselben mit dem Kreuze bezeichnet, ausrief: Sie sind zu gut, um lebend oder todt in die Gewalt der Hunde zu fallen, — dann Mantel und Schwert des Geliebten aufraffte, sich ins dickste Kampfgewühl stürzte und wüthend um sich hieb, bis sie zusammenstürzte.

nämlichen Szepter vereinigte, verfahrend, machte er sich nichts desto weniger durch seinen Mangel an Festigkeit und durch sein weichliches Leben verächtlich und verlor wieder, was sein Vorgänger von Oesterreich erlangt hatte. Als Leo X den Kreuzzug wider die Türken verkündete, zogen 70,000 Bauern, ihre Felder und Weinberge im Stich lassend, aus unter der Führung des Szeklers Georg Dosa und des Ambros. Szabares von Pesth. Die Edelleute wollten aber ihre Bauern nicht ziehen lassen, worauf Dosa den letzteren gestattete, die adeligen Güter zu plündern, sich von den Kreuzfahrern (Kuruzzen) zum König ausrufen ließ und in schlimmer Weise hauste. Johann v. Zapolya, der Woiwode von Siebenbürgen, Johann Bornemissa und Johann Bansi, an der Spitze eines starken Heeres, zerstreuten zwar die Haufen der Kuruzzen, aber Dosa sammelte neue Rotten, mit denen er sogar Temeswar belagerte (1516). Hier indessen schlug ihn Stephan Bathori und nahm ihn gefangen. Als König ward der Elende mit Krone und Zepter, beide vorher glühend gemacht, auf einen brennenden Thron gesetzt und förmlich gebraten, während die mitgefangenen Bauern, die man hatte 14 Tage lang hungern lassen, sich an seinem Fleische sättigen mußten! Es erging über die Kuruzzen ein strenges Gericht, zu dessen Vollstreckung zumeist Zigeuner verwandt wurden; 40,000 Bauern gingen in wenig Wochen zu Grunde. Vergeblich hatte, um die Parteien zu beschwichtigen, Wladislaw die von Stephan Werbocz verfaßte, Opus tripartitum betitelte Gesetzsammlung veröffentlicht. Nach seinem Tode und als sein zehnjähriger Sohn Ludwig X unter einer Vormundschaft und mit einem Regentschaftsrathe den Thron bestieg (1516), entwickelte sich sogar das Parteigetriebe zu einem heftigen Bürgerkriege. Der siebenbürgische Woiwode, der ebenso reiche und mächtige als ehrgeizige Johann Zapolski, stritt sich hartnäckig mit der Partei des Stephan Werbocz. In diesem Lande konnte der König gegen den furchtbaren Einfall des Soliman nur eine geringe Streitmacht aufbringen, mit denen er zwar den Türken bei Mohacz muthig entgegenging, aber eine große Niederlage erlitt (1526, 29. August). 24,000 Ungarn kamen um; unter den Todten befanden sich 2 Erzbischöfe, 5 Bischöfe, 500 Magnaten; 4000 Gefangene wurden erwürgt; der König selber fand auf der Flucht in einem Moraste den Tod. Soliman zog sengend und brennend bis Raab und kehrte dann, weil ihn Aufstände nach

Asien riefen, von diesem Kriegszuge zurück, der in seiner zweimonatlichen Dauer Ungarn, die Vormauer von Deutschland und der Christenheit, zur Wüstenei gemacht und 100,000 seiner Einwohner hinweggerafft hatte.

Ludwig war der letzte Jagellone gewesen und der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich bewarb sich um seine Nachfolge in den Reichen Böhmen und Ungarn; jenes gewährte ihm seine Krone, aber in Ungarn ließ sich der tapfere Woiwode Johann v. Zapolya von den Magnaten seiner Partei zum König ausrufen und vom Erzbischof von Gran mit der Krone des heil. Stephan krönen. Die Gegenpartei unter Stephan Bathori wählte nun auf dem Presburger Reichstag den böhmischen König Ferdinand, der, zu Stuhlweißenburg am 5. November 1527 gekrönt, den Johann bekriegte. Dieser wandte sich an Soliman um Hülfe, indem er ihn als Lehnsherrn anerkannte.

Der Sultan, dem nichts erwünschter war als der Erwerb Ungarns, des Schlüssels zu Europa, rückte alsbald mit einem ungeheuren Heere auf beiden Ufern der Donau heran, eroberte Pesth, Ofen, Raab, Gran, Komorn, Altenburg, bestürmte Wienerisch-Neustadt und erschien (1529, 26. September) vor Wien. Die Vertheidigung ward jedoch vom Grafen Nikolaus v. Salm so tüchtig geleitet — zwanzig Stürme schlug die Besatzung ab — und die Belagerer waren so ungenügend mit Geschütz versehen, daß Solimann unverrichteter Dinge wieder abzog [16. Oktober]*). Die Bürger feierten die Befreiung der Stadt um so freudiger, als dieselbe kaum gehofft worden; die Glocken, welche während der Gefahr verstimmt gewesen, begannen ein fröhliches Geläute, worein Geschützsalven von den Wällen und Fanfaren von den Thürmen einstimmten. Soliman aber bestätigte den Zapolya als König von Ungarn und ging, eine Besatzung in Ofen zurücklassend und 60,000 Sklaven mitschleppend, nach Konstantinopel zurück. Gran und Ofen wurden nun von den Oesterreichern erobert und ein kurzer Waffenstillstand geschlossen, aber

*) „Da sich die Belagerung in die Länge zog, murrten die Janitscharen; klagte die asiatische Mannschaft über Kälte, das ganze Heer über Mangel an Verpflegung; und diese Stimmung zwang zum Aufgeben der Unternehmung. v. Hammer, Geschichte des osmanischen Reichs. III.
D. V.

der Bürgerkrieg zwischen Johann und Ferdinand, der inzwischen auch deutscher König geworden, veranlaßte Soliman zu einem abermaligen Unternehmen, um die seiner Kriegsehre vor Wien zugefügte Scharte auszuwetzen (1533). Vor Güns jedoch hielt ihn Nicolaus Jurischitz durch eine so ausgezeichnete Vertheidigung auf, daß man sie für wunderbar erklärte, Soliman den Helden zu sehen verlangte und von der weitern Belagerung abstand. Jurischitz bat den Großherrn, ihm Leute zu leihen zur Ausfüllung der Bresche, die so breit war, daß 350 Mann nicht hinreichten, den Raum zu besetzen, und die Türken zogen mit fliegenden Bannern und spielender Musik auf und überließen die Veste ihrem tapfern Vertheidiger. Darauf drang Soliman verwüstend in Oesterreich und Steiermark vor und entführte aus diesen Ländern 30,000 Menschen. Inzwischen hatte Karl V, um den Sultan zum Rückzug zu bewegen, den Andrea Doria nach dem Orient geschickt, welcher Koron und Patras besetzte und Konstantinopel bedrohte. Dieses, sowie die persischen Angelegenheiten, welche dringend seine Anwesenheit erheischten, veranlaßten Soliman nach Belgrad und dann nach Konstantinopel zurückzugehen und Unterhandlungen anzuknüpfen. Wien sah nun zum Erstenmale einen Abgesandten der Pforte, und König Ferdinand demüthigte sich so tief, den Sultan Vater, den Ibrahim Bruder und Beschützer zu nennen und sich zu entschuldigen, daß er durch einen Angriff auf Ungarn unwissentlich den Großherrn beleidigt, wogegen dieser dem bereuenden Sohne den Frieden bewilligte. Darauf kam auch (1538, Februar) ein Friede zwischen Ferdinand und Johann Zapolya zu Großwardein zu Stande. Letzterer behielt den Königstitel und Siebenbürgen, sowie Ungarn bis an die Theiß, ersterer Dalmatien, Kroatien, Slavonien und das übrige Ungarn. Nach Johanns Tode sollte das ganze Land an Ferdinand oder dessen Erben fallen: sollte aber letzterer ohne Nachkommen sterben, so sollte Ungarn an Zapolya's Erben kommen, und erst nach dem Erlöschen dieser Familie wieder ein Wahlreich werden. Johann vermählte sich hierauf (1539) mit Isabella, Tochter des Königs Sigismund von Polen, die ihm (1540) einen Sohn gebar; kurz darauf starb er plötzlich.

Der Venetianer Luigi Gritti, ein Glückssoldat, den der Großherr dem Zapolya zugesendet, erlaubte sich ganz willkürliche Handlungen, schlug sogar dem Woiwoden von Siebenbürgen,

während derselbe schlief, das Haupt ab. Darauf erhoben sich die Freunde des Gemordeten, bemächtigten sich des Mörders und rächten die That in seinem Blute (1534). Soliman, zur Zeit in Persien, verlangte hiefür Genugthuung, und ohnehin hatten die türkischen Befehlshaber der zurückgelassenen Besatzungen, die sich nicht an den Frieden kehrten, in die benachbarten Gebiete Raubzüge unternahmen und dafür nicht selten scharfe Lektionen erhielten, darüber Klage erhoben. So häufte sich von beiden Seiten wieder Zündstoff zu neuem Kriege. Kam dazu, daß der sterbende Zapolya sein Söhnchen Johann Sigismund nicht unter den Schutz Ferdinands, sondern des Großherrn stellte. Darauf fußend, ließen die Vormünder des Knaben denselben zum Könige ausrufen, trotz des mit Ferdinand geschlossenen Vertrags. Dieser ließ nun ein Heer in Ungarn einrücken, das Stuhlweißenburg und Wissegrad eroberte, aber von der Belagerung Ofens, durch den Pascha von Belgrad geschlagen, abstehen mußte, während der inzwischen persönlich herbeigekommene Soliman durch List sich Ofens bemächtigt, wo die Königin Isabella sich mit ihrem Söhnchen befand. Beide schickte Soliman nach Siebenbürgen, das er mit dem Strich zwischen Theiß und Leipa dem Johann Sigismund als Lehnsfürstenthum anwies (1541, September). Diese Treulosigkeit des Großherrn veranlaßte die Königin, sich Ferdinand zu nähern und es kam zwischen ihnen zum Vergleich, in welchem sie ihm alle noch in ihrer Gewalt befindlichen Gebiete in Ungarn abtrat. Zu schwach, gegen die Türken allein das Feld zu behaupten, verlangte Ferdinand Beistand vom deutschen Reichstage, der gewährt wurde, aber noch langsamer und unzureichender wie gewöhnlich, in Folge der Religionsstreitigkeiten. Immerhin zog doch Kurfürst Joachim von Brandenburg mit einem ansehnlichen Heer herbei, zu dem 3000 Päpstliche unter Alessandro Vitelli stießen; allein bei dem Sturm auf Pesth erlitt dies Heer so schweren Verlust, daß es unverrichteter Dinge wieder abzog.

Während dieser Vorgänge hatte Soliman nicht aufgehört, mit Karl V Krieg zu führen. Da er ihn nur als König von Spanien, nicht als Kaiser anerkannte, hatte er ihn nicht in den Friedensvertrag mit Oesterreich einbegreifen wollen. Mit Franz I dagegen schloß er einen Handelsvertrag (1536) und schlug ihm ein Bündniß gegen Karl nebst einer Landung in Neapel vor, wogegen sich jedoch Venedig sträubte.

Haireddin Barbarossa.

Die beiden Brüder Aruck (Horuck) und Haireddin, genannt Barbarossa, Töpfersöhne aus Lesbos, die sich als Seeräuber einen Namen gemacht, hatte (1516) der maurische Fürst Selim Eutemy in Algier zu Hülfe gerufen gegen Cardinal Ximenes, welcher die afrikanischen Piratenstaaten hart bedrängte (1516). Die Brüder vertrieben die Spanier aus Algier, aber Aruck tödtete den Selim, bestieg an seiner Statt den Thron und eroberte Oran und Tlemsen, fiel jedoch seinerseits durch den Marchese v. Gomarez, als dieser Feldherr Karls V. Oran und Tlemsen wieder nahm (1518). Haireddin seinerseits hatte sich der Herrschaft in Tunis bemächtigt, indem er, von den entzweiten Söhnen des letzten afisidischen Königs den einen vertrieb, den andern nach Constantinopel bringen ließ. Nun, nach dem Tode des Bruders, nahm er noch Algier in Besitz, erkannte die Oberhoheit des türkischen Padischah an und ward dafür von diesem bei der Eroberung der übrigen Barbareskenstaaten so wie von Bisenta und Tripolis unterstützt. Als türkischer Admiral machte er sich nun allen Mittelmeer-Küsten noch furchtbarer als vorher und nur Frankreich blieb von seinen Piraterien verschont, wegen seines Vertrags mit Soliman. In Andalusien landend, führte er 70 maurische Abkömmlinge, die sich ihm freiwillig anschlossen, nach Afrika. Soliman betrachtete ihn als einen ebenbürtigen Gegner des großen christlichen Seehelden Doria. Mit 84 Schiffen, von denen 18 ihm gehörten, landete er an der neapolitanischen Küste, verheerte weit und breit das Land und überfiel Fondi des Nachts. — Der nicht nach Constantinopel gebrachte Erbe von Tunis, Mulei Hassan, war zu Kaiser Karl geflohen und seine Vorstellungen, in Verbindung mit denen der maltesischen Ritter, überzeugten ihn, daß die Unternehmungen des so undankbar behandelten Cardinal Ximenes gegen die Raubstaaten doch nicht ohne großen Nutzen gewesen, daß es für Spanien von Wichtigkeit sei, seine Autorität an der afrikanischen Küste wiederherzustellen und die Seeräuberei zu vernichten.

Algier.

In Algier waren mehrere arabische Dynastien aufeinander gefolgt, im Osten die Aglabiten, im Westen die Rostamiten. Die Fatimiten besiegten die letzteren, geriethen aber in Uneinigkeit; die Uaediten gründeten im Westen das Königreich Tlemsan, die

Amaditen das Reich Budschia im Osten, zwischen ihnen die Zeiriden Aschir, wo der Stifter dieser Dynastie, Jussuf Zeiri i. J. 935 Algier (eigentlich Al-Dschezairan Ben Mezquna d. i. Insel der Söhne Mezquna) gründete. Die Almohaden von Marokko vereinigten diese kleinen Königreiche, nach dem Zwischenbesitz des Königs Roger v. Sicilien (1148—1159), unter ihrer Herrschaft, spalteten sich aber selber wieder unter die Zianiden von Tlemsen und die Afisiden von Budschia, welche je nach dem Kriegsglück abwechselnd Algier inne hatten. Namentlich nach ihrer Vertreibung aus Spanien begannen die Mauren, welche sich an die Gestade des alten Mauretanien geflüchtet hatten, auf spanische Schiffe Jagd zu machen. Hernando der Katholische hatte mehrere Expeditionen gegen sie ausgeschickt und i. J. 1510 hatten die Spanier auf einem Küstenstrich bei Algier ein Fort, den s. g. Penon erbaut, durch welches sie den Hafen von Algier beherrschten, also das Auslaufen der Piratenschiffe verhindern konnten. Nach dem Tode Hernando's riefen die Algierer den schon genannten Selim Eutemy zu Hülfe, der auch mit dem Beistande des Haireddin die Spanier aus dem Penon vertrieb, aber, wie erwähnt, von der Hand seines Bundesgenossen fiel. Gegen diesen immer furchtbarer werdenden Seeräuber unternahm nun (1535) Karl V. einen Zug. 500 Segel sammelten sich zu Cagliari unter Doria; diese Flotte ward mit 30,000 Mann alter spanischer Kerntruppen unter dem Marchese Del Guasto bemannt und der Kaiser selbst schiffte sich mit ein. Es ward allgemein behauptet, der Kaiser unternehme diesen Zug, um nicht gegen Soliman in Ungarn kämpfen zu müssen.

Haireddin hatte Tunis und den Hafen der Goletta, den eigentlichen Schlupfwinkel der Seeräuber, mit großer Kunst befestigt. Hier befanden sich 18 Galeeren mit 100 Geschützen, während 20,000 maurische Reiter und ein zahlloses Fußvolk die Stadt von der Landseite deckten. Trotzdem gelang der Angriff [25. Juli] *); die Spanier bemächtigten sich des Hafens, des

*) Bei dieser Expedition befand sich das größte Kriegsschiff, welches bisher noch auf den Meeren geschwommen. Es trug 360 bronzene Kanonen, 600 Füsiliere, 400 mit Schwertern und kleinen Schilden bewaffnete Soldaten und 300 Artilleristen, ohne die Schiffsmannschaft. Am Vordertheil hatte es eine Sägevorrichtung zum Zerschneiden der ungeheuren Hafenkette.

Arsenals und der Galeeren, Haireddin mußte sich mit 50,000 Mann zurückziehen. Er wollte vor dem Rückzug die 10,000 Christensklaven, die sich in Tunis befanden, ermorden lassen, stand indessen von dem Vorhaben auf die Bitten seiner Offiziere ab. Aber er hatte es zu bereuen, einmal auf die Stimme der Menschlichkeit gehört zu haben, denn diese Gefangenen empörten sich und richteten die Kanonen der Zitadelle auf sein Heer, so daß er, zwischen zwei Feuer genommen, eine vollständige Niederlage erlitt und nach Bona fliehen mußte, während das kaiserliche Heer in Tunis eindrang, 30,000 Mauren über die Klinge springen ließ und 10,000 Gefangene machte.*).

Mulei Hassan, durch den siegreichen Kaiser in sein ihm entrissenes Land wieder eingesetzt**), erkannte die spanische Oberherrschaft an, befreite alle in seinen Staaten befindlichen christlichen Sklaven und bezahlte dem Kaiser, der alle Häfen besetzt hielt, für den Unterhalt der Besetzung der Goletta 12,000 Dukaten.

Aber nun sammelten sich alle afrikanischen Seeräuber in Algier, und es ergab sich die Nothwendigkeit eines zweiten Zuges, um sie auch von da zu vertreiben. Der Kaiser erkannte vollkommen die Wichtigkeit wie Schwierigkeit dieses neuen Unternehmens,

*) So sagt Robertson (History of the Reign of the Emperor Charles V, vol. III), aber Eutropius (Diarium Expeditionis Tunetanæ, p. 334, ap. Schard.) sagt: Post introitum Imperatoris in urbem, ecce tibi Miles Hispanus aliquotque alii stationarii, passim in ædes magno impetu irruunt... Mauros resistentes occidunt, spoliant, compilant, evertunt omnia cum pulvere. — Paul. Jovius (Hist. lib. 34, p. 363, ap. Schard.) sagt: Primus inhiantium prædæ impetus, uti invadentium et effrigentium fores varii casus tulerunt, promiscua cæde cruentus fuit. Beide setzen hinzu: Cæsar sevitiæ modum imposuit, pronunciarique jussit, capitale fore, si quis Tunetarum violaret civem, aut in servitutem abduceret. Sepulveda, mit jenen gleichzeitig, erzählt: In hac direptione ex oppidanis pauci gladios conciderunt, et hi suo magna ex parte stulto consilio, qui muros rebus desperatis, ne conati quidem tueri, suas domos, uxoresque et liberos defendere quidem tentaverunt. Qua temeritate milites irritati in nonnullos sine discrimine parumper saevierunt, præsertim Germani etc. (Opera, vol. I. p. 405, ed. Matriti 1780).

D. B.

**) Er regierte jedoch nur einige Jahre und wurde von seinem Sohne Hamida vertrieben und geblendet. So kam er um Hülfe flehend zu dem Kaiser nach Augsburg und starb auf der Rückreise zu Rom.

D. B.

was er durch die sorgfältige Vorbereitung desselben an den Tag legte. Er berief Matrosen aus Italien und Spanien; Genua, Neapel, Venedig stellten ihm Galeeren. 20,000 Soldaten zu Fuß und 2000 Reiter, Spanier, Deutsche, Italiener, zumeist altgediente Leute, versammelten sich auf der Insel Sardinien; Hernando Cortez und seine drei Söhne, Colonna, Spinola, der Herzog v. Alba und sein Vetter Pier da Toledo und andere berühmte Krieger der Zeit befanden sich bei dem Heere, zu welchem 100 Malteser Ritter und 1000 Soldaten des Ordens stießen Auf 200 Kriegs- und 300 Transportschiffen nebst 70 Galeeren wurden diese Mannschaften eingeschifft, aber gegen den Rath und Willen des Doria ging man noch im Oktober, dicht vor Beginn der schlechten Jahreszeit, unter Segel. Die Landung wurde glücklich in der Temendfust-Bai bewerkstelligt; aber bald traten so heftige Regengüsse ein, daß das Lager in einen See verwandelt wurde. Dazu kam, daß der furchtbarste Sturm, den Doria seit 50 Jahren erlebt hatte, die Flotte theils vernichtete, theils arg beschädigte. So mißlang dieses Unternehmen, und der Kaiser konnte, um sich wieder an den Einschiffungsort zu begeben, in drei Tagen nur drei Meilen zurücklegen, wobei das hungernde Heer unausgesetzt vom Feinde umschwärmt wurde. Auf der Rückfahrt wurden die Schiffe von einem neuen Sturme überfallen, so daß sie zerstreut auf's Gerathewohl theils an der spanischen, theils an der italischen Küste landeten. Mit genauer Noth erreichte der Kaiser selber auf einem geringen Fahrzeuge das europäische Festland.

Venedig hatte mit Soliman die Verträge erneuert, welche die Freiheit seines Handels sicherten, wobei es sich stets des mächtigen Schutzes von Ibrahim erfreute. Indessen geriethen einige venetianische Schiffe mit türkischen auf offener See wegen des Signalirens und Salutirens in Hader und sogar in kleine Kämpfe. Die Republik entschuldigte sich zwar beim Sultan und zog die betreffenden Schiffsführer zur Verantwortung; trotzdem schickte Soliman die Truppen, welche er zu einem Angriff auf Neapel gesammelt hatte, gegen Corfu (1537). Haireddin nahm viele Inseln, die theils Eigenthum der Republik, theils einzelner Venetianer waren, hinweg, in der Hauptsache jedoch mißlang das Unternehmen. Dem Kaiser gelang es nun, Venedig und den Papst Paul III. zu einem Bündniß zu bewegen, dessen Zweck die Vertreibung der Türken aus Europa. Es wurden große Rüstungen unternommen; indessen benutzte Doria, der Admiral der Liga,

aus nicht klaren Gründen keine der sich ihm darbietenden Gelegenheiten, den Haireddin zu schlagen, und überließ am Ende auf Corfu die Venetianer ihrem Schicksale. Da mußten sich diese mit der Pforte vertragen und erlangten den Frieden (1541) gegen Bezahlung von 30,000 Dukaten und Abtretung einiger Städte und Gebiete in Morea und Dalmatien, so wie der Inseln Skyros, Pathmos, Aegina, Nio, Stampalia, Paros und Antiparos im Archipel.

Haireddin setzte seine Tyrannei über die Meere und seine Bedrängungen, namentlich der italischen Küsten fort, leider im Einverständnisse mit den Franzosen, denen er bei der Einnahme von Nizza gegen die Spanier beistand (1543), bis endlich der venetianische Bailli zu Constantinopel der Signoria melden konnte: Barbarossa ist diese Nacht um 3 Uhr (1546, 4. Juli, 80 Jahre alt) gestorben; er hat dem Großherrn 800, dem Rustem-Pascha 200 Sklaven und 10,000 Zechinen hinterlassen; er verordnete, alle übrigen Sklaven von über 15 Jahren frei zu lassen und 30,000 Zechinen zum Bau einer Moschee zu verwenden. 10,000 Zechinen sind seinem Neffen und Schwiegersohn Mustapha hinterlassen. Man fand bei ihm 35,000 Zechinen und 5000 Aspern.*) Sein Nachfolger im Oberbefehl der türkischen Flotte des Mittelmeeres war der Kroate Piali, der durch seine kühnen Unternehmungen der italienischen und spanischen Schifffahrt großen Schaden zufügte, und gleichzeitig setzte Dragut (Torghut-Reis) die christlichen Küsten in Schrecken. Er besetzte Bastia und nahm Tripolis den Malteser Rittern; Ancona, Civita-Vecchia und Rom trafen Vorkehrungen gegen seine Angriffe.

Während dieser Zeit verrichteten die Ungarn Wunder der Tapferkeit. Ferdinand I. wollte Siebenbürgen und das Banat für sich erwerben und Bischof Martinuzzi gewann zu dem Behufe den Hauptanhänger der Königin, der ihm auch diese Erwerbungen zuwandte, dann aber wieder mit dem Sultan Verständnisse anknüpfte, worauf Ferdinand dem General Castaldo Vollmacht ertheilte, nach den Umständen zu handeln. Dieser ließ den inzwischen Cardinal gewordenen Martinuzzi ermorden. Deshalb und auch wegen der Besitzergreifung von Siebenbürgen begann

*) An dem Strande des Meeres zu Beschiktasch, am europäischen Ufer des Bosporus, ist sein Grabmal und erregt ernste Gefühle bei dem Geräusche der Wogen, die an ihm emporklimmen. v. Hammer, Verf. des osmanischen Reiches, Thl. II. D. V.

Soliman den Krieg wieder (1551), nachdem kaum ein im Jahre 1547 geschlossener Waffenstillstand abgelaufen war, wo sich Ferdinand zur Zahlung eines Tributs von 30,000 Dukaten an die Pforte verpflichtet und zugleich einen Reichstag berufen hatte, auf welchem Ungarn für ein Erbreich im Hause Habsburg erklärt ward. In dem neu ausbrechenden Kriege eroberten die Türken das Banat, und nach Siebenbürgen kehrte Königin Isabella zurück. Darauf schickte Ferdinand, seit 1556 durch Karls V. Abdankung zugleich deutscher Kaiser, den flämischen Diplomaten Augier Ghislen de Busbecq*) als Unterhändler nach Constantinopel (1558), dem es wirklich gelang, einen achtjährigen Frieden zwischen der Pforte und dem Kaiser, auch Frankreich, dem Papst und Venedig zu vermitteln (1562), gegen einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten.

Belagerung von Malta. 1565.

In allen diesen Kriegen zu Land und zur See hatte Soliman die Johanniterritter auf Malta als ebenso tapfere wie unermüdliche Gegner gefunden. Nicht minder war ihm aus religiösen Gründen dieser Orden verhaßt, der schon kraft seiner Bestimmung der unversöhnliche Feind des Islam. Da nun die Ritter die „Galione der Sultane", welche die Reichthümer des Orients nach Venedig trug, überfallen hatten, schickte der Großherr den Piali mit 130 Segeln nach Malta; 40,000 Mann landeten und griffen das Fort St. Elmo an, das von 130 Rittern gegen 80 Kanonen vertheidigt wurde. Die Artilleristen des Ordens erfanden Reife aus brennbaren Stoffen, welche, wider die Angreifer gerollt, diese in feuriger Umschlingung verbrannten.

*) Busbecq schrieb hier ein vortreffliches lateinisches Werk über die militärischen Einrichtungen der Türken, schickte nach Wien 240 griechische Handschriften, u. A. einen Dioskorides von der Juliana Anicia, Tochter des Kaisers Olybrius, asiatische Thiere und Pflanzen, worunter die persische Syringe und die Tulpe. Er fand auch den ankyranischen Marmor auf, jenes wichtige Denkmal für die Geschichte des Augustus. Anton Wranzig (Verantius), Erzbischof von Gran, des Vorigen Nachfolger als Gesandter in Konstantinopel, brachte den Taurichi-Ali-Osman, die alte Chronik dieses Reiches, von da mit, welche er übersetzte. Löwenklau benutzte sie als Quelle für seine Annalen der osmanischen Sultane, das erste Werk in einer europäischen Sprache, welches Aufschlüsse über diese Geschichte gab.

Indessen fiel das Fort St. Elmo, nachdem unzählige Türken und auch Dragut bei den immer wiederholten Stürmen umgekommen waren, aber die übrigen Werke konnten nicht genommen werden, und mit einem Verluste von 20,000 der Ihrigen mußten die Angreifer sich endlich zurückziehen (11. September); ihre Flotte befand sich in einem so schlimmen Zustande, daß der Kapudan Pascha aus Scham des Nachts in den Hafen von Konstantinopel einlief. Jean de la Valette, der damalige Großmeister, erbaute eine Stadt, die seinen Namen erhielt, und als er vernahm, daß die Türken einen neuen Angriff vorbereiteten, ließ er an das Arsenal zu Konstantinopel Feuer legen. Dieser Brand und noch mehr Solimans Tod verschafften dem Orden eine längere Waffenruhe. Es war dies die heroische Zeit des Johanniterordens, dessen Stern von da an erbleichte. Seine Kommenden galten für reiche Appanagen der jüngern Söhne hoher Familien, nicht mehr als Lohn der Tapferkeit und ernsten Strebens. Die jungen Ritter hielten sich gerne an den Höfen auf, Malta und Gozzo aber wurden in tyrannischer Herrschaft gehalten.

Kriege in Asien.

Siebenmal war Soliman in Ungarn erschienen; die Moldau wurde ohne Blutvergießen unterworfen, und die Veste Szigeth, von dem tapfern Zriny, einem zweiten Leonidas, heldenmüthig vertheidigt, fiel in Trümmern in die Gewalt der Türken, drei Tage nach dem hier erfolgenden Tode des 72jährigen Soliman (1566, 5. September). Diese Kriege gegen Ungarn wurden häufig durch Unternehmungen in Asien unterbrochen. Ahmed-Pascha, der Eroberer von Rhodos, der zum Statthalter von Egypten ernannt worden, empörte sich, wurde aber von Soliman gedemüthigt (1553), welcher zugleich Behufs einer Reform der Verwaltung, namentlich des das Land ohne Nutzen für den Schatz bedrückenden Finanzsystems, seinen Kanun für Egypten gab. Darnach sollte Egypten — während in Rumelien und Anatolien der Boden in große und kleine Lehen (tomar siamet), bewohnt von militärdienstpflichtigen Vasallen, getheilt war — nur Pächter (multezem), die ihren Census bezahlten, und unter ihnen Bauern (fellahs) haben.

In Persien hatte der sofitische Schah Tamasp, des Ismael Sohn, aufs Neue dem Hasse Solimans gegen die als häretisch betrachteten Schiiten Nahrung gegeben. Er schickte den Ibra-

him, welcher Tebris eroberte, darauf drang der Sultan selber (1553) über Erzerum nach Kars vor, überwältigte die Landschaften Nachtschiwan, Eriwan und Karabach, und ließ sich im Frienen zu Amasia (1555, 29. Mai) Georgien, Wan und Mosul abtreten.

Indien.

Der große osmanische Eroberer betrat Indien nicht, aber sein mächtiger Einfluß reichte bis dahin. Die Portugiesen, welche sich Goa's bemächtigten, drangen hier von der einen Seite ein, und zu Agra hatte die Dynastie der Lody ihren Sitz, als Babur (Zechir-Eddin-Muhamed), aus seinem Lande Andekan von dem Usbeken Schaibek Khan (1498) vertrieben, nach Gazna kam, um — wie wir schon oben erwähnt — das indische Reich Timurs, dessen Urenkel er war, wieder herzustellen. In dreißig stürmevollen Jahren gestaltete er diese Länder gänzlich um. Erbe des Königreichs Fergana, östlich von Samarkand, hoffte er unter den Kämpfen der mongolischen, türkischen und usbekischen Fürsten um die Gränzländer für seine Vergrößerungsplane einen um so besseren Boden zu finden. Zunächst bemächtigte er sich Samarkands mit kaum 240 Gefährten und behauptete sich hier gegen ungeheure Uebermacht; mehreremale war er ohne Truppen und ohne Land, aber stets ungebeugt ließ er nimmer den Gedanken an die Eroberung Indiens fahren. Von einer dem Unterliegen nahen Partei nach Kabul gerufen, schlug er mit 12,000 Mann in den Ebenen von Panipat (1526, 20. April) die 100,000 Afghanen des Ibrahim Lody; dieser selbst fiel; Babur zog gegen Delhi und begründete, trotzdem Rana Sanka einen Bund von Fürsten gegen ihn zu den Waffen rief, durch den Sieg bei Kanua das neue Reich des Großmoguls. Nicht blos als kühner Krieger, auch wegen seiner Großmuth ward Babur gerühmt. Eifriger Anhänger der orthodoxen Sekte der Kanefiten, schrieb er selbst seine Denkwürdigkeiten (Wakiati-Babur) in Dschaggatai-türkischer Sprache und in einfacher Darstellung. Dieselben sind reich an Nachrichten über Länder, welche so wenige Geschichtschreiber haben*).

*) Es gibt davon eine englische Uebersetzung von Leyden und Erskine (London 1826). — Wir nennen noch von persischen Schriftstellern Mirkhond [Muhamed Ebn Emir Khowand Schah] († 903

Unter diesen gebührt jedoch eine nähere Erwähnung dem Muhamed-Kasem-Ferischta. Zu Afterabad in Mazenderan geboren (1550), ward er von seinem Vater nach Indien gebracht, wo er den Gedanken faßte, die Geschichte der Könige und

---

d. Hedsch.), welcher den „Garten der Reinheit (oder Wonne)" (Rauzatassafa) verfaßte, eine lange geschichtliche Arbeit in 7 Bänden, vom Anfang der Welt bis zur Zeit Ali Schins, welcher Emir dem Verfasser das Werk bestellte, reichend. — **Mirkondi Historiam Seldschukidam, Persiæ e codicibus mss. parisino et berolinensi nunc primum edidit, lectionis varietate instruxit, annotationibus criticis et philologicis illustravit Jo. Aug. Vullers. Giessen, 1837.** — Muhamed al-Natebi (1408), ein berühmter Dichter, schrieb die „Vereinigung der beiden Meere", eine Abhandlung politischen und moralischen Inhalts, das Buch der Schönheit und der Liebe, und namentlich den Gul-istan oder Blumengarten zu Ehren des Mirza Ibrahim, wo alle Reime mit gul (Blume) enden. Als der Dichter sein Werk dem Fürsten vortrug, unterbrach ihn dieser mit dem Vers: Aus welchem Garten stammt diese Nachtigall? — worauf der Dichter sofort aus dem Stegreif antwortete: Ich stamme, wie der berühmte Antar, aus dem Garten von Nissiabur, aber ich bin nur der Dornstrauch, Antar ist dieses Gartens Rose. Der Sultan beschenkte den gewandten Dichter reichlich. — Wir fügen hier an, daß von einem ältern persischen Geschichtschreiber, oder vielmehr Geschichtschreibekünstler, von Wassaf (eigentlich Abdallah Ben Fadhlallah; erst nach Herausgabe seiner Geschichte der Mongolen in Persien ward er unter dem Namen Wassafol-Hasret, d. i. Lobredner der Majestät, bekannt) Herr v. Hammer-Purgstall soeben eine Ausgabe des Originals mit deutscher Uebersetzung mit einer Dedikation an Maximilian II, König von Bayern, veranstaltet hat, wovon die kaiserliche Akademie in Wien bis jetzt den ersten Band hat erscheinen lassen. Herr v. Hammer macht darauf aufmerksam, daß wenn dem sehr bedeutenden Werke durch gereimte Prosa und durch dichterische Wiedergebung der eingeflochtenen Verse Gerechtigkeit geschehen soll, solche Uebertragung nur in der mit der persischen auf das innigste verwandten deutschen Sprache möglich sei. Der Styl Wassaf's ist nämlich ein reich gesticktes Gewebe der gesuchtesten Bilder und seltensten Allegorien, der mannigfaltigsten astronomischen und mythologischen Anspielungen, der künstlichsten Alliterationen und Wortspiele. Alles das, sowie die Feinheiten der persisch-arabischen Metrik wieder zu geben, ist nun aber dem großen deutschen Gelehrten in einem bewundernswürdigen Grade gelungen, ja die Uebersetzung ist nicht nur dem persischen Original vollkommen ebenbürtig, sondern übertrifft es zuweilen noch an Reichthum, Gewandtheit und Redefluß.

D. B.

der ausgezeichneten Moslim dieses Landes zu schreiben *). Aber der Bücher entbehrend, ergab er sich dem Kriegsgewerk und wurde dann der Vertraute des Königs Mortaza von Ahmednagar, der, gewaltthätig und grausam bis zum Wahnsinn, blindlings seinem Untergang entgegenging. Mihrab-Khan unternahm es darum, ihn zu entthronen und an seine Stelle dessen verfolgten Sohn Miran Hussein zu setzen. Dieser zeigte sich aber nicht minder blutdürstig als der Vater und wurde von demselben nach kaum einjähriger Regierung wieder vertrieben und getödet, jedoch saß Mihrab nicht lange auf dem neu erworbenen Throne, ward ermordet und von Ismael Nisam Schah, einem Kinde, ersetzt.

Alle Königreiche des Dekan wurden damals von Hofintriguen und von Parteiungen zerrissen. Bei den letztern standen hauptsächlich einander gegenüber die jüngst von jenseits des Indus gekommenen, im Allgemeinen Mongolen genannten Moslim, und die Moslim aus dem Dekan, mit welchen die Abyssinier zusammenhielten, die durch den Sklavenhandel hieher geführt wurden. Die Erstern waren meistens Schiiten, die Andern Sunniten; sie verfolgten sich gegenseitig, wurden aber auch beide von den Sultanen verfolgt. Unter diesen Wirren wurde Ferischta lange hin und her geworfen, bis er sich endlich seiner Liebesbeschäftigung, der Geschichtschreibung, durch die Gunst des Ibrahim-Adil-Schah ergeben konnte. Es standen ihm reichliche indische Quellen zu Gebote und er wollte insbesondere die Beziehungen der Rajahs dieser Länder mit den persischen Königen zeigen. Kritik besitzt er aber ebenso wenig als die meisten moslemischen Geschichtschreiber.

Nach dem Tode des Babur (1530) hatte sein Sohn Humajum Mirza mit seinem Bruder Ramoran und vielen afghanischen Fürsten schwere Kämpfe zu bestehen, die ihn endlich nöthigten, zum Schah Thamasp nach Persien zu fliehen, der den Mogul mit einem Heere unterstützte und so auf den Thron zurückführte. Jene afghanischen Fürsten warfen sich in Delhi, in Guzurate und andern Theilen des großmogulischen Reiches zu Herren auf. Behardir-Schah von Guzurate verlangte in

*) Seine persisch geschriebene Geschichte von Hindostan (975 1605) ist englisch von Dow, London 1767, dann zu Bombay 1831, erschienen. Eine deutsche Uebersetzung erschien 1772.

Konstantinopel Hülfe wider die Portugiesen, welche die Wirren benutzt hatten, um sich in Diu festzusetzen. Auch Buranbeg, ein von Humajum entthronter Fürst, verfügte sich dahin. Darauf ließ Soliman den achtzigjährigen Statthalter von Egypten, Soliman Pascha, in Indien einrücken und Diu belagern, aber Antonio de Sylveira nöthigte ihn zum Rückzug.

Es erschien Elkas Mirsan in der Hauptstadt der Osmanen, um gegen seinen Bruder, den Schah Thamasp, um Hülfe zu bitten. Soliman nahm daraus Anlaß, Persien abermals den Krieg zu erklären. Er eroberte die Hauptstadt Tebris, Wan und durch seine Feldherren Georgien; während er selbst nach Konstantinopel zurückkehrte (1548), nachdem Elkas Mirsan in die Gewalt seines Bruders gefallen war. Später unternahm Soliman noch den persischen Feldzug, der mit dem Frieden von Amasia seine asiatischen Unternehmungen beschloß. Wir fügen hier an, daß der durch die Gunst seines Herrn verwöhnte Ibrahim doch endlich das Mißtrauen und die Eifersucht Solimans erregte. Derselbe soll ihn des Nachts, während er wie gewöhnlich im Gemach des Sultans schlief, mit eigener Hand erdrosselt haben (1536).

Höchst wahrscheinlich war seine Ungnade das Werk der herrschsüchtigen und ränkevollen Sultanin Roxolane (Rhasseki-Rhurrem), einer Italienerin, die in türkische Gefangenschaft gerathen, Odaliske im Serail Solimans wurde, auf den sie durch Geist und Schönheit einen mächtigen Einfluß gewann, nach Andern eine Rothrussin oder Polin und zwar aus königlichem Stamme*). Sie lenkte nicht bloß den Harem nach Gefallen, sondern auch die türkische Politik, wirkte im Interesse Frankreichs gegen Karl V und theilte den Einfluß auf den Sultan nur mit dem Großwesir Ibrahim, der ihr Gegner war. Nach dessen Sturz stand ihr nichts mehr im Wege, ihren Plan, dem eigenen Sohn Selim vor dem ältern Solimans von einer andern Gemahlin die Thronfolge zu sichern, durchzusetzen. Sie bediente sich dabei der Hülfe ihres Schwiegersohnes, des Großwesirs Rustan. Sie veranlaßte, daß derselbe (1552) an

*) Niemcewicz hat in seiner Sammlung von Memoiren zur alten polnischen Geschichte (1822) ein Billet Solimans an den König Sigismund von Polen veröffentlicht, worin er sagt: Dein Gesandter Opalinski kann dir sagen, wie glücklich meine Gemahlin, deine Schwester, ist.

die Spitze des dritten großen Feldzugs gegen Persien gestellt würde, und dieser ließ aus Karamanien seinen Herrn wissen, er habe im Heere eine Verschwörung entdeckt, um ihn, den Sultan, zu entthronen zum Vortheile des ältesten Sohnes Mustafa, der in Karamanien Statthalter war. Darauf ward dieser in Aleppo erdrosselt, aber die Janitscharen erhoben sich und verlangten drohend Rache an Rustan. Der Sultan sah sich genöthigt, ihn abzusetzen und dem Eroberer von Temesvar, Achmed, die Staatssiegel zu übergeben; derselbe wollte jedoch die Würde nicht annehmen ohne die Versicherung des Sultans, daß er sie ihm auch lassen werde. Soliman versprach dies und hielt Wort, denn als Roxolane die Begnadigung und Restituirung ihres Schwiegersohnes durchgesetzt hatte, ließ er den Achmed tödten. Der von der Sultanin ausgestreute Same trug bald seine Früchte, obgleich sie es nicht mehr erlebte († 1558). Bajasid, der zweite Sohn des Sultans und rechter Bruder Mustafa's, ergriff die Waffen gegen den Vater und den jüngern Halbbruder Selim, wurde aber geschlagen und mußte zum Schah Thamasp fliehen. Dieser gewährte ihm Anfangs Schutz, ließ sich aber nachher bewegen, ihn und seine vier Söhne dem Sultan gegen ein großes Geldgeschenk auszuliefern. Sie wurden erwürgt (1561).

Die vielen Eroberungszüge führten dem Staatsschatz den Raub der Besiegten zu. Die Krongüter warfen zu jener Zeit 5, die übrigen Einkünfte 3 Millionen Dukaten ab. Soliman vermehrte die Zahl der Janitscharen von 12,000 auf 20,000; das stehende Heer betrug 40,000 Mann, zuweilen aber hatte der Sultan bis 250,000 Mann unter den Waffen. Er nahm den Janitscharen und Spahi die Bewachung des Serails und übergab dieselbe dem neu geschaffenen Korps der Bostangi oder Gärtner. Es war ein großes Glück für Europa, daß der osmanische Eroberungsgeist mit Soliman erlosch; denn wie hätte es sich dann gegen die Türken während des dreißigjährigen Krieges zu vertheidigen vermocht!

Soliman führte zahlreiche Bauten zu Constantinopel, zu Jerusalem, zu Mekka und an anderen Orten aus, das berühmteste Werk von allen ist die Moschee, welche seinen Namen trägt. Seine Epoche war das goldene Zeitalter, wie des Türkenthums überhaupt, so auch der osmanischen Poesie: neun zeitgenössische

Dichter bildeten eine Plejade um seinen Thron *); er selbst dichtete unter dem Namen Muhibbi, d. h. Liebend durch Freundschaft **). Damals blühte Abdel Baki-Effendi, der Fürst der lyrischen Dichtkunst unter den Türken, wie Motenebbi es unter den Arabern und Hafiz unter den Persern ist. Soliman ließ ihm Gunst und Ermunterung zu Theil werden, ertheilte ihm sogar förmlich ein Diplom, das unsterblichen Ruhmes ihn versicherte! ***).

Er duldete den Kaffee so wie den Gebrauch goldener und silberner Gefäße. Das von ihm erlassene Kriminalgesetz athmete einen mildern Geist, überließ aber noch die Strafe der Willkür des Anklägers, so daß die Verbrechen mit Geld abgelöst werden konnten; zudem nöthigte er die Richter, die Zeugenaussagen zu zählen und nicht zu wägen, wodurch diejenigen, welche sich eine hinreichende Zahl von falschen Zeugen zu verschaffen vermochten, der Straflosigkeit gewiß sein konnten.

Soliman hatte einen Gedanken, dessen Ausführung dem kaum gebornen Rußland todtbringend gewesen wäre: er wollte nämlich Wolga und Don vereinigen, hiedurch das Kaspische mit dem schwarzen Meer in Verbindung setzen und zu ihrer Vertheidigung drei Festungen errichten, zugleich Astrachan und Kasan erobern, um die Russen in Unterwerfung zu erhalten.

Trotz seiner Größe begann jedoch mit diesem Fürsten der Zerfall seiner Nation. Der türkische Geschichtschreiber Kotschibeg schreibt dies folgenden Ursachen zu: zuvörderst erschien der Sultan nicht anders mehr im Divan, als wenn es sich um eine Kriegserklärung handelte, im Uebrigen hielt er sich beständig hinter einem Vorhang, gleich den alten orientalischen Despoten, wodurch der Eindruck der Majestät erhöht, das königliche Ansehen aber beeinträchtigt ward; demnächst gab er dadurch, daß er seinen

---

*) Ueber diese und andere türkische Dichter s. Hammer, B. XXXIV.

**) Als Probe seiner Poesien die folgende Ghasele: Glaubet nicht, daß mein Busen geröthet von Thränen, des Herzens Flamme ist's, die durchleuchten ihr sehet. Versenke ich mich wie der Lothos in die Woge der Thränen, so brechen sie sich über meinem Haupte. Die Wimpern sind Hüterinnen mit blutigem Schwert, um die Liebenden zu schrecken, daß sie nicht wagen, mir zu trotzen. Mein Herz schwimmt in Fluthen von Thränen, die es sehen schreiten hin über meinen Leib. Muhibbi kann nicht gehen in das Land des Freundes, der Weg ist verschlossen durch seine Thränen.

***) Sein Divan, Deutsch von Hammer, Wien 1825.

Falkenirer zum Großwesir machte, das schlechte Beispiel, die Günstlinge plötzlich mit den höchsten Würden zu bekleiden, ohne sie vorher die mittleren Beamtungen durchmachen zu lassen; daher Intriguen, um jene Würden zu erlangen, und Unerfahrenheit in der Verwaltung derselben. Besiegt von den unwiderstehlichen Reizen der Roxolane, ließ er das Harem sich in die Staatsgeschäfte einmengen. Endlich bereicherte er die Großwesire durch übermäßige Bezahlung und gestattete ihnen zudem, mit den Stellen Handel zu treiben, um die Mittel zur Befriedigung ihres Luxus und der Laster, die er mit sich bringt, zu heben.

Dazu kommt noch als sehr wesentlich, daß, um den blutigen Bürgerkriegen vorzubeugen, welche unter jeder Regierung durch die gemeiniglich als Statthalter oder Heerführer verwendeten Prinzen hervorgerufen wurden, Soliman vorschrieb, fortan sollten die Söhne des Sultans im Innern des Serails aufwachsen. Damit war wohl den Bürgerkriegen vorgebeugt, aber auch dafür gesorgt, daß eine vorherrschend kriegerische Nation weibische Führer bekam.

Neuntes Kapitel.

Lateinische und griechische, italienische, deutsche Sprache.

So elend und traurig Italiens politische Geschichte in diesem Zeitraume ist, in demselben Maße glänzend ist seine gleichzeitige Kunst- und Literaturgeschichte, so glänzend, daß Mit- und Nachwelt dadurch geblendet ward, daß man über Rafaello, Michelangelo, Tiziano, Ariosto eines Leyva, Medeghino, Baglioni vergaß, das Jahrhundert der Borgia das goldene nannte.

Wir haben im verflossenen Jahrhundert gesehen, daß, nach dem großen Beispiel des Dante, Petrarca und Boccacio auf die lateinische Sprache zurückkamen, und dies mit um so größerm Eifer, da aus dem besiegten Griechenland eine Menge von Gelehrten sich in Italien einfand und, weil sie kein anderes Mittel der Existenz hatten, die alten Sprachen lehrten, gerade in dem

Moment, als die Unfähigkeit, die Ideen einer gänzlich umgestalteten Zivilisation auszudrücken, die Alleinherrschaft dieser Sprachen in der wissenschaftlichen Welt arg bedrohte. Dazu kam, daß die lateinische Sprache für die Italiener eine Sache des Nationalruhmes war, eine Erinnerung an die Zeit, wo diejenigen, welche sie ihre Vorfahren nannten, über die Barbaren herrschten, die dann ihre Herren wurden. Indem sie sich bemühten, in dem reinen Idiome Cicero's zu schreiben, mochten sie sich in die Periode versetzt dünken, wo in dieser Sprache von der Rednerbühne aus Gedanken der Größe und Freiheit verbreitet wurden.

Der oberflächliche Roscoe, welcher das Zeitalter Leo X gut wie diesen selber darstellte, es aber weder kannte noch kennen lehrte, findet, daß die italienischen Neu-Lateiner ebenbürtig seien der Zeitgenossen des Augustus; Jovianus Potanus ist der nämlichen Ansicht. Aber des letztern Urtheil ist darin ebenso wenig richtig, als wenn er den Bojardo einen großen Dichter nennt und behauptet, des Sannazaro Arcadien übertreffe alles, was Italien — Dante's Heimath — bis dahin hervorgebracht habe! Indessen ist unbestreitbar, daß Italien damals die vorzüglichsten Latinisten besaß, deren Verdienst um so höher zu schätzen, als gute Grammatiken und Wörterbücher fehlten, jeder also hinsichtlich des Styls und des Wörtervorraths auf die eigenen mühseligen Forschungen angewiesen war. Das erste Wörterbuch, welches Erwähnung verdient, verfaßte Ambrogio Calepio, zu Reggio i. J. 1502 erscheinend und von Auflage zu Auflage erweitert, so daß es in der Basler Ausgabe von 1581 eilf Sprachen umfaßt.

Buchdrucker.

Der Mangel an grammatikalischen und lexikalischen Hülfsmitteln ward bis zu einem gewissen Grade dadurch ausgeglichen, daß die Buchdrucker — was auch freilich hinwieder dadurch nothwendig geworden — nicht blos Techniker und Geschäftsleute, sondern wahrhaft gelehrte Männer waren; so sind berühmt als solche Froben und Oporin in der Schweiz, Christoph Plantin in den Niederlanden, viele in Paris, namentlich Robert, Henri, Charles und Paul Stephan*). Robert, der gelehrteste

*) Vergl. **Renouard**, Annales de l'imprimerie des Etiennes, Paris 1837—38.

in dieser Familie, verstand auch hebräisch, versah die Ausgaben der Klassiker mit Vorreden und Noten und verbesserte unermüdlich seinen Thesaurus linguæ latinæ. De Thou geht so weit, zu behaupten, er habe mehr beigetragen, die Regierung Franz I zu verherrlichen, als die glänzendsten Thaten dieses Fürsten. Er war ein so sorgfältiger Korrektor, daß er zu dem kaum glaublichen Resultate gelangte, nur einen Fehler in der lateinischen, nur vier in der griechischen Bibel stehen zu lassen. Er unternahm auch ein griechisches Wörterbuch, welches dann von Henri Stephanus herausgegeben wurde. Die Worte sind hier nicht alphabetisch, sondern nach den Wurzeln und der Bedeutung geordnet, was minder bequem, aber sprachlich vernünftiger ist.

Der ältere Aldo hatte über der Thüre seines Arbeitszimmers folgende Inschrift angebracht: Hast du kein Geschäft, so spute dich und ziehe bald wieder von dannen, wenn anders du nicht, dem Atlas gleich, dem ermüdeten Hercules deine Schultern leihen willst; in diesem Fall gibts immer zu thun für dich wie für jedweden, der kommt. Er bildete eine, Aldi Neoaccademia genannte Gesellschaft Behufs literarischer Besprechungen, Auswahl der zu druckenden Werke und Feststellung der Lesarten. Mit der Herausgabe und Erklärung der Alten beschäftigte sich eine ganze Reihe von Männern, deren unermüdliche Geduld, wenn auch nicht hohen Geist man bewundern muß; so Jos. Scaliger, Justus Lipsius, Casaubon. Auch Pier Vettori (1499—1588) besorgte vortreffliche Ausgaben und Uebersetzungen der Klassiker. Anton Maria Conti, genannt Majoragio († 1555), der in Mailand für die Schönrednerei eine neue Epoche begründete und daselbst die Gesellschaft der Trasformati stiftete, verfaßte eine Menge gelehrter Schriften und griff Cicero's Paradoxa an, weswegen Marco Nizolio (1498—1576), Verfasser des Thesaurus Ciceronianus, eine äußerst heftige Polemik mit ihm begann. Er klagte den Majoragio vor dem vaterstädtischen Senate der Irreligiosität an, weil er den Namen Marc Antonio angenommen habe, worauf dieser zu seiner Entschuldigung anführte, in Ermangelung klassischer Beispiele habe er seinen Namen Anton Maria nicht in reinem Latein schreiben können und darum jenen angenommen. Die Anklage war lächerlich wie die Entschuldigung; indessen wurde letztere für triftig befunden.

Diese Gelehrten waren eben blinde Verehrer des Alterthums, auch seiner Auswüchse und Schlacken. Sie hätten gerne ihre

eigene Persönlichkeit dahingegeben, um sich eine griechische oder römische Maske zu machen. Paolo Manuzio und Andere verwarfen jeden Ausdruck, den Cicero nicht gebraucht hatte. Und da das Geschlecht der Pedanten von jeher das streitsüchtigste, so entspannen sich jeden Augenblick Kämpfe, an welchen sich die ganze literarische Welt lebhaft betheiligte und bei denen sichs meistens nur um Worte handelte. Zwar hatten allerdings diese Streitigkeiten das Gute, daß sie die Forschungen auf das Alterthum hinlenkten, aber immerhin wurden dieselben mit mehr Eifer als Kritik und gediegenem Wissen geführt. Man beschäftigte sich auch keineswegs mit dem Lateinischen, um das Italienische zu bereichern und auszubilden, welches man vielmehr ganz unwürdig der Wissenschaften erklärte, und bei der Krönung Karls V behauptete Romolo Amaseo in einer Anrede an Kaiser und Papst, man müsse das Italienische (volgare) den Obsthöckern und dem Pöbel (volgo) überlassen, woher es seinen Namen habe. Aber das Lateinische war bei alle dem nicht mehr die Sprache, in welcher man dachte; daher ergab sich ein unglücklicher Zwiespalt zwischen den Ideen und den Worten und eine Gesuchtheit der Schreibart, eine Phrasenhaftigkeit, die weitab führte von der Natürlichkeit; daher übertrugen sich auch ins Italienische die gekünstelten Perioden, die unpassenden Versetzungen; daher auch die schamlosen Schmeicheleien der Großen, denn das Schreiben ward als Kunst behandelt und sollte nicht blos dem Ausdruck der Gedanken dienen. Nicht minder rührte daher die pedantische steife Gemessenheit selbst im Brief- und Gesprächstyl, die Pomphaftigkeit und Höfischkeit als Merkmal der ganzen Zeit.

Indessen bildeten doch diese neulateinischen Schriftsteller in Wahrheit eine europäische literarische Republik, welche eben durch die Einheit der Sprache eine große Macht besaß und gewissermaßen eine festgeschlossene Phalanx gegenüber dem allgemeinen Vorherrschen der materiellen Gewalt bildete und deren Glieder nach Außen hin für einander einstanden.

Die lateinische Poesie hatte bedeutende Kräfte in Sannazar, Frascator, Flaminio, Vida. Mit wie inniger Zärtlichkeit richtet Sannazar an das Vaterland den Abschiedsgruß, als er, freiwillig sich verbannend, dem letzten Sprößling des königlichen Hauses von Neapel, Federigo II, folgt, nachdem er alle seine Habe verkauft hat, um den edlen Gefangenen, der bisher sein Be-

schützer gewesen, vor Mangel zu bewahren*)! Sein Gedicht De partu Virginis (1522) zieht an durch Zierlichkeit, außerordentliche Reinheit, virgilischen Wohllaut, obgleich die Zusammenstellung von Nymphen und anderen mythologischen Figuren mit den ehrwürdigsten christlichen Dogmen anderseits wieder sehr abstößt. So erblickt man auf seinem Grabe in einer christlichen Kirche Apollo und Minerva, Faunen und Nymphen. Vida aus Cremona (als Bischof Alba † 1566) dichtete mit gefälliger Leichtigkeit eine „Kunst der Poesie" (Poeticorum libri III); im „Schachspiel" (1527) und im „Seidenwurm" (1537) trotzte er der Schwierigkeit, trockene technische Vorschriften in lateinischen Versen auszudrücken; in der „Christiade" (1535) lieferte er eine Dichtung tiefer Frömmigkeit, frei von aller profanen Künstelei, edler als die christliche Dichtung Sannazars, den er jedoch an Weichheit und Würde bei weitem nicht erreicht. Girolamo Frascatore (1483—1553), dem die Muse der Dichtkunst nur zur Zerstreuung diente unter ernsten Studien, wählte sich die Siphylis als wunderliches Thema; aber mit Aufgebot seiner zwiefachen Geschicklichkeit als Arzt und Dichter veredelte er den Stoff durch anziehende Abschweifungen und Verdeckung alles Abstoßenden und Unanständigen, gleich wie er gezwungene Umschreibungen und didaktische Trockenheit vermied. Navagero haßte so sehr des Martial Spitzfindigkeiten und Geziertheiten, daß er jährlich,

---

*) Parthenope mihi culta, vale, blandissima siren;
Atque horti valeant, hesperidesque tuæ;
Mergillina vale, nostri memor; et mea flentis
Serta cape, heu domini munera avara tui,
Maternæ salvete umbræ, salvete paternæ,
Accipite et vestris thurea dona focis.
Neve nega optatos, virgo Sebethias, amnes;
Absentique tuas det mihi somnus aquas:
Det fesso æstivas umbras sopor, at levis aura,
Fluminaque ipsa suo lene sonent strepitu;
Exilium nam sponte sequor. Sors ipsa favebit.
Fortibus hæc solita est sæpe et adesse viris.
Et mihi sunt comites musæ, sunt numina vatum;
Et mens læta suis gaudet ab auspiciis,
Blanditurque animo constans sententia, quamvis
Exilii meritum sit satis ipsa fides.
(Epigram. lib., ep. 7, ed. Comin.)

als Hekatombe für die Musen, alle Exemplare dieses Dichters, so viel er nur deren auftreiben konnte, verbrannte. Sannazar gab seinen Namen einem Dialog über die Dichtkunst, wo er über die kleinlichen Vorschriften sich erhebend, das Wesentliche der Poesie in das Ideal setzt.

Durch Reinheit und Natürlichkeit zeichnet sich die Schreibart des Sadoleto aus, die des Pietro Bembo durch Pracht. Pier Angelio Bargeo beschrieb lateinisch die „Jagd mit Hunden und mit der Falle", sowie die Kreuzzüge. Marcello Palingenio (Zodiacus humanæ vitæ) tadelte mit Schärfe in Versen, die minder schön als die Gedanken, die Verderbtheit der Geistlichkeit. Basilio Zanchi von Bergamo, ein geschickter lateinischer Poet, starb als Gefangener Pauls IV. Wir nennen noch drei Brüder Capilupi und fünf Brüder Amaltei, egregii fratres queis Julia terra superbit, den Stegreifdichter Andrea Marone von Brescia, von Ariost mit dem Alten gleichen Namens verglichen, verhungernd bei der Belagerung seiner Vaterstadt (1527), den Giovan. Aurelio Augurelli, der seine Chrysopeia oder Kunst, Gold zu machen, Leo X widmete und dafür von diesem eine Börse empfing zur Aufbewahrung des gemachten Goldes. Francesco Arsilli belobt in seiner Elegie De poetis urbanis über 100 Lateindichter, welche unter Leo X in Rom lebten und von den Zeitgenossen bewundert wurden.

Julius Cäsar Scaliger (1484—1558) ist der erste Neuere, welcher in seinem endlosen Buche über die Poetik den Versuch macht, die Kunst der Verse in ein System zu bringen, wobei er die Vorschriften durch reichliche Beispiele erläutert. In seiner Vergleichung zwischen Homer und Virgil zeigt sich mehr der Mann von Geschmack als von Genie. Bei seinem vorherrschenden Sinn für Anmuth und Zierlichkeit und ohne Gefühl für das Kräftige, räumt er durchweg dem lateinischen Dichter vor dem griechischen den Vorzug ein, ja, was noch schlimmer, auch Musaeus, der Dichter von Hero und Leander, ist ihm lieber als Homer. Ebenso stellt er Horaz und Ovid höher als die Griechen. Unter den Neu-Lateinern, die er gleichfalls durchprüft, reicht er dem Frascator die Palme, ihm zunächst stellt er Sannazar und Vida.

Andere Gelehrte wandten antike Formen und Sprachen auf neue Dinge an, wollten reden wie die Alten, aber leben in ihrer eigenen Weise, weniger kommentiren und mehr komponiren. Da-

hin rechnen wir die Historiker, die Philosophen sowie diejenigen, welche sich mit den Zeitfragen beschäftigten und denen die Reformation bald ein weites und fruchtbares Gebiet erschloß. Petrus Martyr d'Angheira von Mailand ging im Jahr 1488 nach Spanien und von da auch nach Amerika und schrieb bis zum Jahr 1525 813 Briefe über zeitgenössische Personen und Ereignisse. Er billigt die Inquisition und die religiöse Unduldsamkeit, ahnt die Wichtigkeit der kaum begonnenen reformatorischen Bestrebungen, beschreibt meisterhaft das Parteitreiben in Florenz, die Schlacht bei Pavia, und bemerkt hinsichtlich der Freiheit der Amerikaner: „Man findet hier noch in keiner Weise eine festgestellte Ordnung. Das natürliche und das päpstliche Recht stellen die Freiheit des ganzen menschlichen Geschlechts auf; das kaiserliche Recht unterscheidet; Praxis und Sitte scheinen zu einigen entgegengesetzten Folgerungen zu führen. Eine lange Erfahrung will, daß diejenigen, welche vermöge ihrer Natur zu abscheulichen Lastern geneigt sind, nicht frei bleiben. Barfüßige Dominikaner und Franziskaner, welche lange in diesen Ländern gelebt haben, sind der Ansicht, daß nichts weniger tauge, als sie ihrer eigenen Leitung zu überlassen" (ep. 806). Man sieht, daß er den damals vorherrschenden Standpunkt des Unpraktischen und Unnützlichen zu verlassen bestrebt ist.

Die alten Sprachen in Deutschland *).

Indem wir noch einen Blick auf die deutsche neulateinische Gelehrsamkeit werfen, knüpfen wir an die schon früher (Bd. VIII, Mittelalter Bd. IV, S. 923 u. f.) namentlich über die Münsterschen Humanisten gegebenen Notizen an. Rudolf Agricola (Huysman), zu Bafflen unweit Gröningen 1442 geboren, in der Schule zu St. Agnes bei Zwoll, auf der Universität zu Löwen und durch Reisen nach Frankreich und Italien gebildet, hörte namentlich zu Ferrara den Neugriechen Theodoros Gaza, genoß die Gunst des Herzogs v. Este und erwarb sich die Zuneigung des Bischofs von Worms, Joh. Dalberg. Nach seiner Heimkehr versah er einige Zeit das Amt eines Syndikus zu Gröningen, zog aber bald zum Bischofe Dalberg und wurde von diesem bewogen, zu Worms und Heidelberg über Klassiker zu lesen.

*) Von D. B.

Er starb früh 1485*). „Ich sage dir, schreibt er an Rudolf v. Langen (S. diesen im oben erwähnten Exkurs), daß ich auf dich außerordentlich viel baue und alle Hoffnung habe, daß wir mit der Zeit dem anmaßenden Italien den alten Ruhm der Wohlredenheit, dessen es sich fast ganz bemeistert, entreißen, uns von dem Vorwurf der Barbarei, des Mangels an Bildung und Ausdruck, welchen die Welschen uns prahlend machen, befreien, und unser Deutschland so gelehrt und schriftbewandert wird, daß Latium selbst nicht lateinischer ist." Und an Reuchlin schreibt er: Ich freue mich über dich und wünsche theils dir zu deinen guten Anlagen Glück, theils insbesondere unserm Deutschland, welches, wenn irgend einmal, endlich jetzt erweckt und aus der Barbarei, unter deren Druck es so viele Jahrhunderte wie in einem tiefen Schlafe liegt, gebracht werden muß." Erasmus sagt von ihm: Agricolam cum Germaniæ tum Italiæ publico summoque honore nomino: illius quæ genuerit, hujus quæ literis optimis instituerit. Nihil enim unquam hoc Cisalpinus orbis produxit omnibus literariis dotibus absolutius, absit invidia dicto. Nulla erat honesta disciplina, in qua vir ille non poterat cum summis artificibus contendere: inter Græcos græcissimus; inter Latinos latinissimus; in carmine Maronem alterum dixisses; in oratione Politianum quendam lepore referebat, majestate superabat; oratio vel extemporalis adeo pura adeo germana, ut non Frisiam quendam, sed urbis romanæ vernaculum loqui contenderes; eloquentiæ tam absolutæ parem adjunxerat eruditionem; philosophiæ mysteria omnia penetraverat; nulla pars musices, quam non exactissime calleret; extremo vitæ tempore ad literas hebraicas ac scripturas divinas totum animum attulerat. — Johannes Versor erklärte die aristotelische Rhetorik und schrieb einen Kommentar über den kleinen Donat. — Gabriel Biel schrieb eine lateinische Grammatik und brachte Handschriften griechischer Klassiker aus Konstantinopel ins Abendland. — Sehr thätig bewies sich Johann von Stein, welcher an der Pariser Hochschule Lehrer

---

*) Ihm setzte Hormolaus Barbarus die Grabschrift:

Invida clauserunt hoc marmore fata Rudolphum
Agricolam, Phrisii spemque decusque soli.
Scilicet hoc miro meruit Germania laudis
Quidquid habet Latium Græcia quidquid habet.

Vergl. T. P. Tresling, vita et merita Rud. Agric., Grœningæ, 1830.

der Theologie und Rektor war, sich hierauf nach Basel wandte, wo er die Lehre der Realisten zu Ansehen brachte, die Tübinger Schule begründen half, später wieder zu Basel als Kanonikus und Prediger erscheint, endlich in den Karthäuser-Orden daselbst trat. Zu erwähnen ist sein introductorium grammaticæ und seine Ausgaben ciceronischer und Aristotelischer Schriften, sowie von Ephrem, Chrysostomos, Augustinus, Ambrosius und Laurentius Valla, gemeinschaftlich mit Joh. Amerbach, der sammt Reuchlin unter seine Schüler gehört. — Wilibald Pirkheimer (1470—1530) aus Eichstädt studirte zu Padua und Pisa schöne Wissenschaften, griechische Sprache, aber auch Jurisprudenz, Mathematik, Theologie und Medizin. In Nürnberg sich niederlassend, zeichnete er sich als Rathsherr, Krieger und Schriftsteller gleich sehr aus, und Kaiser Maximilian ernannte ihn zum Rathe. — Beatus Rhenanus (Bilde, 1485—1547) aus Schlettstadt, Korrektor bei Frobenius in Basel, befreundet mit Erasmus, gab den Tacitus, Vellejus Pat., Livius u. A. heraus. — Als Grammatiker wie Herausgeber des Hesiod, Virgil, Euripides, Terenz und einzelner Schriften von Plutarch, Demosthenes, Cicero, Tacitus, Homer ꝛc. ist hier auch Melanchthon, der Reformator, zu nennen, welcher auf die humanistische Bildung in Deutschland einen sehr bedeutenden Einfluß ausübte, sowohl unmittelbar als mittelbar durch seine ausgezeichneten Schüler. — Ein großer Philolog und Literarhistoriker war auch Konrad Geßner. — Noch größer und berühmter ist Joachim Camerarius (Liebhard; Kammermeister. 1500—1574) aus Bamberg, Schüler und Geistesverwandter des Melanchthon und auf dessen Empfehlung als Lehrer der alten Sprachen an der Schule zu Nürnberg angestellt, wirkte hier im Verkehr mit Eobanus, Mich. Rotingus, Joh. Schoner, M. Pirkheimer, Albr. Dürer u. A., ward 1536 nach Tübingen, 1541 nach Leipzig berufen und nahm an den Religionsverhandlungen zu Augsburg (1555) und Regensburg (1556) in hervorragender Weise Theil. Das Griechische war sein Hauptstudium. Als zu Erfurt, während er daselbst unter Erbanus Hessus studirte, ein ernster Kampf zwischen Bürgern und Studenten sich entspann, griff er vor Allem nach einer Aldinischen Ausgabe des Herodot, um sein Theuerstes zu retten. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist eine außerordentliche. Er hinterließ Ausgaben von Quinctilian, Sophokles, Macrobius, Aesop, Cicero, Herodot,

Thukydides, Homer, Theophrast, Terenz, Plautus, Theokrit, ein Lexikon, viele Uebersetzungen und Briefe. De Thou preist seine vollendete Kunde beider Sprachen, seine Kunst, Dichter, Redner, Historiker zu erklären, seine philosophischen, mathematischen und theologischen Studien. — Ein sehr umfassender Gelehrter und darum mit dem Ehrennamen des zweiten Erasmus geziert, war Hadrian de Jonghe (Junius 1511–75) aus Horn. — Hellenisten ersten Ranges waren Joh. Sturm (1507—89) vom Niederrhein, zu Lüttich und Löwen gebildet, am letztern Orte Leiter einer griechischen Druckerei, Lehrer der Logik und alten Sprachen, darauf in Paris ärztlichen Studien obliegend, dann zu Straßburg — und Friedr. Sylburg (1536—96) aus der Gegend von Marburg; sein Hauptwerk ist Etymologicum græc. magnum, Heidelb. 1549. — „Justus Lipsius (Joost Lipß) wurde 1547 zu Isch ohnweit Brüssel geboren, bildete sich auf den Schulen zu Brüssel, Ath, Köln, auf Reisen nach Italien, in die Franche-Comté, nach Oesterreich, Meissen, Thüringen rc. und erscheint in wechselnden Stellungen als Sekretär des Cardinal Granvella in Rom, als Lehrer der Geschichte und Beredtsamkeit in Jena, Leiden und Löwen, wo er 1606 starb. Schon daraus erhellt, daß es ihm während seines Lebens an Anerkennung nicht fehlte. Philipp II von Spanien ernannte ihn zu seinem Rath und Geschichtschreiber, Heinrich IV von Frankreich, Papst Paul V, der Freistaat Venedig boten ihm Stellen an. Die Religion wechselte er öfter; er war zu Jena lutherisch, zu Leiden calvinisch, zu Mainz katholisch. In der letzten Religion starb er und scheint sie lieb gewonnen zu haben, da er der Mutter Gottes zu Halle für seine Genesung 1602 eine silberne Feder und der Mutter Gottes in der Petrikirche zu Löwen seinen Pelzrock weihte. Lipsius gehört schon unter diejenigen Philologen, welche entschieden mehr Werth auf lateinische als auf hellenische Studien legten. Seine Vorliebe für die Lateiner im Gegensatz zu den Griechen, worin er mit Scaliger und andern Welschen übereinstimmt, seine schwülstige Schreibart, seine religiöse Unduldsamkeit beweisen, daß es ihm an innerer Schönheit gefehlt. Daher erklärt sich auch die Liebe für Tacitus, Seneca und die Stoiker“ *).

---

*) Dr. V. Ph. Gumposch, Allgemeine Literaturgeschichte der Deutschen. Augsburg 1846. D. V.

Desiderius (Gerhardt) Erasmus. 1467—1536.

Als ein Riese überragt alle diese Humanisten und Philologen Erasmus von Rotterdam. Ein Kind der Liebe, wurde er in der Schule zu Deventer erzogen und, arm und früh verwaist, dann in der Klosterschule zu Herzogenbusch wider seine Neigung in den Orden der regulirten Chorherren aufgenommen. Er rächte sich dafür, indem er später das gesammte Klosterwesen zum Gegenstande seiner unnachahmlichen, ihre furchtbaren Wirkungen nie verfehlenden Satyren machte. Sein Ruf als Latinist war damals schon so groß, daß der Bischof v. Cambray ihn wählte als Begleiter nach Rom und zu dem Zweck seine Entlassung aus dem Kloster erwirkte (1491). Die Reise unterblieb jedoch, Erasmus hielt sich fünf Jahre lang am bischöflichen Hofe auf und bewog dann seinen Beschützer, ihn an die Pariser Hochschule zu senden. Die schlechte Oekonomie in seinem Kollegium ward indeß seinem ohnehin schwächlichen Körper so verderblich, daß er krank zum Bischof zurückkehrte; dann ging er wieder nach Paris und erwarb sich durch Unterricht den Unterhalt. Ein vornehmer englischer Schüler zog ihn nach England (1498–99), wo er u. A. auch mit Thomas Morus bekannt wurde. Das Erstemal, als beide sich trafen, waren sie einander fremd; im Laufe des Gesprächs ward Morus so von des Erasmus Geist betroffen, daß er ausrief: Tu es aut Erasmus, aut Diabolus! Seinen Plan, nach Italien zu gehen, konnte er erst 1506 ausführen. Aber der kriegerische Pomp eines Julius II machte einen sehr ungünstigen Eindruck auf Erasmus und gab ihm Stoff zu beißenden Satyren, unter denen sein „Lob der Narrheit" am berühmtesten geworden. In der Offizin des Aldus Manutius zu Rom ließ er seine „Sprüchwörter" (Adagia) drucken, aber der ihm angetragenen Stelle eines Pönitentiarius zog er vor, der Einladung Heinrichs VIII nach England zu folgen, wo er kurze Zeit auch in der Seelsorge angestellt war. Ein Ruf Karls V als K. Rath für die Niederlande führte ihn ins Vaterland zurück, wo er, um einigermaßen seiner Stellung zu genügen, da man ihn mit amtlichen Arbeiten verschonte, die geistreiche Schrift „institutio principis christiani" verfaßte. Sein Ruhm stand jetzt auf dem Höhepunkte; seine Aussprüche wogen die Urtheile aller Universitäten auf. Schade nur, daß er bei diesem ungeheuren Einfluß einen so bedauerlichen Mangel an Charakter, an festen Grundsätzen zeigte, wie sein Benehmen den reformatorischen Be-

wegungen gegenüber — denen er, ohne dies gerade zu beabsichtigen, großen Vorschub leistete — beweist. In dieser Beziehung würdigen wir ihn jedoch an einer andern Stelle; hier besprechen wir ihn blos als Gelehrten. Als solcher aber war „von Polen bis nach Spanien, von England bis nach Ungarn Alles seines Ruhmes voll. Fürsten und Privatpersonen, Geistliche und Laien wetteiferten im Ausdrucke ihrer Bewunderung, und obgleich es ihm nicht an Gegnern fehlte, so hat doch kein Anderer später mehr auf gleiche Höhe sich gestellt gefunden, kein Anderer je mehr so den persönlichen Mittelpunkt des ganzen literarischen Europa's gebildet. Es ist nicht zu viel gesagt, was Camerarius damals schrieb: „Man klatscht ihm Beifall, wie einem gelehrten, künstlerischen Schauspieler auf den Brettern der Studien. Alles bewundert, verherrlicht und preist ihn, was nicht für einen Fremdling im Reiche der Musen gehalten werden will. — Wenn einer einen Brief von Erasmus herauslocken kann, ist sein Ruhm ungeheuer und er feiert den herrlichsten Triumph. Wenn aber einer gar mit ihm spricht und umgeht, so ist er selig auf Erden" *). — Aus Brabant reiste Erasmus oft nach Basel zu seinem Freunde und Verleger Frobenius, wo er auch, die letzten Lebensjahre hier oder in Freiburg zubringend, den angestrengten Arbeiten unterliegend, vom Tode überrascht wurde. Seiner schriftstellerischen Arbeiten sind eine solche Menge — die Basler Ausgabe, 1540 bis 1541, zählt 9 Folianten und doch fehlen in derselben noch viele Briefe —, daß man es kaum begreiflich finden kann, wie ein Mann, der stets mit Kränklichkeit zu kämpfen hatte und viele Reisen machte, dazu die erforderliche Muße hat aufbringen können.

Seine Adagiorum Miliades, in welchen er die verschiedenen sprichwörtlichen Redensarten zusammenstellte, um dadurch eine Anschauung der alten Kultur zu geben, beweisen eine tiefe Vertrautheit mit der griechischen und lateinischen Literatnr; häufig würzt er die philologischen Erklärungen mit sehr feinen philosophischen und literarischen Bemerkungen. In diesem Werke und noch mehr im „Lobe der Narrheit" — was er hier ironisch pries, verdammt Sebastian Brant in seinem „Schiff von Narragonien" in geradem Eifer — bekundet er sich als ein scharfer, moralischer Beurtheiler, begabt mit einer lebendigen Auffassung, klarem Verstand und ausgebreitetem Wissen, weniger als tiefer

---

*) J. Döllinger, Die Reformation, Bd. I. D. V.

Denker. Bei starker Neigung zur Uebertreibung und Emphase, stets kaustisch und ironisch, so daß er die Parteien aufregte statt sie zu beruhigen, wie er doch wollte, ließ er Geistlichkeit und Fürsten, nämlich die kleinen Fürsten insbesondere in Deutschland, seine Schärfe fühlen*), den eigentlichen Großen aber schmeichelte er, gleich wie diese selber seine Schmeichler und Höflinge waren. Im Bewußtsein, daß jedes seiner Worte orakelhafte Wirkung übe, konnte er ungestraft über alle und alles spotten und das Diplom der Unsterblichkeit austheilen, „vergötternd was er berührte", wie sich Thomas Morus ausdrückte. Nur als Luther seine donnernde Stimme erhob, gerieth der Thron dieses Fürsten der Wissenschaft ins Wanken, weil er zwischen den Katholiken, die er so scharf tadelte, und den Neuerern, die er fürchtete, sich nicht zu entscheiden vermochte. Uebrigens machte er sich um beide Theile durch seine Ausgabe des Neuen Testaments (Basel, 1516) verdient, die erste zum allgemeinen Gebrauch geeignete,

---

*) Quin omnes et veterum et neotericorum annales evolve, nimirum ita comperies, vix sæculis aliquot unum aut alterum extitisse principem, qui non insigni stultitia maximam perniciem invexerit rebus humanis... Et haud scio an nonnulla hujus mali pars nobis ipsis sit imputanda. Clavum navis non committimus nisi ejus rei perito, quod quatuor vectorum aut paucarum mercium sit periculum; et rempublicam, in qua tot hominum millia periclitantur, cuivis committimus. Ut auriga fiat aliquis, discit artem, exercet, meditatur; at ut princeps sit aliquis, satis esse putamus natum esse. Atqui recte gerere principatum, est munus omnium longe pulcherrimum. Deligis cui navem committas; non deligis cui tot urbes, tot hominum capita credas? Sed istud receptius est quam ut convelli possit.

An non videmus egregia oppida a populo condi, a principibus subverti? rempublicam civium industria ditescere, principum rapacitate spoliari? bonas leges ferri a plebeis magistratibus, a principibus violari? populum studere paci, principes excitare bellum?

Miro studio curant auctores, ne unquam vir sit princeps. Adnituntur optimates, ii qui publicis malis saginantur, ut voluptatibus sit quam effeminatissimus, ne quid eorum sciat quæ maxime decet scire principem. Exuruntur vici, vastantur agri, diripiuntur templa, trucidantur immeriti cives, sacra profanaque miscentur, dum princeps interim otiosus ludit aleam, dum saltitat, dum oblectat se morionibus, dum venatur, dum amat, dum potat. O Brutorum genus jam olim extinctum! o fulmen Jovis aut cæcum aut obtusum! Neque dubium est quin isti principum corruptores pœnas Deo daturi sint, sed sero nobis.

griechisch mit lateinischer Uebersetzung und einem freisinnigen Kommentar — „durch eine lobende Zuschrift Leo's gegen die Verfolgung gesichert, die ihr von Seiten der eifrigsten Wächter des kirchlichen Lehrgebäudes zu drohen schien"*). Ein kaum minder großes Verdienst erwarb er sich um die klassische Bildung, indem er mit furchtbarer Satyre wie mit tiefem Ernst gegen die Pedanten sich erhob, welche im Gebiete der Sprachwissenschaft sich so breit machten; in seinem Ciceronianus zeigte er, wie diese Latinisten mit ihrer manierirten Zierlichkeit gar häufig fehlgingen trotz ihres peinlichen Purismus. „Setzet, sagt er, eure erste und hauptsächliche Sorge darein, tief einzudringen in den Gegenstand, welchen ihr behandeln wollt; habet ihr denselben vollständig inne, so werden euch die Worte in Ueberfluß zuströmen, wahre und natürliche Empfindungen aus eurer Feder fließen. Dann wird eure Schreibart voller Wärme und Leben scheinen, wird den Leser hinreißen und ein getreues Bild von eurem Geiste geben; was ihr aus Nachahmung hinzufüget, wird sich mit dem, was euch eigen, verschmelzen." — Es handelte sich also durchaus nicht blos um einen Wortstreit, sondern um dasjenige, was stets den Unterschied ausmachen wird zwischen den Männern der wahrhaften Gelehrsamkeit und den Leuten von Geschmack, denen, die nur auf das Solide, und denen, die nur auf das Glänzende achten. Erasmus erwarb sich ein großes Verdienst durch seine Bekriegung der letztern, die der Wissenschaft und Literatur keinen oder nur geringen Nutzen brachten und das bloße Wörterstudium hervorriefen, welches dann eine wahrhafte Plage für Italien wurde.

Während aber gleich Anfangs die italienischen Humanisten einen Vorzug in das Aeußerliche setzten und auf schöne Ciceronianische Worte mehr hielten als auf den Geist des Alterthums, haben die Deutschen eine steigende Schätzung der ächten Philologie an den Tag gelegt, und weder theologische, noch naturwissenschaftliche, noch gewerbliche Richtungen der Zeit waren im Stande, diese Liebe zu untergraben. Umgekehrt wie der Italiener, hat, namentlich seit Erasmus, den man in dieser Beziehung gegen Scaliger halten kann, der Deutsche den Inhalt gesucht und gepflegt. „Ja was in der Fremde geschieht, ist oft deutsche Arbeit. Und fehlt es nicht an Herbeischaffung des Stoffes, an

*) K. A. Menzel. D. V.

Reichthum der Mittel, so fehlt es noch weniger an scharfer Sichtung, Abwägung und Begränzung. Die Deutschen zogen voran die hellenischen Aerzte und römischen Rechtsquellen in den Kreis ihrer Bearbeitungen und thaten für philologische Anschauung des Biblischen gleichfalls das Meiste. War es ihnen Anfangs nicht vergönnt, in Handschriften zu wühlen, so wurden sie um so tüchtiger, Handschriften zu berichtigen. Die Pflege und höhere Schätzung des Hellenischen ist ein Vorzug der Deutschen. Von ihnen sind ganze Gebiete, wie Literaturgeschichte, Archäologie, die lateinische Grammatik, die Mythologie, die ersten vollständigen und zugleich wissenschaftlich unterscheidenden lateinischen und griechischen Wörterbücher, ja die Philologie selbst als organisches Ganzes gestaltet worden, welche ihren Bestand deutscher Kritik, Selbstverläugnung, Selbstständigkeit und Geisteshoheit verdanken. Von der Selbstständigkeit zeugt der Umstand, daß mit dem Steigen der Nationalliteratur die Philologie nicht sinkt, sondern beider Blüthe Hand in Hand geht. Die Geisteshoheit spiegelt sich in der Anschauung der Philologie als Wissenschaft mit Selbstzweck. Und mit dieser Ueberflügelung des Auslandes paarte sich freundliche Anerkennung und gewissenhafte Benutzung dessen, was etwa aus der Fremde Gutes kommt. Der Deutsche ist stets bereit, im Geiste des Erziehers alles Dargebotene zu erforschen, zu berichtigen und weiterzuführen"*).

Italienische Sprache.

Es ist schon angedeutet, daß um des Lateinischen willen die Italiener ihre Muttersprache vernachläßigten, als Schriftsprache nicht benutzten, und wenn dies geschah, erschien die Sprache geziert, prätentiös und unklar, ganz eingezwängt in die Formen der lateinischen Syntax. Als endlich die Sprache grammatisch bearbeitet wurde**), erhoben sich sofort sophistische Verhandlungen über Wesen und Gebrauch eines Idioms, das mit so vielem Geschmack bereits im verflossenen Jahrhundert behandelt worden. Es ist bemerkenswerth, daß die Italiener jedesmal, wenn sie von den Geschehnissen zu leiden hatten und ihnen versagt war, eine politische Rolle zu spielen, sich der Beschäftigung mit ihrer

*) Gumposch, a. a. O. D. B.

**) Die erste uns bekannte Grammatik ist des Fortunio „Regole grammaticali della volgar lingua, Ancona 1516.

Sprache zuwandten, gleichsam um diese als einen Schild für ihre bedrohte Nationalität zu benutzen. Zunächst stritten sie um die Benennung dieser Sprache; Trissino und Muzio bezeichneten sie im Allgemeinen als die italienische, Varchi und Bembo als florentinisch, Bargaglio, Cittadini, Bulgarini als sienesisch, Claudio Tolomei als toskanisch*), und man schrieb über diesen Gegenstand eine Menge von Büchern. Eine weitere Polemik ward über den Ursprung der Sprache geführt. Theils wollte man sie aus dem Etruskischen, theils aus einer Mischung des Hebräischen und Aramäischen ableiten, während Andere behaupten, sie hätte bereits zur Zeit des alten Rom gelebt. Castiglione, Firenzuola und Davanzati erkannten den Gebrauch als den Herrscher über die Sprache an und nahmen das Recht in Anspruch, die im Munde des Volkes lebenden Ausdrücke auch in die Schriftsprache aufzunehmen. Machiavel schloß sich theoretisch und praktisch dieser Ansicht an und alle guten Schriftsteller folgten seinem Beispiele. Wir übergehen die wegen der Orthographie von Zeit zu Zeit geführten Streitigkeiten und heben hervor, daß Boccaccio gerade durch die Eigenschaften, welche am wenigsten nachahmenswerth waren, indem er die keusche Einfachheit seiner Vorgänger allzusehr außer Acht ließ, Muster wurde für die Sprachgelehrten; während von Pietro Bembo (1470 bis 1547), den man den Fürsten der Sprache nannte und der noch subtiler war als Boccaccio, seine Bewunderer behaupteten, er habe thatsächlich gezeigt, man könne reines Italienisch schreiben, auch ohne an den Ufern des Arno geboren zu sein. Im Grunde aber ist Bembo als italienischer Schriftsteller stets ebenso unnatürlich und gespreizt wie kraftlos, sogar in seinen Briefen, voll Zitaten, voll endloser Perioden, voll Latinismen.

Als die Freiheit von Florenz untergegangen war, gründete Cosimo I daselbst eine Akademie, welche sich die Aufgabe stellte, die Regeln der Sprache festzustellen. Die Periode der großen Schriftsteller war aber vorüber und ihre Epigonen verstanden nur, über ihre Dichtungen eine unermeßliche Flut von Worten auszugießen. Der Herzog hatte die weise Ansicht, daß es für die

*) Salviati, in den Avertimenti della lingua, II, 21, ereifert sich heftig gegen Muzio, Trissino und die andern nicht-toskanischen Schriftsteller, welche Toskana nicht als die eigentliche Heimath des italienischen Idioms anerkennen wollen.

Sprache von Nutzen sei, sie in Uebersetzungen zu üben und stellte darum seinen Akademikern Aufgaben in dieser Richtung. So hatte Segni den Aristoteles, Varchi den Boethius zu übersetzen, während Salviati beauftragt ward, eine in sittlicher Hinsicht gereinigte Ausgabe des Boccaccio zu besorgen, welche Arbeit ihm jedoch mancherlei Ungemach bereitete.

Indessen bildeten sich in dieser Akademie gewisse Parteien oder engere Kreise. Einem derselben, der bei seinen Zusammenkünften in freundlicher Gegend den akademischen Ernst durch heitere, von Scherzen gewürzte Mahle zu mildern sich bestrebte, gesellte sich Pier Salviati zu, der seine Mitgenossen veranlaßte, ihren Zusammenkünften, ohne deren heitern Geist zu bannen, einen edlern Zweck zu verleihen. So bildeten sie unter sich eine besondere Akademie, die sie scherzweise Crusca (Spreu) nannten, dem entsprechend zum Emblem den Beutelkasten, zu Sitzen umgestürzte Brodkörbe, zum Thron ihres Erzkonsuls drei auf einander gelegte Mühlsteine nahmen und akademische Namen in Bezug auf diese Symbole sich beilegten, wie: der mit Mehl Bestreute, das Schwarzbrod, der Mehlsack u. s. w. Neben diesen Scherzen und unter solchen Wunderlichkeiten unternahmen sie aber auch ein Werk, das den Pedanten zum Schrecken, den Oberflächlichen zum Spott, denjenigen aber, die Zweck und Nutzen zu würdigen wissen, ein Gegenstand der Bewunderung ward: das Wörterbuch der Crusca, das erste, welches in einer lebenden Sprache unternommen wurde. Obgleich überzeugt, daß die Mundart einer Nation ein zur Würde der Schriftsprache erhobener Dialekt ist und daß in Italien keiner dieser Ehre würdiger als der florentinische (gleichwie sie auch nur toskanische oder toskanisch schreibende Autoren benutzten): so begnügten sich doch die Akademiker nicht damit (wie die Pariser hinsichtlich ihres Wörterbuchs), alle Wörter der toskanischen Sprache zu geben, sondern fügten auch Beispiele hinzu. Es war die Zeit der Autoritäten; die Philologen, hadernd um Werth und Bedeutung der lateinischen Wörter, konnten nur auf geschriebene Beispiele sich berufen; der Beleuchtung und Erklärung der Klassiker war eine große Menge von Werken gewidmet; zahlreiche Akademien beschäftigten sich hiemit, namentlich die florentinische. Nach diesen Vorgängen rechtfertigten daher die Cruscanti durch Texte ein jedes der aufgenommenen Wörter mit seinen verschiedenen Bedeutungen, um hiedurch diesen Bedeutungen Gewicht zu verleihen

und zur Erläuterung der Autoren beizutragen. Da aber die ganze Sprache sich nicht in den Schriftwerken befindet, vielmehr diese nur den kleinern Theil derselben darbieten, zog die Crusca auch Schriften und Papiere des häuslichen und Privatgebrauchs, Notizhefte, kaufmännische Aufzeichnungen u. dergl. zu Rathe. Noch mehr: einige Akademiker verfaßten Schriften eigens zu dem Zweck, Wörter und Ausdrücke zu gebrauchen, die in den vorhandenen Büchern fehlten. Dahin gehören die Fiera und die Tancia von Bonarroto.

Die Akademiker irrten häufig in der Auslegung der Schriftsteller; sie bedienten sich nicht immer korrekter Texte, obgleich sie sich auch den Zweck gesetzt hatten, dieselben von Fehlern zu reinigen; sie verzeichneten auch nicht alle von den Autoren gebrauchten Wörter, eines um das andere; sie gaben auch Veraltetes für gebräuchlich, für allgemein gültig, was nur einem besondern Ort oder einer besondern Zeit angehörte. Sie entbehrten insbesondere einer Grammatik, denn diese Wissenschaft befand sich in jener Epoche noch in der Kindheit; ebenso fehlte ihnen die Kritik, welche Kunst kaum geboren war. So ergaben sich bedeutende Irrungen und Mängel, welche, von den Cruscanti selber in der Vorrede zugestanden, in den nachfolgenden Ausgaben zum Theil verbessert wurden; indessen blieben deren noch genug, um denjenigen, die ihnen abhelfen und Lücken ausfüllen wollten, reichlichen Stoff darzubieten. Die geistreichen und pikanten Bemerkungen, welche Tassoni dem kaum erschienenen Vocabularium widmete, sind von unersetzlichem Werthe für das Studium der italienischen Sprache. Benedetto Fioretti aus Pistoja (welcher, aus drei Sprachen sich einen Namen bildend, Udeno Nisieli, d. h. Mann von Niemand als nur von Gott, sich nannte) fügte seinem Exemplar des Wörterbuches zahlreiche und vortreffliche Randnoten hinzu, und dieses Exemplar, von der Akademie zu hohem Preise angekauft, gewährte für die folgenden Ausgaben großen Nutzen. Alles in Betracht gezogen und trotz seiner Mängel (unter welchen der hervorragende und fortdauernde die Beschränkung auf die Autorität der s. g. klassischen Schriftsteller — statt der Anlehnung an die lebende Sprache — und die Vernachlässigung der durch den Fortschritt der Wissenschaften neugebildeten Ausdrücke) bleibt dieses Werk für alle Zeiten ein bewundernswürdiges, ein schönes historisches Denkmal und auch, bis

jetzt, das beste und vollständigste Wörterbuch der italienischen Sprache.

Deutsche Sprache *).

Weil die deutsche Poesie des Mittelalters vorzugsweise zur Zeit der Hohenstaufen blühte und deren Heimath Schwaben ist, nannte man die Sprache der Dichter jener Periode die schwäbische (richtiger die alamannische); da diese Poesie aber auch am Oberrhein, in der Schweiz, in Bayern, Oesterreich und Franken ihre Sitze hatte, und die Dichtung überhaupt das ganze Gebiet der hochdeutschen Sprache ergriff, ist die Bezeichnung mittelhochdeutsch am angemessensten; aus der gothischen und sodann aus der althochdeutschen (von denen wir schon früher geredet) regelmäßig und organisch fortgebildet, erreicht sie zwar diese nicht an Fülle der Endungen und Erhabenheit des Ausdrucks, ist aber dagegen unsrer gegenwärtigen neuhochdeutschen Sprache, die unter niederdeutschen Einflüssen wieder aus ihr entstanden ist, an Reichthum der Bezeichnungen, Freiheit des Ausdrucks, Wohlklang der Reime weit überlegen. Als die Sprache der höheren und gebildeten Stände wird sie, mit dem Aufblühen der Poesie im südlichen Deutschland, zur allgemeinen Dichtersprache erhoben, während das Niederdeutsche immer mehr sinkt und aus diesem Zeitraume nur noch Einzelnes, darunter aber Bedeutendes, aufweist. Die eigentliche Entwicklungszeit des Mittelhochdeutschen fällt in das 13. Jahrhundert, wo auch die Niederdeutschen der Hochsprache sich unterzogen hatten, während wieder im 14. und 15. Jahrhundert die Mundarten immer weiter auseinander gingen, gleichwie die Literatur mehr denn je wieder den mundartlichen Besonderheiten anheimfiel, so daß statt der Hofsprache jetzt nur unter den Fahrenden der geringsten Art eine an das s. g. Rothwelsch erinnernde, als allgemeine Sprache gebräuchlich war. Die gemeine deutsche Sprache des 16. Jahrhunderts endlich, die in einem sehr großen Theile Deutschlands als Sprache der Bücher und Kanzleien herrschte, „ruhete vorzugsweise auf den Mundarten des mittlern und obern Deutschlands, wo diese im 15. Jahrhundert noch meist mit der oberdeutschen Schriftsprache zusammengefallen waren, während in dem nördlichen Deutschland noch das Niederdeutsche vorherrschte, im südlicheren Deutschland, besonders

*) Vom Bearbeiter.

nach Oesterreich, der Schweiz und dem Elsaß hin, andere Mundarten in Geltung waren. Die gemeine deutsche Sprache errang allmälig den Sieg über die Mundarten des Nordens und Südens und wurde so, nachdem sie noch den Sturm der „klassischen Gelehrsamkeit" und im „à la mode-Zeitalter" das „galante Kauderwelsch" überwunden hatte, die Schriftsprache für ganz Deutschland"*). — Mit dem Verfall der Sprache in dieser Periode ging natürlich Hand in Hand der Verfall der Poesie, die handwerksmäßig geübt wurde; aber was der Poesie verderblich war, gereichte der Prosa zum Nutzen. Die Bibelforschung und Uebersetzung, die Polemik, die Predigten, katholische wie protestantische, die Nothwendigkeit für die Kirche wie für die neue Religionspartei, literarisch auf das Volk zu wirken, alles dies trug mächtig zur Ausbildung der Prosa bei, wozu dann noch tüchtige Leistungen auf dem Gebiete der Geschichtschreibung und die meisterhaf kühne, vielleicht zu kühne und darum ins Geschmacklose überstreifende Sprachgewandtheit des größten komischen und satyrischen Talents unsrer Nation, des Johann Fischart, kamen; der vielen Sammlungen von Schwänken, Possen, Anekdoten, der großen Menge kleinerer satyrischer Schriften, deren Reihen Murner und Hutten eröffnen, nicht zu vergessen.

Um die Ausbildung der hochdeutschen Sprache hat sich Luther durch die unter seinem Namen bekannte — übrigens keineswegs erste deutsche, auch dem Sinne nach vielfach ungenaue, an manchen Stellen gewaltsam der protestantischen Lehre angepaßte — Bibelübersetzung unbezweifelt ein sehr großes Verdienst erworben, und Koberstein**) sagt mit Recht: „Wenn seine Sprache auch rücksichtlich ihres äußern Organismus in vielfacher Beziehung im Nachtheil zu den älteren gebildeten Mundarten stand, so zeichnet sie sich doch durch Reinheit, Kraft, Verständlichkeit und Schärfe der Bezeichnung, sowie durch Fülle, Wärme, Innigkeit und Adel aus und wurde vermöge des gewaltigen Einflusses, den seine Schriften auf die Zeitgenossen und auf die Nachwelt ausübten, Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachnieder-

---

*) J. Kehrein, Grammatik der deutschen Sprache des 16. bis 17. Jahrhunderts. Theil I, Vorrede. Leipzig, 1854.

**) Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur.

setzung"*). Keineswegs aber hat er die neuhochdeutsche Sprache allein geschaffen; sondern sein Verdienst besteht wesentlich darin, daß er die durch Steinhöwel, in seinen aus dem Latein über-

---

*) „Es ist bemerkenswerth, daß überhaupt in keine neuere Sprache so viele biblische Wendungen und Ausdrücke aufgenommen worden und ganz ins Leben übergegangen sind, wie in die deutsche. Ich stimme denjenigen Sprachforschern vollkommen bei, welche das für sehr glücklich halten, und glaube eben daher einen Theil von der fortdauernd sich erhaltenden geistigen Kraft, dem Leben und der Einfalt herleiten zu müssen, welche das Deutsche in unsern besten Schriften vor allen andern neuern Sprachen so sichtbar auszeichnen. Was der Katholik, was der neuere protestantische Gelehrte an Luthers Bibelübersetzung zu tadeln findet, betrifft in der That nur einzelne Stellen, wo er entweder nach seinem besondern Sinn, anders als die alten Lehrer der Kirche es verstanden, gedeutet und übersetzt hat, oder auch für das Einzelne geschichtliche, naturhistorische, geographische und andere Hülfsmittel zum richtigen Verständniß entbehrte. Je mehr man aber in der neueren Zeit die Versuche wiederholte, auch die Bibel durch vernünftig auflösende Uebersetzungen in ein Noth- und Hülfsbüchlein der Aufklärung zu verwandeln, ein Beispiel, welches selbst unter angeblichen Katholiken Nachfolge gefunden hat; jemehr hat man, nachdem man von dieser Modethorheit zurückgekommen war, die Vortrefflichkeit dieser altdeutschen Bibelübersetzung anzuerkennen sich bewogen gefühlt. Zwar gehört sie nicht eigentlich Luthern allein an, sie ist bekanntlich nur durch Auswahl des Besten aus so vielen schon vor ihm vorhandenen Uebersetzungen entstanden; wobei ihm, was die Erklärung selbst betrifft, noch manche seiner gelehrten Freunde, besonders Melanchthon, beigestanden. Nichts desto weniger bleibt ihm selbst, was die Kraft der Sprache und den eignen Geist, diese große und starke Art des deutschen Ausdrucks betrifft, ein unverkennbares Verdienst. Denn auch in seinen eigenen Schriften findet sich eine Beredtsamkeit, wie sie im Lauf der Jahrhunderte unter allen Völkern nur selten in dieser Kraft hervortritt. Freilich hat dieselbe auch alle die Eigenschaften an sich, die man einer durchaus revolutionären Beredtsamkeit immer wird nachsehen müssen. Aber nicht blos in seinen halbpolitischen, das öffentliche Leben heftig angreifenden und in den innersten Fugen erschütternden Schriften, wie die an den Adel deutscher Nation, findet sich diese Luthern eigene Kraft revolutionärer Beredtsamkeit, sondern auch in allen seinen übrigen Werken. Denn fast in allen sehen wir seinen innern großen Kampf lebendig uns vor Augen gestellt... Es ist überall in seinen Schriften wie ein Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen einem unerschütterlich festen Glauben und seiner ebenso unbezwinglich wilden Leidenschaft, zwischen Gott und ihm selber." Friedrich von Schlegel. — „Die Sprache, deren sich Luther bei Uebersetzung der Bibel und ebenso in seinen eigenen Prosaschriften, seinen Briefen, seinen Liedern bediente, war nicht die ihm

setzten Fabeln, Geiler, Murner, bereits eingeführte höhere Literatursprache in ihrem ganzen Umfang vervollkommnete und mit volksthümlichen Elementen bereicherte und kräftigte; mit ihm

angeborene noch sonst eine landschaftlich beschränkte Mundart; er erwählte, damit der Süden wie der Norden ihn verstehen möchte, jenes Deutsch, das von Obersachsen ausgegangen, schon seit dem 15. Jahrhundert in den Kanzleien der Fürsten und der Städte üblich geworden und so überall zu öffentlicher Geltung gelangt, das schon vor ihm die gemeine Sprache war*), dasselbe Kanzleideutsch, das wiederum, weil er es beglaubigt und geheiligt, auch neben und länger denn ein Jahrhundert nach ihm noch als musterhaft für den übrigen Verkehr des Lebens und für die Literatur ist betrachtet worden. Natürlich, indem nun Luther es gebrauchte, trat der Obersächsische Grund wieder stärker hervor, und die Versetzung mit Niederdeutschem, welche dieser Mundart eigen ist, mußte gerade bei ihm und unbewußt ihm selbst dadurch gesteigert werden, daß die Heimath seiner Jugend und die seines männlichen Wirkens, Mansfeld und Wittenberg, beide hart an die Grenze Niedersachsens rühren. So blieb seine Sprache für den Süden des Reiches noch eine geraume Zeit fremdartig: nicht blos, daß die Katholiken als gegen die Sprache der Ketzerei dagegen sich sträubten, auch die Reformatoren und die evangelischen Dichter der Schweiz und ebenda ein Mann wie Tschudi, der frei von Vorurtheilen des Bekenntnisses war, wußten sich in diese Neuerung nicht zu finden, und Zwingli und Tschudi und das Jahrhundert entlang fast alle schweizerischen Dichter blieben bei der Mundart ihres Heimathlandes stehen, und die Freunde Zwingli's gaben, obwohl Luther benützend, ihrer Kirche die Bibel doch in Zürichdeutsch. Die Abweichungen, bei denen gleichzeitig z. B. auch die Schwaben, und im Selbstgefühl älterer Anerkennung namentlich die Augsburger noch verharrten, waren von minderm Belang: diese erledigten sich meist durch ein blos orthographisches Ab- und Zuthun, da namentlich hier, ich erinnere an Nicolaus v. Weis, die Kanzleien auch schon vorgearbeitet hatten. In solcher Art hat die Neuhochdeutsche Sprache den Anfang genommen. Eben diese Entstehungsart aber und die Zurückweisung, die sie noch in einem nicht unbeträchtlichen Theile des Reiches fand, ist der ferneren Entwickelung mehrfach ein Schade gewesen." Wilhelm Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur.

*) Luther sagt selbst: Ich habe kein gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen Deutschen Sprache, das mich beide Ober- und Niderdeutsche verstehen mœgen. Ich rede nach der Sechsischen Cantzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten vnd Kœnige in Deutschland. Alle Reichstedte, Fürstenhœfe schreiben nach der Sechsischen vnd vnsers Fürsten Cantzeley. Darumb ists auch die gemeinste Deutsche Sprache. Keiser Maximilian vnd Churfürst † Friderich, Hertzog zu Sachsen etc. haben im Rœmischen Reich die Deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen. Tischreden, Cp. 70.

gleichzeitig wirkten für die Ausbildung des Neuhochdeutschen Albrecht Dürer, Johann Agricola, Sebast. Franke, Ulrich v. Hutten u. A., nach ihm vor Allen Fischart, zahlreiche Kanzelredner, wie Georg Wicet, Mart. Eysengrein, Mich. Helding, Joh. Wild und Andere, und Historiker wie Tschudi, Thurmayr, Krantzow. Auch die katholischer Seits zur Zeit der Kirchenspaltung erschienenen Bibelübersetzungen von Emser (1527) und von Dietenberger (1534) waren von wesentlichem Vortheile für die Sprache*).

Allgemach erlag der Widerstand gegen das Neuhochdeutsche vor dem geistigen Uebergewicht der hochdeutschen Literatur, und auch Niederdeutschland fügte sich der Herrschaft desselben. „Bezeichnend hiefür ist, wie Joh. Agricola, ein Landsmann Luthers, seine Sprichwörtersammlung zuerst, im Jahr 1528, auf Niederdeutsch und gleich im folgenden Jahre auf Hochdeutsch herausgegeben, wie Thom. Kantzow, ein Pommer, die Chronik seines Heimathlandes zuerst (1532) auch in der heimathlichen Mundart, später jedoch wiederum hochdeutsch aufgesetzt hat, wie sich der niederdeutsche „Eulenspiegel", falls nämlich ein solcher je bestanden, neben seiner hochdeutschen Uebertragung fast spurlos hat verlieren können. Nun erst begann der Name hochdeutsch, der bisher so viel als oberdeutsch, also zum Niederdeutschen der Gegensatz gewesen, in den Gegensatz des Gebildeten zum Gemeinen, der herrschenden Hauptsprache, wie man jetzt auch schon sagte, zu der tiefer liegenden und wandelbaren Volksmundart hinüber zu spielen. Zugleich aber ward nun unausbleiblich, daß die hochdeutsche Sprache wachsenden Einflüssen der niederdeutschen offen stand und immer mehr und noch mehr aus dieser in sie aufgenommen ward, als Luther und die Seinen schon in ihr vorgefunden oder ihr gebracht hatten. Die bisher besprochene Stellung des Neuhochdeutschen zu den Mundarten hier des obern,

*) Was die niederdeutsche Volkssprache anbelangt, so bemerkt J. Grimm, daß sie gewisse Feinheiten, welche sie vor oberdeutschen gemeinen Dialekten voraus hat, offenbar gerade dem Umstand verdankt, daß sie einige Jahrhunderte länger im schriftlichen und öffentlichen Gebrauch gewesen ist. „Doch sie hat sich zur rechten Zeit unbezeugt gelassen, ohne lebende Literatur sinkt sie mit dem 16. Jahrhundert zum Volksdialekt herab, und wir sehen die neuhochdeutsche Schriftsprache durch das gesammte Reich herrschend, alle Abzeichen früherer Stammverschiedenheit gewichen, Freiheiten, die sich noch mittelhochdeutsche Dichter genommen, unedel und unerlaubt."

dort des niedern Deutschlands konnte tiefer gehend und gründlicher erst im 18. Jahrhundert eine Umwendung erfahren, als die Schweiz und dann der übrige Süden des hochdeutschen Sprachgebiets wieder eingriff in die Literatur und so eingriff, daß seitdem mehr als ein großer Dichter und die größten fast alle von daher gekommen sind. Seitdem ist die Sprache der verdeutschten heil. Schrift zwar noch der Grundton für die feierliche Redeweise des evangelischen Gottesdienstes, und noch die unverrückte Grundlage alles Schriftdeutschen. Dennoch ist über jener Grundlage seitdem eine Erneuerung vorgegangen, schnelleren Schrittes und umfassender als je zuvor; wie viel Worte und Wortformen hat die Schriftsprache seitdem als veraltet fallen lassen, wie viele statt deren neugeschaffen, und was am wichtigsten ist, wie vielen das Bürgerrecht gegeben, deren Heimath Mundarten des Südens sind!... Jetzt ist die Schriftsprache, und was ihr die Regel gibt, weder vorzugsweise in Obersachsen noch irgend sonst wo im Norden, sie ist jetzt nirgend mehr daheim, weil sie es überall ist, muß überall erst gelernt und geübt werden, kennt für ihre Worte und Wendungen kein anderes Gesetz mehr als den klassisch ausgebildeten Gebrauch und für die Aussprache keine anderen Regeln, als die sich in der geschichtlich wohlbegründeten Rechtschreibung erweisen. — Die landschaftlich noch erhaltenen Ueberreste des Sprachzustandes, welcher der Schriftsprache vorangegangen war, die hochdeutschen Mundarten*), zu denen nun auch das Obersächsische wiederum gehört, haben seit der Entstehung jener je tiefer und tiefer sinken müssen. Es zehrt zugleich an ihnen der Einfluß des Schriftdeutschen, zugleich erstarren und verarmen sie, weil ihnen die literarische Uebung und die Pflege im Mund der Gebildeten fehlt. So besonders die nördlich gelegenen, die der Schriftsprache ähnlicher sind und deßhalb mehr von der Einwirkung derselben und mehr von der spröden Zurückhaltung, weil diese nun leichter ist, zu leiden haben. Nicht jedoch so im Süden, namentlich nicht so in der Schweiz. Hier sind den Mundarten, selbst der Schriftsprache gegenüber, noch mannigfache Vorzüge des Wohllauts und des Wortreichthums eigen: hier aber ist die Sprache des Volks auch die des Lebens Aller, die Schriftsprache mehr nur eben die der Schrift, und zahlreiche und be-

*) Proben aus allen in Germaniens Völkerstämmen von Firmenich, Berlin 1843 u. ff.

gabte Dichter bewahren und stärken die Befähigung der ersteren auch für den literarischen Gebrauch.

„Endlich mag, da es sich um eine Schriftsprache handelt, auch noch der s. g. deutschen Schrift, einer Festsetzung ebenfalls des 16. Jahrhunderts, hier gedacht werden. Das 15. hatte mit der eckichten Mönchsschrift, in welche die altüberlieferte römische zuletzt war entstellt worden, deutsche wie lateinische und alle Bücher und hatte dieselben in Deutschland und überall so gedruckt, wo die einheimische Bildung sich an die Literatur und die Kirche Roms anschloß. Als aber, zuerst in Italien, seit Beginn des 16. Jahrhunderts auch in Deutschland die neurömische Schrift aufkam, ein Versuch, von der mönchischen Mißgestalt zu schöneren Formen, von der Mittelalterlichkeit auch hier auf den antiken Ursprung zurückzukehren, da entschied sich der Wettstreit beider Schriftarten im Allgemeinen und allmälig so, daß man für lateinische Bücher fortan bei der neuen, für deutsche bei der ältergewohnten, also immer noch einer lateinischen Schriftart blieb; mit gleicher Vertheilung stellte sich für das Bedürfniß des schnelleren Schreibens neben die ältere eine neurömische Currentschrift. Aber eigentlich deutsche Buchstaben schienen damit so wenig aufgebracht zu sein und waren es auch in der That so wenig, daß noch während des 16. Jahrhunderts in Deutschland genug lateinische, in Italien und Frankreich lateinischer und italienischer und französischer Bücher genug mit dieser Mönchsschrift, daß umgekehrt schon zu derselben Zeit auch deutsche mit der neurömischen gedruckt wurden, daß eben dieser die nächsten Verwandten der Deutschen, die Niederländer, die Engländer, die skandinavischen Völker, sich bis heute bedient haben, daß aber die Schrift, welche man glaubt die deutsche nennen zu können, sich ebensowohl im Gebrauche der Böhmen, der Litthauer und der Esthen findet. Es gibt keine Schrift, die uns blos eigen, und keine lateinische, die von der deutschen wesentlich verschieden wäre"*).

---

*) W. Wackernagel, a. a. O.

Zehntes Kapitel.

Italienische Literatur *).

Prosa.

Gute Schriften gereichen den Sprachen zu ganz anderm Nutzen als Vorschriften und Akademien; Italien aber brachte in dieser Periode deren so bemerkenswerthe hervor, daß hiedurch nicht nur der Sieg der Vulgärsprache über das Latein befestigt ward, sondern daß sie auch den übrigen Literaturen mustergültig waren, ebenso wie die klassischen Werke des Alterthums. Zunächst gestaltete sich die Prosa regelmäßig, bestimmt und selbstständig und befreite sich bei den besten Schriftstellern von dem Zwang der lateinischen Wendungen. — Cardinal Bembo, ein Mann von ausgebreitetem Wissen und hervorragender literarischer Bildung, einer der Ersten, der die Wichtigkeit der Münzen erkannte, blieb in der — auch lateinisch abgefaßten — Darstellung der verhängnißvollsten Geschichtsperiode seines Vaterlandes (1487 bis 1513) oberflächlicher Erzähler; den Staatsangelegenheiten fremd, vermochte er seinen Berichten nicht das belebende Interesse der Wahrheit zu verleihen; wenn er auch zuweilen treffend schildert, dringt er doch nimmer bis zu den verborgenen Ursachen vor: eine Zeitung könnte nicht frivoler sein. Wir erwähnen jenes Geschichtswerkes hier und nicht unter den Historikern, weil sein Verdienst in einer abgezirkelten Eleganz und in der Anwendung alter Ausdrücke auf neue Ideen besteht. So ist's auch mit seinen Asolani, einer Reihe von Gesprächen, die auf dem Landgute der Königin von Cypern geführt werden und das Preisen der Liebe für die Jugend zum Gegenstand haben. — Ueberaus sorgfältig ist die Schreibart von Giovanni della Casa (1503–61), wie es sich für einen Lehrer guter Sitte und feiner Lebensart gebührt, aber das betreffende Werk, Galateo betitelt, ist eher anmuthig als rein und sittlich, verwechselt die höfische Feinheit mit der Moralität und schätzt nur die durch einen Impuls des Herzens hervorgerufenen äußeren Handlungen. Ein

*) Von den übrigen Haupt-Literaturen ist im zweiten Theile dieses Buches die Rede. In der gegenwärtigen Epoche ist die italienische hervorragend. D. V.

großer Theil des Werkes ist der Kunst gewidmet, im geselligen Kreise Tagesereignisse und Geschichten zu erzählen, was in jener Zeit als die Blüthe feiner Bildung galt. Das Buch von den Pflichten (Uffizj) lehrt, wie man die Gunst der Großen und dadurch Ehren und Reichthum gewinnen kann. Seine Poesie entbehrt der Milde und Weichheit, aber man lobt das Edle der Gedanken und die Lebhaftigkeit der Bilder. — Der Papst übertrug ihm den Prozeß des Bischofs Vergerius, eines Apostaten, gegen den er sehr heftige Angriffe richtete, wofür sich dieser mit einer schonungslosen, wenn auch verdienten Kritik gewisser schlüpfriger Gedichte rächte, die den Prälaten verhinderten, „seinen grünen Hut gegen einen rothen zu vertauschen.“ — Seine Reden wurden als glänzende Muster erhabener Beredtsamkeit gepriesen; aber Ueberzeugungskraft konnte ihnen sicherlich nicht innewohnen, um so weniger bei dem Wankelmuth seiner Meinungen, der so weit geht, daß er in einer Rede Karl V hoch erhebt, nachdem er in den beiden vorhergehenden ihn als die Plage Italiens und den Erbfeind jeglicher Freiheit dargestellt hat.

Bei jedem Anlaß Reden zu halten, war damals zur wahrhaften Leidenschaft geworden, aber wo fände man in den vielen, die man aufgezeichnet, die ächte Beredtsamkeit? In der vollen glänzenden Entfaltung der italienischen Literatur erscheint kein einziger guter Prediger. Girolamo Savonarola verfolgte ein ernstes Ziel, stets mit Ungestüm, auch mit einzelnen Luftblitzen wahrer Beredtsamkeit, aber die eigentliche Kunst war ihm versagt und nur zu häufig verwandelte er die Kanzel in eine Rednerbühne. Nahe ein tausend weltlicher Reden in italienischer Sprache sind aufgezeichnet, aber wer liest, wer kennt sie? Die besten sind von Leonardo Salviati, Spero Speroni und Alberto Lollio, aber es gehört wirklich Muth dazu, sich durch diese Flut von Worten, von endlosen und geschnörkelten Phrasen, von Ciceronianischer symmetrischer, ebenso platter als kalter Eleganz durchzuarbeiten. Alles das würde aufgewogen werden durch die Verhandlungen und Reden der florentinischen und venetianischen Staatsmänner, aber wir besitzen dieselben nicht, und die Reden, welche Bembo, Nardi, Varchi und noch schlimmer, Guicciardini in ihre Geschichtsdarstellungen einfließen lassen, sind eben nur Stylübungen oder Nachahmungen der Klassiker. Bartolomeo Cavalcanti ist wahrer und schon darum kräftiger. Nimmt man die Rede des Giovanni Bu-

sini an den Herzog von Ferrara zu Gunsten der von Clemens VII verfolgten florentinischen Flüchtlinge, die von Jacopo Nardi an Karl V gerichtete über die Vergewaltigungen des Herzogs Alessandro, und etwa noch die Vertheidigung des Lorenzino, so hat man die ganze politische Beredtsamkeit Italiens in diesem Jahrhundert. Ueberhaupt hat der Mangel eines großen Redners nicht wenig dazu beigetragen, daß die Italiener neben einer so glänzenden Poesie keine eigentliche und wahrhafte nationale Prosa besitzen, so daß, neben der gelehrten aber todten Sprache, die lebende nur verwendet wird für gemeine Gegenstände, für Komödien oder Novellen, welche indessen stets ein reicher Schatz an zierlichen Wendungen, kühnen lebenvollen Uebergängen, schönen und treffenden Ausdrücken sein werden.

Erzähler.

Die beklagenswerthe Meisterschaft, mit welcher Boccaccio die Sprache Dante's und Petrarca's schändete, fand nur zu viele Nachahmer; es bieten daher die italienischen Novellisten eine Fülle von Gemeinheit und Schmutz. Derart sind die 156 Novellen des Lucchesen Giovan. Sercambi († 1424), die „Filena“ des Nicolo Franco, die eine Zeit lang über den Decameron gestellt ward, die 70 Novellen des Bolognesers Giov. Saladino mit dem Gesammttitel „Porrettane“, die Novellen unter dem Titel „Cene“ (Abendessen) des Florentiners Lasca (1503—83), der auch Komödien von ausgezeichneter Diktion, aber ohne Interesse und von grober Unsittlichkeit schrieb. Giraldi Cintio ist moralischer in seinen „Ecatomiti“, welche Erzählungen Shakspeare für mehrere Stücke den Stoff darboten. Agnolo Firenzuola, Mönch von Vallombrosa (1452—1512), soll einen untadelhaften Lebenswandel geführt haben, seine Schriften aber sind voll Schlüpfrigkeit, voll Leidenschaft für Frauenschönheit, ja er widmete diesem Thema eine eigene Abhandlung, welche eine Mischung von unkeuschen Bemerkungen und kabbalistischen Träumen. Er läßt eine Gesellschaft sich unterhalten über die Liebe und obszöne Novellen erzählen vor der „Königin seines Herzens... schön und keusch wie je eine“. Er schrieb über das nämliche Thema wie Apulejus, aber mit Zugrundlegung anderer Ideen, einen „Goldenen Esel“. Sein durchsichtiger und blühender Styl hat eine unnachahmliche Anmuth; Schade nur, daß er einen so verwerflichen Gebrauch davon

gemacht! — Matteo Bandello von Castelnuovo di Scrivia, General (?) des Predigerordens zu Mailand, auch für kurze Zeit Bischof von Agen (1488—1562), zeichnete sich zu Neapel und Florenz durch seine schamlosen Liebesverhältnisse wie durch seine Höflings-Gewandtheit aus. Inmitten der öffentlichen Angelegenheiten und schon Prälat, fand er Zeit, Anekdoten und Geschichten zu sammeln und in der Weise des Boccaccio zu verarbeiten, nur daß er nicht, wie dieser und dessen übrige Nachahmer, verschiedene Personen unter einem fingirten Anlaß als Erzähler auftreten ließ, sondern die Novellen einzeln je mit einer Widmung voll Schmeicheleien für irgend einen Großen gab. Das ist übrigens seine einzige Eigenthümlichkeit, sonst sind die Charaktere matt bei aller weitschweifigen Redseligkeit, fehlt alles dramatische Interesse, ist der Dialog kraftlos. Dabei ist der Styl schlecht, ja barbarisch und um so widerlicher, weil mit klassischen Phrasen aufgestutzt. Das Schlimmste aber ist die Naivetät oder vielmehr Unverschämtheit, mit welcher die Schmutzereien vorgebracht werden, welche dann von den Protestanten der katholischen Kirche mit Bitterkeit vorgeworfen wurden. Und doch vertraute diesem Dichter der Markgraf Luigi Gonzaga die Erziehung seiner Nichte Lucrezia, in welche sich der Prälat platonisch verliebte und zu deren Ehren er ein Poem von eilf Gesängen dichtete. Ueberhaupt ist die Menge von unehrbaren Schriften, welche diese Zeit hervorbrachte, eine ebenso betrübende als Erstaunen erregende Erscheinung. Die damals sehr beliebten Karnevalslieder (Carnascialeschi) sind durchweg von einer mehr oder minder durchsichtigen Schlüpfrigkeit. Francesco Maria Molza, der vor seinen Zeitgenossen durch wahres Gefühl sich auszeichnet, ist liederlich in seinen Schriften, wie er es im Leben war. Tansillo lieferte im „Winzer" (Vendemmiatore) ein derart erotisches Werk, daß er aus Reue und Buße die „Thränen des S. Petrus" schrieb.

Lustspieldichter.

An denselben Mängeln wie die Novellen leiden die Komödien. Charaktere und Handlung sind der römischen Schaubühne entnommen, ebenso die unvermeidliche Entwicklung durch Erkennungen. Dazu gab man die Unsittlichkeiten der Erzähler, welche nicht blos den Ohren, sondern auch den Augen der Zuschauer sich aufdrängten, so daß deren Einbildungskraft aufs Verderblichste

entzündet werden mußte. Die Intrigue ist fast immer eine schmutzige. Kupplerin, Gauner, Freudendirne, Einfaltspinsel und Häscher sind stehende Charaktere, daher ohne Interesse und Wahrheit, zwischen und um welche einige andere Rollen gruppirt werden; dahin gehören bramarbasirende Spanier, verschmitzte Juden, aus Spanien vertrieben, die mit Rezepten zum Goldmachen u. dergl. handeln, Mönche, die einem Diebe die Absolution zum Kaufe anbieten, während dieser zwischen seinem Eigennutz, Vernunft und Gewissen zu keinem Entschluß kommen kann u. s. w. Die Komik aller dieser Stücke wirkt auf die Sinne und die Phantasie, nicht aber auf den Verstand, denn sie beruht weder auf einer lebendigen Schilderung des Lebens noch auf dem Kontrast der Charaktere und der Gefühle; die Dichter vermeiden, scheint es, absichtlich die durch den Gegenstand an sich herbeigeführten Situationen; sie ziehen die Erzählung der Handlung vor, und man kann Hunderte dieser Stücke durchblättern, ohne auf eine einzige Szene, eine einzige Situation, einen einzigen Charakter zu stoßen, die nachahmenswerth wären oder eine Idee von den Sitten der Zeit gäben. Ihr einziges Verdienst liegt nur noch in der Sprache, die man so natürlich bei den Klassikern nicht findet.

Die erste neuere Komödie, nicht blos in Italien, sondern überhaupt, ist die „Calandra“ des Cardinals Bibiena, welche zu Venedig im Jahr 1513 erschien. Die „Straccioni“ von Annibale Caro, die „Trinuzia“ und die „Lucidi“ von Firenzuola entschädigten für die Mängel, die ihnen mit den übrigen Komödien der Zeit gemein, durch den darin hervortretenden gebildeten Geist der Verfasser und die unvergleichliche Anmuth des Gesprächs. Cecchi und auch Gelli zeichnen sich durch Natürkeit und florentinischen Atticismus aus. Lasca gibt doch wenigstens einige Andeutungen von Volkssitten. Ariosto, für den der Herzog von Ferrara ein Theater bauen ließ, auf welchem die Rollen von Edelleuten gespielt wurden, sagte sich in etwas von der beständigen Nachahmung des Plautus und Terentius los. Aretino ist den übrigen Komödiendichtern an Geschmack wie an Geist überlegen; aber die „Mandragora“ des Machiavelli beweist, daß wer gewagt hätte, die ausgetretenen Spuren der Alten zu verlassen, ein nationales Theater hätte begründen können. Das stehende Masken-Theater verdrängte jedoch bald die Komödien. Die Harlekine und Pantalon erlangten einen

europäischen Ruf, und Kaiser Matthias verlieh dem Harlekinspieler Cecchini den Adel.

Schöngeister.

Zu der Umgebung der Großen gehörte ein Literat, der den Dienst eines Geheimschreibers besorgte, Devisen, Wappeninschriften, Festprogramme, Festgedichte und dergl. verfertigte. Giovan Battista Sanga und Sadoleto schrieben die Briefe Clemens VII und Berni war Sekretär des Cardinal Bibiena; Tolomei stand in Diensten des Cardinal Farnese und Bernardo Tasso in denen des Fürsten von Sanseverino u. s. w. Daher der erstaunliche Reichthum dieser Zeit an Briefen, deren größter Theil mit einer Leichtigkeit, Klarheit und Bestimmtheit geschrieben, welchen man auch in ernsteren Werken begegnen möchte. In den Briefen von Bembo und Paolo Manuzio erkennt man jedoch, daß sie für die Veröffentlichung berechnet sind; Bernardo Tasso ist zu rhetorisch und wortreich, dagegen sind die Briefe von Claudio Tolomei und viele von del Casa edel, schwungbaft und mit einer geschickt verschleierten Kunst geschrieben. Jacopo Bonfadio von Salo besaß zu Genua einen Lehrstuhl der Philosophie und war Annalist der Republik, als welcher er ein zierlich reines Latein schrieb, obgleich seine rhetorische Bildung ihn zu langen lehrhaften Abschweifungen und unpassenden Beschreibungen verleitet. Sehr bewandert in den beiden Literaturen, besserer lateinischer als italienischer Dichter, ausgezeichneter, wenn auch etwas gezierter Prosaist, namentlich im Briefstyl, hinterließ er einen großen Ruf, den er jedoch weniger diesen Verdiensten als seiner Verurtheilung zum Feuertode wegen geschlechtlicher Verirrungen (1550) verdankt. — Annibale Caro (1507—46) war in den Marken geboren, aber kein Toskaner behandelte das toskanische Idiom schöner und musterhafter. Er stand in der Farnese Diensten, aber vorzugsweise musterhaft sind seine Privatbriefe. Es wurde auch förmlich Jagd darauf gemacht sowohl von Druckern, um sie zu veröffentlichen, als von Literaten, um sich damit zu brüsten oder darüber zu schreiben. Denn in diesem wahren Schreiber-Zeitalter wurden ganze Berge namentlich von Briefen gedruckt und wer sich der Mühe unterziehen wollte, könnte daraus wohl einige Bände ausziehen von unbezweifelhaftem Werthe nicht blos für Literatur-, sondern auch für die politische Geschichte.

Das beweist schon allein die von Girolamo Ruscelli veranstaltete Sammlung der „Briefe von Fürsten an Fürsten". Ihren eigenthümlichen Werth haben die Briefe von Künstlern. Um auf Caro zurückzukommen, so arbeitete er lebenslang an seinen Werken, ohne sich jemals entschließen zu können, sie zu veröffentlichen; gegen Ende seines Lebens wollte er ein Heldengedicht schreiben, und um sich dazu vorzubereiten, begann er die Uebersetzung der Aeneis; da er jedoch seine Kraft nicht mehr ausreichen fühlte für ein selbstständiges Werk, blieb er bei der Uebersetzung und vollendete dieselbe. Sie ist in ungereimten Versen abgefaßt und hat deren 5500 mehr als das Original. Die Bestimmtheit und Gedrängtheit der alten Sprache fehlt daher, auch ist die Uebertragung nicht durchweg eine genaue und treue, doch aber gibt sie die Schönheiten des Textes wieder und ist noch immer die vorzüglichste Virgils in italienischer Sprache. Caro behandelt den Blankvers (sciolto) mit einer bis dahin ungeahnten Kraft und Anmuth und bereicherte die dichterische Sprache mit neuen Ausdrücken und Wendungen. Seine „Liebe von Daphnis und Chloe" nach dem Sophisten Longus athmet allen Reiz der griechischen Schönheit, während seine Uebersetzungen einiger Kirchenväter voller Kraft und erhabenen Schwunges sind. — Eine Canzone zum Preise des königlichen Hauses von Frankreich, die er auf Veranlassung seiner Herren dichtete*), verwickelte ihn jedoch in eine lange und von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung geführte Polemik mit den Patriarchisten und namentlich mit dem scharfen und geistreichen Kritiker Ludovico Castelvetro von Modena; es kam sogar zum Blutvergießen in diesem literarischen Streit und Castelvetro fand es für gerathen, in Graubünden Schutz zu suchen. Ein merkwürdiges Werk, voll tiefer Beredtsamkeit und feiner Bemerkungen, trotz der ermüdenden Längen, ist seine „Poetik des Aristoteles"; er tadelt hier nicht nur den Virgil häufig, er findet auch, es sei von Dante pedantisch gewesen, wissenschaftlicher Ausdrücke, undankbarer und unverständlicher Ausdrücke sich zu bedienen, „da doch Gedichte vornehmlich für Leute ohne wissenschaftliche Bildung verfaßt werden"; er beschuldigt ferner den Ariost des Plagiats, wirft ihm eine historische Ungenauigkeit vor, die bis zur willkürlichen Erfindung von Königsnamen gehe, ja

*) Sie beginnt mit den Worten: Venite all' ombra dé gran gigli d'oro,

er nimmt sogar keinen Anstand zu sagen, daß Frankreich und Spanien Schriftsteller besäßen, die sich mit den italienischen messen könnten. Man begreift, wie dergleichen auf die Pedanten, welche die fremden Literaturen grundsätzlich ignorirten und verachteten, wirken mußte! Der leidenschaftliche Federkrieg spann sich fast endlos, stets neu sich entwickelnd, fort. — Girolamo Muzio (1496—1575) von Padua, ein umfassender Geist, war Diplomat und Krieger, Schriftsteller und Theolog, Prosaiker und Dichter, und stets bereit, eine Lanze zu brechen. Er verfaßte eine bemerkenswerthe Poetik, worin er Dante die Härte, Petrarca die Weichlichkeit, Boccaccio das Prosaische in seinen Versen und die poetischen Wendungen in seiner Prosa vorwarf; dem „Orlando furioso“ zieht er die Komödien Ariosts vor, er will nicht, daß die italienische Sprache einer einzelnen Provinz oder Stadt entlehnt werde, sondern allen und „gleich einem Salat aus verschiedenen Kräutern und Blumen“ sich zusammensetze; überhaupt wird sein Verdienst, manches Wahre gezeigt und den Geschmack zurechtgewiesen zu haben, nur beeinträchtigt durch seine Streitsucht, die ihn, so lange er lebte, nicht verließ. Er fertigte selber das Verzeichniß der zahllosen Schriften, „Erzeugnisse der Feder eines Mannes, welcher vom 21. bis zum 74. Jahre unaufhörlich an allen Höfen der Christenheit gedient, mitten in den Heerlagern gelebt, den größten Theil seiner Zeit zu Pferde zugebracht hatte und sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdienen mußte“.

Geschichtschreiber.

Die besten Schriftsteller Italiens in dieser Periode sind zweifelsohne die Geschichtschreiber, wenn gleich auch sie von der allgemeinen Wortseligkeit und Weitschweifigkeit nicht frei sind. Und daß dies kein Fehler der Sprache an sich, hat der Florentiner Bernardo Davanzati († 1606) bewiesen, indem er den kürzesten und präzisesten Historiker des Alterthums mit noch größerer Kürze und Bestimmtheit wiedergegeben und damit eine im Ganzen mustergültige Uebersetzung geliefert hat. Sein „Schisma von England“ ist eine Uebersetzung oder vielmehr ein Auszug des bekannten Werkes von Nicolaus Sanders, mit Hinweglassung des politischen Theiles, was die Schrift matt und schleppend macht. — Florenz gebührt überhaupt der Ruhm, auch die vorzüglichsten Historiker zu besitzen. Giacomo Nardi († 1555),

der sich durch die Uebersetzung des Livius gebildet, zeichnete mit genauester Kenntniß der Vorgänge die Schicksale der Republik von 1492 bis 1531 auf. Er ist sententiös, aber seine Schreibart ist gut; als Exilirter zeigt er sich den Medici ebenso abgeneigt, wie Filippo Nerli, dessen Arbeit 6 Jahre weiter geht, ihrer Sache ergeben ist. Bernardo Segni (1588) beschreibt die dreijährige Freiheit von Florenz, um zu zeigen, „wie die Sitten der florentinischen Bürger in der Freiheit seien, auf daß die Nachfolgenden nicht allzu große Hoffnungen auf den Ruhm und die Süßigkeit des freien Lebens setzen möchten.“ Er schreibt korrekt, aber nicht elegant und ist Anhänger des Venner Capponi, dessen Leben er auch schildert. Die später unternommene Fortsetzung seiner Geschichte bis zur Einnahme von Siena ist kunst- und anspruchslos in der Darstellung, wofür jedoch die Aufrichtigkeit der Gesinnung entschädigt. — Benedetto Varchi (1502—65) behandelt die Periode von der letzten florentinischen Unabhängigkeitserklärung bis zur Regierung des Cosmo, nicht als Augenzeuge, wie die genannten Vorgänger, aber nach neuen Quellen und nach den Mittheilungen, welche ihm Giambattista Busini in seinen Briefen liefert*). Von den Medici zu diesem Unternehmen aufgestellt, verstand er nicht genug zu sagen, wie nicht genug zu verschweigen in ihrem Sinne, und man suchte sein Buch zu unterdrücken. Obgleich geschwätzig, von ungleicher Darstellung, keineswegs Meister der historischen Kunst, wird er doch anziehend durch seine sich nie verläugnende Vaterlandsliebe; er versetzt den Leser wahrhaft mitten unter jene letzten freien Bürger, indem er mit äußerster Genauigkeit jede Rede, jede einzelne Thatsache aufzeichnet. — Auch Scipione Ammirato schrieb auf Befehl Cosmo's I eine Geschichte von Florenz von seiner Gründung bis zum Jahr 1574, gleichwie eine Genealogie der florentinischen Familien. Er hatte zum Vorbilde Tacitus, den am wenigst nachahmlichen unter den Alten, genommen. — Der Venetianer Gian Michele Bruto begleitete den Stephan Bathori nach Polen, in Prag wurde er von Rudolf II zum Historiographen ernannt und wahrscheinlich starb er in Siebenbürgen. Er lebte einfach, ja ärmlich, um nicht für die Gunst der Großen seine Selbstständigkeit dahingeben zu müssen. In Folge seiner

*) Diese wichtigen Briefe sind von Rosini zu Pisa im Jahr 1822 herausgegeben.

Berührungen mit den florentinischen Verbannten unternahm er die Vertheidigung der Republik gegen die speichelleckenden Verläumdungen des Paul Joon, indem er die verwerflichen Mittel, durch welche den Medici die Vernichtung der florentinischen Freiheit gelungen war, aufdeckte. Der Haß machte ihn scharf und herb, aber seine Reisen und die erworbene Weltkenntniß flößten ihm auch eine höhere und freiere Anschauung der Dinge ein, als die bezahlten Pedanten haben konnten. — Jacopo Pitti verfaßte die letzte Geschichte der Periode von 1494 bis 1529. Er benutzt häufig, wenn auch mit großer kritischer Sorgfalt, die Arbeiten seiner Vorgänger und ertheilt den Medici die Lobsprüche, welche Wenige den Muth hatten ihnen vorzuenthalten, anderseits aber vertheidigt er auch die Cappucci und preist die Regierung von Florenz zur Zeit der Soderini, indem er Machiavel, Guicciardini und die anderen käuflichen Federn tadelt.

Das schmachvolle Benehmen des Francesco Guicciardini (1482—1540) gegen sein Vaterland haben wir bereits hervorgehoben. Er hatte sich mit der Hoffnung geschmeichelt, seine Tochter mit Cosimo, dem neuen Herrn von Florenz, zu vermählen, aber wie Vettori und die andern Parteigänger des Tyrannen sah auch er seine Dienste durch Verachtung, wenn nicht durch Schlimmeres bezahlt, so daß der Verdruß getäuschten Ehrgeizes und gedemüthigten Stolzes seinen Lebensabend verbitterte. Da unternahm er, theils um sich zu rechtfertigen, theils um seinen Namen möglichst ehrenvoll der Nachwelt zu überliefern, ein Werk, womit er bereits mitten im Getriebe der Staatsangelegenheiten sich beschäftigt hatte: die Darstellung des italienischen Zuges von Karl VIII. Als Theilnehmer an den Ereignissen, die er berichtet, als Rechtsgelehrter, Gesandter, Staatsmann, Krieger, stellvertretender Befehlshaber des päpstlichen Heeres gegen Karl V, besitzt er die beiden einem vollendeten Geschichtschreiber nothwendigen Eigenschaften, beobachten und das Beobachtete berichten zu können. Als geübter und scharfer Menschenkenner und erfahren in allen Praktiken, hat er einen weitsehenden Blick und wendet allgemeine Bemerkungen treffend an. Im Besitz vielfacher vertrauter Beziehungen sowie durch eine große Beurtheilungskraft unterstützt, entwirft er ein getreues Gemälde der Politik und der Gesellschaft, um so schrecklicher, weil getreu und lebendig, worin man nirgendwo Tugend, Religion und Gewissen, sondern stets nur Ehrgeiz, Eigennutz, Berechnung und

Neid erblickt. Es gibt schwerlich einen andern neuern Schriftsteller, der sich so sehr den Alten näherte hinsichtlich der prachtvollen Großartigkeit der Entwicklung, der beständigen Erhabenheit der Darstellung und der Lebhaftigkeit der Schilderungen. Aber die unverkennbare Nachahmung des Alterthums — die sich in einzelnen Worten und Ausdrücken, sowie in jetzt unverständlichen oder lächerlichen Ansichten verräth — macht, daß er zuweilen in's Rhetorische verfällt. Er schrieb zuerst das Thatsächliche und fügte dann in die Erzählung die mit außerordentlicher Kunst ausgearbeiteten — aber nicht gelesenen — Reden; deshalb findet man deren so wenige und kaum skizzirte in den vier letzten Büchern, während die fünf ersten ihrer außerordentlich viele in höchster rhetorischer Vollendung haben. Seine Sätze sind stofflich überladen bis zur Unverständlichkeit, und ein neuerer Herausgeber hat es sehr schwierig gefunden, sie einigermaßen auseinander zu wirren. Es ist ein Strom beständigen Wortschwalls, unverträglich mit einer rasch vorwärts schreitenden Erzählung *). Und doch ist gar viel zu lernen von dem größten italienischen Geschichtschreiber, insbesondere, daß alle Kunst des Rhetoren nicht hinlänglich ist, um die Gewissenlosigkeit der Großen und die Niedrigkeit ihrer Schmeichler zu verschleiern.

In Italien, sieht man, handelt sich's bereits um eine Geschichtschreibung, die um ihrer selbst willen, nicht allein wegen der Thatsachen — wie in den Zeiten der Chroniken und in dieser Periode auch noch außerhalb Italiens — gelesen sein will. Die Historiker sind Schriftsteller, welche viel Studium und Sorgfalt auf ihre Darstellungen verwenden, oder Literaten, welche die historische Kunst als Berufssache treiben; zu letzteren gehört der Florentiner Pier Francesco Giambullari († 1564), welcher die allgemeinen europäischen Ereignisse vom 9. Jahrhundert an in rhetorischer Sprache vortrug, zur Freude der Schulen, die das Wort auch ohne den Gedanken schätzen.

Die Stelle eines Historiographen der Republik ward zu Ve-

*) In seinen geistreichen **Raguagli del Parnasse** führt Trajano Boccalini einen Spartaner ein, welcher, weil er in drei Worten ausgedrückt hatte, was er hätte in zwei sagen können, dazu verurtheilt wird, Guicciardini zu lesen. Er liest auch einige Seiten, verlangt aber dann als Gnade, daß man ihn nach den Galeeren schicke, denn er könne jene Qual nicht ertragen.

nedig für Sabellico geschaffen, einen mittelmäßigen und käuflichen Schriftsteller; dessen Nachfolger und Fortsetzer bis 1498 war Andrea Navagero, welcher seine Arbeit verbrannt haben wollte, da er sie nicht vollenden konnte. Die echte oder angebliche italienische Uebersetzung derselben ist eines der verdienstlichsten Geschichtswerke. Pier Giustiniano führte die Geschichte Venedigs bis 1575 fort, und ihn wie die Vorgänger überarbeitete Pier Morosini italienisch bis zum Jahr 1486, wo Bembo beginnt; er hat indessen wenig Werth wegen des Mangels aller Quellenangaben. Paolo Paruta, Verfasser des „Krieges in Kypern", schrieb italienisch die Geschichte des Zeitraumes von 1513 bis 1552. Erfahren in den Staatsgeschäften und den Staatsintriguen, schrieb er auch „Politische Gespräche", worin keineswegs gewöhnliche Ansichten über die Größe und den Verfall Roms entwickelt werden. Eine besondere Beachtung verdient das Kapitel, überschrieben: Ob die Kräfte der Bündnisse wirklich geeignet sind zur Durchführung großer Unternehmungen.

Marin Sanuto, ein bedeutender Historiker und Staatsmann, zeichnete von 1495 bis 1533 täglich alle Vorgänge in der Republik auf. Er handelte „von demjenigen, was in Italien vorging und somit in der ganzen Welt, in Gestalt eines Tagebuchs... zu Ehren meines venetischen Vaterlandes und nicht für einen von der Republik mir bezahlten Lohn, wie manche Andere, die trotzdem nichts oder wenig schreiben." Er legte dabei Urkunden öffentlicher wie privater Natur zu Grunde, und wenn er auch auf die ihn persönlich angehenden Ereignisse einen besondern Werth legte, so that er dies nicht in selbstischem oder eitlem Sinne, sondern als Bürger und sohin Theilhaber der Selbstherrlichkeit der Republik. Der Rath der Zehn gestattete ihm die Benutzung der Archive, „sowie jener Briefe, welche Mittheilung geben über die Begebnisse in den verschiedenen Theilen der Welt und von Tag zu Tag von den Oratoren und Rektoren der Republik einlaufen, sobald sie von den Pregadi*) gelesen sind und nicht eine besondere Geheimhaltung empfohlen worden, auf daß jenes Tagebuch mit Gründlichkeit abgefaßt werden könne"**).

---

*) Mitglieder des großen Raths.

**) Dies scheint das der venetianischen Regierung zugeschriebene argwöhnische Mißtrauen zu widerlegen. Dem Bembo wurde das Gleiche angeboten, der sich aber mit Sanuto's Tagebüchern begnügte. Indeß wurde jedoch

Seine „Lebensbeschreibungen der Dogen" sind gedruckt, aber 58 dicke Foliobände handschriftlicher Aufzeichnungen, welche er dem Rath der Zehn als einzige Habe einer dogalen, über Naxos und andere Inseln des Archipels herrschenden Familie hinterlassen, befinden sich in der Wienerbibliothek noch unbenutzt*). Sanuto war stets ein starrer Anhänger der alten Institutionen seiner Vaterstadt, und um sie zu erhalten, erhob er Widerspruch auch gegen vernünftige, von der Zeit geforderte Verbesserungen.

Die Annalen von Genua wurden italienisch, kunstlos aber aufrichtig — weil nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt — von Agostino Giustiniani geschrieben. Uberto Foglietta verfaßte im reinsten Latein und sehr lebendig gehalten zwei Bücher „Von der Republik Genua". Wegen seiner Ausfälle gegen den Adel wurde er als Hochverräther verbannt und schrieb dann in Rom, jedoch ohne urkundliche Quellen „das Lob der Genueser" und die Geschichte Genua's bis 1527. Derselben schließt sich Bonfadio's klassisch geschriebene Geschichte von 1528 bis 1550 an; dieselbe entwirft ein treues Gemälde der Wirren in dieser Republik, von der man mit Recht sagen konnte, daß ihre Geschichtschreiber mehr taugten als ihre Geschichte. Vollständig, aber keine Arbeit erster Hand, ist die von Pier Bizaro di Sassoferrato im Jahr 1579 in 33 Büchern herausgegebene Geschichte. — Die Neapels in 20 Büchern (1250 bis 1489) von Angelo di Costanzo ist klar aber schleppend und eintönig geschrieben, theilt indeß Dokumente mit. Camillo Porzio schilderte die Verschwörung der Barone gegen Hernando I und Giambattista Adriani schrieb die Geschichte von ganz Italien von 1536 bis 1574.

Paolo Giovio (Jove) von Como, Bischof von Nocera, entwarf in schönem, wenn auch nicht besonders reinem Latein ein Gemälde seiner Zeit (1494—1547) in hervorragender Weise. Seine Stellung verschaffte ihm Kenntniß von vielen, den andern Geschichtschreibern unbekannt gebliebenen Thatsachen, aber gerade deren Mittheilung verschafft ihm das geringste Vertrauen; denn über die Maßen zugänglich für Bestechung, schreibt er nur Pane-

---

im Archiv des Raths der Zehn das erste Exemplar von Bembo's Geschichte, verstümmelt von einer sehr ängstlichen Censur, gefunden.

*) Vergl. **Rawdon Brown, Raguagli sulla vita e le opere di Marin Sanuto, detto Juniore, veneto patrizio etc.**, Venedig 1838.

gyriken oder Diatriben. An hochherzige Gesinnungen glaubt er nicht und anderseits entschuldigt er die schlechten Handlungen seiner Helden. Als man ihn einst darauf aufmerksam machte, daß er ein falsches Faktum berichtet, antwortete er: Laßt es nur gut sein, in 300 Jahren ist alles wahr geworden*). — Paoli Emili von Verona schrieb für Ludwig XII die Geschichte Frankreichs bis 1489, nicht ohne kritischen Werth, unter dem Gesichtspunkte der Zeit betrachtet, für die ältere Periode; das Werk blieb auf lange hin das vorzüglichste über den Gegenstand. — Luca Contile bewies sich, indem er über Wappen und Devisen schrieb, als ein sorgfältiger und klarer, wenn auch nicht gerade gesinnungstüchtiger Historiker. — Giovanni Guidiccioni di Viareggio, Bischof von Fossombrone, ein edler und aufrichtiger Charakter, begleitete Karl'n V nach Afrika als Nuntius, und gab in seinen Briefen (von 1480 bis 1541) höchst schätzbare Aufschlüsse über die Angelegenheiten dieser Zeit. Diese Briefe sind an Werth den venetianischen Gesandtschaftsberichten an die Seite zu stellen.

Nicolo Machiavelli. 1469—1527.

Der Geschichtschreibung blieb ein großer Schritt zu thun; sie hatte von den individuellen Eindrücken und den vereinzelten Thatsachen sich zu erheben zur allgemeinen Entwicklung, von den Personen zu den politischen Kräften, zur ausgleichenden Gestaltung der sozialen Elemente. Sie ward in diese Bahn gewiesen durch Nicolo Machiavelli, welcher in der übersichtlichen Einleitung zu seinen „Florentinischen Geschichten", so unvollständig und mangelhaft dieselbe in diesem Betracht auch noch ist, seinen Blick auf die entfernten Ursachen der Ereignisse richtet und über die untergeordnetern Einzelheiten hinweggeht, um bei den hervorragenden Punkten zu verweilen. Er ist kein großer Beobachter, aber begabt mit dem praktischen Verstand zur Beurtheilung des Nutzens und Werthes der Thatsachen; wohl ist er pragmatischer und zugleich spekulativer Staatsmann, ausgezeichneter Diplomat und großer Schriftsteller, aber doch versteht er nicht alle Elemente des sozialen Lebens nach Gebühr zu würdigen, und Kunst und Literatur, dieser unverwelkliche Ruhm seines

*) Karl V nannte Giovio und Sleidan seine beiden Lügner, von denen der eine zu viel Gutes, der andere zu viel Schlechtes über ihn sage.

Vaterlandes, berücksichtigt er kaum unter dem Geklirr der Waffen und den Intriguen der Kabinette. Klarheit, Gedrungenheit, Kraft sind die beständigen Eigenschaften seines Styls, und um so höher zu schätzen, je seltener sie in seiner Zeit waren. Im Uebrigen schreibt er kunstlos, ohne klassische Reminiszenzen, weshalb man zu seiner Zeit glaubte, er verstände nicht Latein, und seine Perioden sind zuweilen hinkend, weil es ihm nur auf Kraft des Ausdrucks ankam. Als Poet schrieb er, außer seinen Komödien, worin er zeigte, wie sehr der nationale Geschmack der Läuterung bedürfe, die „Decennali", eine elende Nachahmung des Dante, worin er die zeitgenössischen Begebenheiten erzählt. Im „Goldenen Esel", welcher nur durch den Titel an Lucians geistvolle Satire erinnert, simulirt er, in einem Walde sich verirrt zu haben, aber von einer Dame vor der Wuth der daselbst hausenden Ungeheuer gerettet und in eine Menagerie voll allegorischer Thiere geführt worden zu sein. — Seine „Abhandlungen über die Decaden des Titus Livius" sind weder eigentlich kritischer noch eigentlich historischer Natur. Auf eine Prüfung der Gewißheit der Thatsachen läßt er sich nicht ein. Die Geheimnisse des römischen Regierungswesens klärt er nicht auf, ja ahnt sie nicht einmal; er beschränkt sich darauf, Stellen aus seinem Autor herauszugreifen und von diesem Texte ausgehend, in der Weise wie die damaligen Prediger verfuhren, über verschiedenartige Dinge sich zu verbreiten. Man findet daher hier keine Belehrung über die alte Geschichte, wohl aber fortlaufende Anwendungen und Beiträge zur Kenntniß der Menschen und der Gesellschaft. Er hascht hiebei nicht, wie Montesquieu, nach Effekten und Antithesen zur Unterstützung willkürlicher Behauptungen mit Hülfe von gefällig gefundenen oder absichtlich gewählten Belegen, sondern bezeigt sich überzeugt durch selbstgewonnene Erfahrung, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob der Leser diese Ueberzeugung theile. Im Erfolg liegt für ihn der einzige Ruhm, die Kraft ist ihm das beste Mittel, sei es zur Erhaltung wie die von Sparta, oder zur Eroberung wie die von Rom; das Recht wird verläugnet, verläugnet auch Christus, an dessen Stelle eine Art von astrologischer Religion gesetzt wird, verläugnet der Fortschritt, wogegen der Satz aufgestellt wird, daß, „damit eine Partei oder eine Republik lange lebe, sei es nothwendig, sie oft auf ihren Ursprung zurückzuführen". Die Menschheit, behauptet er ferner, durchläuft einen unvermeidlichen Kreis-

lauf vom Guten zum Bösen und vom Bösen zum Guten*), und, in den politischen Einrichtungen, von der Monarchie zur Aristokratie und von dieser zur Demokratie, bis zu dem Punkte, wo die Anarchie wieder zur Nothwendigkeit einer Monarchie führt.

Aus vornehmem florentinischem Hause entsprossen, ward Machiavelli vier Jahre nach Beginn seiner politischen Laufbahn zum Sekretär des Raths der Zehn für den Krieg (Staatsschreiber) ernannt und bekleidete dieses Amt 14 Jahre lang, bis die Signoria wechselte, wo er abgesetzt wurde. Als die Medici ans Ruder gelangten, kam er auf bloße Verdachtsgründe hin ins Gefängniß und auf die Folter. Letztere überstand er mannhaft, nicht aber die Freundlichkeiten des Fürsten, an welchen er, als einen „guten Vater", aus dem Gefängnisse flehende Verse und Bitten um Vergebung richtete**). Bei Wiederherstellung der Republik erhielt er, als Anhänger der Medici, kein Amt, und als diese zurückkehrten, und Freunde und Weiber sich vergeblich bemühten, ihm eine Anstellung zu verschaffen, verlor er alle Haltung, klagte und jammerte in würdeloser Weise. Was ihm besonders schadete, war sein Ruf eines besonderen, wunderlichen

---

*) „In den Veränderungen, die sie vornehmen, pflegen die Provinzen meistens von der Ordnung zur Unordnung überzugehen und dann auf's Neue von der Unordnung auf die Ordnung zurückzukommen. Denn da die Natur den weltlichen Dingen Stillstand nicht gestattet, so müssen sie, bis zur äußersten Vollendung gelangt, über welche hinaus sie nicht steigen können, nothwendig wieder herabsteigen; ebenso, wenn sie im Hinuntersteigen durch Verkehrtheiten bis zur untersten Stufe gelangt sind, müssen sie, da sie nicht tiefer sinken können, nothwendig wieder aufsteigen: so sinkt man stets vom Guten zum Schlechten hernieder und erhebt sich vom Schlechten zum Guten." Geschichten, Bd. V. — Friedrich der Große, der im „Anti-Machiavel" den „Principe" wiederlegte, bemerkte: Le Prince de Machiavel est en fait de morale ce qu'est l'ouvrage de Spinosa en matière de foi. Spinosa sappait les fondements de la foi, et ne tendoit pas moins qu'à renverser l'edifice de la religion, Machiavel corrompit la politique, et entreprit de détruire les préceptes de la saine morale. Les erreurs de l'un n'étoient que les erreurs de spéculation, celles de l'autre regardoient la pratique. — Napoleon sagte: Tacitus hat Romane geschrieben, Gibbon ist ein Deklamator, Machiavel ist der einzige lesenswerthe Autor. (De Pradt, Ambassade en Pologne.) Als Napoleon gefallen war, erschien: „Machiavel, commenté par Buonaparte." Paris, 1816.

**) Man siehe seinen Vertheidiger Artaud, Machiavel, son génie et ses erreurs, Paris 1825.

Charakters, der ganz eigenthümliche Ansichten hege*); im Uebrigen führte er stets ein ausschweifendes Leben, zeichnete sich unter den lustigen Brüdern aus**) und spielte noch mit fünfzig Jahren den Verliebten. Aber diese lustige Existenz verhinderte ihn nicht, die treffendsten Urtheile über die Zustände des damaligen Italiens abzugeben, oder in eine der zahlreichen frommen Bruderschaften von Florenz sich zu verfügen und, wenn die Reihe des Redens an ihm war, zum Text das De profundis zu nehmen, die Anwesenden zur Buße ermahnend, sie auffordernd, dem hl. Franziskus und dem hl. Hieronymus nachzuahmen, welche, um das Fleisch zu bewältigen, auf daß es sie nicht den schlimmen Versuchungen unterliegen mache, sich, wie der eine, auf Dornen wälzten oder, wie der andere, die Brust mit einem scharfen Kiesel zerfleischten... Aber wir werden irregeführt durch sinnliches Verlangen, sind von Irrungen umgeben, eingehüllt in die Banden der Sünden und befinden uns in der Gewalt des Satans. Darum, um uns daraus zu befreien, müssen wir zur Buße die Zuflucht nehmen, ausrufen mit David: Miserere mei, Deus, und bitterlich weinen mit dem hl. Petrus. So predigte er vielleicht unmittelbar vorher, ehe er seiner Schönen eine Serenade brachte und sang:

„Apri all' amante le serrate porte...
Pon giù quella superbia che tu hai;
Segui il regno di Venere et la corte...
Usa pietà, e pietà troverai."

Spott und Unglaube sind daher die Grundlagen seines Wesens, Ehren, Erfolge die Ziele seines Strebens. Und auch nur um sich den Weg zu bahnen, unternahm er, indem er den „Principe" schrieb, dem Giuliano zu zeigen, wie er die neu erworbene Herrschaft behaupten könne***); da aber dieser die Gewalt

---

*) Guicciardini schrieb ihm: Da ihr stets, ut plurimum, Ansichten gehegt, die von denen der Mehrzahl gänzlich abweichen, und ein Erfinder neuer und ungewöhnlicher Dinge gewesen, so denke ich ꝛc. — 18. Mai, 1521.

**) Man schrieb ihm von Florenz: Seit ihr nicht mehr da seid, ist auch keine Rede mehr von Spiel, Kneipen oder sonstigen Unterhaltungen.

***) Der folgende Brief wirft alle die zum Theil wunderlichen Hypothesen und Vermuthungen über Ursprung und Tendenz des „Principe" über den Haufen: „Ich halte mich auf dem Lande, und seit meinen letzten Angelegenheiten habe ich im Ganzen kaum 20 Tage zu Florenz zugebracht.

niederlegte, richtete er seine Abhandlung an **Lorenzo** und bat diesen unter Ergebenheits-Betheuerungen um Unterstützung *). Das Buch ist ein Erguß echtrömischer Weisheit, voll Egoismus

*) „Möge Ew. Herrlichkeit diese kleine Gabe mit ebenso großem Wohlwollen aufnehmen, wie ich mich gedrungen fühle, sie derselben zu senden. Wird dieses Buch von derselben sorgsam erwogen und gelesen, so wird Ew. H. darin mein äußerstes Verlangen erkennen, daß sie zu jener Größe gelangen möge, welche das Glück und ihre anderen Eigenschaften ihr verheißen. Und wenn Ew. H. von dem Gipfel ihrer Erhabenheit zuweilen die Blicke herniedersenden wollten in diese niederen Regionen, so würde sie wahrnehmen, wie ich unverdienter Weise eine große und beständige Ungunst des Geschickes ertrage."

Bis jetzt habe ich der Drossel-Jagd obgelegen, blos mit Hülfe meiner Hände und vor Tagesanbruch aufstehend. Ich bereitete die Leimruthen und begab mich auf den Weg, beladen mit einem Pack von Netzen... Ich fing wenigstens zwei und höchstens sieben Drosseln. So habe ich den ganzen September verbracht, und darauf entging mir auch dieser Zeitvertreib, was mir sehr unangenehm, trotzdem er so geistlos und sonderbar ist. Ich will euch nun sagen, wie ich seitdem lebe. — Ich erhebe mich mit der Sonne und verfüge mich in einen mir gehörenden Wald, den ich umhauen lasse; ich verbringe zwei Stunden damit, zu untersuchen, was am Tage vorher geschehen, und in der Unterhaltung mit den Holzhauern, die stets unter sich oder mit ihren Nachbarn irgend etwas auszumachen haben. Habe ich den Wald verlassen, so begebe ich mich an eine Quelle und von da an einen Vogelheerd, mit einem Buche unter'm Arm, Dante oder Petrarca, oder einen der Dichter zweiten Rangs, wie Tibull, Ovid u. s. w. Ich lese diese Schilderungen liebender Leidenschaft, erinnere mich dabei meiner eigenen Liebesgeschicke und ergötze mich eine Weile mit diesen Erinnerungen. Darauf gehe ich zum Wirthshaus an der Landstraße, rede mit den Vorüberkommenden, erkundige mich nach Neuigkeiten aus ihrer Heimath, vernehme mancherlei, und bemerke mir die verschiedenen Neigungen und den mannigfaltigen Geschmack der Menschen. Inzwischen ist die Zeit zum Mittagsmahl herangekommen, und ich verzehre mit meiner Gesellschaft die Gerichte, welche mein armes Landhaus und meine geringe Habe aufzubringen vermögen. Nach genommenem Mahle kehre ich zum Wirthshaus zurück. Da treffe ich gemeiniglich den Wirth, einen Fleischer, einen Müller, zwei Bäcker. Ich mische mich den ganzen Tag über unter diese Leute, indem ich mit ihnen Trischak und Triktrak spiele, wobei es fortwährend Streitigkeiten und Zornesausbrüche mit obligater Begleitung von Schimpfwörtern absetzt; obgleich es sich meistens nur um einen Quattrino handelt... Indem ich durch diese Gemeinheit so ganz mich einlullen lasse, erhalte ich mir das Hirn frisch und lasse der Widrigkeit meines Geschickes freien Lauf;

wie voll scharfer Logik und gegründet auf das strenge Recht. Der Tyrann soll stets Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit, Milde, Religion im Munde führen, aber sich nicht daran stören, wenn das

---

wenn ich in dieser Weise es über mich schalten und walten lasse, erlebe ich vielleicht noch, daß es sich endlich dessen schämt. Ist der Abend gekommen, dann kehre ich nach Hause zurück und verfüge mich in mein Arbeitszimmer, auf der Schwelle aber entkleide ich mich des Bauernkittels voll Lehm und Koth und lege prächtige Staatsgewänder an; dann erst, anständig und ihrer würdig angethan, betrete ich die alten Höfe der alten Männer, wo ich, wohlwollend von ihnen aufgenommen, mich sättige an jener Nahrung, die solum die meine und für welche ich geboren bin, wo ich mich nicht schäme, mit ihnen zu reden, sie nach den Gründen ihrer Handlungen zu fragen: und huldreich geben sie mir Rechenschaft, und vier Stunden lang empfinde ich keinen Kummer, verspüre keine Langeweile, fürchte nicht die Armuth, ängstige mich nicht vor dem Tod und mit meinem ganzen Wesen versenke ich mich in das ihre. — Und weil Dante gesagt, daß man nur durch Behalten des Vernommenen Wissenschaft erwirbt, zeichne ich auf, was ich im Umgang mit ihnen erworben, und so verfaßte ich ein Werklein De principatibus, wo ich, so sehr ich's vermag, eingehe in die Betrachtungen über diesen Gegenstand, abhandelnd über das Wesen des Principats, dessen verschiedene Gattungen, wie sie erworben und wie sie behauptet, warum sie verloren werden; und wenn je einer meiner Einfälle euch gefallen hat, so wird dieser euch nicht mißfallen; und auch von einem Fürsten, namentlich von einem neuen Fürsten müßte er beifällig aufgenommen werden, weshalb ich das Werk an seine Herrlichkeit Giuliano richte. Filippo Casavecchia hat es gesehen; er wird euch über die Sache selbst und über die Unterredungen, die ich deßhalb mit ihm gehabt, Auskunft geben können; indeß bin ich fortwährend beschäftigt, hinzuzufügen und zu verbessern. — Ich habe mich mit Filippo über diese meine Arbeit besprochen, ob ersprießlicher sie zu geben oder zurückzuhalten und, falls sie gegeben werden könne, was besser sei, selber sie zu überbringen oder zu schicken. Daß ich das Werk nicht selber überreiche, würde mich fürchten lassen, nicht von Giuliano, sondern von irgend einem Andern gelesen zu werden und daß jener Ardinghello sich die Ehre dieser meiner letzten Arbeit anmaßte. Aber es zu geben treibt mich die Nothwendigkeit, weil ich mich zu Grunde richte und so nicht lange bleiben könnte, ohne durch Armuth verächtlich zu werden. Demnächst hätte ich auch den Wunsch, daß diese Medici anfingen, mich zu beschäftigen, sollte ich auch damit beginnen müssen, einen Mühlstein zu drehen; denn wenn ich sie mir nicht geneigt zu machen vermöchte, so hätte ich darunter zu leiden: darum aber, wenn sie dies gelesen haben, würden sie erkennen, daß ich in den 15 Jahren, die ich mit dem Studium der Staatskunst verbracht, meine Zeit nicht verschlafen noch verspielt habe; und auch daß jeder wohl daran thut,

Gegentheil davon in seinem Vortheile liegt. Grausamkeiten sind nicht zu vermeiden in einer neuen Regierung, und es ist besser, daß sie gefürchtet, als daß sie geliebt werde, wenn sie beides zusammen nicht erlangen kann. Das Ziel der Regierungen ist, daß sie dauern, und dies können sie nur durch Härte, weil die Menschen im Allgemeinen undankbar, falsch und widerspenstig sind, so daß man zu ihrer Leitung der Furcht vor Strafe bedarf. „Mißbilligt wird, zu wechseln zwischen Schüchternheit und Hochmuth, Barmherzigkeit und Strenge, wenn dies ohne die „gehörigen Uebergänge" geschieht (I, 41). Es genügt, Jemandem seine Waffen abzuverlangen, ohne daß man ihm geradezu sage: ich will dich damit umbringen: „denn du kannst, hast du einmal seine Waffen in deiner Gewalt, leicht deine Absicht befriedigen" (I, 44). Alles das wird entwickelt mit der Kälte eines Mathematikers oder mit der Ruhe eines Generals, der überschlägt, wie viel Tausend Mann es ihn kostet, diese oder jene Stellung zu nehmen. Er bemerkt, Cesare Borgia habe „alles dasjenige gethan, was von einem klugen und geschickten Manne habe ins Werk gesetzt werden müssen, um Wurzel zu fassen in den Staaten, welche ihm die Waffen und das Glück Anderer gewonnen"; und kommt zu dem Schlusse: „Alle diese Handlungen des Herzogs erwägend, kann ich ihn nicht tadeln; vielmehr muß er, dünkt mich, zum Vorbild für alle diejenigen aufgestellt werden, welche durch das Glück und mit fremden Waffen zur Herrschaft gelangt sind" (VII).

Diejenigen, welche auf den Gedanken geriethen, Machiavelli habe in ironischem Sinne geschrieben, um den Völkern die monarchische Gewalt verhaßt zu machen, indem ihnen gezeigt wurde, wie viel Blut und Thränen sie fließen mache*), oder er sei

---

sich eines Solchen zu bedienen, der auf Kosten Anderer reiche Erfahrung gesammelt hat. Was meine Treue anbelangt, so sollte sie nicht zweifelhaft sein, denn da ich stets Treue und Glauben gehalten, werde ich sicherlich jetzt nicht lernen, davon abzuweichen; und wer treu geblieben und redlich dreiundvierzig Jahre lang wie ich, könnte seine Natur nicht mehr ändern; für meine Treue und Redlichkeit aber zeugt meine Armuth. — Ich wünschte, ihr schriebtet mir, was ihr über diese Sache denkt und so empfehle ich mich euch. **Sis felix. Die 10 Decembris 1513. Nicolo Machiavelli.**"

*) Der erste, der diese Hypothese aufstellte, scheint Alberico Gentile gewesen zu sein, welcher **De legationibus, VII, 9,** schrieb: **Sui pro-**

gegen die Medici verfahren, wie Sunderland gegen Jakob II, indem er sie zu solchen Ausschreitungen habe verleiten wollen, daß endlich die Geduld der Gedrückten sich in Wuth umwandeln müsse*), — haben mehr das menschliche Gefühl als die Wahrheit

---

positi non est tyrannum instituere, sed arcanis ejus palam factis, ipsum miseris populis nudum et conspicuum exhibere. Der Cardinal Regin. Polo, der wenige Jahre nach dem Tode Machiavelli's zu Florenz war, schrieb, daß daselbst „viele mit Machiavelli vertraut gewesene Bürger ihm gesagt, er hätte stets erklärt, nicht der eigenen Meinung gefolgt zu sein, sondern nach dem Charakter desjenigen sich gerichtet zu haben, dem er das Buch vom Fürsten zugeeignet; denn er habe stets solche Regierungen gehabt, stets ihnen entgegenwirken wollen; wenn daher derjenige, für den das Buch bestimmt gewesen, die gegebenen Vorschriften angenommen und in Ausführung gebracht hätte, so würde sein Regiment nur gar kurze Zeit gewährt haben und er ganz von selbst gestürzt sein." Apologia ad Carolum V cæsarem, Brescia 1774, T. I, p. 552.

*) Nach anderen Hypothesen hätte Machiavelli zuerst durch sein Buch vor Cesare Borgia habe warnen wollen und es dann erst in seine jetzige Gestalt gebracht, als er damit nicht nur sein Leben, sondern auch sein Vaterland retten zu können glaubte. Wohl das Beste, was über Machiavelli bis dahin geschrieben worden ist, ist Macaulay's Aufsatz, aber auch sein Ehrenrettungsversuch ist ein mißglückter. Der britische Geschichtschreiber deutelt alle Bedenken gegen die im „principe" niedergelegten Theorien mit der Annahme fort, daß diese Politik der damaligen sittlichen Anschauung Italiens ganz entsprochen habe. — Friedrich v. Schlegel äußert über Machiavelli: „Im Styl und in der Kunst der Geschichtschreibung ist er einzig, nicht blos unter den Italienern, sondern überhaupt unter den Neuerern, und den Ersten unter den Alten gleich. Kraftvoll, schmucklos und gerade zum Ziel treffend, wie Cäsar, ist er dabei tief und gedankenreich wie Tacitus, aber klarer und deutlicher als dieser. Nicht irgend Einer ist sein Vorbild gewesen, sondern von dem Geist des Alterthums überhaupt durchdrungen, ist ihm ohne alle Absicht und Nachkünstelung zur andern Natur geworden, stark, lebendig und angemessen zu schreiben wie die Alten. Die Kunst der Darstellung findet sich bei ihm nur wie von selbst, sein stetes Ziel ist der Gedanke. Aber wie läßt sich nun seine Denkart und die ihm eigne Staatskunst, welche nur allzu herrschend geworden ist, rechtfertigen, oder auch nur erklären, wie ist sie überhaupt zu beurtheilen? Daß er das Ideal eines ruchlosen Tyrannen wie ein Exempel und Lehrbuch für Herrscher und Fürsten aufgestellt, sucht man dadurch zu rechtfertigen und zu beschönigen, daß man sagt, es sei nicht so gemeint gewesen, er habe seinem Zeitalter und seiner Nation vielmehr nur ein treues Bild ihres eignen politischen Ver-

und die Uebereinstimmung der Thatsachen beachtet. Machiavelli ist sorgfältig bedacht, die Gewalthaber unausgesetzt zu warnen vor allen Maßregeln, die unnützer Weise erbittern könnten. Und

---

derbens aufstellen wollen. Ungeachtet nun gewiß, daß Machiavelli durchaus republikanisch dachte und ein glühender Patriot war, so will doch jene Erklärung durchaus nicht recht passen. Richtiger mag es daher sein, die Erklärung eben in seinem Patriotismus zu suchen, mit seinen übrigen Staatsansichten und Grundsätzen zusammengenommen. Es ist, als ob er den Ersten seiner Nation stillschweigend habe andeuten wollen, um Italien zu befreien, müsse man eben die, wenn auch noch so verzweifelten oder unsittlichen Mittel ergreifen, wodurch Andere es zu Grunde gerichtet und unterjocht hatten; so müsse man den Feind mit seinen eignen Waffen bestreiten; das Vaterland zu retten, sei alles erlaubt. — Wie er von den Ausländern dachte, kann seine äußerst merkwürdige kurze Vergleichung der Franzosen und der Deutschen zeigen. Mit einem bewundernswerthen Scharfsinn zeigt er, daß die Deutschen gar nicht so mächtig seien, als man sie glaube, und daß dagegen die Macht der französischen Könige äußerst furchtbar und in stetem Anwachs sei. So gedankenreich und treffend aber auch Machiavelli's kurze Charakteristik beider Nationen erscheinen mag, ist sie nichts weniger als schmeichelhaft; der einen wirft er unter allen möglichen Beziehungen den Mangel an Treue und Glauben vor, die er fast als eine angeborne Eigenschaft zu betrachten scheint, der andern aber als den Hauptfehler die ungebändigte Freiheitsliebe und die innere Uneinigkeit und Streitsucht, welche ihr Reich schon aufgelöst habe, und auch ihre Macht und Kraft ganz zu Grunde richten und herunterbringen werde. — So dachte er von andern Nationen, was man ihm bei den damaligen Schicksalen Italiens, seiner Vaterstadt und seiner selbst wegen nicht unbedingt verübeln kann. Der Grundsatz aber, die gefährlichsten Feinde Italiens, nämlich die innern, mit ihren eignen unsittlichen Waffen, und auf eine der ihrigen ähnliche Art zu bekriegen, läßt sich auf keine Weise billigen; denn es waren ja nicht die einzelnen Gräuelthaten dieser kleinen Tyrannen, welche Italien ins Unglück gestürzt hatten, sondern die weit allgemeiner verbreiteten Grundsätze und Gesinnungen, welche solche Thaten möglich machten und herbeiführten. — Das Auffallendste an Machiavelli aber liegt nicht hierin, auch nicht allein in dem oft bestrittenen Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, sondern darin, daß er mitten in dem neuern christlichen Europa eine Politik aufstellte von solchem Inhalt und solchem Geist, als ob so etwas, wie das Christenthum, oder überhaupt eine Gottheit und Gerechtigkeit Gottes gar nicht vorhanden wäre. Und doch war das Christenthum bisher, als das Band aller Nationen, der Grund der Staaten, Europa durch diesen geistigen Verein als eine Familie betrachtet worden. In dem Maße, wie sie selbst Gott dienten, glaubte man, seien die Könige würdig und berechtigt, über die Men=

dieselben Grundsätze und Ansichten wie im „Principe“ entwickelt er in allen seinen Schriften. In den „Abhandlungen“, wo er häufig sich bezieht auf das in jener Schrift Gesagte (III, 42, 9 u. A.), lehrt er geradezu, der Begriff der Gerechtigkeit habe

---

schen und Völker zu herrschen; in diesem Sinn seien sie und ihre Gewalt von Gott eingesetzt. Auf dem unsichtbaren Boden der Kirche ruhten noch immer alle Staaten, Gesetze und Rechte. Von allem diesem, von der ganzen christlichen Staats- und Lebenseinrichtung nimmt nun Machiavelli gar keine Notiz; er schreibt nicht blos wie ein Alter der heidnischen Vorzeit, sondern er denkt auch so, und zwar im allerentschiedensten und strengsten Sinne, und wie die Macht des alten Rom eigentlich nur auf Gewalt und List gegründet war, wobei die Gerechtigkeit als eine ziemlich überflüssige Zugabe, äußere Zierrath oder bloße Nebensache erscheint, so sind auch Kraft und Verstand die einzigen Hebel in Machiavelli's Politik. Von Gerechtigkeit ist dabei gar nicht die Rede, was nicht zu verwundern ist, da er Staaten und Völker ganz nur nach jenen Begriffen der Kraft und des Verstandes und ohne alle Beziehung auf Gott betrachtet.“ — So viel Wahres, ja Meisterhaftes diese Charakteristik enthält, so wird doch auch von Schlegel eine nicht glückliche Erklärung des „Principe“ insofern unternommen, als er dabei von der angeblichen republikanischen Gesinnung Machiavelli's ausgeht. Treffender beurtheilt dessen Reflexionen über fürstliche Gewalt Leo (Universalgesch. III. Vergl. Uebersetzung der Briefe des Machiavelli, Vorwort), welcher hervorhebt, wie die Betrachtung der damaligen unruhigen und wechselvollen Politik in Italien, deren Ziel die Gründung eigner Herrschaft war, das Material für jenes System geliefert habe, welches dann — ohne daß Machiavelli selber seinem Traktat die welthistorische Wichtigkeit beizulegen ahnte, die derselbe gewann — ganz Europa die Methode an die Hand gegeben habe, die Verhältnisse des Mittelalters, wo sie der Entwicklung allgemeinerer Gewalten hemmend entgegentraten, zu brechen, wie sie in Italien gebrochen worden waren.“ Da aber die Fürstenthümer, welche Machiavelli vor Augen hatte, und zu deren Handhabung er die Methode an die Hand gab, nicht solche waren, die mit dem Volke selbst aus unabsehbarer Vorzeit erwachsen, oder durch irgend eine Gattung sittlicher Nothwendigkeit naturgemäß aus der Entwicklung desselben hervorgegangen waren; sondern vielmehr solche, die durch den Egoismus Einzelner gegründet, von dem bürgerlichen Bedürfnisse der äußeren, mechanischen Ordnung und Ruhe allenfalls gut geheißen, und lediglich durch das Bedürfniß der Sicherheit gegen Nichtitaliener auf eine Erweiterung und auf eine Beziehung zu dem ganzen räumlichen Umfange der Nationalität hingewiesen waren: konnte auch die ganze Methode der Gründung und Erhaltung solcher Fürstenthümer weder einen nationalen, noch überhaupt einen sittlichen Inhalt haben. Die Mittel dieser Methode beschränkten

seinen Ursprung lediglich in der Beobachtung, daß das Gute zum Vortheil und das Böse zum Schaden seines Urhebers ausschlage (Dec. I, 2), daß die Menschen nur aus Nothwendigkeit sich zum Guten wenden; er betrachtet hier als Merkmal der Größe der römischen Republik „die Härte ihrer Todesstrafen und die Art der Züchtigungen, welche sie den Irrenden auflegte“; er stellt jenen Grundsatz der Terroristen von 1793 auf (III, 6), daß „bei Hinrichtungen keine Gefahr, weil wer todt nicht daran denken könne, sich zu rächen“. Auch erscheint ihm Romulus wegen der Ermordung des Tatius und seines Bruders Remus nicht tadelnswerth. Verräthereien und Verschwörungen berichtet er mit einer Gleichgültigkeit, die fast auf Mitwissenschaft schließen ließe, und in dem Bericht über die Gesandtschaft an den Herzog von Va-

---

sich fast ganz auf die Berechnung und Anwendung der Kräfte, welche politisch-mechanisch wirken, wie Geld, Kriegsmacht, Furcht vor sinnlichem Unglücke und Sehnsucht nach sinnlichem Glücke. Man würde die Methode sogar geistlos nennen können, wäre sie nicht mit einer Unerschrockenheit oder Vertrautheit mit dem Sittlich-Widrigen durchgeführt worden, deren Virtuosität Machiavelli eine eben so große Bedeutung gewährt, wie der Umstand, daß er den Krieg für sich (abgesehen von aller sittlicher Beziehung) zu seiner absoluten Macht klar entwickelt hat, Napoleon eine welthistorische Fortentwicklung sichert... Die Kunst, die Methode mit sinnlichen Interessen und Trieben, mit Hoffnung und Furcht, mit Geld und Blut, mit Benutzung der Neigung und Abneigung zu regieren, und diese Mittel der Regierung zu schaffen und in ihrer Wirkung zu leiten; diese Methode, von der schon das heidnische Alterthum Gebrauch gemacht hatte, war damals zuerst mit Bewußtsein wieder erfaßt und angewendet worden in Italien, wo man mit der Eingeburt der Motive des antik heidnischen Leben in das christliche Leben überhaupt und nach allen Seiten in den Wehen lag. Diese vielfach in Italien geübte Methode hatte Machiavelli in den verschiedensten Schriften: über die Regierung neugegründeter Fürstenthümer, wie über das Leben alterwachsener Republiken, in seinen Geschichten, wie in seinen Berichten, angewendet und in gewissen Grundbedingungen klar ausgesprochen, und in seinen bekannten Schriften verbreitete sie sich von Italien aus allmälig über ganz Europa, so weit ihre Verbreitung möglich war; denn es ist freilich aus der Natur der Sache klar, daß die Wirkung dieser Methode da aufhören mußte, wo man sich allen Mächten der Welt gegenüber auf den obersten König und Herrn berief, und mit den Lockungen dieser Welt die himmlischen Freuden, mit den Befürchtungen dieser Welt die ewige Pein der Hölle in Vergleichung brachte.“

D. V.

lentinois bemerkt er: „Ich wüßte einem neuen Fürsten keine besseren Lehren zu ertheilen, als ihn hinzuweisen auf das Beispiel der Handlungsweise des Herzogs" *). Im „Leben des Castruccio", einem historischen Roman, nicht aber aus der Zeit des Helden, sondern aus der des Verfassers, hebt er hervor, daß dieser Häuptling „niemals durch Gewalt siegen wollte, wenn er durch Trug seinen Zweck erreichen konnte, weil, fügt er hinzu, der Erfolg und nicht das angewandte Mittel den Ruhm bringt; zugleich schreibt er den „tugendhaften Handlungen" und „großen Eigenschaften" des Castruccio die Bedeutung eines äußerst eindringlichen Beispiels zu.

Ebenso groß wie seine nie sich verläugnende Sympathie für den Erfolg, gleichviel durch welche Mittel er errungen wird, ist seine beständige völlige Gleichgültigkeit gegen die Opfer. Verrath ist nur ein Uebles, wenn er nicht gelingt. Man müsse Verschwörungen vermeiden, weil sie meistens ein schlechtes Ende nehmen; und auch sei es besser zu bereuen, daß man etwas nicht gethan, als daß man etwas gethan hat. Er macht es den Florentinern zum Vorwurf, daß sie im Jahr 1502 nicht das empörte Arezzo und das ganze Chiena-Thal zerstörten, denn „wenn eine ganze Stadt sich vergeht gegen einen Staat, dann bleibt dem Fürsten kein besseres Mittel als, zum Beispiel für Andere und zur eigenen Sicherheit, sie zu vernichten"; sonst geräth er in Gefahr, für dumm oder schwach gehalten zu werden (Abhandl. II, 5). Er glaubt, es könne keine Republik bestehen ohne Kämpfe zwischen Großen und Plebejern, und daß eben nur aus diesen Kämpfen die der Freiheit günstigen Gesetze hervorgehen. Es komme wenig darauf an, daß der Einzelne Opfer einer Ungerechtigkeit werde; in Betracht komme nur die Sicherung der Republik vor fremder Gewalt und den Plänen mächtiger Parteien; erlaubt und gut ist ihm daher auch die Gerechtigkeit, falls sie dem Gemeinwesen zum Vortheil gereiche. Wo es sich um des Vaterlandes Wohl handle, darf keine Rücksicht stattfinden auf Gerechtes oder Ungerechtes, Menschliches oder Grausames, Löbliches oder Verwerfliches (Das. III, 41). Allerdings, das muß man zugeben, passen diese Lehren, wo es sich um die Bildung von erobernden Staaten in der Weise derer des Alterthums handelt.

---

*) Im XL. der freundschaftlichen Briefe: „Il duca Valentino, le opere del quale io imiterei sempre quando fosse principe nuovo etc."

Im verflossenen Jahrhundert begann jene unheilvolle Ansicht sich zu verbreiten, daß Staatsangelegenheiten nicht nach den Gesetzen der gewöhnlichen Sittenlehre und den Regeln des Privatrechts zu leiten wie zu beurtheilen seien; daher die Einschläferung des öffentlichen Gewissens Hand in Hand gehend mit der Abschwächung der geistlichen Gewalt, der Verdunkelung der Glaubenswahrheiten; daher endlich der Despotismus. Machiavelli aber war es, der jene Theoreme zuerst formulirt hatte; und im „Principe" eine der anscheinenden entgegengesetzte Meinung, also eine ironische Tendenz, erblicken wollen, wäre gleich der Annahme, es sei auch von Aristoteles ironisch gemeint gewesen, wenn er das Recht der Sklaverei behauptet; denn wie diese in Griechenland als ganz etwas Natürliches erschien, so auch waren Verrath und Treulosigkeit ganz in den Anschauungen der Zeit Machiavels. Die Politik war nicht die Wissenschaft von den Rechten der Fürsten, sondern etwas Thatsächliches, Sache der Erfahrung, war die Kunst, mit ehrlichen Mitteln oder auch den entgegengesetzten zu herrschen, sich um jeden Preis zu behaupten. Die Größe des Staatslenkers bestand nicht im kühnen Entgegentreten der Gefahr, sondern in der Geschicklichkeit, den Feind zu stürzen, im Haß zu verharren, aber ihn zu verbergen bis zum gelegenen Augenblick, das Aeußere nicht verrathen zu lassen, was im Herzen vorging, und die blutigsten Pläne hinter süße Worte zu verstecken.

Machiavelli nun hat dieses Verfahren als natürliche, selbstverständliche Dinge systematisch und ohne alle Leidenschaft dargelegt, indem er Mittel und Zweck kalt gegen einander abwägend allerdings das Böse nicht für gut ausgibt, aber es als nützlich bezeichnet*). Ob das Nützliche dem Guten vorzuziehen

*) „Da meine Absicht, etwas für meinen Leser Nützliches zu schreiben, so schien es mir ersprießlicher, nach der wirklichen Wahrheit der Sache als nach dem Begriffe, den man sich davon gebildet, mich zu richten. Nun haben sich aber viele Menschen Republiken und Fürstenthümer ausgedacht, die deren niemals gesehen, ihrer keine gekannt, wie sie wirklich bestehen; denn es ist ein so großer Abstand zwischen der Weise wie man lebt und der wie man leben sollte, daß derjenige, welcher aufgibt was geschieht für dasjenige was geschehen sollte, eher seinen Untergang als seine Erhaltung erfährt, und in der That kann's nicht anders sein, als daß derjenige, welcher in allen Dingen nur nach dem Guten und Rechten handeln will (che voglia fare in tutte le parti professione di buono),

sei, ist ihm eine Frage, die nur unter Mönchen aufzuwerfen. So lehrt der Chemiker die Bereitung und Anwendung der Gifte, und es ist nicht seine Sache zu entscheiden, ob sie anzuwenden oder nicht. Indessen, daß er so ruhig wagt laut auszusprechen, was man jetzt kaum dem eigenen Gewissen bekennen möchte, beweist, daß darin nichts der herrschenden Meinung Widerstrebendes lag, daß er nur einfach das damalige Thun und Treiben geschildert oder aufgezeichnet, nicht jedoch Meister oder Erfinder der Kunst ist, die nach ihm sich nennt. Aber man hat mehr Nachsicht mit einer schlechten Handlung als mit der darüber aufgestellten Theorie, verzeiht leichter das Verbrechen als den Sophisten des Verbrechens.

Uebrigens waren auch ohne Machiavel die Thatsachen bereits zu Theorien geworden und bereits 20 Jahre vor dem „Principe" legte Commines in seinem Leben Ludwigs XI ähnliche Lehren nieder*). Der aufrichtige Montaigne (De l'utile et de l'honnête, Essais, III. 1) findet, daß in jeder politischen Gesellschaft Aemter und Verrichtungen nothwendig, die nicht blos niedrig, sondern auch verworfen, daß sogar die Laster zur Erhaltung des sozialen Bandes dienen wie die Gifte zur Erhaltung der Gesundheit, daß das Staatswohl Verrath, Lüge, Mord nothwendig machen kann u. s. w.**) Bald

---

unterliege inmitten aller derer, welche dies nicht thun. Für den Fürsten, der sich behaupten will, ist's darum eine Nothwendigkeit zu lernen, auch nicht gut sein zu können und je nach Bedürfniß das Gute und Rechte anzuwenden oder nicht." Principe, XV.

*) T. I. p. 237: Je veulx desclarer une tromperie ou habileté, ainsi qu'on vauldra nommer, car elle fut saigement conduicte.

P. 278: Il pourra sembler, au temps advenir, à ceulx qui verront cecy, que en ces deux princes (Ludwig XI und Herzog Karl von Burgund) n'y eut pas grant foy... mais quant on pensera aux aultres princes, on trouvera ceuls-cy grans, nobles et notables et le notre très-saige... je cuyde estre certain que ces deux princes y attoient tous deux en intention de tromper chascun son compaignon.

T. II, p. 311: Ludovic Sforce estoit homme très-saige... et homme sans foy s'il veoit son prouffit pour la rompre. (Ausg. der société historique).

**) En toute police il y a des offices nesessaires, non seulement abjects, mais encore vicieux: les vices y trouvent leur rang et s'emploient à la cousture de nostre liaison, comme les veains à la conservation de notre santé. S'ils deviennent excusables, d'autant qu'ils

nach Machiavel blühte der berühmte Mönch Paolo Sarpi, welcher, gleichfalls unter dem Titel „Principe o consigli alla signoria di Venezia", ein Buch schrieb über die Weise, wie die levantinischen Unterthanen Venedigs zu behandeln seien. Hier sagt er nun, man dürfe keineswegs auf die Treue der Griechen sich verlassen, sondern müsse sie wie wilde Thiere behandeln, ihnen Zähne und Nägel feilen, sie oft demüthigen und insbesondere sie fernhalten von allen Gelegenheiten, sich mit dem Kriege vertraut zu machen. Brod und der Stock, das sei ihre Sache: Menschlichkeit sei hier nicht anwendbar. An einer andern Stelle erklärt er, „der größte Beweis von Gerechtigkeit, den ein Fürst geben kann, ist, daß er sich behauptet"; auch will er den Adelichen den Handel untersagt wissen, weil er übermäßige Reichthümer und neue Sitten erzeuge*). — Die Geschichte des Guicciardini enthält keine andere Doktrin. — Francesco Vettori schrieb: „Ich würde es als eine der besten Nachrichten, die man vernehmen könnte, betrachten, wenn ich vernähme, daß der Türke sich Ungarns bemächtigt hat und gegen Wien zieht, daß die Lutherischen in Deutschland die Oberhand gewonnen, und daß die Mauren, welche der Kaiser aus Aragon und Valencia vertreiben will, ansehnliche Kräfte an sich gezogen haben und im Stande sind, nicht blos sich zu vertheidigen, sondern auch anzugreifen."

Machiavels Lehre war daher eine allgemeine. Sein höchstes Verlangen war eine starke Regierung. „Den Großen Furcht einflößend, damit sie keine Parteien, welche der Untergang eines

---

nous sont besoing et que la necessité commune efface leur vraye qualité, il faut laisser jouer cette partie aux citoyens plus vigoureux et moins craintifs qui sacrifient leur honneur et leur conscience, comme ces autres anciens sacrifirent leur vie pour le salut de leur pays... Le bien public requiert qu'on trahisse et qu'on mente, et qu'on massacre: resignons cette commission à gents plus obéïssants et plus souples."

*) In den „Memoiren des Abbé Morellet", herausgegeben von Lemontey (Paris 1823), befindet sich ein Brief von Pietro Verri aus dem Jahr 1766, wo er sagt: „Welch anderes Land als das unsre hat einen Machiavelli und einen Fra Paolo Sarpi hervorgebracht? Zwei Ungeheuer in der Politik, deren Lehre ebenso abscheulich als falsch ist, und welche kaltblütig die Vortheile des Lasters entwickeln, weil sie die der Tugend nicht kennen."

Staates sind, bilden können" (Della riform. di Firenze); darum verweist er seine Vaterstadt auf das Beispiel von Venedig, welches „die mächtigen Personen in Zaum halte". Er zeigt die Nothwendigkeit, „die ganze Bürgerschaft in einen und denselben Körper zu vereinen, so daß alle nur Einen Herrscher anerkennen (Brief an Vettori), und er fordert den Lorenzo dé Medici dringend auf, sich so sehr als möglich zu kräftigen, um Italien von den Ausländern zu befreien. Ob Republik oder Prinzipat vorzuziehen sei, ist eine Frage, auf die er entweder wenig Gewicht legte oder in Bezug auf welche er seine Ansicht änderte, je nach seiner periodisch sich einstellenden Liebe zur Freiheit. Er scheint zuletzt, einem Wechselfieber gleich, doch sein Vertrauen auf die zersplitterten Gewalten der Republiken zu verlieren, da er „die Nothwendigkeit einer monarchischen Hand zur Zügelung der übermäßigen Verderbtheit" der Edelleute erklärt. Er hoffte diesen kräftigen Monarchen im Herzog von Valentinois zu finden, und als er den Herzog „vom Glück verworfen" sah, kehrte er sich dem Lorenzo dé Medici zu, ohne Frage minder befähigt, aber von einem noch jungen Papst unterstützt. Da auch diese Hoffnung sich ihm vereitelte, kam er auf die florentinische Republik zurück; stets aber verlangte er die Unterdrückung der Adeligen. Uebrigens verräth er darin wenig politischen Blick, daß er vorzugsweise nach dem unmittelbaren Resultat urtheilt, ohne Berücksichtigung von ferner liegenden Wirkungen und Zielen.

Indessen erlangte er sehr wenig für sich. Die Fürsten achteten nicht auf seine Rathschläge; nur der Cardinal Medici gab ihm endlich eine Sendung an das Kapitel der Minderbrüder zu Carpi, und der Bruder dieses Prälaten verlieh ihm eine Pension, damit er die Geschichte von Florenz schreibe. Indem er dies that, war er sorgfältig bedacht, Alles zu vermeiden, was hätte Anstoß geben können*); so war es gewissermaßen ein Glück für ihn, daß der Tod ihn der Verlegenheit überhob, die zeitgenössische Geschichte zu schreiben, wo das Laviren unmöglich gewesen

*) Er schrieb im Jahr 1524 an Guicciardini: Da ich im Begriff stehe, auf gewisse Umstände einzugehen, möchte ich von euch wissen, ob ich mich der Gefahr aussetze, zu mißfallen, indem ich die Ereignisse hervorhebe oder im Gegentheil verkleinere; ich werde übrigens mit mir selber zu Rathe gehen und bedacht sein, daß die Wahrheit, wenn ich sie auch sage, nicht Anlaß zur Unzufriedenheit gebe.

wäre. Ueberdem wollte er, nur Rom und Griechenland sehend, die Geschichte von Florenz nach dieser klassischen Schablone einrichten, und ohne Rücksicht zu nehmen auf konstitutionelle Entwicklung nahm er mit der kalten Abstraktion der Geschichte alle Lebendigkeit und Aktualität der Chronisten.

Jedenfalls ist es eine Verirrung, einen ernsten festen Charakter, einen glühenden Republikaner zu erblicken in diesem Machiavel, der beständig ermahnt zur Fügsamkeit gegen das eben vorhandene Regiment, gleichviel welches, dessen Freunde die bekanntesten Lebemänner von Florenz und dessen Vertraute grundsatzlose Politiker und Verräther des Vaterlandes sind, welcher in den Banden niedriger Lüste und stets hülfsbedürftig als den Gipfel des Elends ein unbeachtetes, bescheidnes Leben betrachtete, der des Glanzes, des Geräusches, der Freuden, der Weibergunst, der Hofluft, der gutbezahlten Stellen bedurfte. Um dies zu haben, schmeichelt er Leo X, Clemens VII und dem unbedeutenden Lorenzo; man foltert ihn und er preist seine Tyrannen, bettelt sie an, beschimpft, um ihnen zu schmeicheln, die ehrenhafte Regierung der Soderini!

Bereits die Zeitgenossen erkannten die Folgen dieser Politik, erklärten sich gegen die verhängnißvolle Grundsatzlosigkeit Machiavels und verdammten die verkehrten Rathschläge, durch welche er in seinem „Fürsten" dem Herzog von Urbin gelehrt hatte, „den Reichen den Besitz, den Armen die Ehre, den einen wie den andern die Freiheit zu rauben". Er suchte daher das Buch aus dem Verkehre zurückzuziehen, das Volk aber wollte ihm das Staatssekretariat nicht wiedergeben*), so widerlich fand sich

*) „Der Grund des sehr großen Hasses, den man allgemein gegen ihn hegte, war, abgesehen von der Ausgelassenheit der Sprache und einer wenig ehrbaren und seinem Range schlecht anstehenden Lebensweise, jenes Werk, welches er unter dem Titel des „Fürsten" verfaßte und dem Lorenzo, Sohn des Piero und Enkel des Lorenzo, widmete, damit er sich zum unbeschränkten Herrn von Florenz mache. Dieses Werk, das, wahrhaft gottlos, nicht blos getadelt, sondern auch unterdrückt werden sollte, wie er auch selber zu thun suchte nach der Revolution, da es noch nicht gedruckt war, lehrte, so schien es den Reichen, ihnen den Besitz, den Armen, so schien es diesen, die Ehre, beiden die Freiheit zu nehmen. So geschah nun bei seinem Tode, was in der Zukunft unmöglich, nämlich daß die Guten wie die Schlechten sich darüber freuten: die Guten, weil sie ihn für schlecht erachteten, und die Schlechten, weil sie ihn nicht blos für schlechter, sondern auch für geschickter denn sie kannten." Varchi, Storie, III, p. 40.

das öffentliche Gewissen berührt von jener kalten Analyse, welche in antiker Weise die Persönlichkeit dem mit dem Fürsten identifizirten Staatswohl aufopferte. Wir aber können zwar zugeben, daß Machiavelli und Guicciardini außerordentlich viel beitrugen zur Entwickelung der neuen politischen Wissenschaft, müssen sie jedoch in der christlichen Wissenschaft als etwas Abnormes betrachten und sie in die heidnische Welt verweisen.

Kriegswissenschaft.

Gleich wie die übrigen Wissenschaften die Alten wieder zu Führern nahmen, wollte Machiavel auch die Wissenschaft vom Kriege in diese Bahn weisen. In der Erkenntniß, daß das Mißgeschick Italiens von dem Mangel an militärischer Verfassung herrühre, wandte er sich diesem Gegenstande mit großem Eifer zu. Gegner der Soldtruppen, da er dem Condottieri-Unwesen mit Recht den Verfall des militärischen Geistes in Italien zuschrieb, zeigte er die Nothwendigkeit einer Volkswehr mit kräftiger Disziplin. Es begreift sich aus dem Geiste seiner Zeit, zumal bei seiner persönlichen Richtung, daß er seinem System eine klassische Grundlage gab, aber er suchte doch die antike Kriegskunst mit den neuen Methoden zu verbinden, welche er in Italien, dem beständigen Heerlager für so viele fremde Armeen, kennen zu lernen hinreichende Gelegenheit hatte. Jener Fabio Colonna, den Karl V als den größten Meister in der Belagerungskunst betrachtete und der seine Ansichten in einer an Philipp II gerichteten Abhandlung darlegte, ist die Hauptperson in den sieben Dialogen, welche Machiavel dem Kriegswesen widmet.

Das schweizerische und das spanische Fußvolk galten damals für die besten; jenes kämpfte mit langen Picken in der Weise der makedonischen Phalanx, dieses nach Römer Art mit Schwert und Schild. Die italienischen Fußsoldaten trugen eine neun Armlängen große Lanze und ein eher abgerundetes als spitzes Schwert; der Kopf war unbeschützt. Einige hatten Rücken und Arme geschützt und führten statt der Lanze eine Hellebarde von drei Armlängen mit einem axtförmigen Eisen. Machiavel nun schlug vor, das makedonische und römische System zu verbinden: den ersten Gliedern Picken zu geben zur Abhaltung der Reiterei, den übrigen gute Schwerter zur Vertheidigung. Er zieht die verschanzten Lager den Festungen, die raschen und entscheidenden Angriffe den lang sich hinziehenden Kriegen vor. Die praktische

Erfahrung im Kriegswesen durch sein politisches Genie ersetzend, untersucht er genau den Unterschied zwischen dem bürgerlichen und militärischen Leben und macht eine Menge interessanter Bemerkungen über Taktik, Bewaffnung und Schlachtordnung. Griechen und Römer lehren ihn die Wichtigkeit der Massen im Gefecht; er schlägt den Gebrauch der Trommeln, Fahnen und Fähnlein, Federbüsche und anderer Unterscheidungszeichen als zweckmäßige Mittel zur Erhaltung der Ordnung vor und erörtert die Nothwendigkeit der Truppenübungen, der regelmäßigen Märsche; er verwirft die Eintheilung in Vorhut, Mitteltreffen und Nachhut, es genüge, daß Reiterabtheilungen voraus- und nachzögen, das Gros solle in Parallelkolonnen marschiren. (Diese nicht den Alten entlehnte Idee ist bekanntlich später von Friedrich dem Großen glänzend ausgeführt worden.) Er stellt auch eine Militär-Hierarchie auf, die ganz angemessen den Ansprüchen, welche er an die Leistungen der Einzelnen und der Massen stellt, sowie der von ihm vorgeschlagenen tiefen Aufstellung. Er will, daß der Bürger beständig in den Waffen geübt, aber nicht eher als im Augenblick der Gefahr Soldat werde. Zur Verwirklichung dieser, wie er selbst sagt, den Alten entlehnten und von den durch Karl VII in Frankreich geschaffenen militärischen Einrichtungen — die Machiavelli entschieden verwirft — abweichenden Ideen will er alle Männer zwischen 17 und 40 Jahren der Konskription (deletto) unterworfen wissen, so daß Alle im Nothfalle die Waffen führen können. Zu dieser Volkswehr zu gehören soll jeder Mann als eine heilige Pflicht betrachten. In Friedenszeit soll der Soldat bei seinen Uebungen schwerere Waffen, Bekleidung und Gepäck führen, als wenn er in den Krieg zieht. Eine Reminiszenz an Athen ist, daß er das Fußvolk auf dem Lande, die Reiterei in den Städten ausgehoben wissen will. Er weiß übrigens, daß der Reiterei der Alten, weil sie keine Steigbügel hatte, auf welche der Reiter beim Auslegen und Hauen sich stützt, die neuere sehr überlegen ist. Ebenso erkennt er an, daß durch die neuen Waffen die persönliche Stärke ihre Ueberlegenheit verloren, doch aber ordnet er stets die Feuerwaffen den ältern unter, und Flinte und Muskete sind ihm blos Ersatzmittel für Bogen und Steinschleuder. Allerdings ist zu berücksichtigen, daß man zu seiner Zeit hinsichtlich der unermeßlichen Bedeutung der Feuerwaffen noch keine hinreichenden Erfahrungen gemacht hatte. Uebrigens wußten doch bereits die Schwei-

zer, daß die tiefe Aufstellung in der Weise der Römer der Artillerie gegenüber höchst unangemessen, und in der Schlacht bei Marignano hatte man dies in trauriger Weise empfunden. Andererseits indeß sieht er die Wichtigkeit der Minen voraus; er hält es nicht für ersprießlich, in befestigten Städten eine Zitadelle zu unterhalten, weil die Besatzung, in der Hoffnung, daß ihr noch eine Zuflucht bliebe, das Ganze der Werke minder beharrlich vertheidigen möchte. Höchst wunderlich ist der Vorschlag, die Gräben hinter den Mauern anzulegen.

Weit mehr als für die Erneuerung der Strategie und Taktik leisteten die Italiener für die Vervollkommnung der Kriegsbaukunst. Wir können hier nur die bedeutendsten Ingenieure dieser Periode nennen: Michele Sanmicheli von Verona und der ältere Antonio Sangallo, welche für Clemens VIII Parma, Piacenza und Verona befestigten; auch Kypern, Candia und andere Punkte in der Levante erhielten von Sanmicheli treffliche Befestigungen. Viele Italiener schrieben über Kriegsbaukunst vor dem Franzosen Errard Bardeluc im Jahr 1604, namentlich Roberto Valturio, Leonardo da Vinci, Francesco di Giorgio Martini, Galeazzo Alghisi, Tartaglia (Erfinder der Prallschüsse), Giovanbattista Bellucci, Giovanbattista Zanchi, Jacopo Lentieri, der zuerst der Befestigungs-Wissenschaft eine streng mathematische Grundlage gab.

Poeten.

Die italienische Poesie erhob sich durch den Einfluß des Lorenzo dei Medici, welcher sie in vernünftigerer Weise als sein Vater begünstigte und durch das eigene Beispiel ermunterte. Er versuchte sich nicht ohne Glück in idyllischen und satirischen Dichtungen, und gebrauchte den Dialekt des Landvolks mit unnachahmlicher Natürlichkeit und Lebendigkeit in einem Gedicht „Nencia da Barberino“. Unter der Eingebung seiner Mutter dichtete er auch Kirchenhymnen, die bei feierlichen Anlässen gesungen und für Arbeiten von Savonarola gehalten wurden. — Mehr verdankt die Dichtkunst dem Angelo Poliziano (1454—94), der mitten in seinen philosophischen und philologischen Arbeiten herrliche, der großen Epiker nach ihm würdige Oktaven, und im Jahr 1483 in zwei Tagen auf den Wunsch des Cardinals Francesco Gonzaga im „Orpheus“,

der zu Mantua aufgeführt wurde, das älteste Melodram schuf. Wahrscheinlich wurden nur die Chöre gesungen. Die Handlung ist schwach, Alles löst sich in Dialog auf nach dem Muster der Eklogen des Virgil, dem damals am meisten gekannten und bewunderten Klassiker. Das Versemachen ward nun eine Mode, eine Leidenschaft, der sich alle, vom Fürsten bis zum Lastträger, überließen. Unzählige Sonnettendichter standen auf als Nachahmer des Bembo, der seinerseits wieder Nachahmer Petrarca's war: alles Poeten ohne Individualität, so daß, wer einen gelesen hat, sie alle kennt. Und doch waren diese Nachahmer wieder Vorbilder für die Spanier und für Milton. Diese verschrobene Poesie fand übrigens schon zu ihrer Zeit Tadler und Spötter an Muzio, Lasca, Broccardo u. A., und die Nachwelt muß darüber einverstanden sein, daß die italienische Literatur diesen ganzen lyrischen Wust des 16. Jahrhunderts füglich entbehren könnte; höchstens wären der als Mensch lüderliche, als Dichter in mehreren Gattungen hervorragende, in keiner große Francesco Maria Molza von Modena, Casa, der durch Anwendung der Cäsur dem Sonnett mehr Mannigfaltigkeit und Kraft gab, als ihm Bembo zu verleihen gewußt, Francesco Becuti, genannt Coppetta, Angelo di Costanzo, Baldi (Sonnette über die römischen Ruinen), der Prälat Giov. Guidiccioni von Lucca, und endlich die treffliche Ode des Celio Magno über die Gottheit zu erwähnen.

Neben dieser Lyrik voll kaltem Enthusiasmus, voll Kraftlosigkeit und Manierirtheit, Frivolität und mit überaus unbedeutenden, aber in einer oft bewundernswürdig korrekten, schönen und kunstreichen Sprache ausgedrückten Ideen — wurden auch die Dichtgattungen des griechischen Verfalls, das Lehr- und Hirtengedicht, angebaut. Genannt werden Alamanni, Rucellai, Valvasone, dessen Dichtung über den Fall der Engel Milton einiges entlehnte, namentlich die unglückliche Idee von der Anwendung der Kanonen im Kriege der Dämonen gegen Gott, Sannazar (1458–1530), der nach dem Muster der Portugiesen einen ganz auf Theokritischen Anschauungen beruhenden Hirtenroman in poetischer Prosa, untermischt mit Versen, verfaßte, und Torquato Tasso, der, angeregt von Polizians „Orpheus" und einigen Nachahmungen dieses Melodrams, die „Aminta" dichtete, welche im Jahr 1573 mit ungeheurem Beifall aufgeführt wurde. Die Dichtung ist schöner, d. h. in sprachlicher, formeller

Beziehung, als wahr in Hinsicht der Charakteristik. Ihm folgte Guarini mit dem „Pastor fido“, der zu Turin im Jahr 1585 zur Aufführung gelangte. Der Dichter dieses vielgenannten Stücks, Guarini, wußte nichts von der dem Dramatiker nothwendigsten Kunst der Spannung, so daß seine 6000 Verse um so langweiliger sind, als die Handlung von endlosen Gesprächen, gleichgültigen Reflexionen und Gemeinplätzen unterbrochen wird; zudem versteht er nicht die Szenen zu verbinden. Wenn daher auch die Dichtung durch edle, häufig leidenschaftlich bewegte Sprache und durch die Fabel (gezogen aus dem Abenteuer von Colesus und Callirhoe, von Pausanias erzählt) eine beachtenswerthe, so ist sie doch keineswegs mit der „Aminta“ zu vergleichen, schon weil sie deren offenbare Nachahmung. Der Erfolg dieser beiden Hirtendichtungen rief eine Menge ähnliche Eklogen hervor, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts zählte man deren bereits 200.

Satiriker.

Einige Dichter, mit Verachtung hinblickend auf das glänzende Elend dieser Zeit, widmeten sich der Satire, deren Ton bereits in den Trink- und Karnevalliedern angeschlagen worden. Ariosts Satiren sind eher Episteln zu nennen; eher schalkhafte und witzige als boshafte und spitze Auslassungen eines geistreichen, heiteren und friedlichen Lebensgenuß liebenden Mannes, der wohl ungeduldig, aber nie zornig und selten heftig wird, der häufig, doch stets mit Geist von sich selber spricht in der Weise Horazens und es liebt, sich als ehrlichen Epikuräer zu geben. — Dagegen ist Alamanni, als Verbannter, heftig, bitter, voll Haß. — Bentivoglio, Lasca u. A. halten die Mitte zwischen Spott und Ernst. Ein beliebtes Thema der Satiriker war die üppige Lebensweise der Kleriker und Prälaten, die weichliche Faulheit der Mönche. — Nicht einen scherzhaften, sondern einen sehr ernsten und harten Ton stimmen Gabriele Simeone, Pietro Nelli, Antonio Vinciguerra an. Es ist merkwürdig, daß zwei einander so entgegengesetzte Dichtungen, wie die Idylle und die Satire, damals mit gleichem Eifer gepflegt wurden.

Indeß war die Zeit mehr zum Lachen als zur Satire und Ironie aufgelegt; darum wandten sich auch so viele der Burleske zu. Dieselbe erhielt in Italien den Namen Bernescische Dichtung nach Francesco Berni von Lamporecchio; dieser

befand sich im Dienste des Cardinals Bibiena, „der ihm nimmer Gutes noch Böses erzeigte", ging dann in den Dienst des Datarius Ghiberti über, der ihn „Quittungen schreiben und eine Abtei verwalten ließ", bis er sich nach Florenz auf ein Kanonikat zurückzog. Er schildert sich selber als einen lustigen, stets verliebten, ziemlich leichtfertigen Lebemenschen, dem es als das höchste Glück galt, nichts zu thun. Uebrigens soll Alessandro dé Medici die Vergiftung des Cardinals Ippolito ihm zugemuthet und seine Weigerung ihm das Leben gekostet haben. Die Faulheit, welche er liebte, offenbart sich auch in seinen Dichtungen, deren Leichtigkeit und Natürlichkeit nicht selten ins Saloppe und Frivole ausartet. Das Komische liegt bei ihm weniger im Inhalt als im Ausdruck. — Man erfand für die Burleske eine eigene Mischsprache, pedanteskische oder maccaronische genannt, von Camillo Scrofa von Vicenza und Teofilo Folengo von Mantua erfunden. Letzterer dichtete unter dem Namen Merlin Coccajo in diesen aus lateinischen und italienischen Wörtern zusammengesetzten Versen nicht blos Epigramme und kleinere Sachen, sondern auch größere Dichtungen, in denen man eben nichts als die geschickte Zusammensetzung, worauf die komische Wirkung beruht, und zuweilen auch den Wohlklang rühmen kann. In Frankreich bedient sich Rabelais zuweilen dieser Poesie von geringem Werthe und auch in Deutschland fand sie Nachahmung (z. B. in der Flohiade).

Epiker.

Zu gleicher Zeit erhoben andere Dichter die Poesie bis zur Epopöe, aber für jene Epik, jenes eigentliche Heldengedicht, welches in einer Persönlichkeit, in einem Unternehmen den Charakter eines Volkes, einer Epoche, einer Kulturstufe zusammenfaßt, war die Zeit bereits zu weit vorgerückt; auch ist die erhabene Idee, welche ein Dante schon verlebendigte, wohl keinem seiner Nachfolger wieder vor die Seele getreten. Ebenso wenig geben sie sich der reinen Schönheit Virgils in einem Grade hin, daß sie eine der Dichtungen geschaffen hätten, deren ganzer Werth in der vollendeten Anmuth der Form und in einer vollkommenen Regelmäßigkeit besteht. Unverträglich vollends mit der herrschenden Leichtfertigkeit waren der Vaterlandsliebe edle, der Religiosität strenge, des inneren Lebens tiefe Empfindungen oder vielmehr deren Darstellung. Von den beiden Elementen des Helden-

gedichtes, der Ueberlieferung und der Einbildungskraft, gaben daher die Italiener eine, die erstere, auf und glaubten sie durch die Allegorie zu ersetzen, wie Bojardo that; Ariosto dagegen war so einsichtig, auch diesem kalten Nothbehelf — bis auf einige Episoden — zu entsagen.

Die ritterliche Dichtung ist keine in Italien heimische; sie hat hier nichts Eigenthümliches geschaffen; sie kam von außen, als die Politik der kleinen Höfe entfernter denn je von dem Geiste des Ritterthums und ausschließlich auf das Positive hingerichtet war. Die Fabel der Dichtungen dieser Art wird daher den Ritterromanen entlehnt, und angetrieben von der Speichelleckerei, dieser Pest des Jahrhunderts, suchte man die Genealogie der Fürsten auf die Paladine Karls des Großen oder gar auf die Helden von Troja zurückzuführen. Aber nicht Einer von allen diesen Dichtern besaß ein richtiges Verständniß des ritterlichen Lebens; sie hafteten an dessen Aeußerlichkeiten, an der Rinde, entlehnten einige Namen der Geschichte oder Sage und verknüpften sie mit übertriebenen Heldenthaten und groben Erfindungen aus dem Gebiete des Uebernatürlichen. Dazu kam, daß die Ersten, welche solche Stoffe behandelten, damit begannen, über ihre eigenen Erfindungen zu spotten und deren bessere Nachfolger dem nachahmten, während die übrigen, die einen ernsten Ton anschlugen, Todtgebornes schufen.

Ohne von der Verehrung für die Frauen noch von Enthusiasmus für das Ritterthum begeistert zu sein, besang Luigi Pulci (1432—87) die Thaten oder vielmehr einzelne Abenteuer von Helden, die eben nichts anderes als stark, riesig und eisenherzig waren. In diesen zum Vorlesen an dem Hofe der Mediceer bestimmten Dichtungen handelt es sich nicht um Kunst oder Empfindung, sondern um scherzhafte geistreiche Behandlung, so daß es oft scheint, der Dichter verspotte sich selbst. Um Lachen zu erregen, wird nicht nur Geschmack und Sitte mißachtet, sondern auch Philosophisches und Theologisches schwierigster Art in possenhafter Weise mit den ungeheuerlichen Ausgeburten einer ausschweifenden Phantasie verbunden, und die Lektüre würde unerträglich sein, ohne eine gewisse einschmeichelnde Harmlosigkeit der Sprache. — Diese und den Reiz des Styls besitzt nicht, aber dagegen mehr Ordnung und Sauberkeit und nicht weniger Phantasie und Erfindungsgabe (Ariost hat ihm einige seiner schönsten Fabeln entlehnt) Matteo Bojardo, Graf von

Scandiano [1434—94]*), dessen „Orlando innamorato“ in 89 Gesängen zu seiner Zeit Epoche machte, wie die zahlreichen Ueberarbeitungen und Fortsetzungen von anderer Hand beweisen. Jetzt ist das Gedicht nur in der zierlichen Ueberarbeitung von Berni bekannt, welche das Original vergessen machte.

Ariosto.

Lodovico Ariosto von Reggio (1474—1533) führte ein bescheidenes, ganz prosaisch einförmiges Leben in untergeordneten Beamtungen und Gesandtschaften, und vielleicht beeinträchtigte dies die Kraft seines Geistes. Aber er steht unerreicht da hinsichtlich der Kühnheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, der Behandlung des Verses, des glücklichen Gebrauches der Bilder, der beständigen Klarheit des Styles, nicht minder wegen der feinen Kunst, allem die freundliche und heitere Seite abzugewinnen. Hätte er seine außerordentlichen Gaben, seine Vertrautheit mit den Klassikern, seinen scharfen Verstand auf ein edles Ziel hingelenkt, so besäße Italien an Ariost vielleicht einen großen Mann mehr, während es nun an ihm nur einen großen Dichter gewonnen. Aber auch als solcher hatte er sich keine bestimmte Aufgabe gestellt. Es war ihm eine unglückliche Fortsetzung des Bojardo in die Hände gefallen und er begann selber eine solche; er las einige Gesänge den Freunden vor und das Lob, welches dieser Versuch einerntete, machte ihn und Andere auf sein Talent aufmerksam; er schrieb weiter und so entstand ein Gedicht, in welchem übrigens hinsichtlich der Erfindung nichts eigenthümlich, sogar nicht die raschen und unvermittelten Uebergänge von einem Thema zum andern. Nicht den Vorgängern entlehnt ist die Entwicklung einiger Abenteuer, namentlich aber jene klare, durchsichtige Diktion, welche den Galileo, nach dessen eigenem Geständniß, gelehrt, seinen philosophischen Schriften Anmuth und Klarheit zu verleihen. Von einem romantischen Epos**) ist

---

*) Nach Einigen soll Bojardo Verfasser der kaiserlichen Chronik von Riccobaldo sein, welche Muratori in Rer. Jt. Script. IX mittheilt.

**) Romanzo nannte man in Italien zuerst jede Erzählung, in Prosa wie in Versen, von einem Abenteuer aus dem Fabelkreise Karls des Großen und der Tafelrunde. Beiderlei Sagenkreise kamen aus der Fremde, aber der erstere wurde den Italienern bald verständlicher und beliebter und verschlang sich mit ihren einheimischen Fabeln und Legenden, wie z. B.

so strenge geschichtliche Treue sowie die Behandlung eines einheitlichen großen Stoffes nicht zu verlangen, der „Orlando furioso" geht aber nach beiden Seiten hin bis an die äußerste Grenze des Erlaubten. In dem langen Gedichte stellen sich drei Haupt-Thatsachen neben einander dar: Karl der Große in Paris belagert, Rolands Wahnsinn, die Liebe Bradamante's und Rogers. Die erste dient vorzugsweise zum Hintergrunde für das Gemälde, die zweite ist eine Episode, die beginnt, wo das Gedicht bereits

---

in dem Romanzo von dem „Buova d'Antona", der „Regina Ancroja" und Andere. Im engern Sinn heißt Romanzo ein erzählendes Gedicht aus den genannten Fabelkreisen, und der „Rasende Roland" ist ein solches Romant, kein ernstes Epos, obgleich die Italiener, gewissermaßen aus Respektsgründen, geneigt sind, Ariosts Gedicht als solches neben die Aeneide und das „befreite Jerusalem" zu stellen. Zum Epos fehlt ihm schon die gehaltene Würde des Tones, und dem Epos widerstreitet auch die Anlage, als eine zur Unterhaltung eines geselligen Vereins, zum Vorlesen am Hofe von Ferrara, bestimmte Erzählung, mit willkürlichen Ruhepunkten und dem gesprächsweise zurückgeholten und wieder angeknüpften Faden; dagegen spricht überhaupt die bedeutend und einflußreich hervortretende Persönlichkeit des Erzählers und seiner Zuhörer. Auf der andern Seite geht man aber auch viel zu weit, wenn man, wie Voltaire thut, den Orlando mit dem Don Quixote zusammenordnet. Uebrigens hat auch Voltaire selbst dieses Urtheil später (im Dictionnaire philosophique, Art. Epopée) gemildert und sehr treffend bemerkt: Ce qui m'a surtout charmé dans ce prodigieux ouvrage, c'est que l'auteur, toujours au-dessus de sa matière, la traite en badinant. Il dit les choses les plus sublimes sans effort, et il les finit souvent par un trait de plaisanterie, qui n'est ni déplacé ni recherché... Je ne l'avais regardé que comme le premier des grotesques; mais en le relisant je l'ai trouvé aussi sublime que plaisant. Das Erhabene und Scherzhafte im „Orlando" bedingt und erhöht sich gegenseitig und steht nicht blos nebeneinander, gleich wie der Ton der Erzählung die Mitte hält zwischen dem ehrlichen Ernst des Bojardo und dem höhnischen, oft frevelhaften Scherz und Spott des Pulci. So entstand die heitere behagliche Bequemlichkeit, die unnachahmlich fast jede Stanze des großen Gedichts charakterisirt, verbunden mit einem leichten, ja oft nachlässigen Fluß der Rede und der feinen Ironie, die das Ganze durchweht, ohne jemals in Parodie auszuarten. Wenn die Helden im heftigsten Kampfe begriffen sind, wenn sie die edelsten Grundsätze der Ehre in würdigen Worten ausdrücken, wenn verlassene Liebe die rührendsten Klagen ausströmte, dann guckt plötzlich der dahinter lauernde Schalk hervor und schneidet eine feine Grimasse.

D. B.

weit vorgerückt ist und vor ihm endet. So bleibt als Hauptinhalt die Liebe jenes Paares, und diese ist nur erfunden, um die Genealogie des Hauses Este zu verherrlichen, denn Bradamante und Roger werden als dessen Ahnen dargestellt. Was die geschichtliche Treue anbelangt, so ist nichts historisch im Gedichte als der Name Karls des Großen; diese großartige epische Gestalt selber ist gänzlich verzeichnet.

Es bleibt noch zu erklären, wie es komme, daß die Lyriker im Allgemeinen, von den sizilischen Troubadours angefangen, die Liebe mit keuschen Farben malten, während die Epiker und Erzähler sich, scheint es, für verpflichtet hielten, in das Obszöne zu verfallen; so daß sogar Tasso, dieses ehrliche und reine Gemüth, in einem religiösen Gedichte schlüpfrige Bilder und epikureische Rathschläge nicht vermieden hat. Keiner jedoch geht hierin so weit als Ariost, welcher voll Zweideutigkeiten und Schamlosigkeiten sowohl in seinem Gedichte als in seinen Komödien ist. Man wende nicht ein, das sei das Laster der Zeit; dem Autor bleibt immer die Schuld, sich nicht über seine Zeit gestellt zu haben; und selbst wenn man den Autor entschuldigen wollte, wäre damit das Werk noch nicht gerechtfertigt, welches man als eben so verkehrt in sittlicher Hinsicht wie schön bezeichnen muß. — Ariost soll in seinem Gedichte alle Stände und Berufe umfaßt haben; vergebens aber sucht man darin das tugendhafte Weib, die Familienmutter, die keusche Liebende. Der schönste weibliche Charakter ist Isabella, welche der Gewalt widersteht, der Liebe jedoch nichts zu versagen hat.

Was die schöpferische Phantasie, die Erfindungsgabe anbelangt, so wird man die in dieser Hinsicht dem Ariost gespendete Bewunderung auf ein ziemlich bescheidenes Maß reduziren müssen, wenn man seine Vorgänger, namentlich Bojardo, gelesen, wo alle die Fabeln, welche er allerdings in meisterhafter Weise fortgesponnen, in den Grundzügen vorhanden sind. Zudem hat Forteguerri bewiesen, wie leicht solche rein willkürliche Erfindungen sind, indem er jeden Tag einen Gesang von einem Gedichte schrieb, welches freilich nicht auf der Höhe des „Rolando", aber wohl über allen andern Dichtungen dieser Gattung steht. Ariosto schuf etwas unendlich Bedeutenderes als Bojardo, weil er ein hoch überlegener Geist, ein Genie war, allein eben wegen seiner großen Ueberlegenheit ist man berechtigt wie verpflichtet, hinsichtlich seiner mit besonderer Strenge zu urtheilen,

während man den ihm nachfolgenden gewöhnlichen Troß mit Stillschweigen übergehen darf. Er vernachlässigte das Studium des Menschen und übersah, daß in jeder Gattung von Poesie die große Kunst darin besteht, Erfindung und Wahrheit derart mit einander zu verbinden, daß das Wundermäßige mit dem Glaubwürdigen übereinstimmt. Die formelle Unordnung, welche im „Orlando" wie in anderen Gedichten dieser Gattung herrscht, mag sich ganz gut mit dem darin angeschlagenen Tone vertragen, immerhin aber weist sie auf Mangel an künstlerischer Gestaltungsfähigkeit hin, sowie insbesondere bei Ariost auf die Unbeständigkeit, deren er sich selber wiederholt beschuldigt*). Gedichte, wie alle übrigen Literaturwerke, sind nur dann des Lobes würdig, wenn sie Träger irgend einer nützlichen und großen Idee sind; aber dies ist schon nicht möglich, wenn die Empfindung sich zersplittert, die verschiedenen Eindrücke in ihrer Folge einander verwischen, so daß keiner dauernd haftet. Es ist bereits darauf hingewiesen, daß im „Orlando" mit seinen raschen Uebergängen und plötzlich wechselnden Stimmungen dies ganz besonders der Fall ist.

Aber wie kommt es, daß trotz alle dem Ariost seines Volkes Lieblingsdichter geworden, daß sein Gedicht ewig jung und frisch bleibt**)? Der Grund liegt in der unnachahmlichen Lebhaftigkeit der Schilderung und des Styls, in der ungezwungenen Anmuth der Sprache, in dem Reiz, der auch das Leben Cellini's unschätzbar macht, nämlich in jener anspruchslosen einfachen Darstellung, ohne geschnörkelte Phrasen und klassische Reminiszenzen, was bei den italienischen Schriftstellern so selten. Der „Rolando" ist ein unwidersprechlicher Beweis dafür, daß die Bücher durch ihren Styl leben.

Sobald aber Ariosto sich in Bildern versucht, geräth er abseits von der Bahn des guten Geschmacks, während er bewun-

---

*) Hoc olim ingenio vitales hausimus auras,
Multa cito ut placeant, displicitura brevi.
Non in amore modo mens hæc, sed in omnibus impar
Ipsa sibi, longa non retinenda mora.
Carmina, L. II.

**) Die erste Ausgabe des „Rolando" erschien 1516, die letzte von der Hand des Verfassers besorgte, bedeutend verbesserte im Jahr 1532. Im Lauf des 16. Jahrhunderts folgten noch 60.

dernswürdig ist, wenn er sich der Metaphern enthält und schmucklos schreibt. Er gefällt sich in den Einzelheiten, welche das Leben einer Erzählung sind und weiß sie mit großer Kunst auszuwählen; er kennt das menschliche Herz, obgleich er die Sprache der Leidenschaft verfälscht und übertreibt; er reißt von Wunder zu Wunder hin, bevor die Reflexion Zeit gefunden, sich zu sammeln: Dazu kommt eine so lebendige, so mannigfaltige Malerei, daß die graphische Kunst darin eine unerschöpfliche Quelle für Gestaltungen findet, ferner der Genuß einer gewissermaßen gesprächsweisen Unterhaltung mit einem der schönsten Ingenien nicht blos Italiens, sondern der Welt. Darum konnte auch ein wohldenkender Mann sagen, man sollte nur denjenigen gestatten, den Ariost zu lesen, die irgend etwas für das Vaterland gethan.

Wende man gegen unsere allerdings strenge Beurtheilung des großen Dichters nicht ein, daß wir ein Dichtwerk des Scherzes schwerfällig ernsthaft genommen. Die Gefahr liegt eben im einschmeichelnden Scherze, dem reizendsten Gewande für die Sünde. Wer aber einen solchen Scherz treibt, frevelt eben so sehr wie derjenige, welcher aus Spaß eine Bombe mitten unter Freunde schleudert. Und wenn wir gerade mit den großen Geistern in ein strenges Gericht gehen, so thun wir dies weniger, um diese zu tadeln, als im Bewußtsein unsrer Pflicht gegen die Jugend, welcher Dichter wie Ariosto schon unermeßlichen Schaden gebracht, und die wir, so viel und ernstlich wir vermögen, zu warnen gedenken vor dem Schönen, das nicht vom Guten begleitet ist.

Wir erwähnen nur beiläufig des Luigi Alamanni (1495 bis 1556) — Mitglied jener Gesellschaft von jungen Florentinern, die sich in den Gärten des Bernardo Rucellaj versammelte, um sich über Philosophie, Literatur und Politik zu unterhalten und wozu auch Martelli, Vettori, Machiavel gehörten — der eine Menge von Rittergedichten verfaßte zu Gefallen des Königs von Frankreich, Heinrich II, an dessen Hofe er, da er wegen einer Verschwörung aus Florenz fliehen mußte, eine wohlwollende Aufnahme gefunden. Er hinterließ auch Satiren, Stanzen, Sonnette, Elegien, Psalmen, alles übrigens mittelmäßige Sachen.

Das Andenken des Bernardo Tasso (1493—1569) beruht vorzugsweise auf dem Ruhme seines großen Sohnes Torquato. Dieser begleitete den Don Ferrante Sanseverino, Fürsten

von Salerno, auf dem Zuge nach Tunis, nach Flandern und Deutschland, und blieb auch diesem Fürsten getreu, als derselbe bei dem Kaiser in Ungnade gefallen, sich nach Frankreich wandte. Vom Geschick für seine Treue schlecht belohnt, fand Tasso später ein Asyl bei Guidobaldo von Urbino, lebte darauf zu Mantua und ward zuletzt Statthalter von Ostiglia. Trotz seines so bewegten Lebens schrieb er viel, u. A. zwei Gedichte, den vergessenen „Floridante" und den „Amadis", wo er sich reich an Bildern und Phrasen zeigt, während sein Sohn davon einen so zurückhaltenden Gebrauch macht. Eigenthümlich ist ihm Zierlichkeit und Geschmeidigkeit des Styls, weshalb er auch selber äußerte: Mein Sohn wird mich niemals an Weichheit übertreffen. Obgleich Speron Speroni ihn über Ariost stellt, so bleibt er doch unendlich weit hinter dessen reizvoller Mannigfaltigkeit der Erzählung und der Darstellung zurück. Eine Beschreibung des Morgens beginnt, eine solche des Abends schließt jeden Gesang im „Amadis", und es sind deren hundert; überhaupt besteht das Gedicht vorzugsweise aus Beschreibungen, diesem Behelfmittel mittelmäßiger Talente, gleich wie es auch in seiner einförmigen Korrektheit den Stempel der Mittelmäßigkeit trägt. Er ahmt dem Ariost nach in der plötzlichen Unterbrechung der Erzählung, um die Neugierde des Lesers in Spannung zu erhalten, macht aber hievon einen übertriebenen Gebrauch und häuft die verschiedenen Episoden bis zur Verwirrung in einander. Auch er verschmäht niedrige Schmeicheleien nicht und sucht sie zu entschuldigen durch das Beispiel des Ariost und die Noth, in welcher er sich befand*).

---

*) Er schrieb unter dem 12. Juli 1560 an Antonio Gallo: Ich sende Ew. Exc. zwei Hefte (vom Amadis), welche die beiden Tempel des Ruhmes und der Keuschheit enthalten. In dem einen preise ich den Kaiser Karl V, den König seinen Sohn, mehrere hervorragende Heerführer, sowohl verstorbene wie noch lebende, und andere in der Kriegskunst ausgezeichnete Personen. In dem andern preise ich viele italienische Herren und Damen. Gott vergebe es dem Ariost, daß er durch Einführung dieses Mißbrauches in die Dichtungen Jeden, der nach ihm schreibt, genöthigt hat, ihm nachzuahmen. Sogar überschritt er, obgleich er hinwieder den Virgil nachahmte, wenigstens in diesem Stück die Grenzen des Erlaubten, fortgerissen von der Speichelleckerei, welche damals und jetzt mehr denn jemals in der Welt herrschte und herrscht. Virgil indeß, der einsah, daß Ueberdruß die Folge sein würde, führte

Einige Dichter wagten sich an zeitgenössische Gegenstände, wie Francesco Mantovano („Lautrecco"), Leggiadro dé Gallani („Guerra di Parma"), Oliviero di Vicenza („Alemanna", behandelt den Schmalkaldischen Krieg). Alles dies ist aber vergessen bis auf die „Decennali", und diese sind es nur deshalb nicht, weil Machiavel ihr Dichter.

Gian Giorgio Trissino von Vicenza (1478—1530), dem es vermöge seiner hohen Bildung widerstrebte, daß in der epischen wie dramatischen Dichtung das Possenhafte überhandnahm, unternahm es im Gegensatz dazu, ernste und patriotische Stoffe zu bearbeiten, und so entstand sein „Befreites Italien (Italia liberata)". Aber er war nicht Dichter genug, um eine dem Prunkenden ganz ergebene Zeit dazu zu bringen, der griechischen Einfachheit Geschmack abzugewinnen, abgesehen davon, daß der Natur der italienischen Sprache am wenigsten diese Einfachheit zusagt. Zudem ermangelte er der Erfindungsgabe und der Empfindung.

Tragödien.

Bessern Erfolg hatte er mit der „Sofonisba", der ersten regelmäßigen Tragödie in der neuern Literatur; sie nimmt Sophokles zum Vorbilde, und der Chor füllt nicht nur die Zwischenakte aus, sondern spielt auch die Rolle der Moral. Die Charaktere, besonders der der Heldin, sind glücklich angelegt, aber auch hier ist die Nachahmung griechischer Einfachheit zu weit getrieben, so daß, bei dem Mangel einer eigentlichen Intrigue, alles farb- und kraftlos ist. — Rucellai, Alamanni, Martelli folgten mit weiteren antikisirenden Tragödien, die überhaupt immer zahlreicher wurden durch den Gebrauch, Thronbesteigungen

---

nur wenige Namen in seinem 6. Gesang an; aber er (Ariost) verweilt bei dem Gegenstand und zählt eine so große Menge von Leuten auf, daß daraus lange Weile entsteht. Für uns jedoch, die wir nach ihm schreiben, ist's nothwendig, in dem nämlichen Geleise zu bleiben. Was mich anbelangt, daß ich genöthigt bin, von gewissen Personen wegen empfangener Wohlthaten, von gewissen anderen wegen der Hoffnung, deren von ihnen zu empfangen, von diesen aus Hochachtung, von jenen aus Rücksicht auf ihre Verdienste, von mehreren wider meinen Willen zu reden . . . so dürfte es mir um so eher erlaubt sein zu glauben, daß ich in dieser Hinsicht weniger als Ariost lästig fallen werde.

und andere große Hoffeste durch die Aufführung von solchen zu verherrlichen. Vielleicht ist die „Orazia“ des Aretino das beste unter den Trauerspielen dieses Jahrhunderts, die durchweg an den Mängeln übergroßer Redseligkeit, kalten Dialogs und trivialer Moral leiden. — „L'Orbecche“ von Cintio Giraldi, mit einem Ehebruch, einem Vatermord, einem Selbstmord und einigen weiteren Blutthaten, kann sich würdig messen mit den Ausgeburten der satanischen Schule der Gegenwart. Aehnlichen Schlages sind „Arcipranda“ von Antonio Decio und „Semiramide“ von Muzio Manfredi. So hatten die Italiener zuerst ein regelmäßiges, aber kein nationales Theater; auch hier führte die pedantische Nachahmung des Alterthums sie auf Abwege. Das Drama bedarf des Volkes, das Volk aber blieb von der Literatur wie von der Politik ausgeschlossen.

Frauen.

Die Schamlosigkeiten und Unsittlichkeiten des Boccaccio veranlaßten Tullia d'Aragona zu dem Ausspruch: „es ist zu verwundern, daß sogar Spitzbuben und Hallunken, die sich doch auch Christen nennen lassen, diesen Namen haben vernehmen können, ohne sich mit dem heiligen Kreuze zu bezeichnen und sich die Ohren zu verstopfen, als handle es sich um die furchtbarste und schändlichste Sache, welche menschliche Ohren vernehmen können.“ Diese schamlosen Produktionen ihrer Zeitgenossen enthielten, sagte sie, „so unzüchtige, lüderliche, abscheuliche Dinge, daß nicht blos Nonnen, Fräulein, Ehefrauen oder Wittwen, sondern sogar öffentliche Mädchen sie nicht bei sich finden lassen durften.“ Da sie nun durch eigene Erfahrung erkannt hatte, „von welch großem Schaden die Besprechung und noch mehr die Lesung unehrbarer frivoler Dinge sei“, schrieb sie „Guerrino detto Meschino (Guerin genannt der Arme)“ in der Absicht, Gott allein die Ehre zu geben, und in der Ueberzeugung, der Welt ein Buch verschafft zu haben, das in jeder Beziehung von Nutzen sein kann. Unglücklicherweise vermag man nur ihrem guten Willen Lob zu ertheilen.

Viele andere Frauen erwarben sich in diesem Jahrhundert wissenschaftlichen und literarischen Ruhm. Cassandra Fedele, voll Enthusiasmus, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, widmete sich von Kindheit an ernsten Studien, ohne deßhalb an ihrer angebornen Anmuth und Einfachheit einzubüßen. Gold und Edelge-

stein trug sie niemals, in der Welt erschien sie nur weißgekleidet und im Schleier. In ganz Italien bewundert, ward sie von den Venetianern hoch verehrt, ihres großen klassischen und theologischen Wissens halber. Als sie noch kaum 16 Jahre alt war, ließ der venetianische Senat sie von der Meisterhand des Giovan Bellini malen. — Der römische Senat verlieh der Tarquinia, Enkelin des Francesco Mar. Molza, den Titel einer Bürgerin und den Zunamen der Einzigen, welchen Tasso an die Spitze seines Gesprächs über die Liebe stellte. — Olympia Morata verfaßte Reden, Briefe, Gespräche in lateinischer, Poesien in griechischer Sprache. Da sie wegen ihrer religiösen Ansichten mit ihrem Gatten Andr. Grunther, der Protestant geworden war, Ferrara verlassen mußte, berief die Universität Heidelberg ihn auf den Lehrstuhl der Medizin, sie auf den des Griechischen; sie starb jedoch bereits im 29. Jahre. — Victoria Colonna (1496—1547), Tochter des Großkonnetable Fabricio, ist wohl die bedeutendste unter den Dichterinnen dieser Periode. Von Michel-Angelo geliebt, von der Blüthe der Männer ihrer Zeit gefeiert, bewahrte sie einen fleckenlosen Ruf.

Elftes Kapitel.

Künste.

Wir haben bereits gesehen*), wie die Kunst, der Literatur und der Philosophie die Hand reichend, sich erhob, indem sie mit ihnen das sichtbar Schöne erschaute, von diesem zur Erkenntniß des ideal Schönen, der erhabensten und unwandelbaren Schönheit gelangte: gleichwie Pygmalion seine Statue schuf und dann durch Liebe belebte. Will man blos das Geistige, den Gedankenausdruck, so erlangt man die rohen hieratischen Figuren des Mittelalters, religiöse Stimmungen erweckend, aber nicht fesselnd. Stellt man die plastischen Formen über alles, so hat man allerdings die reine, äußerlich vollkommene Kunst, die aber das Herz stumm läßt. Beide Stufen überschritt die Kunst in Italien in den ersten dreißig Jahren dieses Jahrhunderts, um zu einer

*) Vergl. Bd. VIII (Geschichte des Mittelalters Bd. IV), Buch XIII, K. 26.

von den Alten nie erreichten Höhe zu gelangen. Drei Schulen stritten sich um den Vorrang: die venetianische, um der sorgfältigsten Farbengebung willen Formen und Konturen vernachlässigend, die florentinische, minder glänzend im Kolorit, aber harmonischer und lieblicher in den Uebergängen, die römische, Meisterin in der Vollkommenheit der Zeichnung, der Darstellung der Umrisse und Formen, nach den antiken Meisterwerken der Plastik sich bildend und eben darum sinkend, nicht hinsichtlich der technischen Ausführung, aber in Betracht des Gefühlsausdruckes, denn das Geistige setzte sie der Darstellung des Aeußerlichen nach und stellte Bildnisse von Geliebten und Kourtisanen auf die Altäre. Aelter als diese erhielt sich die Schule von Umbrien durch ihre religiöse Begeisterung, schätzte die konventionellen Typen höher als die klassischen Vorbilder und sprach eher zum Herzen, als daß sie die Sinne befriedigt hätte, gleichsam wie unter dem Einfluß des nahen Assissi schaffend*).

---

*) Das oben dargestellte Verhältniß der Schulen zu einander und der Charakter, der von Umbrien insbesondere, wird sehr schön von E. A. von Schaden (Drei Vorträge über Geschichte der italien. Malerei „in Erinnerungen an E. A. v. Sch. Herausgeg. von V. M. J. Thiersch", Frankfurt und Erlangen 1853) geschildert: „Jene doppelte Richtung der Malerei, die historische und die ascetische, welche beide in Giotto so herrlich vereinigt waren, beherrschte nach dem Tode des großen Meisters so ziemlich ein volles Jahrhundert die italienische und namentlich die toskanische Malerei. Während aber die historische Kunst immer großartiger und gewaltiger in die Tiefe der Symbolik und der weitschichtigsten Komposition hinabsteigt, jedoch die Milde und Weichheit Giotto's verließ, an ihre Statt aber eine strenge und herbe Größheit entwickelt, so geht die Richtung der individuell-frommen Kunst gerade umgekehrt in die einfachsten Situationen ein, entfaltet eine wahrhaft kindlich-schwärmerische Naivetät, die oft an die Unschuld deutscher Madonnen erinnert und endet mit einer salbungsvollen und graziösen Lieblichkeit, die eine gewisse Enge und Beschränktheit der Formen eher noch steigert, als vermindert. Die beiden Meister aber, welche auf höchster Stufe diese künstlerischen Gegensätze zur Entwicklung brachten, sind die beiden Toskaner Andrea di Cione, genannt Orcagna († 1389) und Beato Fra Giov. Angel. da Fiesole (1387—1455)... Fiesole ist ohne Frage der christlichste Künstler. Die andern Meister des Mittelalters, deren Mehrzahl nichts weniger als religiös war, stehen mit Staunen und Ehrfurcht vor der Scheu erweckenden Erscheinung und Gewalt des Glaubens wie der Kirche. Unter diesem Eindruck entwerfen sie ihre großartigen Kompositionen, an deren Ausführung sie die ganze Herrlichkeit der Welt und der

Das lange Leben des Gian Bellini, den wir an der Spitze der venetianischen Schule gesehen, gestattete ihm, Zeitgenosse der Erneuerer der Kunst zu sein. Seine empfindungsvolle

---

Sinn betheiligen. Fiesole stellt nur die von ihm selbst lebendig an seiner Seele erfahrenen Mysterien des Glaubens dar. Daher die stille, süße Sehnsucht wie nach längst vergangenen seligen Tagen, die sie in der Brust des Beschauers erwecken. Aber die Kunst der Malerei konnte nicht allzulange bei dieser doppelten Einseitigkeit zweier, wenn auch an sich großartiger Richtungen verharren. Denn auch abgesehen von der regellosen Härte, die noch den Kompositionen Orcagna's eignet, abgesehen von der Beschränktheit der Ideen und der Enge der Formen, die Fiesole neben all seiner Größe noch immer charakterisirt, so mußte schon eine Freiheit der Technik endlich erstrebt werden, welche die noch von Giotto her stehengebliebenen Schranken der Steifheit, Herbheit und Unvollendung der Zeichnung schließlich durchbrach. Dies konnte aber nur durch eine Art von Verweltlichung der Kunst geschehen, für deren Entwickelung kein Ort geeigneter sein konnte, als das Florenz des 15. Jahrhunderts. Der Reichthum der Stadt, die dadurch erzeugte Prachtliebe und Heiterkeit des Lebens, die rasch voranschreitende Umbildung des Freistaates zu einer Art von Königthum — alles das im Verein mit der Entwicklung der Kunst aus sich selbst wirkte zusammen auf jene Umänderung hin, welche sich um jene Epoche in den künstlerischen Bestrebungen bemerkbar macht. Kurz die Kunst tritt, so zu sagen, wie mit einem Schlag aus dem Dienst des Heiligthums in den des Staats und des Lebens. Die Umwandlung ging von der Technik aus. Die langen, schmalen Gestalten verschwinden, die Figuren werden voll und breit. Wie mit dem Meißel werden sie aus der Fläche herausgehoben. Aller Typus der Physiognomien hört auf, jedes Bild wird fast Portrait. Die Glieder werden geschmeidig, die Gruppen werden wie zu einer Gestalt, so künstlich und harmonisch verschlingen sich die Linien, und ein bestimmtes Centrum beherrscht von nun an die Mannigfaltigkeit der Komposition. Der Charakter ist nicht Tiefsinn, nicht Erhabenheit, nicht trunkene Schwärmerei. Pracht und Heiterkeit sind es, welche aus jeder Gestalt, aus jeder Gruppe zu uns sprechen. Zwar geschieht dieser Fortschritt nicht auf einmal. In Masolino und Masaccio kämpfte der alte Ernst mit der modernen Fröhlichkeit und ihre edlen Werke bekommen dadurch etwas Unbestimmtes und Schweres. Aber schon in Fra Filippo, dem entlaufenen Mönch, und seinem Bastardsohn, Filippino Lippi, bricht der heitere Uebermuth unaufhaltsam durch; und in Benozzo Gozzoli und Domenico Ghirlandajo kommt diese Kunstepoche zu ihrer höchsten Vollendung . . . . Doch die Kunst, die im kühnen Bewußtsein ihres erreichten Vermögens sich eine Zeitlang in eine Breite verloren hatte, welche fast ihr tieferes Wesen zu bedrohen anfing, fand bald einen Mann, der sie zu ihrer innersten Aufgabe zurückführte. Dieser Mann

Auffassung ging auf Cima da Conegliano über, dessen Pinsel die Schönheit und den mehr innerlich tiefen als anmuthigen Ausdruck wiedergab, während wieder vorzugsweise die Anmuth

---

war Andrea Verocchio, mehr Kenner und Lehrer der alten Plastik, der Anatomie und Malerei, als selbst ausübender Künstler. Mit Ernst trieb er seine Schüler zu den großen historischen Aufgaben der Komposition zurück und gewann in Luca Signorelli einen Schüler, welcher die Theorie des Meisters in die vollendetste Praxis umsetzte. Denn Signorelli ist in jeder Beziehung die Krone jener Künstler, welche der geschilderten florentinischen Epoche angehören. Seine Geschichte des Antichrists, seine Auferweckung der Todten, seine Hölle und sein Paradies in dem köstlichen Dom Orvieto's sind Werke, welche der Geist Orcagna's eingegeben, und eine Hand gleich der Ghirlandajo's ausgeführt hat. Mehrere der tiefsten Motive, welche das jüngste Gericht Michel Angelo's in der Sixtinischen Kapelle zu Rom und das unseres Cornelius in der Ludwigskirche in München zieren, sind jenem erhabenen Vorbild zu Orvieto entnommen. Er steht mit seiner Kunst (so zu sagen) unmittelbar vor dem Vorhang, der zum Allerheiligsten führt. Denn Leonardo da Vinci und Michel Angelo waren seine und Verocchio's Schüler. — Aber aller menschliche Fortschritt in jeder Sache ist selten ein einfacher und unstetiger Entwicklung vorangehender: vielmehr bewegt er sich durch Gegensätze seinem Ziele entgegen. Es kann daher in keiner Weise auffallen, daß neben der heitern Naturwahrheit der eben geschilderten florentinischen Richtung fast zugleich eine Kunstepoche sich entwickelte, welche sich von Neuem dem Innern zuwandte und mit tiefsinniger Kraft Werke des innigsten Seelenausdruckes und einer schwärmerischen Religiosität zu erzeugen verstand. Zwar blieb diese Richtung dem Einfluß des florentinischen Realismus nicht fremd. Die Gestalten bleiben freilich ziemlich stark und fein, treu dem Typus des Giotto'schen Grundtons. Sie gewinnen aber doch dabei eine plastische Abrundung, an deren Folge eine gewisse Elastizität auftritt, welche dem Gang und der Haltung etwas Schwebendes gibt. Die dargestellten Menschen werden zu Engeln und seligen Geistern, die Engel wie zu göttlichen Gedanken. Auch schließt sich dem Allem naturgemäß ein Streben nach dem Graziösen und Zierlichen an, das in der Gewandung nicht selten fast in Spielerei umschlägt. Die Hauptkraft dieser Richtung fällt aber in den Seelenausdruck der Physiognomien. Er wird tiefsinnig, ernst, innig und fast schwärmerisch. Man fühlt sich von einem mystischen Hauch angeweht, der aber mehr Bewußtes und Denkendes hat, als daß man kindliche Naivetät in ihm finden könnte. Kurz es ist ein Zug von Fiesole's Kunst in dieser Richtung, der aber einen historischeren Charakter gewonnen hat: — was sich besonders auch daraus erkennen läßt, daß die Kompositionen dieser Schule einen weiteren und freieren Schwung annehmen, der dann und wann an die sanfteren Werke eines Orcagna,

dem Basaiti und Vittore Carpaccio eigenthümlich; des Letztern Hauptwerk sind acht Darstellungen aus der Geschichte der hl. Ursula, ergreifend selbst für solche, die nichts von der Kunst

---

namentlich aber an die seines Bruders Bernhard erinnert. Diese hier geschilderte Richtung entwickelte sich in Umbrien, also in dem südlichen Toskana und dem nördlichen Kirchenstaat; — eine Gegend, deren Bewohner sich von jeher durch einen Zug schwärmerischer, aber sanfter Mystik ausgezeichnet haben. Dort, wo sich in weitem Bogen der Tiber um eine Hügelreihe windet, und von den nahen Apenninen milde Winde die Glut der südlichen Sonne kühlen, in der Nachbarschaft Assisi's, liegt die herrliche Bergstadt Perugia, in welcher Raphael seine Jugendjahre verlebte. Dieser Ort war der Mittelpunkt der umbrischen Schule. Ihr bedeutendster Begründer war Benedetto Bonfigli. Er ist steif, herb, selbst ungelenk und erinnert nicht selten sogar an Cimabue; dabei aber doch voll Ernst, Feinheit und fast schwärmerischer Erhabenheit. Sein trefflichstes Werk ist eine Anbetung der Könige, in San Domenico zu Perugia. In einzelnen Gestalten heiliger Männer und Frauen besitzt er seine höchste Virtuosität. Indeß ward er weit überholt durch seinen edlen Schüler Pietro Vanucci della Pieve, il Perugino genannt (1446—1524). Er ist der eigentlichste Repräsentant der umbrischen Schule, und Alles, was von dieser im Allgemeinen gesagt wurde, gilt von ihm in's Besondere . . . Gleichzeitig mit ihm, aber vollkommen selbstständig in seiner Kunst lebte zu Bologna Francesco Raibolini unter dem Namen Francesco Francia bekannt. Der Geist seiner Kunst ist ächt umbrisch, nur noch um Vieles sanfter und kindlicher. Dabei aber suchte er seinen Werken florentinische Breite zu geben, was ihm nur öfter deshalb mißlingt, weil seine Breite nicht nur im Oberkopf herrscht, sondern sich auch über den untern Theil des Hauptes ausbreitet, wodurch die Gesichtszüge etwas Ueberweiches und doch zugleich Schweres bekommen, und in Folge davon einen Zug gewinnen, der ins Weinerliche geht. Eines seiner vollendetsten Werke ist die Madonna im Rosengarten in der K. Pinakothek zu München. Alle aber übertrifft an Milde, Feinheit und Tiefe die knieende Gestalt eines heiligen Stephanus, ein Bild, das sich in der Gallerie Borghese zu Rom befindet. Ein lieblicher, fesselnder Schüler Pietro Perugino's ist noch Bernardino Pinturicchio (1154 1513). Das Großartige der Schule weicht indeß in ihm zurück, und das Anmuthige und Graziöse tritt so in den Vordergrund, daß es nicht selten in das gesucht Naive und Spielende ausartet: — ein Charakterzug, der nach ihm so überwiegend war, daß die Schule dadurch endlich bis zur Unbedeutendheit herabsinkt. Was aber Großes, Tiefes und Anmuthsvolles in ihr ist, dessen hat sich jener Geist bemeistert, der aus Perugino's Schule hervorgegangen, alle ächten und klassischen Momente der Vergangenheit in eine vollendete, organische Ganzheit vereinigte und zu einer Vollendung ver-

verstehen. Vor der Gefahr aber, auf diesem Wege zu verweichlichen, bewahrte dieselbe Giorgione Barbarelli von Castelfranco (1477—1511), der als ein stürmischer und kühner Reformator von der bis zum Kleinlichen getriebenen, sorgfältigen Ausführung rasch überging zu einer auf den Gesammtausdruck berechneten großartigen Mache, sicher seiner Kraft, dieselbe nicht ängstlich bemessend. Er übertraf alle Vorgänger und Zeitgenossen in kräftig-kühner Pinselführung, wirkungsvoller Kontrastirung der Töne und glücklicher Benutzung des Helldunkel, zog jedoch dem Mystischen das Natürliche, beweglich Lebendige, anatomisch Bestimmte vor. Die Fresken, womit er die Façaden der venetianischen Paläste schmückte, sind allmälig dem Zahn der Zeit erlegen; seine noch vorhandenen Bilder zeichnen sich durch eher nüchternes als üppiges, aber harmonisches Kolorit aus, aber sie wirken doch blos auf den Sinn, nicht auf Gemüth und Geist.

Auch in die florentinische Schule führte Pollajuolo das Studium der Anatomie und die vorzugsweise Schätzung technischer Fertigkeiten. Fra Filippo Lippi begann die Profanation der Kunst, indem er auf Heiligenbildern u. drgl. die Porträts bekannter schöner Frauen anbrachte. Auf die Schandtafel der Kunstgeschichte gehört Andrea del Castagno, welcher den Venetianer Domenico ermordete, nachdem er diesem das Geheimniß der Oelmalerei, welcher es von Antonello von Messina besaß, abgelockt hatte. Rafaello del Garbo, Domenico del Ghirlandajo u. A. nähern sich der modernen Malweise in demselben Maße, wie sie sich von den keuschen Schöpfungen der Vorgänger lossagen. Das Wunder des allerheiligsten Sakraments in Sant Ambrogio von Florenz wird Cosimo Rosselli, den Urheber dieses Bildes, allein schon für alle Zeit unter die größten Künstler versetzen.

Perugino. 1446—1521.

In der umbrischen Schule gebildet, gelangte durch seine Thätigkeit in Florenz und andern toscanischen Orten Pietro

klärte, die als Gipfel des Jahrhunderte langen Ringens der italienischen Kunst zu allen Zeiten anerkannt wurde. Dieser Genius war Raphael. In ihm mündet die Kunst der Umbrier aus, wie in die eines Leonardo da Vinci und Michel Angelo die großartigen Bestrebungen Andrea Verochio's und Luca Signorelli's." D. V.

Vanucci aus Perugia, genannt Perugino, zur Vielseitigkeit und Freiheit der Behandlung. Er erlangte so hohen Ruhm, daß Sixtus IV ihn berief zur Ausmalung seiner, später durch Michelangelo unsterblich gewordenen Kapelle. Zwar sah er auf den Gelderwerb und malte darum rasch, auch ohne besondere Abwechslung in seinen Kompositionen, vorzugsweise hielt er sich an die religiösen Typen und stellte am liebsten die Momente der Ruhe, der Sammlung, der Beschaulichkeit dar. Seine Figuren sind ärmlich in der Gewandung, trocken in den Stellungen, haben aber in den Köpfen eine unnachahmliche Grazie und sind bezaubernd im Kolorit. Seine Pietà im Palast Pitti und die Fresken im Kloster Santa Maddalena dé Pazzi zu Florenz sind Meisterwerke, seine Auferstehung ward würdig befunden, unter die wenigen Bilder aufgenommen zu werden, welche das Vatikanische Museum schmücken. Den höchsten Grad der Vollendung hat er in einer Arbeit erreicht, die sich in der Kirche Santa Maria Nuova zu Perugia befindet, eine Anbetung der Könige und Hirten vor dem Christuskinde. Hier ist der Wurf der Komposition eben so großartig und tief, wie der Ausdruck der Physiognomien die innigste Versenkung der Gemüther in den heiligen Moment darstellt. Seine Fresken im Wechselgericht zu Perugia und die noch weicheren anmuthigeren in Città della Pieve bilden das eigentliche Verbindungsglied zwischen ihm und Rafael Sanzio, welcher vielleicht als sein Schüler daran arbeitete, jedenfalls aber sie zu Vorbildern benützte.

„Mit diesen, jetzt nach ihrer historischen Entwicklung dargestellten Leistungen endet die Anfangsepoche der italienischen Malerei. Mit dem 16. Jahrhundert erscheinen jene drei Männer, die, obwohl lange vorbereitet und unterstützt durch die mächtige Grundlage von drei strebenden Jahrhunderten, durch die Höhe ihrer Vortrefflichkeit, wenn es möglich gewesen wäre, Alles hätten vergessen machen können, was vor ihnen gewollt und errungen wurde. Aber so unerreicht Leonardo da Vinci, Michel Angelo und Raphael auch dastehen mögen, die Anfänge, die sie soweit überholt haben, können dadurch ihren unsterblichen Werth doch nicht verlieren. In junger Barbarei niedergehalten, von einer, die tiefsten Empfindungen der menschlichen Brust aufregenden und nach langem Kampfe endlich siegenden Religion sogar verachtet, endlich aber doch von ihr ergriffen, wie sie ergreifend, hob sich die Kunst der Malerei langsam und mit schweren Flügeln

zögernd empor. Jahrhunderte lang, kann man sagen, hielten sie die Fesseln harter Formen, eines widerstrebenden Stoffes, eines fast zu herben und ernsten Geistes und falscher Hochachtung gegen eine überkommene Tradition vom höheren Aufschwung zurück. Da endlich gelingt es, daß die Geister, ohne deßhalb die religiöse Tiefe zu verlieren, den Stoff des Glaubens wahrhaft bezwingen und sich aneignen. Die maßvollen Reste der Antike, von denen Italien wie übersäet war, kommen zu ihrem lange verzögerten Ansehen, und ihre Anschauung befreit die Phantasie, gibt den Muth zu großartiger Komposition und bildet die Formen. Die Farbenmischung und ihr weiser Gebrauch erzeugt mehr und mehr eine vollendete Technik, die dem Schüler das zu lehren möglich machte, was sonst nur die nicht mitzutheilende Ahnung des ersten Meisters traf. Eine politische und gelehrte Thätigkeit, an deren Größe und Bedeutsamkeit der zu glauben Mühe hat, welcher Italien in unsern Tagen besucht, kommt noch hinzu, um noch die letzten brachliegenden Reste der Zeit in die mächtigste Gährung zu versetzen. Dies Alles wirkt zusammen, und nun durchbricht mit unwiderstehlicher Gewalt die Kunst von Giotto's Zeiten an die bis dahin hemmenden Schranken. Erst zwar schüchtern und mit Staunen über den eigenen Muth, dann aber mit sicherer Kraft und dem siegendsten Bewußtsein, das den Enthusiasmus nur steigert, anstatt ihn zu schwächen. Tiefe, Großartigkeit, Frömmigkeit, Virtuosität, sie alle diese Eigenschaften, und was sich ihnen noch zugesellen mag, wirken auf einen Punkt hin, und die Richtungen, in die sich die Kunst zerspaltet, anstatt zu hemmen, steigern nur die Entwicklung und den Fortschritt der Malerei. Wenn dann Männer erschienen, wie Leonardo, Michel Angelo und Raphael, denen das Geschick die höchste Kraft und den tiefsten Blick verliehen hatte — für sie war es nach solchen Vorbereitungen in der That kaum eine Schwierigkeit mehr, Werke zu schaffen, neben denen Alles erbleichen mußte, was vor ihnen geglänzt hatte *).

Raphael. 1483—1520.

Der Umbrischen Schule Perugino's war es vorbehalten, den zwei großen Gestirnen der florentinischen Schule, welche die Kunst der Farben auf den höchsten Gipfel ihrer Entwicklung

*) Schaden, a. a. O.

hoben, Leonardo und Michel Angelo, den Dritten hinzuzugesellen, welcher zwar dem Geiste nach nicht über ihnen erhaben, ja vielleicht sogar unter beiden stehend, doch an Vollendung der Schönheit und an Größe des Einflusses und der Wirkung seine zwei großen Vorgänger und Zeitgenossen weit überholte. Rafaello Sanzio aus Urbino, der liebenswürdige schöne Jüngling — wie Mozart frühe der Erde wieder entzogen — war der Sohn eines Mannes, der gleichfalls ein guter Maler und zugleich Dichter. Die Begabung des Sohnes bald erkennend, entließ er ihn schon früh seiner Lehre und gab ihn in die Schule des Perugino nach Perugia, wo er im 21. Jahre bereits die „Vermählung der h. Jungfrau" schuf, ein edles, himmlischreines Bild, trotz seiner Mängel, voll der Begeisterung der Umbrischen Schule, der er getreu blieb, bis er zu Florenz die Vergötterung der Natur und der Antike gesehen. Aber er ward darum nicht einseitig, und eben weil er die beiden Richtungen, die typische mit der individualisirenden Malerei, die Begeisterung mit der technischen Vollendung, zu verschmelzen verstand, erregte er die außerordentliche Bewunderung der Mit- und Nachwelt. Im 22. Jahre, um 1505, verließ er Perugia, denn unwiderstehlich zog es ihn nach Florenz, wo er die höheren Lehrjahre durchmachte, und bereits um die Mitte des Jahrs 1508, als Raphael 25 Jahre alt war, berief ihn Papst Julius II nach Rom, um dort jene großen Intentionen auszuführen, die der kunstsinnige Papst gefaßt hatte*). Mit dieser Epoche beginnt seine höchste Entwick-

---

*) Als er im vatikanischen Palast seine ersten großen Werke vollendet hatte, und der berühmte Architekt Bramante den Papst zu denselben führte, da frug dieser große Kunstkenner überrascht: wo und wer der Meister sei. Da führte Bramante den bescheidenen jugendlichen Künstler herbei, und dieser ließ sich um den Segen bittend vor dem Vater der Kirche auf ein Knie nieder. Wie nun der Papst die große Jugend dieses Genius wahrnahm, trat er erstaunt und fragend zurück, ausrufend: Wie! dieser Knabe? Auf wiederholte Bestätigung legte er gerührt die Hand auf die Locken des großen Mannes und sprach: „So empfange denn du, den Gott so reich gesegnet hat, auch den Segen eines alten Mannes. Mögest du stets deine großen Gaben zum Preise des Gebers und zur Verherrlichung seiner heiligen Kirche gebrauchen!" Diese rührende Geschichte zeigt die Erhabenheit dieses einzigen Mannes in seiner wahren Größe, angethan mit dem Gewande der Bescheidenheit und Schlichtheit, die Raphael immer geziert hat. Er ging einher, mit einer Kraft beschenkt,

lung und Vollendung, die während zwölf Jahren in stetem Fortschritte begriffen war, bis der Tod diesem Genius ein Halt zurief und ihn in seinem 36. Jahre an seinem Geburtstage (6. April),

---

die wie elektrische Funken aus ihm ausstrahlte! Daher seine Milde und Freundlichkeit, daher seine Freude an Andrer Werk und seine Neidlosigkeit. Als er zum ersten Mal ein Werk Albrecht Dürers sah, da rief er erstaunt aus: Hätte der Mann das, was wir hier in Rom haben, er machte uns Alle zu Schanden. So stand er auch mit einer tiefen Verehrung vor den Werken seines Zeitgenossen Michel Angelo. Jener aber wollte von dem Jüngern nichts wissen, sondern sagte geringschätzend: „der junge Mann hat viel Zeichnen gelernt.“ Indeß darf auch diese Aeußerung des florentinischen Riesen nicht zu dessen Geringschätzung führen. Denn einmal ist es die Weise vieler großer Genien, keck, kühn, kurz und durchfahrend und also auch scharf einseitig zu sein. Und dann kommt hinzu noch ein Zweites. Raphael war der sanfte, gottgeliebte. Er dachte harmonisch, fühlte rhythmisch. Gleichsam ohne sein Wissen flossen seine Werke aus ihm hervor. Er wollte nicht dies oder jenes machen, er machte so wie es kam; seine Geburt war ein leiser Schauer, weiter nichts, und sie stund da. Michel Angelo war der grandiose Denker und himmelstürmende Gigant. Er wollte immer weiter und weiter und es schien ihm fast Kleinigkeit, die Schranken des Menschenmöglichen zu überspringen. Er war beständig im tiefsten Denken und Kombiniren begriffen und hatte die Größen und Tiefen der Menschengestalt bis an die äußerste und kühnste Linie hin ergriffen und durchschaut. Wie war es da anders möglich, als daß ihm jenes leichte und harmlose Produziren Raphaels wie ein Kinderspiel zum Genuß von Damen und Weltmenschen erscheinen mußte, ihm, der nur in Aeschylos, Shakespeare und Beethoven verwandte Größen besitzt? Kurz, Beide waren so, wie sie waren, ein Wunder und Wohlgefallen für Gott und die staunenden Menschen.“ Schaden, a. a. O. (Bekannter als der hier erwähnte ist der angebliche Ausspruch Michel Angelo's, daß Raphael ein guter Miniaturmaler sei, was Fr. v. Schlegel [Gemäldebeschreibungen aus Paris und den Niederlanden] so erklärt: „Michel Angelo meinte, das eigenthümliche Schönheitsgefühl dieses Genius zeige sich besonders in dieser enger begränzten Sphäre von geistig schönem Liebeszauber und hoher Seelenanmuth, indessen Raphael vielleicht da, wo er durch das Ideal anderer Künstler und durch die Tendenz der Zeit verleitet, sich in eine größere Sphäre riesenhafter Komposition zu versetzen trachtete, ihm bei weitem nicht so glücklich zu sein schien. Denn wollte man jene Aeußerung, wenn sie wirklich ganz authentisch ist, blos als Maßstab für den großen und stolzen Geschmack jener Zeit und jenes Mannes überhaupt nehmen, so möchte doch selbst für das Kolossale desselben der Ausdruck beinahe zu übertrieben sein; wie denn Michel Angelo durch seinen Hang zum gigantisch Uebertriebenen in der Form und Stellung der Gestalten, wie im Aus-

der zugleich der Charfreitag war, hinwegnahm. Sein Lernen, Leben und Wirken zu Perugia, Florenz und Rom bezeichnet auf das Entschiedenste die drei Stufen seiner Entwicklung, die sich jedoch nur nach seinen Schöpfungen im Vatikan beurtheilen läßt, denn hier konzentrirt sich der Gipfel seiner Leistungen. Entsprechend dem Geiste der Schule, aus welcher er hervorgegangen, wählte er zunächst symbolische Gegenstände, die Theologie, die Philosophie, die Jurisprudenz, die Poesie. Hier herrscht die reine poetische Schönheit, weniger eine formelle, mehr Empfindung als technische Vollendung. In den nächstfolgenden Arbeiten, mit der Disputa beginnend, ist dies umgekehrt. Auf die weiteren Werke hatte der Anblick der erhabenen Ruinen Roms und der Umgang mit den klassisch gebildeten Gelehrten den sichtlichsten Einfluß. Er verläßt die rein religiösen Gegenstände, die überlieferten Typen, aber großartiger wird seine Darstellung, charakteristischer werden seine Formen, kräftiger wird sein Helldunkel; seine Phantasie nimmt einen freiern Erschwung, sich weniger bindend an die strenge Einheit des Gegenstandes. Seine Tapeten, seine Loggien stehen tiefer, weil er hier zum Theil zu einem Nachahmer Michel Angelo'scher Großheit, die ihm versagt war, herabsinkt, aber das Gesagte gilt von den durch seine Schöpfungen gezierten vier Prunkgemächern, Stanzen genannt, insbesondere von der Camera della Segnatura. „Es ist ein einfaches Zimmer, ungefähr 40 bis 50 Fuß lang und 30 breit. Nach oben wölbt es sich in ein Kreuzgewölbe, so daß vier Halbkreise entstehen, die nun die vier Hauptbilder fassen. In ihnen ist dargestellt, wie die Hauptrichtungen der menschlichen Geisteskraft im Dienst der Religion und Kultur das Geschlecht der Menschen durchdringen und zu höherer Vollendung und Vergöttlichung emporführen. Dieser Hauprichtungen sind nun vier: Religion und Theologie, Kunst im weitesten Sinne des Wortes, Philosophie mit Einfluß der Naturwissenschaften und Gerechtigkeit sammt ihrer Wissenschaft. Du siehst, wie hier das Höchste geistiger Tiefe zur sinnlichen Verbildlichung gebracht wird... Das, worin das Faßliche der Religion am meisten zur Sinnlichkeit herabsteigt, ist vor Allem bei der katholischen Lehre von der Transsubstantia-

---

druck und der Komposition des Ganzen, ohne Zweifel den ersten Grund zum Verfall der Kunst gelegt hat.")

D. V.

tion des Abendmahls. Denn in ihm erscheint das Höchste und Tiefste wie in körperlicher Verhüllung. An diesen verhüllten Gott*) knüpft nun Raphael an und stellt das heilige Gefäß mit der Hostie auf einen architektonisch schön aber einfach in der Mitte des Bildes aufgerichteten Altar. Ueber dieser Hostie schwebt der Geist und über ihm ein zarter Wolkenflor. Auf diesem thront in voller himmlischer Glorie, von weißem Gewand umflossen, Christus der Herr, das wunderbarste Christus-Ideal. Zu seiner Rechten sitzt in anbetender Stellung seine jungfräuliche Mutter, zur Linken der ernste und strenge Täufer. Diesem zu beiden Seiten sitzen je sechs heilige, erhabene Männer, als da sind: der Evangelist Joannes, Elias, Paulus, Petrus, David 2c. Ueber diesem ganzen heiligen Kreis schwebt in erhabener aber milder Würde der ewige Vater, den sechs wunderbare und liebliche Engel in kleinerem Kreise umschweben. Unten aber umgibt im größten Halbkreis den heiligen Altar die bewegteste und lebendigste Versammlung: alle großen Väter, Heilige, Theologen, Päpste und Ordensstifter, von Jünglingen und Schülern umgeben. Sie sind theils in heiliges Staunen, theils in tiefes Nachdenken, theils in lebhafteres Besprechen des Wunders versunken. Die Versammlung der Heiligen und Väter ist das Menschlichste am Bild. Hier sind die lebhaftesten Gruppen, die bewegtesten Formen, das Ringen des Geistes, die Sache selbst zu durchdringen. Alles ist in und trotz der höchsten Schönheit Charakter und Individualität. Es geht der Inhalt des Bildes noch über seinen speziellen Gegenstand hinaus: man sieht das tausendjährige Ringen der Menschheit hier in ehrwürdigen Vätern verkörpert, die sich die Tiefe der religiösen Gedanken zur höchsten Klarheit aufhellen wollen. Trotz alledem aber die erhabenste, himmlische Ruhe, der Frieden einer heiligen Kirche, es ist das Harfenspiel, nicht der Kanonendonner des Streits und der wechselseitigen Meinungen. Es mag dies der Grund sein, warum man dies Bild im Ganzen wohl unrichtig disputa genannt hat. In der Gruppe darüber nichts von dieser Bewegung. Hier geht Alles im Vollzug des Wunders und im bewußten Bewundern desselben auf, sowohl der heilige Ernst des Petrus und das scharfsichtige Durchschauen des Paulus wie die süße Schwärmerei des Lieblings des Herrn. Hier ist eine höhere Ruhe, ein tieferer Frie-

*) Man übersehe bei diesen Stellen nicht, daß ein Protestant (Schaden) spricht.

den ausgebreitet, deren Kern aber die Kraft und das Vermögen ist. Etwas noch Höheres ist in der obersten Gruppe, vor Allem in dem ewigen Vater zu finden. Er ist, daß ich so spreche, selbst über die heilige Wandlung erhoben. Er weiß es, daß er Alles in Allem ist, daß er alle Dinge mit seinem kräftigen Wort geschaffen hat und daß Alles wie an Fäden an seinem Willen hängt. Und das wissen auch die Engel, die ihn umgeben. In erhabener göttlicher Trunkenheit fliegen sie auf ihn zu und drücken wie in lieblichen Gestalten das geheime Spiel, den verborgenen Tanz des göttlichen Gedankens aus. Je länger man dies Bild betrachtet, um so mehr wird es dem Beschauer zum Leben, zur Wirklichkeit, und man sieht lebendige, volle Geister vor sich schweben, die wahrhaftig keine Gespenster sind. Mir war es beim längeren Ansehen, als wenn mir aus herrlicher Frühlingsgegend weiche Luft, Wärme und Licht um Wangen und Haare spielten. Doch ich verzichte darauf, den Eindruck des Bildes mit Worten wiederzugeben, und wende mich dem zweiten Gemälde zu, das weniger mystisch und tief und daher dem Wort auch leichter zugänglich ist. Es ist dies die sinnliche Verbildlichung der Kunst und ihres ätherischen Zauberreichs. Dies wird durch den Parnaß der Griechen auf das Lieblichste dargestellt. Auf einem sanften blumigen Hügel sitzt der jugendliche Apollo. Ein Lorbeerkranz schmückt sein jugendliches Haupt, und heiter und fröhlich spielt er auf einer Guitarre ähnlichen Geige. Er ist ganz heitere Begeisterung, die weder in Sturm der Leidenschaft noch in sanfte Thränen ausbricht: Er, der fröhliche Gott aller Dichtung, ist ganz Freudigkeit und stilles Maß, in seiner rhythmischen Genügsamkeit ist jeder Gegensatz aufgehoben, und er ist eben nur ganz selig, weil seine eigene Existenz nur eine zarte Melodie, Gesang, ein liebliches Gedicht ist. Um ihn her schwingen sich zum Theil in jungfräulicher Schwesterlichkeit, leicht und reizend bekleidet, die Musen, theils scheinen sie sich stehend in mächtigem Rhythmus zu bewegen. Was in dem Gott vereint in stiller heiterer Größe erscheint, das geht in ihnen in leichter Trennung sanft auseinander. Bald unterscheidet man die tragische Muse, den Tanz, die Historie, die Musik. Alles aber horcht auf sein Saitenspiel und fühlt sich in seinen Tönen zur schönsten Einheit verbunden. Um diesen herrlichen Mittelpunkt her bewegen sich nun in bunter Mannigfaltigkeit jene Männer und Frauen, die der Gott während ihres Lebens mit seiner Kraft beseelt hat. Hier siehst du

Alles, was durch seine Töne das Menschengeschlecht erregt und erfreut hat: den erhabenen, greisen, blinden Homer, von göttlicher Begeisterung ergriffen, den jugendlichen, stillen und ernsten Virgil, die glühende Sappho, den muthwilligen Boccaccio, den strengen, herben, großartigen Dante, den üppigen und leicht beweglichen, aber auch historisch würdigen Ariost, den schwermüthigen, sentimental-edlen Tasso, sie alle meist, wie der Gott selbst, mit dem dunkeln Lorbeer bekrönt. Man fühlt recht, wie der Ernst heiter und die Schalkhaftigkeit tiefsinnig ist. Aber hier, wie dort in der Darstellung der Religion, die gleiche Dreitheilung, die von dem Gott als Centrum ausgeht und in den von ihm ergriffenen Menschen endet. Hier auf dem Parnaß wie dort in der Theologie gleichsam dasselbe, aber bei der letzteren in die ehrwürdigen Falten des Ernsts und des Tiefsinns gehüllt, bei dem andern Bild aufgeklärt zu der reinen Menschengestalt der Fröhlichkeit und der Wonne"*).

In den Händen eines so großen Meisters konnte die Kunst nicht entarten; er trug jedoch mächtig dazu bei, daß sie sich von den italischen Typen lossagte und an die Stelle der naiven Kompositionen des Mittelalters andere scheinbar großartigere traten, welche jedoch nicht Kraft noch Einheit erhabenen, allgemeinen Begriffen entlehnten. Seine Madonnen übertrafen an Schönheit alles, was jemals in der Darstellung der seligsten Jungfrau die Kunst geleistet; diese Schönheit indeß ist nicht immer diejenige, welche das Gemüth mit friedlicher, von Gott stammender und zu Gott führender Beseligung erfüllt**). Es gereichte auch nicht seinen Bildern zum Vortheile, daß sie so sehr gesucht wurden. Der reiche Kaufmann Chigi zu Siena bestellte ihm unauf-

*) v. Schaden, Briefe aus Italien, a. a. O. D. B.

**) „Es hat dieser Maler sich besonders darin gefallen, die heilige Jungfrau auf das mannigfachste darzustellen, zum Theil in einem ganz entgegengesetzten Sinne. Man könnte eine ganze Reihe aufstellen von der möglichst irdischen Auffassung bis zur höchsten anbetungswürdigen Verklärung und Göttlichkeit. Der Anfang dieser Reihe wäre dann die Maria im Garten, wo sie, wie die eigne Geliebte, ganz nur in irdischer Lieblichkeit gemalt ist; den Beschluß macht die große in Wolken wandelnde Mutter Gottes in Dresden, wo die reinen Formen des ernsten, doch liebeglühenden Gesichts uns an das Ideal der hohen Juno und zugleich auch der strengen Diana erinnern." Schlegel, a. a. O.

D. B.

hörlich neue Arbeiten, und ging in seiner Rücksicht auf den für Frauenschönheit überaus empfänglichen Künstler so weit, eine hübsche Bäckerin, welche, wie er wußte, dessen Herz besaß, in seinen Palast zu nehmen, damit Raphael sie nicht erst aufzusuchen brauche. Diese „Fornarina" ward sein Lieblingsmodell, welches er sehr häufig, auch als Madonna, malte. Leo X übertrug ihm die Oberaufsicht über alle Antiquitäten und verbot, ohne seine Zustimmung irgend einen mit Inschrift versehenen Stein zu bearbeiten; Raphael erhielt dadurch die günstigste Gelegenheit zum gründlichen Studium der Ueberreste des alten Rom und dachte ernstlich an deren Wiederherstellung. Indeß gerieth er auch hiedurch um so mehr von seiner ursprünglichen Kunstrichtung ab und lieferte in der Geschichte der Psyche ein ächtes Werk heidnischer Kunst. Während er früher zu Castiglione gesagt: Ich bediene mich einer gewissen Idee, die meinen Geist einnimmt — reproduzirt er später blos, und den Gesichtszügen seiner Frauen mangelt häufig die Würde, während er umgekehrt dieselbe in so eminentem Sinne seinen Männerköpfen zu verleihen weiß, daß diese fast etwas Uebermenschliches haben. — Von Bestellungen überhäuft, pflegte er viele Staffelbilder nur zu skizziren, ließ sie von seinem Schüler Giulio Romano ausführen und legte dann die vollendende Hand daran, um ihnen den Stempel seines Genius aufzudrücken. Ein solches Bild ward dann von untergeordneten Schülern kopirt und auch an diese Kopien legte er die letzte Hand. Aus diesem Grunde werden dem Raphael so viele Werke zugeschrieben und ist die Herausfindung der Originalbilder so schwierig. Aber welche Kraft der Phantasie, welche Leichtigkeit und Raschheit des Arbeitens mußte dieser einzige Jüngling besitzen, um so vieles zu schaffen, Fresko- und Staffelbilder, zahlreiche Porträte, Cartons für die in Flandern gewebten Teppiche, um dabei noch Baupläne zu zeichnen und Feste zu leiten! Die berühmte Transfiguration war sein letztes Bild; es war noch nicht vollendet, als sein durch übermäßigen Liebesgenuß erschöpfter Körper einem Aderlaß erlag, und dieses großartige Werk begleitete sein Begräbniß, welches ganz Italien in Trauer versetzte.

Der Kunstkritiker und Maler Vasari († 1574) widmet ihm folgenden Nachruf voll tiefster Pietät: „O du glückliche und selige Seele, da ein jeder Mensch gerne von dir redet und deine Thaten rühmt und alle deine Werke bewundert! Wohl mochte,

als dieser edle Künstler starb, auch die Malerei sterben, als er die Augen schloß, auch sie erblinden. Uns nun, die wir nach ihm zurückgeblieben sind, kommt es nur noch zu, die gute oder vielmehr beste Weise, die er uns in Beispielen hinterlassen hat, nachzuahmen und sie, wie es seine Tugend verdient und unsere Pflicht ist, in werthestem und ehrenvollstem Andenken zu erhalten und dasselbe stets durch die Rede zu erneuern. Denn in Wahrheit besitzen wir durch ihn nicht nur die Kunst, die Farbe, die Erfindung, welche vereint zu einer solchen Vollendung, wie sie kaum zu hoffen war, gebracht worden sind; es darf auch niemals irgend ein Geist denken, ihn zu übertreffen. Und außer dieser Wohlthat, welche er der Kunst als wahrer Freund erwiesen hat, unterließ er nicht uns zu zeigen, wie man mit hohen, mittleren und niedern Leuten verkehrt. Und unter seinen seltenen Gaben erblicke ich besonders eine von solchem Werthe, daß ich selbst darüber staune. Denn der Himmel gab ihm die Kraft, bei der Ausübung unserer Kunst eine solche Liebe zu zeigen, daß unsere Künstler — ich sage nicht blos die geringen, sondern auch diejenigen, welche gerne große sein möchten, deren die Kunst bekanntlich unzählbare hervorbringt — daß die Künstler, wenn sie in Gemeinschaft mit Raphael arbeiteten, ganz von selbst zusammenhielten und mit einer solchen Uebereinstimmung, daß alles bösliche Verlangen bei seinem Anblick entwich, und daß ein jeder schlechte und gemeine Gedanke vergessen ward. Eine solche Vereinigung hat niemals zu einer andern Zeit stattgefunden. Und dies geschah, weil sie gefesselt waren durch seine Höflichkeit und seine Kunst, mehr aber durch den Geist seiner guten Natur, die so voll von Adel war und so erfüllt von Liebe, daß Jeder ihm Ehrerbietung beweisen mußte. Man sagt, daß, wenn irgend ein Maler eine Zeichnung bedurfte und ihn, mochte er ihn kennen oder nicht, darum bat, er seine eigene Arbeit unterbrach, um jenem zu helfen. Und immer hatte er eine unzählbare Menge von Künstlern in Arbeit, denen er half, und die er mit derjenigen Liebe unterwies, welche nicht Künstlern, sondern eigenen Söhnen zukömmt. Aus diesem Grunde sah man ihn nie zu Hofe gehen, ohne daß er, wenn er sein Haus verließ, nicht fünfzig Maler, alles tüchtige Künstler, um sich hatte, die ihn, um ihn zu ehren, begleiteten. Ueberhaupt lebte er nicht wie ein Maler, sondern wie ein Fürst. Und deshalb, o Kunst der Malerei, kannst du dich glücklich schätzen, da

du einen Künstler erzeugtest, der dich durch Geschick und Tugend über den Himmel erhob"*).

Man stellt Raphael mit Fug und Recht an die Spitze aller Maler, weil er in sich die Vorzüge und Verdienste aller vereinigte. Es gibt Künstler, die ihn in einzelnen Beziehungen übertreffen, aber keinen, den er nicht in der Zusammenfassung aller Eigenschaften überträfe; denn er besaß Zeichnung, Kolorit, das Geheimniß des Helldunkels, Perspektive, Phantasie, Ausführung und jene Anmuth, die noch reizvoller als die Schönheit. Insbesonders bewundernswürdig ist er in der Kunst, die Besonderheiten des moralischen und physischen Lebens, d. i. die Individualität auszudrücken, ohne daß jemals Harmonie und Einheit darunter zu leiden hätten. Diese Individualisirung verstand er auf alle Altersstufen, auf alle Empfindungsweisen, auf alle Charaktere auszudehnen, wie seine epischen Kompositionen im Vatikan und zu Siena beweisen, und zwar nicht in übertriebenen Situationen, sondern in wohlberechneter Stufenentwicklung. Er verbindet mit der Tiefe eine wundersame Leichtigkeit und Biegsamkeit, zwar nichts leichtfertig behandelnd, sondern mit der Anmuth und Weichheit der Formen die feinste und treffendste geistige Auffassung verbindend, so daß er stets Sinn und Verstand zugleich befriedigt. Von unerschöpflicher Mannigfaltigkeit trifft er für alles und jedes den geeigneten Ausdruck, den rechten Charakter, aber das Pathetische, das Charakteristische weiß er noch besser auszudrücken als das Schöne. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß er durch seine den Verstand befriedigenden, das Herz rührenden Erfindungen seinen Gemälden Leben, seinen Figuren Empfindung, ja Sprache verleiht und daß kein Anderer in solcher Weise die Natur gleichsam auf der That ertappte. Er brachte in seinen Arabesken menschliche und symbolische Figuren an, was bisher bei Arabern und Christen unerhört war; vielleicht kannte er bereits die römischen Malereien, welche man einige Jahre später in den Thermen des Titus entdeckte. Die von ihm in den vatikanischen Loggien eingeführte Pracht ward Vorbild für die Ausschmückung fürstlicher Paläste und lehrte einen geschmackvollern Gebrauch des Luxus. Das Glück, dessen Schooßkind er über-

*) Auch nach Vasari, Braun, Quatremère de Quincy ist das bedeutendste Werk über Raphael von J. D. Passavant, Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi.

haupt war, begünstigte ihn auch darin, daß die Stecherkunst so eben eine große Vervollkommnung erfahren. Marcantonio erkannte als die seiner würdigste Aufgabe, die Werke Raphaels durch seine Meisterhand zu vervielfältigen, so daß dieselben eine rasche Verbreitung fanden.

Wie die andern hervorragenden Künstler seiner Zeit war Raphael auch in der Skulptur und Architektur bewandert. Die prächtigen Bauwerke, welche die Herzoge von Urbino zur Verschönerung ihrer Hauptstadt aufführten, um darin Meisterwerke alter und neuer Kunst zu sammeln, hatten mächtig beigetragen zur Läuterung seines Geschmacks. Der Hintergrund der „Schule von Athen" zeigt eine schöne architektonische Komposition und deren finden sich auch noch in andern Werken. Beim Tode Bramante's ward ihm der Auftrag, den Hof der Loggien im Vatikan zu vollenden; er führte die offenen Gallerien drei Stockwerke hoch und schmückte sie dann mit 52 Darstellungen aus der heiligen Geschichte, nebst Arabesken. In Florenz wurden die Paläste Uguccioni und Pandolfini nach seinen edlen Plänen erbaut; einen höchst eleganten Palast baute er in Rom für das fürstliche Haus Chigi; für sein bestes Bauwerk gilt aber dasjenige, das sich in der Nähe von Sant Andrea della Valle befindet. Zum Baumeister der St. Peterskirche ernannt, wäre von seiner Wirksamkeit Großes zu hoffen gewesen, aber leider ward er zu frühe vom Tode hinweggerafft, um mehr zu hinterlassen, als den einfach großartigen, in allen Theilen überaus harmonischen Plan.

Von seinen zahlreichen Schülern, die er mit Liebe anleitete und welche nach seinem und Leo X Tode die von ihm geschlossene neue Aera der Kunst über ganz Italien verbreiteten, können wir nur einen Einzigen nennen: Giulio Pippi, berühmt unter dem Namen Giulio Romano (1492—1546), nicht nur als Maler, sondern auch als Architekt groß, und in beiden Künsten der vertrauteste Schüler Raphaels, der ihn seine kaum skizzirten Entwürfe ausführen ließ. „Er ist ein Geist von eigenthümlicher Lebendigkeit, Frische, Keckheit und Bewegung und ein wahrhaft großer Künstler in der Zeichnung und Gruppirung, und namentlich gelingt es ihm, alle diese vorzüglichen Eigenschaften zu entfalten, wenn er Szenen antiker Mythologie behandelt. Die Geschichten Amors und Psyches, sowie das herrliche Gemälde der Galatea in der Villa Farnesiana zu Rom von Raphael, kön-

nen so recht als die Ausgangspunkte von Giulio Romano's Kunstentwickelung bezeichnet werden. Aber leider verirrt er sich, je länger Raphael todt ist, um so mehr vom rechten Wege. Die Reinheit seiner Zeichnung wird getrübt, die Leichtigkeit der Komposition wird Leichtfertigkeit, seine Kühnheit Frechheit: — kurz das Maß seines großen Lehrers sowohl in künstlerischer als in sittlicher Beziehung kömmt ihm völlig abhanden, und mit Bedauern sieht man sein großes Talent in den Staub der Gemeinheit herabgezogen. Mantua, wo er nach Raphaels Tod am Hofe seines fürstlichen Gönners und Freundes lebte, ist reich an Werken seiner Hand, darunter sehr vorzügliche. Das Beste (aber auch seine schlechtesten) befindet sich in der Nähe Mantua's in dem von ihm erbauten Palast del Te und stellt in zwei großen Fresken die Hochzeitsfeier Amors und Psychens vor. Es ist im ächtesten Sinne des antiken Basrelief aufgefaßt und mit Raphaelischer Freiheit und Leichtigkeit durchgeführt. Noch besser aber als diese beiden großen Gemälde selbst sind die getuschten Entwürfe zu ihnen in der Villa Albani zu Rom"*). Er besaß die Fruchtbarkeit, die Raschheit, die Wissenschaft Raphaels, aber nicht im selben Grade dessen Ideenreichthum, dessen Korrektheit und edle Symmetrie, dessen Faßlichkeit; in seinen geschichtlichen Bildern verschmolz er mit der Malerei die Poesie, aber dieselbe ist eine heidnische, welche es sogar nicht verschmäht, den Schmutzereien eines Aretino zu Hülfe zu kommen. Als Baukünstler steht er auf einer sehr hohen Stufe.

Michelangelo. 1474—1563.

Michelangelo Buonarotti ist eines jener seltenen Genies, welche die Natur von Zeit zu Zeit hervorbringt, um die unermeßliche Fülle und Kraft des menschlichen Geistes zu zeigen. Zu Caprese im Gebiete von Arezzo geboren, verrieth er schon frühe seinen Beruf zur Kunst, kam in die Schule der berühmtesten florentinischen Maler Domenico und David Ghirlandajo und that sich rasch so hervor, daß letzterer ihm die Verbesserungen vergeben mußte, welche er an dessen Cartons und Skizzen im künstlerischen Eifer vornahm. „Er war ein Gelehrter und selbst in philosophischen Tiefen nicht unerfahren; der Anatomie hat er allein zwölf Jahre seines Lebens gewidmet. Als

*) v. Schaden, a. a. O. D. V.

Architekt hat er zahlreiche Kirchen und Paläste aufgeführt, und die jetzige Peterskirche zu Rom ist mit Ausnahme späterer verunzierender Abänderungen seines Bauplanes sein alleiniges Werk zu nennen. Er selbst hielt die Plastik für seinen eigentlichen Beruf. Sein herrlichstes Werk auf diesem Gebiete ist die Mutter Christi in der Peterskirche, die den Leichnam ihres Sohnes auf dem Schooße hält. Auch ist er in der That der Begründer einer plastischen Schule geworden, zu deren späteren Verirrungen in seinen Werken bereits die Keime zu finden sind. Was er nun aber selbst von sich halten mochte, darüber hat die Geschichte schon längst entschieden, daß er sich den höchsten Ruhm auf dem Gebiet der Malerei erworben hat. Doch log ihm seine innere Stimme insofern nicht, als ein tief plastischer Geist seine großen Malerwerke durchdringt und sich oft in denselben bis zu einer wunderbaren architektonischen Verschlungenheit emporarbeitet. — Es war ein mächtiger und titanischer Geist, der im starkgebauten Körper Michelangelo's lebte und webte. Er glich einem jener Riesen und Gewaltigen, die nach der Ueberlieferung unserer heiligen Urkunden aus der Ehe der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen entsprungen waren. Auch jenen Giganten gleicht er, die Berge auf Berge wälzten, um den Himmel zu stürmen — so thürmt er Menschen auf Menschen. Den Kreis, in welchem sich so zu sagen die menschliche Kunst bewegt, verachtete er. Nur das Unmögliche zog ihn an. Selbst von Raphael pflegte er geringschätzig zu sprechen... Es war die bewußte Kraft des Ungeheuern in dem Manne, die so sprach, und die ihrer Natur nach jene tiefe Anmuth und Grazie der Raphaelischen Kunst als etwas Weichliches und, wie es ihr schien, sogar Weibisches verwerfen mußte. Haßte Michelangelo doch selbst die Kunst der Oelmalerei, da diese mit ihrer Feinheit bis in das kleinste Detail nicht nur herabsteigen kann, sondern sogar muß. Ihm stand allein die freie Kunst der Freskomalerei an, deren Stoff unter der Hand erstarrt und nur durch die lebendige Kraft der Massen und ihrer Gegensätze wirkt. Er fühlte, daß er allein auf einer Höhe stand, deren Werke seine Zeit nicht verstehen konnte, deren Absicht und Bedeutung nur in ihm allein lebte, und die keine andere war, als eine Freiheit der Schöpfung, die sich weit über den Stoff erhebt und eine Großartigkeit erstrebt, die sich mit den Werken der Natur zu wetteifern erkühnt. Daher der Stolz, der Trotz, das Unbeugsame des Mannes... Wo

Michelangelo das Milde, Weiche, Zarte und Sanfte darstellen will, da mißlingt es ihm. Den deutlichsten Beweis hiefür liefern seine im Ganzen seltenen Madonnen, namentlich eine hieher gehörige Gruppe der Uffizien in Florenz. Das Ganze ist kühn und großartig in Bewegung und Gruppirung, aber geradezu ohne allen tiefern Zauber... Er ist ein Künstler großer freier Räume; er muß Platz haben, seine gewaltigen Baumassen von Formen entfalten zu können. In allen nur möglichen Wendungen, Verkürzungen und Perspektiven arbeitet er nach allen drei Dimensionen, und durch die Tiefe, Breite und Höhe seiner Dimensionen nöthigt er das messende Auge, dem Bilde stets den möglichst zurücktretenden Hintergrund zu geben. Ebenso aber wie Michel Angelo seinen Kompositionen eine mächtige architektonische Grundidee der mannigfachsten Verschlingung zu verleihen versteht, so erhebt er auch die einzelne Gestalt zu einem wahrhaften Universum von Linien und Säulen, Wendungen und Stellungen, so daß das Einzelne mit dem Ganzen in die durchgreifendste Harmonie zusammentritt; er braucht daher namentlich den unbekleideten Körper zu der Darstellung großer bildlicher Massen, während die einfachste Bildung isolirter Gestalten auch bei ihm eine großartige Gewandung zuläßt. Jene nothwendige Vorliebe seiner Kunstrichtung zum Unbekleideten hat daher zu dem Unstern Veranlassung gegeben, daß spätere Päpste in die gewaltigen Entfaltungen von Gestaltmassen auf seinem jüngsten Gericht entstellende blaue und rothe Mäntel hineinmalen ließen. Daß er kein Maler des Seelenausdruckes im eigentlichsten Sinne des Wortes ist, geht jetzt wohl aus allem Gesagten hervor. Denn auch auf diesem Punkt ist er Plastiker, ja Architekt. Nicht was aus dem Auge spricht, bestimmt daher seine Physiognomien, die Linien- und Massenverhältnisse bestimmen auch hier Alles. Seine Angesichter sind nur konzentrirtere Leiber und gewinnen daher an Größe und Herrlichkeit, je kolossaler sie werden. Michelangelo ist in der Beziehung auch der einzig vollendete Maler von Gott dem Vater. Der von ihm geschaffene Typus dieser Gestalt ist deshalb auch bis auf den heutigen Tag der stehende geblieben, und selbst Raphael hat sich demselben wohl oder übel anbequemen müssen. Kurz, Michelangelo meißelt auch mit dem Pinsel Skulpturwerke, baut auch mit dem Pinsel Paläste und Kirchen. Aus dieser fundamentalen Eigenschaft seiner Kunst stammen alle großartigen, unglaublichen Vorzüge seiner Riesenwerke; aus ihr rühren auch

seine Mängel her, die er aber nur dann an sich erkennen läßt, wenn er das geradezu Unmögliche zur Verwirklichung nöthigen will"*).

Bereits hatten Brunelleschi, Leon Battista Alberti, Bramante die Architektur in bessere Bahnen gelenkt, mit Lorenzo Ghiberti und Donatello hatte die Skulptur bewundernswerthe Werke gebracht; Masaccio wäre ein Raphael geworden bei längerem Leben. Michelangelo aber fühlte in sich die Kraft, die drei Künste zugleich zu umfassen; und in der That hätte er seine Zeitgenossen und die Alten überflügelt, wenn er die klassische Vollendung mit dem Studium des Wahren und der Tiefe des Gefühls vereint hätte. Der Verkehr mit Lorenzo de Medici und den Gelehrten und Schöngeistern seines Hofes, sowie die genaue Bekanntschaft mit allen an Meisterwerken so reichen Sammlungen, weihten ihn in die Geheimnisse der antiken Kunst ein. Aber seine von Thatkraft ganz erfüllte Seele vermochte die von der Kunst gesetzten Schranken nicht zu ertragen, kaum die der Materie überhaupt. — Die neu ausgegrabenen antiken Skulpturwerke, wie den Torso, den farnesischen Herkules, den Laokoon mit den modernen Bildwerken vergleichend, erschien ihm die Ruhe der letztern Ausdruckslosigkeit; um nun Bewegung und Leben dem Marmor verleihen zu können, warf er sich mit Eifer auf das Studium des Nackten und der Anatomie. Die ihm vorausgegangenen Künstler waren mit einer gewissen Schüchternheit verfahren und hatten, um vor Uebertreibung sich zu bewahren, in der Zeichnung die Gränze, welche zwischen dem Schicklichen, Konventionellen und dem Außerordentlichen, Erstaunlichen gezogen ist, nicht überschritten, in der Anatomie nur das Mittel gesucht, von den Bewegungen Rechenschaft zu geben, in der Architektur die Vereinigung von Kraft und Korrektheit als das höchste Ziel erstrebt. Michelangelo aber unternahm kühn Wagnisse, die nur dem Genie erlaubt sind. Er sprach aus, daß „derjenige, der durch sich selber nichts Gutes zu leisten vermag, auch was Andere gemacht nicht gehörig zu benutzen versteht; und um derjenigen zu spotten, die nur für die Antike Lob hatten, schuf er einen schlummernden Cupido und vergrub ihn an dem Orte, wo man die Nachgrabungen vorzunehmen pflegte. Die Statue ward gefunden, bewundert, hochgepriesen, bis er sie als

*) v. Schaden, a. a. O. D. V.

sein Werk bezeichnete. Er war damals ein zwanzigjähriger Jüngling! Die Bewunderung, welche ihn umgab, die großen Aufgaben, die ihm gestellt wurden, erhöhten mächtig sein Selbstvertrauen. Zu Florenz schuf er aus einem von Simon da Fiesole schon in Angriff genommenen Marmor den David im alten Palaste. Nach der Vertreibung der Medici fand er Aufnahme bei dem Prior von Santo Spirito, bis er nach Rom gerufen wurde, um seine berühmtesten Werke auszuführen. Aber, obgleich von Allen hochgepriesen, ward er hier plötzlich von Muthlosigkeit und von einem solchen Mißtrauen gegen sich und die Kunst erfaßt, daß er Meißel und Pinsel bei Seite warf und in die Einsamkeit floh, nur die Bibel und den Dante mit sich nehmend und in traurigen Versen seine Klagen ergießend. Da gab ihm Julius II sein Selbstvertrauen wieder, indem er ihm den Entwurf zu einem Mausoleum übertrug. Es sollte dies ein Werk werden würdig des Geistes dessen, der es errichten ließ, und des zu dessen Ausführung erwählten Künstlers, ein imponirendes, von allen Seiten frei den Blicken sich darbietendes Monument großartiger Architektur, geschmückt mit 40 Bildsäulen, unter welchen der Moses sich befinden sollte*). Der Geiz der Erben des Papstes**) oder

*) Die Beschreibungen stimmen nicht überein. Das Mausoleum sollte 18 Palmen lang und 12 Palmen breit werden und isolirt stehen. Von Außen sollte ringsum eine Reihe von Nischen laufen, getrennt durch Termen, die auf ihren Häuptern den ersten Karnieß trugen; in jeder Nische sollte sich ein gefesselter Gefangener befinden, mit den Füßen ruhend auf dem Vorsprung eines Unterbaues. Diese Gefangenen stellten die Provinzen des Kirchenstaats vor. Andere Statuen, gleichfalls gefesselt, verbildlichten die Tugenden und Künste, dem Tode unterworfen gleich dem Papste, der ihnen zugethan gewesen. An den Ecken des ersten Karnieß erhoben sich vier große Bildsäulen: das thätige, das beschauliche Leben, St. Paulus, Moses. Ueber dem Karnieß sollte bei abnehmendem Umfang eine Fries aus Erz, mit historischen Darstellungen, Kindergestalten und sonstigen Ornamenten sich befinden und darüber sich der Gipfel erheben mit zwei Statuen, die eine, der Himmel, einen Sarg auf dem Rücken und lächelnd, weil die Seele des Papstes in den Ort der Herrlichkeit eingegangen, die andere, Cibele, Göttin der Erde, gleichfalls mit einem Sarkophag, aber weinend über den erlittenen Verlust. Die Ein- und Ausgänge sollten sich an den Spitzen der Vierung des Bau's, zwischen den Nischen befinden und das Innere einen ovalen Tempel bilden, um die sterblichen Reste des Papstes aufzunehmen.

**) Diese hatten ihm jedoch den Preis von 16,000 Dukaten stipulirt, wie Gaye, II, beweist.

anderwärtige Beschäftigungen des Künstlers waren Ursache, daß dieses Werk, welches seines Gleichen nicht würde gehabt haben, nicht ausgeführt ward; was davon zu Stande kam, bewundert man in San Pietro in Vincoli, an die Mauer gelehnt. Indessen erregte der junge Künstler auch den Neid seiner ältern Genossen und diese suchten ihn beim Papste in Mißkredit zu bringen; als aber Julius II ihn eines Tages im Vorzimmer warten ließ, entfernte er sich, nachdem er dem Thürsteher gesagt: wenn der heil. Vater nach mir fragt, so sagt ihm, ich sei anderswohin gegangen. In der That kehrte er alsbald nach Toskana zurück. Der Papst schickte ihm in aller Eile Boten nach, schrieb ihm wiederholt, richtete an die Signoria von Florenz drohende Breven — alles vergeblich. Er hatte zu Florenz die Kartons zu einer großen Darstellung des Pisanischen Krieges zu entwerfen begonnen, welche ihm den Ruf des größten Zeichners verschafften und von allen zeitgenössischen Künstlern eifrig studirt wurden. Nach Vollendung dieser Arbeit gedachte er, wie er äußerte, nach Konstantinopel zu gehen, um einem Rufe des Großherrn zu folgen, der von ihm eine Brücke zwischen Byzanz und Pera gebaut haben wollte. Endlich ließ er sich herbei, nach Rom zurückzukehren, wo der Papst seine Statue für Bologna von ihm fertigen ließ. Er legte darin einen so furchtbaren Ausdruck der Majestät und Kraft, daß Julius ihn fragte: segnet oder flucht sie? Bei einem Aufstande ward sie von den Bolognesen zerstört und Alfonso v. Este ließ sich aus den Stücken eine Kanone gießen.

Man sagt, Bramante habe, um Michelangelo zu demüthigen, im Papste die Idee angeregt, durch ihn die Kuppel der Sixtinischen Kapelle malen zu lassen. Als seine Weigerungen, dieser Aufgabe sich zu unterziehen, vergeblich blieben, zog er sich in die strengste Einsamkeit zurück. „Statt die Farbenmischungen, die gewöhnlichen Vorbereitungen und die sonstigen nothwendigen Dinge von Andern vornehmen zu lassen, that er Alles selber, und zerstieß sogar selber die Farben, um sich den Gehülfen und Handlangern nicht anvertrauen zu müssen" *). Wenn er dann bei der Arbeit den ehrenvollen, aber zerstreuenden Besuchen des Papstes nicht ausweichen konnte, ließ er bald ein Brett zu seinen Füßen hinfallen, bald hüllte er ihn in eine Staubwolke ein, und schob alles dies auf den leidigen Zufall. Fragte ihn der ungeduldige Papst: Wann

*) Varchi.

wirst du fertig sein? so antwortete er: Sobald ich kann. Das großartige Werk, ein Gegenstand des Staunens für die Welt, der Verzweiflung für seine Nebenbuhler, ward in 22 Monaten vollendet. Diese Fresken sind das Meisterwerk seines Pinsels. „Die Deckengemälde sind durch eine weitschichtige Architektur-Malerei zu einem organischen Ganzen verbunden. Das Großartigste sind unstreitig die zwischen den Fenstern befindlichen Gestalten von Propheten und Sibyllen, die keinen Gemälden, sondern wahrhaft erhabenen Geistererscheinungen gleichen. Und doch sind sie so fest und umrissen dargestellt, wie aus Marmor gehauen. Als nächstes schließt sich an sie an die Schöpfung von Sonne und Mond und die Erschaffung des Menschen. In ein weites, rothes, hochaufgeblähtes Gewand gekleidet, schwebt nicht, nein stürmt Gott Vater einher. Es ist der olympische Zeus mit sich sträubenden gewaltigen Locken und fliegendem Barte in leidenschaftlicher Bewegung. Die Arme sind weit ausgebreitet, und vor den geöffneten Händen stehen, wie aus ihnen hervorgeschleudert, die Gestirne der Nacht und des Tages am dunkeln Himmel. Um sie und den Schöpfer ziehen sich in mächtigen Bogen die Zeichen des Thierkreises. Aehnlich ist der Schöpfer gebildet da, wo er den Menschen aus dem Nichts ins Dasein ruft. Nur ist er von mächtigen Engeln umgeben, und der rechte Arm weit vorgestreckt. Ihm gegenüber sitzt aufgerichteten Leibes, wie aus tiefem Schlaf erwacht, der jugendliche Mensch, der Erstling der Geschichte, und auch er streckt den Arm gegen den daherbrausenden Gott. Die Finger berühren sich fast: es ist, als wenn der lebende Funke soeben aus dem Gott in das Geschöpf übergesprungen wäre. Es hat Idealisten gegeben, deren Gefühl sich gegen jede Abbildung der unsichtbaren Gottheit sträubte. Sie hatten Recht, insofern die Schwäche sich an ein solches Unternehmen wagt. Vor den geschilderten Gottesdarstellungen Michelangelo's verstummt jeder Einwurf" *).

Er zählte 60 Jahre, als Paul III in Begleitung von zehn Cardinälen in seiner Wohnung erschien, um ihn zu bitten, eine Wand in der nämlichen Kapelle zu malen. Er unternahm es; da er aber vom Gerüste fiel und ein Bein brach, überkam ihn abermals Entmuthigung und er machte sich auf den Tod gefaßt. Indeß überstand er auch diese Krisis und er schuf binnen acht

*) v. Schaden, a. a. O. D. B.

Jahren auf der hintern Altarwand sein kühnstes, kolossalstes Werk: „das jüngste Gericht"; so daß in einem und demselben Kapellenraume sein Pinsel die beiden äußersten Endpunkte der Menschengeschichte dargestellt hat. „Oben, etwas nach Rechts hin thront der richtende Christus. Mit dem Ausdrucke erschreckender Majestät hat er die eine Hand erhoben, wie um mit ihr die Gottlosen und Verdammten, denen sein Gesicht zugewandt ist, zu zerschmettern. Zitternd, vor dem eigenen Sohne bebend, schmiegt sich, zur Hälfte sich verhüllend, Maria an die Seite des Richters, das Auge den Seligen zugekehrt, um sich an ihrem Anblicke aufzurichten. Um beide her thronen die Väter, Propheten, Apostel und Märtyrer, und Engel bringen die Marterwerkzeuge herbei, gleichsam als sprechende Beweise gegen die Verdammten. Unter Christus ist eine Gruppe grandioser Engelgestalten, die mit geblähten Wangen in Posaunen stoßen und den Gerichtstag verkünden. Links von Christus stürzen nun die Verdammten zur Hölle, von entsetzlichen Teufeln an sich gerissen, und von gewappneten ernsten Engeln von Oben nach Unten gedrängt: ein Chaos verschlungener und doch kühn und gewaltig geordneter Gestalten. Unter ihnen ist der Lethestrom mit dem Nachen Charons, der mit hochgeschwungenem Ruder die Zögernden in sein Fahrzeug treibt. Rechts von dieser Gruppe dehnt sich das weite Feld der Todten, viele haben sich schon aus dem Boden emporgerungen, andere wollen sich ihm eben entschwingen, wieder andere tauchen noch wie halbe Gerippe aus ihm hervor. Ueber ihnen zur Rechten heben sich anfänglich noch schwer und mühsam die erretteten Seligen empor, je höher sie aber kommen, desto leichter und freier sind sie. Aber alle ihre Physiognomien drücken einen tiefen und erstaunenden Ernst aus, der nur bei den höchst Gekommenen einen Anflug von himmlischer Heiterkeit gewinnt. Unter ihnen befindet sich der Sänger des Paradieses, der Hölle und des Fegfeuers, der göttliche Dante, der von allen großen Bildnern der mittleren wie der neuesten Zeit verehrteste Name. Es geht ein tiefes Entsetzen durch dies erhabene Werk. Nicht nur die Verdammten beben: die Seligen, ja selbst der Himmel glaubt kaum sicher zu sein vor dem Arme des Richters. Es ist jener wolkige, finstere, furchtbare Tag des Herrn, vor dem, wie die Schrift sagt, Niemand bestehen mag. Nur Michelangelo selbst ist es, dem in diesem entsetzlichen Augenblicke wohl ist. Erst das, wovor der

Gedanke aller Andern zurückschreckt, erst das vermag jene Riesen-Phantasie zu befriedigen und auszufüllen" *).

Gleich wie Phidias sich an Homer und den pontischen Ueberlieferungen seiner Zeit begeistert hatte, schöpfte Michelangelo seine Inspirationen aus der Bibel und aus Dante. Aber dieser erheitert nach den Schrecken der Hölle mit dem ewigen Lächeln und der unendlichen Milde des Himmels: Michelangelo dagegen ordnet alles den materiellen Anforderungen der Zeichnung unter; er stellt das Nackte, das Anatomische vor Augen, ohne auf Schamhaftigkeit und Schicklichkeit zu achten. Und wer über Paul IV entrüstet ist, weil er von Daniele di Volterra die Nudidäten in der Sixtina zudecken ließ, muß wissen, daß sogar Aretin diese unschuldige Harmlosigkeit des 16. Jahrhunderts zu stark fand **). Bei Michelangelo, einem so edlen erhabenen Genie,

---

*) v. Schaden, a. a. O. D. B.

**) Sein Schreiben an Michelangelo, halb ernst, halb scherzhaft, lautet in der Mittheilung von Gaye etwas verschieden von der Version in der Korrespondenz des Aretin. Wir lassen dasselbe im Original folgen:

„A Michelangelo, a Roma.

Signor mio, nel vedere lo schizzo intiero di tutto il vostro di del giudicio, ho fornito di conoscere la illustre gratia di Rafaello ne la grata bellezza de la inventione. Intanto io, come battezzato, mi vergogno de la licentia si illecita a lo spirito, che havete preso ne lo esprimere i concetti, u'si risolve il fine, al quale aspira ogni senso de la veracissima credenca nostra. Adunque quel Michelagnolo stupendo in la fama, quel Michelagnolo notabile in la prudentia, quel Michelagnolo ammirando, ha voluto mostrare a le genti non meno impietà di irreligione, che perfettion di pittura? E possibile che voi, che, per essere divino, non degnate il consortio degli huomini, haviate ciò fatto nel maggior tempio di Dio, sopra il primo altare di Giesù, ne la più gran cappella del mondo, dove i gran cardini della Chiesa, dove i sacerdoti riverendi, dove il vicario di Christo con ceremonie cattoliche, con ordini sacri, e con orationi divine cenfessano, contemplano et adorano il suo corpo, il suo sangue e la sua carne? Se non fusse cosa nefanda lo introdurre de la similitudine, mi vanterei di bontade nel trattato de la Manna, preponendo il savio mio avvedimento a la indiscreta vostra conscienza, avvenga che io in materia lasciva et impudica non pure uso parole avertite e costumate, ma favello con detti irreprensibili e casti; e voi nel suggetto di sì alta historia mostrate gli angeli e i santi, questi senza veruna terrena honestà, e quegli privi d'ogni celeste ornamento. Ecco i Gentili ne lo iscolpire non dico Diana vestita, ma nel formare Venere ignuda, le

beweist sie, wie sehr damals die Kunst von heidnischen Ideen durchsäuert war.

Wenn es wahr ist, daß Raphael die großartigere freiere Manier seiner letzten Periode dem Studium der Werke Michelangelo's verdankte, so wäre dies der umgekehrte Fall wie mit Dante, welcher von Virgil, „seinem Lehrer und Urheber", nicht die feine und glatte Ausführung lernte. Während Raphael an seinem Genie zweifelt, sich in die Weisen verschiedener Meister fügt und seiner ursprünglichen Anmuth nicht verlustig geht, selbst da, wo er das Kräftige und Theatralische versucht, wirft Michelangelo alle anerkannten Begriffe des Schönen über den Haufen und macht die Gränzen der Kunst ungewiß, willkürlich. Wir denken uns gerne diese beiden großen Männer, wie sie auf zwei der Meisterwerke im Vatikan, der eine auf den Torso, der andere auf den Apollo, ihre Blicke richten, und Raphael dem letztern den korrekten Ausdruck einer mehr als menschlichen Schönheit, Michelangelo dem erstern die Kraft des Gliederbau's, das Relief und Spiel der Muskeln entlehnt, so daß der Ausdruck, welcher bisher sich auf die Züge des Gesichts beschränkte, sich über die ganze Gestalt verbreitet: Handlung, Bewegung ist der beständige Charakter aller Schöpfungen Michelangelo's; seine

---

fanno ricoprir con la mano le parti che non si scoprono; e chi pur è christiano, per più stimare l'arte che la fede, tiene per reale ispettacolo tanto il decoro non osservato ne i martiri e ne le vergini, quanto il gesto del rapito per i membri genitali, che anco serrarebbe gli occhi il postribolo per non mirarlo. In un bagno delitioso, non in un choro supremo si conveniva il far vostro. Onde saria men vitio che voi non credeste, che in tal modo credendo, iscemare la credenza in altrui. Ma sino a qui la eccellenza di sì temerarie maraviglie non rimane impunita, poichè il miracolo di loro istesse è morte de la vostra laude. Sì che risuscitatele il nome col far de fiamme di fuoco le vergogne de i dannati, et quelle de'beati di raggi di sole; o imitate la modestia fiorentina, la quale sotto alcune foglie auree sotterra quelle del suo bel colosso, et pure è posto in piazza publica et non in luogo sacrato... Ma conciosiachè le nostre anime han più bisogno de lo affetto de la devotione, che de la vivacità del disegno, inspiri Idio la santità di Paolo, come inspirò la beatitudine di Gregorio, il quale volse imprima disornar Roma de le superbe statue degli idoli, che torre, bontà loro, la riverentia a l'humil imagini de i santi...

Di novembre, in Vinetia MDLXV.

Servitor l'Aretino."

Farben sogar sind so lebhaft, seine Umrisse so fest und scharf, als sollten sie alle in Marmor gemeißelt werden. Wer die Geheimnisse der Kunst und die gewaltige Besiegung materieller Schwierigkeiten sucht, wird Michelangelo's Werke von staunender Bewunderung ergriffen betrachten, wer aber der Richtigkeit, dem Vernunftgemäßen den ersten Anspruch zugesteht, wird nicht ganz einverstanden sein mit dieser Phantasie ohne Regel und Schranke, dieser übertriebenen Großartigkeit, dieser in Allem, in Dämonen wie in Heiligen, gleich stark ausgeprägten Kräftigkeit, wird viel Gemachtes, viel Ostentation entdecken — namentlich in den nicht selten gewaltsamen Stellungen der Figuren, die an einen durch eine noch größere Kraft gefesselten mächtigen Willen erinnern — so daß die Bewunderung der meisterhaften Ausführung nicht immer die Empfindung aufkommen läßt. Indeß wer wollte läugnen, daß Alles groß wird unter seiner Hand und daß man bei ihm stets Erhabenheit des Gedankens, Großartigkeit der Formen, Größe der Ausführung, Fülle und Pracht der Entwürfe und Mannigfaltigkeit des Nebensächlichen vereint findet mit Tiefe und Einfachheit? Natürlich ist, daß der Mißbrauch der Abstraktion dem Sinn für das reine, korrekte Schöne Eintrag thut; aber man darf doch nicht den Meister verantwortlich machen für die Uebertreibungen der Nachahmer. Es kommt wenig darauf an, in der Mosesstatue den herrlichen Arm zu bewundern, oder den überkünstelten Bart, die zu derbe Muskulatur, die nicht historische Gewandung zu tadeln; auch der Erinnerung bedarf's nicht, daß dieses Standbild einen Bestandtheil einer großen Gruppe bildet und für eine, von ihrer gegenwärtigen weit verschiedene Stelle berechnet war: darauf nur kommt es an und so viel ist unbestreitbar, daß hinsichtlich des Ausdrucks der Treue und der Ehrwürdigkeit im Antlitz dieser Statue nichts gleich kommt von allen bekannten Skulpturwerken des Alterthums.

Bramante. 1444—1514.

Ein neues Feld erschloß sich ihm in der Architektur. Wir nannten bereits früher unter den Wiederherstellern des guten Geschmacks den Bramante Lazari von Urbino und bezeichneten die Werke, welche er in der Lombardei ausführte. Der Gothik die Unabhängigkeit, das kühne schlanke Aufstreben, die Gewölbkonstruktion, den Klassikern die regelmäßige, die Formen hervorhebende und begleitende, aber nicht überdeckende Ornamen-

tik, sowie die weise Wahl der Verhältnisse, durch welche das einfachste Bauwerk Bedeutung erhält, entlehnend — besteht das Charakteristische seiner Weise eben in der Verschmelzung des Antiken mit dem Modernen. Von Julius II zur Verwirklichung seiner großartigen Entwürfe nach Rom berufen, lehrten ihn die Trümmer der Villa Adriana und die alten Ueberreste Campaniens eine vor ihm noch nicht erreichte Strenge des Geschmacks, sowie von der Schüchternheit wie von der Trockenheit sich loszusagen. Serlio nennt ihn „Erfinder und Leuchte der guten und wahrhaften Baukunst", und nach Michelangelo war er „so befähigt und kühn wie je ein Anderer seit den Alten". Aber er hat auch gewagt, noch mehr als die Alten die Vorbilder des Mittelalters zu schätzen und die heiligen Gestalten nicht durch Symbole und Allegorien zu ersetzen!

Die St. Peterskirche.

Die St. Peterskirche stellt in sich die Geschichte der Künste dar, deren Meisterwerk sie bleibt, trotz ihrer Mängel. Ursprünglich von Constantin erbaut nach dem Muster von St. Johann im Lateran und von St. Paul, erinnerte sie mit ihrem quadratförmigen Atrium an die prachtvollsten alten Basiliken. Im Innern befanden sich fünf Schiffe und die Säulen blos der mittleren derselben trugen ein Architrav. Die Backsteinmauern hatten 6 bis 8 Palmen Dicke, der Fußboden bestand aus runden und viereckten Marmorplatten von verschiedener Größe und Farbe, die Fenster hatten buntgemalte Glasscheiben in bronzenen Rahmen. Die Hauptpforte hatte bronzene Flügel, die irgend einem Tempel entnommen waren. Dieser ursprüngliche Bau ward späterhin umgestaltet und erhielt Altäre, Denkmäler von verschiedenartiger Form und Bestimmung, Oratorien, Sakristeien, Kapellen; auch eine Bibliothek, Klöster, Mausoleen von mannigfaltigem Styl, je nach den Fortschritten der Kunst, wurden hinzugefügt, und zwar von der Zeit an, wo im 4. Jahrhundert Proba ihrem Gemahl, dem Präfekten der Prätur Probus Anicius daselbst einen kleinen Tempel errichtete, bis auf Leon Battista Alberti. Ebenso verhielt sich's mit den Malereien und Mosaiken sowohl im Innern als an der Façade, auf deren Spitze sich ein marmornes Kreuz erhob, dessen Fuß umgeben war von dem sitzenden Heiland, der h. Jungfrau zur Rechten, dem h. Petrus zur

Linken, etwas tiefer Gregor IX kniend und an den vier Seiten den vier symbolischen Thieren.

Drei großartig denkende Päpste faßten den Plan zur Erneuerung dieser baufällig gewordenen Kirche in einer Weise, daß sie alle von den Herren der Welt ringsum aufgeführten Werke verdunkeln sollte. Nicolaus V hatte die Idee, den Vatikan zu einem grandiosen Palaste zu erweitern, wo alle Cardinäle hätten Raum finden sollen, um, gleichsam als beständiges Conzil, stets in der Nähe des Papstes zu sein; hier sollten alle Uffizien der Kurie vereinigt sein, ein weiter Raum für das Konklave, ein anderer noch großartigerer Saal für die Krönung, prächtige Gemächer für die besuchenden Fürsten sich befinden. Der Hügel, ganz mit Gebäuden bedeckt, sollte mit der Stadt durch Säulenhallen mit Verkaufsläden verbunden werden, Gärten, Fontainen, Kapellen, Bibliotheken hätten das Ganze vervollständigt. Der Tod dieses Papstes ließ das Projekt, wozu Nicolo Rossellini die Pläne geliefert, unausgeführt. Der Plan, welchen Alberti für die Kirche entwarf, ist nur durch die Beschreibung Bonanni's bekannt geworden.

Als es sich um die Stelle für das Mausoleum handelte, welches Michelangelo für Julius II errichten sollte, schlug jener die Ausführung der von Rossellini für den obern Theil der alten Vatikanischen Basilika bestimmten Tribune vor und meinte, 100,000 Scudi würden dafür genügen. „Zweimal Hunderttausend, wenn nöthig", erwiderte der Papst, und man begann sich damit zu beschäftigen. Und wie ein Plan den andern hervorruft, fühlte nun dieser für alles Große eingenommene Papst das Verlangen in sich entstehen, den berühmten Künstlern, die ihn umgaben, eine ihrer würdige Aufgabe mit dem Neubau von St. Peter zu stellen. Bramante trug mit seinen Plänen den Sieg davon über seine Mitbewerber, aber seine Zeichnungen sind verloren gegangen mit Ausnahme der von Raphael aufgenommenen und von Serlio seiner Abhandlung einverleibten. Diese Zeichnung stellt eine vollkommene Einheit, eine anmuthige Harmonie der Formen und Theile dar, und nach diesem Plane ausgeführt, würde die Kirche größer erschienen sein, als sie in der Wirklichkeit ist, während sie jetzt die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. Er stellte ein Peristyl von drei Säulenreihen Tiefe voran; das Innere hätte ein in drei Halbrotunden auslaufendes

lateinisches Kreuz gebildet, das Ganze überragt von der riesigen Kuppel.

Das Verdienst der großen, obgleich nicht ausgeführten Idee gebührt daher dem Bramante. Als die Arbeiten begonnen hatten, zeigten sich aber bald die Folgen der Uebereilung — denn Julius II konnte nicht rasch genug vollendet sehen, was er unternommen — in drohenden Rissen, und die Stützen, durch welche Michelangelo die zu schwachen Pfeiler verstärken mußte, störten die ganze Oekonomie des Baues. Nach dem Tode Julius II und Bramante's, und nachdem auch Sangallo, Fra Giocondo und Raphael, denen Leo X nacheinander die Leitung übergeben hatte, gestorben waren, erhielten dieselbe Antonio Picconi und Baldassare Peruzzi.

Der Letztgenannte (1481—1536) hatte als frühverwaister Sohn eines florentinischen Verbannten in der Jugend sich kümmerlich durchzuschlagen mit dem Kopiren von Gemälden. Ein Künstler nahm ihn mit sich nach Rom, um ihm bei den Malereien im Vatikan zu helfen; aber mit dem Tode des Papstes verlor er diese Beschäftigung. Er erwarb sich Ruhm als Freskomaler und arbeitete mit Cesare da Sesto. Von einem reichen Gönner unterstützt, gewann er die nöthige Muße, um die architektonische Malerei und die Perspektive für die theatralischen Szenen zu vervollkommnen, und in dieser Hinsicht arbeitete er mit besonderer Auszeichnung für die Feste des Giuliano dé Medici. Unglücklich während seines ganzen Lebens war er es auch noch darin, daß alle jene Werke des Augenblicks verloren gegangen sind. Man kann sich jedoch einen Begriff davon machen nach seinen architektonischen Verzierungen in der Farnesinischen Gallerie, wo die Reliefs so täuschend gemalt sind, daß selbst Tizian sie dem Augenschein nach anfänglich für echt hielt*). Der kleine zierliche Palast, worin sich die Farnesina befindet — „nicht aufgemauert, sondern wahrhaft geboren", wie Vasari sich ausdrückt — ist selber ein Werk Peruzzi's. Er leitete die Befestigung Roms unter Clemens VII, ward bei der Plünderung der Stadt arg mißhandelt, weigerte sich, dem Papste bei der Belagerung von Florenz beizustehen, versöhnte sich in-

*) Dieses Genre war damals gebräuchlich. Man zeichnete die Umrisse auf den weichen Mörtel und schattirte sie darauf mit Thon, Kohle und zerstoßenem Travertin.

dessen wieder mit ihm und ward von ihm zu bedeutenden architektonischen Arbeiten verwendet.

Sangallo hatte für den Vatikan einen Plan entworfen, der alle Bauwerke des alten Roms in Kontribution setzte und dessen Vollendung gar nicht abzusehen gewesen wäre. Der Plan Peruzzi's ist uns von Serlio erhalten worden: es ist ein griechisches Kreuz, mit vier Halbzirkeln an den Endpunkten, über welchen sich vier Glockenthürme erheben; zwischen diesen befindet sich die Sakristei; in jedem Halbzirkel eröffnet sich eine Pforte nach den vier Himmelsgegenden, so daß der Blick jedes Eintretenden auf den in der Mitte unter der Kuppel befindlichen Altar gefallen wäre. Dieser Plan ist schön und harmonisch, aber es fehlt ihm an Kühnheit und Lebendigkeit, Eigenschaften, deren Peruzzi gebrach; sein Talent eignete sich mehr zum Entwerfen kleiner Paläste und zierlicher Façaden.

Paul III beschloß die Fortsetzung des Bau's von St. Peter und übergab denselben im Jahr 1546 dem Michelangelo, der daran fast siebenzehn seiner letzten Lebensjahre wandte. Die Architektur war für ihn kein neues Studium. Mit 40 Jahren hatte er die Sakristei von San Lorenzo in Florenz entworfen, die Grabkapelle der Medici, majestätisch in ihren großen Massen, aber im Einzelnen mit manchen Fehlern und zuweilen dürftig. Auch zur laurentianischen Bibliothek hatte er den Plan geliefert, wo er jedoch durch zu viele nothwendige Rücksichten behindert worden. Zu Rom krönte er den von Sangallo entworfenen Farnesischen Palast mit dem schönsten Karnieß, den man kennt, nächst dem des Cronica zu Florenz. Von Pius IV mit dem Bau einer Kirche über den Thermen des Diocletian betraut, verwendete er die antiken Ueberreste mit einer Ehrfurcht, an welcher die späteren Architekten dieser Kirche sich nicht ein Beispiel zu nehmen wußten. Er nahm auf dem Kapitol sehr glückliche Restaurationsarbeiten vor und stellte die Reiterstatue Marc Aurels auf der Esplanade auf, wo er die beiden Palastflügel ausführte; auch begann er den Palast des Senators, der sodann von Giacomo della Porta und Rainaldi mit unglücklichen Veränderungen ausgebaut wurde. Er erfand hier das jonische Kapitäl mit der Schnecke von Außen, in Folge jenes Verlangens nach Originalität, das ihn in den Einzelheiten unkorrekt und zu geneigt zu nicht hinreichend motivirten Neuerungen machte. So entstand u. A. bei der Porta via die unglückliche Mischung von

Klassischem und Modernem, deren Nachahmung so viel Wunderliches zu Tage förderte. Thatsache bleibt, daß er den kolossalen Styl neu schuf und in der Ganzheit des Bauwerkes die Einheitlichkeit der Ordnung und des Planes festhielt. Da aber die antike Weise nicht mehr in Uebereinstimmung mit den Bedürfnissen und Ideen war, ward sie zu etwas Konventionellem; begreiflich kam man dann dazu, auch andere Gattungen des conventionell Schönen aufzusuchen, und so entstand das Baroke in den Künsten wie die Wortspiele (concetti) in der Poesie.

Mit 72 Jahren, wo die meisten Menschen nur noch vegetiren, und das Gedächtniß schwindet, unternahm er die Bedachung von St. Peter. Sein Alter und noch mehr sein Charakter bewahrten ihn davor, daß er, wie die Andern, das Unternehmen in die Länge zu ziehen suchte; er wies die ihm angebotenen 1600 Zechinen zurück, und während ein überaus komplizirtes Modell von Sangallo 5184 Scudi gekostet hatte, vollendete er das seinige in 15 Tagen und mit 25 Scudi, die kostspieligen Details beseitigend und dafür Erhabenheit, Größe, Leichtigkeit in höherem Grade erlangend. Er adoptirte das griechische Kreuz in korinthischem Style von Innen und Außen, nur mit Einer Ordnung und mit größtmöglicher Einheit. Der Papst gestattete ihm jede Veränderung vorzunehmen, vorausgesetzt, daß der Plan nicht umgestaltet werde. Ueber alle Kabale und Ränke siegreich und die Verläumdung durch Verachtung zum Schweigen zwingend, förderte er alle Theile des Werkes zu gleicher Zeit. Die Kuppel sollte dessen Hauptheil sein und der Blick von den vier Armen des Kreuzes auf sie hin gezogen werden; gleicherweise zeigt der großartige Säulenstuhl, auf welchen er das ganze Gebäude stellte, was die Façade geworden wäre, hätten seine Nachfolger dieselbe nicht verdorben!

„Als er das hohe Alter von 89 Jahren erreicht hatte, fühlte er, daß sein Ende nahe sei*). Er bereitete sich daher auf den Tod vor. Sein ganzes Leben war übrigens schon die beste Vorbereitung auf denselben gewesen. Er hat als ein edler Mensch und guter Christ gelebt. Täglich las er mit Freude in der hl. Schrift; jede Arbeit begann er mit Gott, weihte sie ihm und

---

*) Als erblindeter Greis ließ er sich in den Vatikan führen, um tastend sich an dem organischen Gefüge griechischer Göttergestalten zu erfreuen. D. B.

endigte sie mit Gott. Den größten Theil des Tages und sogar der Nacht brachte er in angestrengter Arbeit hin. Welch' frommer, tiefchristlicher Geist in ihm lebte, davon zeugen all' seine Werke und besonders auch sein Testament, das er seinem Enkel Leonardo Buonarotti diktirte. Dasselbe besteht aus den wenigen Worten: „Meine Seele vermache ich Gott, meinen Leib der Erde und mein Vermögen meinen nächsten Verwandten." Er starb zu Rom den 17. Februar 1563; sein Leichnam wurde aber nach Florenz gebracht und unter den größten Ehrenbezeugungen in der Kirche des hl. Laurentius beigesetzt." *) Er war unzweifelhaft einer der edelsten und hochherzigsten Menschen. Gepeinigt durch die Ränke seiner Nebenbuhler, begnügte er sich zu sagen: Mit kleinen Menschen kämpfen, kann nicht zum Siege führen. Obgleich er den Medici sehr verpflichtet war, verabscheute er nicht minder ihre Gewaltherrschaft und vertheidigte das ihretwegen belagerte Florenz; aber er ging nach Florenz, bevor die Stadt unterlegen war, was ihm zum Vorwurf gereichte. Sodann zurückgekehrt und von Clemens VII wieder zu Gnaden aufgenommen, unterzog er sich zwar neuen Arbeiten für die Unterdrücker seiner Vaterstadt, jedoch schrieb er auf seine Statue der Nacht folgende Worte: Es ist gut, daß sie schläft, um nicht das Leid und die Schmach zu sehen **).

In seinen Briefen spricht sich ein tiefes moralisches und religiöses Gefühl aus; überaus strenge und einfach in seiner Lebensweise, war er unzugänglich für Verführungen in irgend welcher Gestalt. Er bewies seinen Angehörigen eine große Treue und Anhänglichkeit, und der Tod eines langjährigen Dieners ging ihm nahe, als hätte er einen Sohn verloren. Sein Selbstbewußtsein ist so stark, daß es auch bei einem so großen Mann an Anmaßung streift, und doch ward er zeitweise von einer tiefen Entmuthigung ergriffen; in solchen Zeiten zeichnete er Gegenstände aus der göttlichen Komödie, flehte die göttliche Barm-

---

*) Dr. Nic. Sorg, Geschichte der christlichen Malerei. Regensburg 1853. D. B.

**) Grato m'è il sonno, e più l'esser di sasso
Mentre che il danno e la vergogna dura;
Non veder, non sentir m'è gran ventura:
Però non mi destar; deh! parla basso.

herzigkeit an*) und hielt sich für unfähig, nach dem Höchsten in der Kunst zu streben.

Mit so erhabenen, herrlichen, in der Welt wohl auch einzig dastehenden Arbeiten betraut, alle zeichnenden Künste umfassend und bestimmt, die berühmtesten Kunstschöpfungen zu überdauern, ist's nicht zu verwundern, daß die staunenden Zeitgenossen in ihm „mehr denn der Sterblichen Einen, Gottes Engel" sahen. Und in der That, bedenkt man die Gewalt eines Genies, welches in seinen Wirbel alles, was es berührte, hineinzog, den Adel eines reinen und patriotischen Charakters, den Freimuth im Lehren und Urtheilen, die Schöpfung von Vorbildern in jeder Kunst und für die beiden damals tonangebenden Städte, so findet man die allgemeine Begeisterung, welche er hervorrief, begreiflich, um so mehr, da diese Begeisterung durch die meistens florentinischen Schriftsteller, welche ihre Feder der Kunst widmeten, genährt ward, und die nach ihm kommenden Künstler gerne ihren jungen Ruhm auf den Namen des Meisters stützten. Er selber aber war sich wohl bewußt, daß er am Rande des Abgrundes stand, und an die Nachahmer denkend, äußerte er vor der Sixtina: Wie Vielen wird dieses mein Werk zur Eselsbrücke dienen! Die Nachahmung des Schlechten, (wie bei einem andern Anlaß Guicciardini sagte) geht stets über das Vorbild hinaus, während umgekehrt die des Guten dasselbe niemals erreicht. So ging es auch mit der Menge der Nachahmer der beiden großen Künstler, die wir zuletzt besprachen.

---

*) An Vasari richtete er folgendes Sonnet:

Giunto è già 'l corso della vita mia
Con tempestoso mar, per fragil barca,
Al comun porto, ov'a render si varca
Conto e ragíon d'ogni opra trista e pia.
Onde l'affettuosa fantasia,
Che l'arte mi fece idolo e monarca,
Conosco or ben quant'era d'error carca,
E quel che a mal suo grado ognun desia.
Gli amorosi pensier già vani e lieti
Che fien or, s'a due morti mi avvicino?
D'una so certo, e l'altra mi minaccia.
Nè pinger, nè scolpir fia più che quieti
L'anima vôlta a quello amor divino
Ch'aperse a prender noi in croce le braccia.

Aus der Raphael'schen Schule zeichnen sich aus: Fra Bartolomeo durch den weichen Schmelz und die keusche Reinheit seiner Bilder; die Stecher Baldini und Giov. Ant. Sogliani, die gleichfalls ihren Ruhm darein setzten, christliche Künstler zu sein; der keusche, naive, mild schwermüthige Lorenzo di Credi, des Bartolomeo Schüler, der fromme Radolfo Ghirlandajo und sein Busenfreund Michelo, der in mehreren florentinischen Kirchen mit ihm arbeitete und den Beinamen de Rodolfo erhielt. Mariotto Albertinio, des Bartolomeo Freund, aber nicht wie dieser Anhänger sondern Gegner des Savonarola, verfuhr ohne Kritik in der Wahl seiner Typen, hat indeß treffliche Zeichnung und schönes Kolorit.

Andrea del Sarto.

Andrea Vanuchi, gewöhnlich Andrea del Sarto genannt, (1488—1530) studirte die Werke des Leonardo da Vinci, namentlich aber die des Bartolomeo und behielt dessen Manier in seinen Darstellungen der hl. Jungfrau und der hl. Familie bei, obgleich er nicht dessen Ernst, Würde und tiefe Versenkung erreicht; dagegen hat er etwas wunderbar Weiches und Zartes, das an das zauberische Helldunkel des Correggio erinnert, und eine liebenswürdige heitere Naivetät. „Zu seinen Hauptwerken gehören die Fresken im Vorhofe der Compagnia del Scalzo zu Florenz, welche die Geschichte Johanns des Täufers darstellen, und im Klosterhofe von S. Annunziata zu Florenz, welche die Geburt Christi, die Anbetung der Könige und eine heilige Familie darstellen. Ein sehr gelungenes Frescogemälde von seiner Hand befindet sich im Refektorium des Klosters S. Salvi bei Florenz. Dasselbe wurde im Jahr 1526—27 verfertigt und bei der Belagerung von Florenz durch die kaiserlichen und päpstlichen Truppen im Jahr 1529 wie durch ein Wunder gerettet. Die meisten der die Stadt umgebenden Gebäude wurden zu jener Zeit zerstört und niedergerissen, damit sie der erwartete Feind nicht zum Nachtheil benutzen konnte. So kam man auch am 24. September zum Kloster S. Salvi. Haufen von Bürgern und Kriegsknechten, erzählt der gleichzeitige florentinische Geschichtschreiber Varchi, hatten schon einen großen Theil der Kirche und des Klosters niedergerissen, als sie an einen Ort gelangten, wo sie in das Refektorium hineinschauten, in welchem von der Hand Andrea del Sarto's das heilige Abendmahl

dargestellt ist; als plötzlich alle, als wären ihnen Arme und Zunge erlahmt, schweigend stehen blieben und, voll ungewöhnlichen Erstaunens, mit dem Werke der Zerstörung nicht weiter machen wollten. — Nächst Florenz besitzt Paris eine ziemliche Anzahl seiner Werke, die er im Auftrage König Franz I, der ihn im Jahr 1518 nach Paris berufen hatte, verfertigte" *): er veruntreute aber, in seiner Leidenschaft für eine gewisse Lucrezia del Fede, Gelder, die ihm der König zum Ankauf von Kunstwerken anvertraut hatte, kam, niedergedrückt durch das Bewußtsein dieses seines Vergehens, nach Florenz zurück, wo er arm und verlassen kaum 42 Jahre alt starb. Obgleich Andrea senz'errori (Andreas ohne Fehl)" genannt, besaß er doch nicht die Poesie großartiger Auffassung und kräftiger Gruppirung.

Von seinen vielen Schülern hat nur Jacopo Carducci, genannt il Pontormo, Bedeutung. Nachdem er Radirungen von Albrecht Dürer gesehen, widmete er sich dieser Kunstgattung, sodann warf er sich in die Michelangelo'sche Richtung, und so beständig schwankend, ging er aller Eigenthümlichkeit verlustig, wogegen er auf's Täuschendste die Anderer nachzuahmen wußte. — Luca Signorelli ging von der Umbrischen Schule aus, versuchte sich dann in verschiedenen Richtungen und machte eifrige Studien in der Anatomie, wie sein schönes „Letztes Gericht" zu Orvieto zeigt. Daniele Ricciarelli von Volterra beweist sich als Meister in seiner „Kreuzesabnahme" in Trinita dé Monti, einem der vorzüglichsten drei Gemälde zu Rom, und in der „Ermordung der unschuldigen Kinder" zu Florenz. — Man erzählt, daß Michelangelo, welcher mit dem wegen seiner treffenden Erfindung und harmonischen Farbengebung gerühmten Raphael in diesen Dingen wetteifern wollte, Zeichnungen entwarf und sodann von Sebastiano del Piombo, Nachahmer des Giorgione, welcher Künstler sich insbesondere durch seine sorgfältige Ausführung auszeichnete, malen ließ. In solcher Weise entstand das Gegenstück zur „Transfiguration", die „Auferstehung des Lazarus"; aber Sebastiano überhob sich nun und wähnte, neben Michelangelo und Raphael sich stellen zu dürfen. Als er jedoch Tizian bei dessen Besichtigung der Malereien im Vatikan begleitete, rief dieser bei dem Anblick der Ausbesserungen, welche nach den in Folge der französischen Erobe-

*) Sorg, a. a. O. D. B.

rung vorgekommenen Beschädigungen hier angebracht worden: Wer ist der eingebildete Ignorant, der sich beifallen ließ, diese Figuren zu entstellen! Es war Sebastiano.

Lionardo da Vinci. 1452—1519.

Eine andere Schule stiftete Lionardo aus Vinci im Arnothale, in der Malerei Schüler des Verocchio, aber nicht blos Maler, sondern auch Bildhauer, Geometer, Architekt, Dichter, Musiker, und ein tieferer Denker, überhaupt ein größerer Geist, als seine Zeitgenossen ahnten. Ludovico Moro, „der eine große Freude fand am Klang seiner Laute", rief ihn nach Mailand, „auf daß er ihm vorspiele, und Lionardo erschien mit seinem Instrument, das er mit eigener Hand gefertigt, und zwar zum größten Theile aus Silber, was eine neue und auffallende Sache war." Bald aber zeigte er diesem Hofe, daß er noch etwas ganz anderes als Musiker sei und wurde zu mechanischen und hydrostatischen Arbeiten verwandt; jedoch „schien es, als zittere er jedesmal, wenn er sich ans Malen gab: deshalb brachte er auch nimmer zu Ende, was er begonnen, bei seinem überaus hohen Begriff von der Größe der Kunst, so daß er Fehler entdeckte in den Werken, die allgemein Wunder schienen" *). „Das Eigenthümliche, was Lionardo vorzüglich auszeichnet, ist seine tiefe Charakteristik des individuellen Lebens. Ist diese Charakteristik bei Lionardo nur da derb und stark, wo sie die handfesteren und gewaltigeren Leidenschaften auszudrücken sucht, so bekommt sie überall da, wo der Meister ins Ideale geht, etwas Zartes, Sanftes, Mildes und Weiches. Kurz der sentimentale Zug ist hier nicht zu verkennen. Mehr als Alles beweist dies auf dem berühmten Abendmahl Lionardo's **) die Physiognomie

---

*) Lomazzo.

**) Dieses sein in ganz Europa bekanntes Hauptwerk malte er mit Oelfarben an eine 28 Fuß lange Mauer im Refektorium des Dominikanerklosters S. Maria delle Grazie zu Mailand. „Die Geschichte dieses wunderbaren Gemäldes ist aber eine tragische. Im Jahr 1500 setzte eine Ueberschwemmung den Saal bedeutend unter Wasser und litt das Gemälde stark, so daß es in der Mitte des 16. Jahrhunderts schon ganz verblaßt war. Später wurde unter der Gestalt des Heilandes eine Thüre durchgebrochen, im Jahr 1726 ward das Bild von einem Stümper, Namens Belloti, unter dem Vorwande, dasselbe zu firnissen, ganz und gar übermalt, und später zum zweitenmal von einem gewissen Mazza. Napoleon

Christi und des Jüngers Johannes. Ist dies nun die Weise von Lionardo's idealer Charakteristik, so unterstützt er noch diesen Eindruck durch die Art seiner malerischen Technik. Er nimmt

gab im Jahr 1796 Befehl, dieses Bild zu schonen. Später kehrten sich aber einige Generale nicht daran, und das Refektorium wurde zum Pferdestall und Heumagazin eingerichtet. Gegenwärtig, wo nur mehr eine Ruine von diesem Bilde vorhanden ist, ist ein eigener Wächter aufgestellt und ein Gerüst erbaut zur Betrachtung seines traurigen Schicksals und der Frevel, die an demselben verübt wurden. — Der Originalcarton von dem Kopfe des Christus befindet sich in der Gallerie der Mailänder Brera; die Cartons der Köpfe der Apostel sind im Besitz des Kunsthändlers Woodbure in London. Der beste Kupferstich davon ist der von Raphael Morghen und ein berühmtes Oelgemälde das von Bossi. Wir kennen also das Gemälde größtentheils nur aus alten Kopien, die von seinen Schülern gefertigt wurden. — Das unerreichte Bild offenbart bei der lebendigsten dramatischen Entwicklung die größte Harmonie des Styls, bei der besonnensten Charakteristik die höchste religiöse Begeisterung. In der Mitte sitzt Christus; die Apostel reihen sich je drei und drei zu einander, so daß sie auf jeder Seite des Heilandes zwei gesonderte Gruppen bilden. Den Aposteln wußte Lionardo etwas so Edles und Majestätisches zu verleihen, daß er aus Besorgniß, er möchte auf dem Antlitz des göttlichen Erlösers seine göttliche Milde nicht genug ausdrücken können, mit der Vollendung seines Werkes zögerte. In dem Ausdruck der Köpfe, in den Gemüthsbewegungen und verschiedenen Altersstufen, die von der Jugend des Johannes bis zum Greisenalter des Simon durchgeführt sind, zeigt sich das sorgfältige Studium Lionardo's, das er auf die Anatomie und namentlich auf die Physiognomik verwendet hatte. Christus spricht eben die Worte: „Einer aus euch wird mich verrathen." Wie ein Blitz durchfährt dieses Wort die Jünger. Der Eine Gedanke des Verraths beschäftigt sie alle; sie suchen voll Neugierde den Verräther zu errathen; auf den Gesichtern ist Verwirrung, Unwillen, Schrecken, Entsetzen, Argwohn, Zweifel zu lesen. Das Bild Christi ist voll Ernst und Milde, und läßt den Schmerz um den treulosen Jünger, das bestimmte Vorgefühl des eigenen Todes und die willige Unterwerfung unter den Willen des himmlischen Vaters erkennen. Einen wunderbaren Kontrast dagegen bildet das verschlossene scharfe Profil des Verräthers, der forschend zu Christus emporblickt, als wollte er fragen: „Bin ich es, Rabbi?" (Sorg, a. a. O.). — Er entsagte den Symbolen, welche die Tradition den Aposteln zugesellt, sowie den materiellen Anzeichen der Göttlichkeit und Heiligkeit und wollte nur durch die Physiognomien, den Ausdruck der Empfindung, den die feierlichen Worte des Erlösers in ihnen erregt hatten, die Gestalten charakterisiren. So löste er die wunderbar schwierige Aufgabe, eine aufstei-

in solchem Falle gern blasse und durch geringe Stufen auseinandergehaltene Farben, die auch zu einer lieblichen Harmonie zusammenstimmen. Ja er scheint es sogar zu lieben, die nun einmal doch vorhandenen Farbengegensätze durch milde und weiche Schatten und Lichter noch mehr abzustumpfen.... Die Anregung, die von Lionardo, freilich zugleich mit der von Michelangelo bewirkten, ausging, war mächtig, allseitig und über ganz Italien hin ausgebreitet: die Thätigkeit des Meisters unermüdlich und wahrhaft Staunen erregend. Dennoch hat Lionardo im Verhältniß zu andern Malern, so z. B. zu Raphael, wenig gemalt und noch weniger vollendet. Er war, möchte man sagen, fast zu groß, zu sehr im beständigen Fortschritt begriffen, als daß er sich hätte genügen können. Sein rastloser Geist, stets voranstrebend, sann schon wieder auf ein Neues, ehe das Alte sein Ende erreicht hatte. Er soll gesagt haben, daß er bei jedem Bilde, das er ausführe, nicht das vorliegende, sondern eigentlich schon das nächste male. Von dem Wenigen aber, was er gemalt, und von dem noch Wenigeren, was er vollendet hat, ist leider das Wenigste auf uns gekommen. Von dem aber, was man in Italien als Werke Lionardo's anspricht, möchte ich ihm nur sechs oder sieben Arbeiten beilegen.... Wer sich einmal in die unbedingt Lionardi'schen Werke versenkt und in ihnen den Geist des Meisters erkannt hat, wird zaghaft, ihm sonst sehr Treffliches zuzuschreiben, wenn er nicht die gleiche Tiefe, Erhabenheit und Vollendung besitzt, die man ein für allemal an ihm wahrgenommen hat... 1499 kehrte Lionardo nach Florenz zurück und leistete auch dort wieder Vortreffliches, neu angespornt durch Michelangelo's Rivalität, der damals seinen ersten Triumph feierte. Hier ist vor Allem eines Cartons von Lionardo Erwähnung zu thun, der aber nicht auf unsere Zeit gekommen ist. Er stellte ein Reitergefecht (Schlacht bei Anghiari) zwischen Franzosen und Italienern dar im Beginn des Unterliegens der erstern. Michelangelo hatte einen ähnlichen gefertigt, und es sollte entschieden werden, welcher der bessere sei. Der Streitrichter aber wagte es nicht, den einen Carton für schwächer als den andern zu erklären. Ganz Italien wallfahrtete zu beiden Werken, besang sie in tausend Sonnetten

---

gende Staffelleiter der äußern Schönheit zum sichtbaren Träger des Geistes und Gefühles zu machen.

D. V.

und datirte von damals die höchste Vollendung der Kunst. Unstreitig aus dieser Epoche ist auch noch ein herrliches, aber gleichfalls unvollendetes Werk Lionardo's, die Anbetung der drei Könige. In einem offenen Hause sitzt Maria mit dem Kinde in lieblicher Einfalt. Ein König hat sich in demüthiger Anbetung vor dem Kinde auf's Angesicht geworfen, der andere kniet, der dritte steht, wie vor Erstaunen gefesselt: um sie her das herrlich gruppirte Gefolge, das sich in mächtigen Linien in's Freie hinaus fortsetzt und am Horizont verliert. Es ist der unglaublichste und vollendetste Reichthum, der sich auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammendrängt"*). Im Jahr 1514 kam er nach Rom, aber Leo X berief den jungen feurigen Michelangelo an seine Seite und dessen rasch emporstrebender Ruf verdunkelte den Ruhm des schon gealterten und ohnehin mit peinlicher Langsamkeit arbeitenden Künstlers, so daß dieser, entmuthigt und durch die Einfälle der Franzosen um sein Vermögen gebracht, jetzt einer schon lange an ihn ergangenen Einladung Franz I von Frankreich folgte. „Es war ihm aber nur mehr fünf Jahre vergönnt, bei seinem Freunde und Verehrer zu leben, er konnte daher die Gemälde, die er angefangen hatte, für ihn nicht vollenden. Der Kummer, zu seinen Lebzeiten in einem einzigen Zweige der Kunst übertroffen worden zu sein, verkürzte seine Tage. Als er sein Ende herannahen sah, bereitete er sich, wie es einem guten Christen ziemt, mit aller Andacht auf seinen Tod vor. Er war immer, sein ganzes Leben lang, sehr religiös gewesen; er empfing daher die heiligen Sterbsakramente mit der größten Ehrfurcht. Im Augenblicke, da er den Leib des Herrn empfangen sollte, ließ er sich aus seinem Bette heben, indem er sagte, daß er seinen Gott und Herrn nicht anders als kniend empfangen wolle; sein Freunde und Diener hielten ihn. Lionardo setzte sich nachher aus Achtung und Ehrfurcht vor dem Könige auf sein Bett, erzählte ihm die nähern Umstände seiner Krankheit, und bat Gott und die Menschen um Verzeihung, daß er nicht all seine Kräfte für die Kunst verwendet habe. Auf einmal bekam er einen heftigen Anfall, in welchem man den sichern Vorboten des Todes erkannte. Der König stand auf und hielt ihm den Kopf, um ihm seine Lage zu erleichtern. Aber wie wenn dieser göttliche

*) A. v. Schaden, drei Vorträge über Geschichte der ital. Malerei.
D. V.

Künstler erkannt hätte, daß ihm auf dieser Welt keine größere Ehre mehr zu Theil werden könne, starb er in den Armen des Monarchen, lebhaft und allgemein von denen bedauert, die ihn näher kannten und den Einfluß zu würdigen wußten, den dieser Riesengeist auf Künste und Wissenschaften ausgeübt hatte" *).

Großer Künstler, noch größer als reiner und fester Charakter, war Lionardo seinen Schülern ein hochherzig hülfreicher Freund. Er kaufte Vögel, um der Freude willen, ihnen die Freiheit zu schenken; lieferte er ein Gemälde nicht zur Befriedigung des Bestellers, so entsagte er dem übereingekommenen Preis. Es war ihm ein Vergnügen, seine Freunde mit seltsamen Erfindungen zu überraschen; er erfüllte die Luft plötzlich mit Wohlgerüchen oder auch mit Gestank; oder er blähte auch mit einem Blasebalg heimlich einen langen Darm auf, den er bei sich trug, und fing in dessen Windungen plötzlich die Anwesenden ein; oder endlich ließ er ganz unerwartet mechanische Vögel auffliegen. Es waren dies Unterhaltungen eines Geistes, der den Schaffungstrieb in sich empfand.

Er hat viel geschrieben, aber kein vollständiges Werk hinterlassen; die unter seinem Namen gedruckten Schriften sind Auszüge oder kompilirte Bruchstücke; aber seine Aufzeichnungen über die mannigfaltigsten Gegenstände bekunden einen überaus mächtigen Geist. Sein Traktat über die Malerei gehört zu den ersten Versuchen, die Grundsätze der Kunst wissenschaftlich abzuhandeln. Vor Bacon stellte er das Prinzip der Erfahrung und der Beobachtung auf. „Die Mechanik — sagte er — ist das Paradies der mathematischen Wissenschaften, weil man durch sie zur Frucht der mathematischen Wissenschaften gelangt." So verfertigte er auch eine Menge von Maschinen für künstlerische und häusliche Zwecke, unter Anwendung der Geometrie. Er war tief eingedrungen in die Theorie von der Hebelkraft, und zuerst unter den Neueren stellte er die von der Schwerkraft fester Körper und deren Einfluß auf die Körper in der Ruhe wie in der Bewegung auf. Er berücksichtigte die Reibungen und stellte hiefür sinnreiche, später von Amontons vervollkommnete Methoden auf; die immerwährende Bewegung und die Viertheilung des Zirkels erklärte

*) Sorg, a. a. O. Von Andern wird jedoch völlig in Abrede gestellt, daß Lionardo in den Armen des Königs oder auch nur in dessen Gegenwart gestorben sei. D. V.

er für unmöglich, erfand einen Dynamometer, wandte auf viele Fälle die Theorie der zufälligen Geschwindigkeiten an, behauptete vor Copernicus die Bewegung der Erde, und aus deren Umdrehung erklärte er sich den Fall schwerer Körper durch eine zusammengesetzte Bewegung. Er weiß, daß beim Abwärtsgleiten mittelst geneigter Ebenen von gleicher Höhe die Zeit gleich den Längen sich verhält, daß ein Körper durch den Bogen eines Kreises eher als durch die Sehne herab gelangt, und daß, wenn er auf einer geneigten Ebene fällt, er wieder aufsteigt mit eben derselben Geschwindigkeit, als wenn er senkrecht aus gleicher Höhe gefallen wäre. Häufig wiederholt er, daß die Körper in der Richtung ihrer Bewegung ihre Schwere haben und daß das Gewicht (die Kraft, wie wir jetzt sagen würden) zunimmt im Verhältniß zur Geschwindigkeit. Er schrieb über Befestigungswesen, und in der Hydrostatik legt er die Grundlagen der Theorie von den Wellen und Strömungen; er kannte die Kraft des Dampfes und wollte ihn auf die Geschütze anwenden. Er faßte den Gedanken einer Kanalisirung des Arno von Pisa bis Florenz, welcher Gedanke zwei Jahrhunderte später von Vincenzo Viviani ausgeführt wurde*). Er lehrte das Bewässern der Felder oder gab wenigstens eine genaue Beschreibung und entwickelte eine Theorie davon. Hinsichtlich der Bewegung der Gewässer war er um ein Jahrhundert Castelli voraus. In der Optik beschrieb er die Dunkelkammer vor Porta, gab er vor Maurolico die Erklärung des durch ein eckiges Loch fallenden Sonnenbildes, lehrte er die Luftperspektive, die Natur der kolorirten Schatten, die Bewegungen des Regenbogens, die Wirkungen des Gesichtseindrucks und andere, dem Vittellion unbekannt gebliebene Erscheinungen des Auges. Er weiß ferner, daß wo sich Ablagerungen von Conchilien befinden, Meeresboden gewesen sein muß, und nicht blos erklärt er die Schichten dieser Lager durch Anschwemmung, sondern er scheint sogar auf die Erhebung der Kontinente anzuspielen. Das Dunkel der nicht erleuchteten Mondhälfte erklärte er sich durch den Reflex der Erde, wie erst lange Zeit später Mestin behauptete. Er begriff, daß die zum Athmen geeignete Luft die Flamme nähren müsse**). Er schrieb der Son-

*) Dagegen ist es nicht richtig, daß er an dem Kanal der Martesana zu Mailand arbeitete, da derselbe bereits vollendet war.

**) Er beobachtete auch, daß wenn der Docht einer Lampe durchbohrt, die Farbe ihres Lichtes eintönig sein würde (Montucla, III, 564). Er wäre also auch Argand zuvorgekommen, wenigstens in der Theorie.

nenhitze die Thatsache zu, daß die Gewässer unter dem Aequator erhöhter sind als unter den Polen, „um die vollkommene Rundung herzustellen"; das war ein Irrthum, der aber beweist, daß er die Ungleichheit der Axen kannte.

Was die spekulative Seite des Wissens anbelangt, so ertheilt er den Rath, möglichst viele Kenntnisse zu sammeln, auch auf die Gefahr hin, manches Falsche und Unnütze wieder vergessen zu müssen. Die Erfahrung ist ihm die Dolmetscherin unserer Natur, die niemals irre, wohl aber unsere Vernunft, wenn sie von der Erfahrung Wirkungen verlange, die sie nicht darbieten könne. Man müsse sie daher zu Rathe ziehen, aber mit ihren Weisen wechseln, bis man durch sie zu allgemeinen Folgerungen gelange. Der Gewißheit ermangelten die Wissenschaften, auf welche sich nicht irgend ein Theil der Mathematik anwenden lasse. Diejenigen, welche sich nicht an die Thatsachen, sondern an die Autoren halten, sind nicht Söhne, sondern Enkel der Natur, weil sie allein der schöpferischen Geister Lehrerin ist. Obgleich sie mit dem Nachdenken beginnt und mit der Erfahrung endet, mußten wir doch den entgegengesetzten Weg verfolgen, zuerst auf die Erfahrung uns berufen, sodann nachweisen, warum die Körper genöthigt sind, in dieser oder jener Weise thätig zu sein.

Aus dem Gesagten erhellt, daß Lionardo da Vinci unter die Wiederhersteller der Wissenschaft und der Philosophie zu stellen ist, und wie sehr zu beklagen, daß er nicht dazu gekommen, seine eben so zahlreichen wie hochwichtigen Entdeckungen zur Reife zu bringen oder zu veröffentlichen. In der Malerei kann man ihn keiner Schule zutheilen; er ist Urheber einer genauern Theorie der Anatomie, einer klarern Einsicht in die Gesetze der Konturen, weiß mit Glück sowohl den Gesammteindruck wie die Einzelheiten aufzufassen und hinzustellen, und übertrifft seine Zeitgenossen hinsichtlich der Vollendetheit der Zeichnung, der Bestimmtheit der Linien und Formen. So bildete er durch Beispiel und Lehre die mailändische Schule*).

Mailändische Schule.

Diese Schule, vom alten Vincenzo Foppa gegründet, hatte gute Meister hervorgebracht, so Civerchio und Zenale

---

*) Gallenberg, Leben des Lionardo da Vinci. Leipzig 1834. — Libri, Histoire des sciences mathématiques, § III, 30. — Rio, Lionardo da Vinci et son école. Paris 1855.

und Buttinoni Bernardini von Treviglio, auf welche Bramante einwirkte. Namentlich bildete sich nach diesem Bartol. Suardi, der auch darum Bramantino genannt ward und insbesondere in der Perspektive Vortreffliches leistete. Sie alle aber übertraf Borgognone: in seinen ziemlich zahlreichen Werken herrscht eine keusche Frömmigkeit; von seinem Leben weiß man nichts.

Die von dem Mohren gegründete und von Vinci geleitete Akademie der zeichnenden Künste war eine Pflanzschule hervorragender Künstler, wie Francesco Melzi, Andrea Salvi, Cesare da Sesto (ein Gehülfe Raphaels und ein großer Künstler), Bernardino Luino. Sie wurden nicht des Glückes theilhaftig, Geschichtschreiber zu finden wie die toskanischen Künstler, und sind ihre Werke eben nur denen bekannt geworden, die sie im Vaterlande aufsuchten. Aber die Fresken des Luino (1481—1528), sehr häufig in Lombardien und namentlich zu Saronno, zählen unter die besten und schon manchmal sind solche Arbeiten von ihm dem Vinci zugeschrieben worden. Die „Kreuzigung" zu Lugano ist ein wahrhaftes Gedicht, mit einer Menge von Personen in mannigfaltigen und individualisirten Stellungen, Trachten und Empfindungen, deren Köpfe sich vom Hintergrunde ablösen mit jener Magie des Blickes, welche die Mailändischen Maler Vinci gelehrt und die von so ergreifender Wirkung. Gaudenzio Ferrario von Valdugia (1484—1550), den Lomazzo*) unter die sieben größten Künstler zählt, Gehülfe Raphaels und enthusiastischer Bewunderer Lionardo's, zeichnete sich aus durch Großartigkeit der Erfindung, Neuheit in den Stellungen seiner Figuren, eine größere Lebhaftigkeit der Färbung als sich bei den übrigen mailändischen Malern findet und namentlich durch ein Streben, den Gesichtern Ausdruck zu verleihen. Seine bedeutendsten Nachfolger sind Bernardino Lanini, hervorragend in der Komposition, Andrea Solaro, ein sorgfältiger und guter Kolorist und Marco d'Oggiono, von Wenigen übertroffen in der Kunst und im Ausdruck seiner Darstellungen. — An diese Maler reihen sich einige treffliche Baumeister und Bildhauer, namentlich Ornamentisten, und selbst der für die Florentiner so parteiische Vasari sagt von den mailän-

*) Giov. Paolo Lomazzo, Trattato dell'arte della pittura. Lomazzo, selber ein mailändischer Maler, erblindete mit 30 Jahren.

dischen Künstlern, „sie würden viel leisten, wenn sie so zahlreiche Vorbilder zum Studium hätten, wie sich deren in Rom befinden. Es ist daher ein glücklicher Umstand, daß Leon Leoni so viele antike Werke und Modelle dahin gebracht.“ Dieser Leoni (von Arezzo) war Bildhauer und Metallgießer; er arbeitete in Flandern, und in Mailand ist das nach einer Zeichnung von Michelangelo gegossene, etwas manierirte Mausoleum sein Werk. Wir nennen noch die Skulptoren Bombaja und Cristoforo Solaro, genannt „il gobbo“ (der Bucklige). Der Erstere zeichnete sich insbesondere in Arabesken, Blumen, Stickereien aus, sowie in der Feinheit, mit welcher er Haare, Bärte, Draperien arbeitete. In einer „Darbringung Christi im Tempel“, welche sich im Mailänder Dom befindet, unternahm er die für den Meisel äußerst schwierige Wiedergabe einer Perspektive, indem er eine Verkürzung einer Treppe darstellte, oben Simeon, unten Maria stehend. Die Aufgabe ist mit einer bewundernswürdigen, vielleicht unnachahmlichen Kunst gelöst. Auch die Grabdenkmäler von Caracciolo und Gaston de Foix in der nämlichen Kirche sind von ihm; letzteres ist zwar nicht vollendet, aber was an einzelnen Stücken davon vorhanden, scheint in Wachs ausgeführt. Solaro hat sehr schöne Werke im Mailänder Dom und in der Karthause zu Pavia hinterlassen. Am letztern Orte sind zwei der trefflichsten Werke die Statuen von Lodovico Moro und Beatrice.

Nachahmer des Michelangelo (Michelangioleschi).

Inzwischen hatte sich in Toskana eine zweite florentinische Schule gebildet, welche sich hauptsächlich auf die Zeichnung warf und deren Matadoren nicht aus Begeisterung, sondern eben nur auf Bestellung der Medici arbeiteten, wobei sie meistens als einseitige Nachahmer Michelangelo's sich zeigten. Man hat gesagt, Raphael habe zu kurz und Buonarroti zu lang für die Kunst gelebt. In der That war die überschwängliche Verehrung für den Letztern Schuld, daß man in der Skulptur wie in der Malerei keine andere Eigenschaft mehr schätzte und suchte als die Kraft. Die Nachahmer des Michelangelo nahmen wohl das Starre und Nervigte desselben an, studirten aber nicht genug das Spiel der Muskeln, die Schmiegsamkeit der Gelenke, die Zusammenstimmung der Farben, erinnerten sich nicht des Ausspruches des großen Meisters: Wer hintennachkommt, wird nimmer an die

Spitze gelangen. Daher überall gezwungene Stellungen, eine starre Anatomie, Riesen und auf große Leinwand gemalte Statuen. Die Technik hatte ansehnliche Fortschritte gemacht; man modellirte und arbeitete lebendig, komponirte gut, aber man entfernte sich mehr und mehr von der ehemaligen Einfachheit. Daher eine gewisse Familienähnlichkeit unter allen diesen Künstlern und ein gedankenloser Leichtsinn in der Erfindung, um so beklagenswerther bei der so überaus günstigen Lage dieser Künstler, hinsichtlich der Gelegenheiten für ihre Thätigkeit. Die hervorragendsten Namen dieser Schule sind Baccio Bandinelli, inkorrekt in der Erfindung, aber voll Kraft in der Ausführung; Benedetto von Rovezzano, von welchem sich eine Statue des Täufers im Dome zu Florenz befindet; Francesco Rustici, Schüler Vinci's und in Frankreich gestorben, der Verfertiger der erzenen Standbilder über dem Baptisterium, wo auch Andrea Contucci von Sansovino arbeitete, ein Bildhauer, Gießer und Architekt, der in Genua, Rom und Portugal thätig war, dessen Hauptwerk aber das Aeußere des heiligen Hauses in Loretto ist. Daß Tribolo von der beliebten Uebertreibung sich frei zu halten wußte, beweisen seine Thüren an San Petronio zu Bologna; dagegen läßt sich nicht das Gleiche von dem mit äußerster Vollendung arbeitenden Bildner und Gießer Vincenzo Danti aus Perugia sagen. Bemerkenswerth ist Bartolomeo Ammanato, der nur Kolosse bildete, wie u. A. den Neptun auf der Piazza di Gran-Duca zu Florenz, und zu Rom den Palast Ruspoli und das große Kollegium der Jesuiten erbaute, zu Florenz den nach Plänen von Brunelleschi erbauten Palast von Luca Pitti im Innern, entsprechend der Großartigkeit des Aeußern, vollendete; auch die Dreieinigkeitsbrücke zu Florenz mit den weitgeschwungenen Bogen (der mittlere hat 90', die beiden übrigen haben 84' Sprengweite, während die Pfeiler kaum 25' dick sind) ist sein Werk*). Guglielmo della Porta von Mailand suchte den herkömmlichen Styl der Mailänder Schule mit der Kraft und Großartig-

*) Im Alter bereute er bitter, daß er einst nackte Figuren geschaffen und richtete ein Schreiben an den Großherzog Ferdinand, worin er ihn beschwor, keine Nuditäten mehr bilden oder malen zu lassen und zu befehlen, daß seine oder Anderer Arbeiten dieser Art bedeckt oder gänzlich entfernt würden. — Auch Caracci ward im Alter von Gewissensbissen gequält wegen seiner obszönen Radirungen.

keit zu vereinigen, welche ihn zu den Werken Michelangelo's hinzog.

Jean de Boulogne, ein Niederländer, kam in früher Jugend nach Florenz, wo er viel arbeitete, sowohl in Marmor als in Erz; seine besten daselbst befindlichen Werke sind ein fliegender Merkur, eine kühne und zugleich anmuthige Komposition, und ein Raub der Sabinerinnen, eine kunstvolle Gruppe, worin die Verschiedenheit der drei Alter mit Glück hervorgehoben ist; er schuf auch die beste Reiterstatue von Cosmos I zu Florenz.

Vasari. 1512–74.

Giorgio Vasari aus Arezzo war ein ebenso leidenschaftlicher Bewunderer des Michelangelo wie feiner Schmeichler der Medici. Als tüchtigen Architekten hat er sich in dem Bau des Palastes der Uffizien in Florenz und der innern Einrichtung des alten Palastes bewährt; hier malte er auch mediceische Geschichten. In 100 Tagen vollendete er den Saal der Kanzlei, und die Künstler finden an diesen Freskomalereien vieles lobenswerth, namentlich im Zimmer Clemens VIII, aber diese leichten und frivolen Gebilde machen keinen Eindruck auf das Gemüth, und leider ging sein kecker und nachlässiger, und doch zugleich harter Styl auf die jungen florentinischen Künstler über, welche durch seine Vermittelung vom Hofe beschäftigt wurden. — Durch seine „Lebensbeschreibungen der Maler" hat er sich um die Kunstgeschichte ein unbestreitbares Verdienst erworben, doch aber ist unter den spätern Kunsthistorikern keiner, der nicht im Falle gewesen wäre, ihn häufig zu berichtigen*). Auch spricht er fast ausschließlich nur von Toscana, ja eigentlich nur von Florenz, und zwar nicht ohne die Leidenschaftlichkeit des Künstlers und Zeitgenossen. Zudem urtheilt er, wie er selber, gleich wie seine Schule, malte, nämlich nur die materiellen Mittel der Zeichnung, die gehörige Eintheilung und Gruppirung, das Hervortreten der Köpfe, ohne Rücksicht auf den seelischen Ausdruck, in Betracht ziehend. Er vergöttert die Form, ohne sich jemals zur Poesie

*) Dies thut beständig Lanzi, namentlich bei der dritten Epoche der florentinischen Schule. So auch Bellori, Pungileoni, Rosini (Storia della pittura), v. Rumohr, Italiänische Forschungen; Gaye, Portefeuille des artistes; Bottari; und endlich alle späteren Herausgeber von Vasari.

der Kunst, zur Idee, zu den eigentlichen Grundlagen der künstlerischen Gestaltung, zu erheben. Zudem geht er, als Höfling der Medici, blindlings auf deren Anschauungen und Meinungen ein! Dennoch brach er eine neue Bahn. Er zeigt, daß er sehr Vieles selber gesehen und als Kenner beurtheilt hat. Die zweite Ausgabe seines Buches gibt fast eine allgemeine Umarbeitung desselben, so reich ist sie an Verbesserungen und Veränderungen, hervorgerufen durch die Zeit, die Klugheit, eine abermalige Reise durch ganz Italien, die Winke von Freunden. Auch wird Vasari stets einer der anziehendsten Schriftsteller bleiben wegen seiner unter den italienischen Klassikern so seltenen Naivetät der Sprache, wegen des Reichthums an Anekdoten, die uns in das damalige Leben mitten hinein versetzen, insbesondere aber wegen seiner leidenschaftlich warmen Beschreibungen von Gemälden. Nur ein Künstler ist des schönen Enthusiasmus fähig, mit welchem er von den Meisterwerken Raphaels und Buonarotti's redet. Man nehme dazu, daß er nicht genöthigt, sich in Polemik einzulassen, die beständige Hemmniß derjenigen, die nach ihm über Kunst geschrieben, und gerade eben durch seine zahlreichen Irrthümer. Wenn er nicht nur die näheren chronologischen Angaben in den Lebensläufen der Künstler, sowie über die Umstände, die fördernd oder störend auf ihn einwirkten, vernachläßigt, sondern auch nicht begreift, daß ein großer Maler noch etwas Anderes sein muß als ein geschickter Handarbeiter, nämlich der Dolmetsch des moralischen Gedankens seiner Zeitgenossen; so mag man fragen, wie viele unter seinen Nachfolgern haben sich dessen erinnert, selbst in unserm Zeitalter der Reflexion?

Nach ihm schrieben viele Andere über die Kunst; so, außer dem bereits erwähnten Lomazzo, Bernardino Campi („pareri sopra la pittura — Ansichten über die Malerei"); Giambattista Armenini aus Florenz („Veri precetti della pittura — Wahre Vorschriften der Malerei"); Raf. Borghini schöpft nur aus Vasari, auch Federico Zuccaro schrieb über die Malerei als Präsident der Akademie des h. Lucas; diese Akademie, unter Gregor XIII gestiftet, setzte es durch, daß in Rom keine Schrift über die Kunst veröffentlicht werden durfte, ohne ihre vorgängige Billigung — ein sicheres Mittel, die Kenntniß und Abhülfe der Mängel und Mißbräuche zu verhindern.

Benvenuto Cellini. 1500—70.

Künstler und Schriftsteller zugleich war auch Benvenuto Cellini, einer der seltsamsten Menschen, die je gelebt haben, welcher nur Michelangelo als über sich stehend anerkannte*). Sein in Erz gegossener Perseus mit dem Medusenhaupt in der Loggia di Lanzi zu Florenz ist nicht frei von der Uebertreibung der herrschenden Schule; berühmter ist er wegen seiner Goldschmiedearbeiten. (Bewundernswürdig ist auch sein zu Dresden befindliches Salzfaß.) Es war damals Sitte, an den Mützen ciselirte Goldplättchen zu tragen, und der Mailänder Caradosso Foppa, „ein überaus geschickter Mann", ließ sich nicht weniger als 100 römische Thaler für eine solche Medaille zahlen. Cellini, der ihn preist als „den größten Meister in dieser Gattung, den er gekannt, den er mehr als irgend einen Andern beneidet", verfertigte gleichfalls ihrer eine Menge; auch machte er sonstige Schmucksachen für die päpstlichen Gewänder und für die Schönen des französischen Hofes. Wegen ihres kostbaren Stoffes sind die meisten seiner Arbeiten zerstört worden; was noch davon vorhanden, ist nicht bedeutend.

Es gab übrigens fast keinen hervorragenden Künstler, der sich nicht getriebener oder gegossener Arbeiten, im Formen irgend einer kostbaren Schmucksache versucht hätte, aber von allen diesen Dingen hat sich fast nichts erhalten. Sogar Edelsteine galten nicht für hinreichend kostbar, wenn sie nicht durch die Hand eines Künstlers gegangen waren. Ein gewisser Künstler, den man deshalb unter dem bezeichnenden Namen Giovanni dalle Corniole (von den Karniolen) kennt, machte sich unter Lorenzo dem Prächtigen in dieser Gattung hochberühmt; sein Meisterwerk soll das in Stein geschnittene Bildniß des Savonarola gewesen sein. Sein Nebenbuhler war der Mailänder Domenico, genannt dé Cammei (von den Kameen), der Lodovico Moro auf einem Rubin porträtirte; Jacopo da Trezzo schnitt auf einem Diamant das Wappen Karls V; der Mailänder Giovan Antonio führte auf der größten modernen Kamee die Bildnisse des

*) Wir kommen auf Cellini zurück. Außer einer selbstverfaßten, von Ant. Cocchi, Neapel 1728, herausgegebenen, von Göthe bearbeiteten Lebensbeschreibung, hinterließ er noch: Trattato intorno alle otto principali arti dell'orificeria, e in materia dell'arte della scoltura. Florenz 1568, in a. Ausg.

D. V.

Großherzogs Cosmo, seiner Gemahlin Eleonora und seiner sieben Kinder als Kniestücke aus. In Krystall und Stein führten auch die fünf Brüder Savacchi hochgerühmte Arbeiten aus. Der berühmteste Steinschneider ist aber Valerio Vicentino, der schwierige Kompositionen ausführte und „mit einer so furchtbaren Gewandtheit, daß kein anderer Mann seines Geschäfts mehr Arbeiten als er zu liefern vermochte"*). Eine kleine Kassette mit neun Abtheilungen im Deckel und ebenso vielen im Innern ward ihm mit 2000 römischen Thalern von Clemens VII bezahlt, der Franz I zur Vermählung mit Katharina damit beschenkte. In Marqueterie von harten Steinen arbeiteten insbesondere Mailänder in Florenz und Frankreich; auch Verona stellte ein starkes Kontingent zu den zahlreichen Metall- und Steinschneidern des 15. Jahrhunderts. Die Mehrzahl dieser Künstler widmete sich der Nachahmung der Antike, indem sie einen reichen Verdienst dem Ruhme vorzog. Giovan Cavino von Padua lieferte eine außerordentliche Menge falscher römischer Medaillen, während er selbsteigen das Trefflichste hätte schaffen können. Michelangelo urtheilte, daß diese Kunst ihren Gipfelpunkt erreicht hätte, als er eine für Paul VII von Alessandro Cesari, genannt il Grechetto, gearbeitete Medaille sah. Ein Phocion dieses Künstlers ist von den antiken nicht zu unterscheiden. Hervorragende deutsche Künstler in dieser Gattung sind Lucas Kilian und Daniel Engelhard aus Nürnberg; beide schnitten jedoch nur Siegel und Wappen. In Frankreich war berühmt Caldoré, in Diensten Heinrichs IV. Flamänder und Deutsche lieferten schöne Arbeiten in Zinn, besonders Becken und Kannen; auch in damaszirtem Stahl.

Das Stechen in Holz und Metall.

Die Kunst, mit geätzten Holzplatten Spielkarten und Heiligenbilder zu drucken, war schon ziemlich lange bekannt, und in dem Maße, als das Drucken allgemeiner ward, lernte man in derselben Weise Initialen, Verzierungen, Umrisse u. dergl. herstellen, endlich vervollkommneten namhafte Künstler dieses Verfahren, so Albrecht Dürer, Mecherino zu Siena, Domenico Campagnola u. A. bis auf Ugo de Carpi. Dieser, ein mittelmäßiger Maler, erfand, oder führte vielmehr in Italien

---

*) Vasari.

ein, was die Deutschen bereits ausführten, nämlich die Kunst mit zwei, sodann mit drei Holzplatten zu drucken, um entsprechend abgestufte Tinten hervorzubringen. So stellte er, treuer als Marcantonio, mehrere Kompositionen von Raphael her. Diese Kunst ward dann, indem man Kupfer statt des Holzes verwandte, auf eine höhere Stufe gebracht.

Schon im 11. Jahrhundert beschreibt des Mönches Theophilus Tractatus lombardicus über die Bereitung der Farben genau die Kunst des Aezens (nigellus, Niello). „Man nimmt, sagt er, eine Platte ganz reinen Silbers, und man gräbt mit der Nadel ein, was man will; hierauf schmelzt man reines Silber, Kupfer, Blei und Schwefel zusammen und läßt die Mischung in die Eingrabungen laufen. Nun polirt man das Ganze und erhält dann eine glänzende Platte mit einer schwarzen Zeichnung". Mit solchen Niellen schmückte man Ebenholzkästchen, Altarwände, Kelche, Meßbücher, Reliquiarien, Ostensorien u. dergl. Mehrere Künstler zeichneten sich in dieser Gattung aus, u. A. Forzone Spinelli von Arezzo, Caradosso und Arcioni von Mailand, Francesco Franzia von Bologna, Giovan. Turini von Siena, Matteo Dei und Ant. Pollajuolo von Florenz. Zuweilen ward, nach der Eingebung der Zeichnung, um die Wirkung des Schwarzen zu beurtheilen, ein Abdruck davon in ganz feinem Thon genommen; über diesen goß man zerlassenen Schwefel, ließ in die Umrisse auf diesem Schwefelgrunde Ruß ziehen und drückte darauf mit der Hand oder einer Walze angefeuchtetes Papier.

Es haben sich noch einige von diesen Schwefelplatten und Abdrücken, erste Anfänge einer neuen Kunst, erhalten. Da man nämlich günstige Resultate erzielte, verlegte man sich darauf, eine größere Anzahl von Abdrücken zu erhalten, und so entstand die Kupferstecherkunst in den Werkstätten der Goldschmiede. Man wechselte mehreremale mit dem Material der Platten und fand endlich dafür Kupfer am brauchbarsten, führte auch Pressen und verschiedene Farben ein, namentlich Himmelblau.

Es ist nicht erweisbar, daß bereits 1440 dem geschickten venetianischen Niello-Arbeiter Maso Finiguerra diese Erfindung oder dieser Fortschritt zu verdanken sei, aber die Ansprüche anderer Italiener oder Deutscher auf diese Ehre ist noch zweifelhafter*). Es scheint, daß Konrad Schweinheim, welcher

---

*) Indessen sprechen für die Priorität der Deutschen die beigesetzten Jahres-

im Jahr 1478 zu Rom eine Ausgabe des Ptolemäos herausgab, mit 27 von ihm und einem andern Deutschen, Bücking, gestochenen Landkarten*), die ersten italienischen Kupferstecher die Bereitung einer geeigneten Farbe lehrte. Unter diesen Stechern sind hervorragend: Baccio Baldini, Ant. Pollajuolo, Andrea Mantegna, welcher 50 Platten stach. Alle aber wurden übertroffen von Marcantonio Raimondi aus Bologna, Schüler des Francia im Niello, sodann Nachahmer des Albrecht Dürer — der die Kupferstecherkunst wesentlich verbesserte — und unter Raphael im Zeichnen sich vervollkommnend, wofür er diesem durch Vervielfältigung seiner Werke lohnte. Seine Gehülfen und Nachfolger waren Agostino Veneziano und Marco Ravignano, welche nicht blos die Werke der großen Meister nachbildeten, sondern auch selbst zeichneten oder Veränderungen anbrachten in der Komposition ihrer Originale. In solcher Weise selbstständig schuf namentlich der Grabstichel von Giulio Bonasone aus Bologna.

Um die Priorität der Einführung des eigentlichen Aetzens mittelst verdünnten Scheidewassers streiten sich auch Italiener und Deutsche, indem jene Parmigianino, diese Wohlgemuth

---

zahlen auf den ältesten deutschen Kupferstichen, welche die Italiener nicht aufzuweisen haben. Auch dürfte nicht zu bestreiten sein, daß jene ältesten deutschen Kupferstiche überhaupt die ältesten sind, welche man kennt. Es sind dies 11 Blätter mit der Passionsgeschichte, mit der Jahreszahl 1440, in der Silberradischen Sammlung. Doch kennt man nach aller Wahrscheinlichkeit nach noch ältere, die mit dem Zeichen F ‡ S und b. X s. (ohne allen Grund hat man im letztern Anagramm Barthel Schön lesen wollen) bezeichnet sind. Alles übrige ist zweifelhaft, namentlich daß irgend einem der als Erfinder der Kupferstecherkunst genannten Luprecht Ruß (der zudem völlig zweifelhaft), Israel v. Bocholt oder v. Mecheln, von dem man Stiche von 1450 hat, Martin Schöne, der erst 1460 begann in Kupfer zu stechen, von dem man aber auch zuerst den vollen Namen, nicht wie bisher blos Chiffern auf Kupferstichen findet, oder Mich. Wohlgemuth, erst 1434 zu Nürnberg geboren, diese Ehre gebühre. D. V.

*) Das war jedoch nicht das erste Buch mit Kupferstichen, dies ist das ein Jahr vorher zu Florenz erschienene „Libro intitolato Menta sancta di Dio composto da Messer Antonio da Siena, Veschovo di Fuligno“. Das älteste in Deutschland gedruckte Buch mit Kupferstichen ist das Missale herbipolense, vom Jahr 1481.

D. V.

nennen. Um 1643 erfand der hessische Oberstlieutenant und vervollkommnete Prinz Ruprecht von der Pfalz Ludwig v. Siegen die schwarze Kunst oder die geschabte Manier, welche zum Kupferstich in Farben führte.

Eingelegte Arbeiten, Mosaiken und Emailmalerei.

Die wunderbaren Marqueterie-Arbeiten in der Karthause zu Pavia werden dem Bartolomeo von Pola zugeschrieben. Raphael ließ die Thüren und Emporbühnen im Vatikan von Giovan. Barile arbeiten und gab die Zeichnungen zu den bekannten Marqueterien bei den Benediktinern zu Perugia. Dieser Kunstzweig lieferte besonders schöne Rahmen für Gemälde. — Der Genuese Damiano Lercaro schnitzte auf einen Kirschkern St. Christoph, St. Georg und St. Michael, und auf einen Pfirsichkern die Leidensgeschichte. Die größte existirende Elfenbein-Schnitzerei ist im Hause Volpi zu Venedig, ein Opfer Abrahams, von Gerhard van Obstat aus Brüssel, die Figuren sind 1½ Fuß hoch. — Eine Art von Marqueterie in Marmor darf man wohl auch die Steingefüge nennen, deren Verfertigung eine zu Siena vielleicht entstandene, jedenfalls daselbst vervollkommnete Kunst ist. Es beweist dies der wunderbare Fußboden im Dom, von Duccio roh begonnen, von besseren Künstlern weiter geführt und so immer mehr vollendet bis auf Beccafumi. — Die Mosaiken in San Marco zu Venedig bildeten fortwährend eine Schule, die besten aber wurden immer noch in Rom gemacht. — Die Emailmalerei hatte sich aus dem Alterthum insbesondere in den Orient fortgepflanzt, von wo sie nach Spanien überging. Man verfertigte Vier- und Dreiecke (azulejos), um damit in ganzen Gemälden Estriche und Wände zu bekleiden, als Ersatz für eigentliche Malereien und Skulpturen, namentlich da wo der Islam dergleichen verbot. Das Email von Valenza war das berühmteste. Wir besitzen im Abendlande Emaillen aus dem 3. und 7. Jahrhundert, und Theophilus redet vom Emailliren von Thon- und Glasgefäßen. Im 12. Jahrhundert brachte man zu Limoges Emails an Kreuzen, Bischofsstäben, Spangen an, nicht minder an Vasen und Grabdenkmälern, machte auch Porträts in Email. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts lieferten Faenza, Urbino, Pesaro, Casteldurante Vasen, Schüsseln, Krüge ausgebrannter Erde mit in Email ausgeführten Zeichnungen, zuweilen von bedeutenden Künstlern. In der Familie des

Luca della Robia erhielt sich lange die Kunst des Glasirens von Terrakotte, aber um die Mitte des 16. Jahrhunderts verlor sich das Geheimniß.

In Frankreich wandte Bernard de Palissy († 1589) — zuletzt so verarmt, daß er sein Bett verkaufen mußte, um seinen Ofen heizen zu können — 16 Jahre seines Lebens daran, die ächte Mischung des Emails wieder aufzufinden. Es gelang ihm endlich und sein Ruf wuchs mit seinen Glücksgütern. Franz I stellte die Fabrik zu Limoges wieder her, und dieselbe lieferte die verschiedenartigsten Gegenstände in emaillirtem Kupfer nach Zeichnungen der tüchtigsten Künstler.

Um auf die Malerei im engern Sinn zurückzukommen, so konnten zu dieser Zeit fast alle Städte Italiens sich hervorragender Meister rühmen, obgleich hierin keine mit Florenz und Rom sich messen konnte. Indeß besaß doch Ferrara Künstler ersten Ranges in den Brüdern Dosso und Giambattista Dossi (letzterer Landschafter), in Garofolo (Benvenuto Tisio), Girolamo da Carpi und vor Allen in Filippo Baffico, der im Geiste Michelangelo's im Chore der Kathedrale ein „Letztes Gericht" malte, worin er selbst den großen Vorgänger im Kolorit übertraf.

Venetianer.

Indem wir beiläufig der bildenden Künstler Sansovino, dem besonders Kolosse und Madonnen gelangen, seines Schülers Tommaso Lombardo, eines guten Architekten, mittelmäßigen Bildhauers und schlechten Dichters, Tiziano Aspetti, von dem die zierliche Logette des Glockenthurmes von San Marco, und endlich des edlen und korrekten Alessandro Vittoria, des letzten guten venetianischen Bildners dieser Periode, gedenken — gehen wir auf Venedigs ersten Maler, Tiziano Vecelli, über.

Tiziano. 1477—1576.

Schüler des Giov. Bellini, übertraf er diesen im Kolorit, und arbeitete sehr viel, aber mit kümmerlichem Gewinn, bis zu der Zeit, wo der schändliche Pietro Aretino nach Venedig kam. Ein solcher Mensch, Verächter Gottes und Schmeichler der Großen dieser Erde, konnte nur eine Schule beschmutzen, welche unter der Aegide des Glaubens groß geworden. Tiziano erlangte dessen Freundschaft und Lob, und durch seinen Einfluß

erlangte er mehrere Aufträge, u. A. auch Karl V zu malen, was ihn plötzlich unter den Höflingen in die Mode brachte. Er erwarb nun einen Ruhm, der sich rasch über die Gränzen der Heimath verbreitete. Seine Reisen nach Rom, an den Hof des Kaisers, endlich nach Spanien, wo er seine geschätztesten Werke ließ, waren wahrhafte Triumphzüge. — Die Schule Bellini's, sodann der von Albrecht Dürer angeregte Wetteifer, lehrten ihn eine sehr sorgsame, auf die Details achtende, zuweilen sogar ängstliche Ausführung. Er pflegte zu sagen, der Maler müsse Herr des Weißen, Rothen und Schwarzen sein, und in der That erzielte er mitunter erstaunliche Wirkungen nur allein vermittelst dieser Farben und zwar durch die Kontraste, obgleich es anderseits unrichtig, daß er ausschließlich diese Farben gebrauchte. In seinen Kompositionen ist er eher nüchtern als lebendig; das Verdienst seiner Portraits liegt im Ausdruck; seine Bildnisse von Männern haben eine unbeschreibliche Würde und Lebendigkeit, während Engel und Heilige ihm viel weniger gelangen. „Mit ihm ist die Kunst in das volle Stadium der reinsten Menschlichkeit getreten. Tiziano stellt ihre vollkommene Emanzipation vom Gebiet des Glaubens und der Kirche dar, ohne doch zu diesem Gebiet in ein feindliches Verhältniß zu treten. Im Gegentheil, anstatt Himmel und Erde zu entzweien, vereinigt er beide in ein herrliches Mittleres, das weder der eine noch die andere ist, jedoch beide in herrlichster Fülle hindurchschimmern läßt. Wenn aber nun dies seine großartige Stärke ist, so ist damit auch schon das ausgedrückt, was seine Schwäche ist. Der Seelenausdruck, das Ahnungsvolle, das Uebermenschliche, das mit Einem Wort über alles Sinnliche Hinaushebende, wie es sich bei Lionardo, Raphael und Michelangelo ausdrückt, fällt ganz hinweg. Die Kunst verliert mit ihm ihre höhere Mission. Sie knüpft nicht mehr bei ihm die Zeit an die Ewigkeit an. Sie ist nur insofern dem Katholizismus verwandt, als sie gleichsam den Himmel an die Erde fesselt, ja diese sogar an die Stelle des Ersteren setzt. Es spricht sich bei Tiziano in seinen Bildern mit einem Wort ein Genügen, eine Zufriedenheit in sich selbst aus, die aufs Höchste entzückt, die aber nichts mit jenem gigantischen Schicksal gemein hat: „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt". Und man kann unter diesem Gesichtspunkte sagen, daß das Sinken der Kunst allerdings schon bei Tiziano sich bemerklich mache, insofern seine Kunst in ihrer welt-

lichen Herrlichkeit jenes Ideal nicht mehr zu erstreben sucht, nach dem die menschliche Seele selbst inmitten des höchsten Genusses niemals zu verlangen aufhört"*). — Tiziano's Werke tragen, nach den verschiedenen Zeiten seines Lebens, einen verschiedenartigen Charakter. Dies gilt indeß mehr nur in Beziehung auf das Aeußere der Behandlung, als den Geist und das Streben dieses Meisters. Tiziano steht zwar noch auf religiösem christlichem Boden; er ist aber von der naturalistischen Richtung seiner Umgebung eingenommen, zwar nicht von einem groben, sich im Unschönen gefallenden Naturalismus. Sein Naturalismus ist jener feine, höhere, durch die Antike entwickelte und veredelte, der mit heiterm Sinne die Herrlichkeit der antiken Kunst nicht in äußerlich getreuer Nachbildung ihrer einzelnen Werke, sondern ihr inneres Wesen in der Tiefe eines freien Gemüthes neugestaltet und neubelebt in die Gegenwart einführt. Tiziano schöpfte deshalb seine Gegenstände nicht selten aus der antiken Mythe. Und auch in seinen religiös kirchlichen Bildern spiegelt sich großen Theils jene hohe, der Antike verwandte Ruhe des Daseins wieder, was verschiedene Altartafeln, auch Madonnen, andere Heiligen und Anbetenden in den venetianischen Kirchen und Gallerien, im Vatikan und in Dresden, und noch deutlicher die s. g. „heiligen Konversationen" beweisen. Die religiösen Darstellungen stunden zwar bei Tiziano und den meisten venetianischen Meistern noch höher, als die weltlichen; allein es fehlte ihnen die höhere christliche Begeisterung, und darum faßten sie ihren Gegenstand nicht mit der Tiefe des christlichen Geistes, sondern mehr in weltlichem Geiste auf, und so wurden ihre Bilder Genregemälde, denen freilich die Gediegenheit der aufgenommenen Lebensbilder immer noch einen höchst tüchtigen Charakter gab. Hievon können uns gerade die schönsten, ausgezeichnetsten Gemälde Tiziano's überzeugen. Ein gerühmtes Werk ist seine „Opferung Maria's im Tempel". Die reiche Architektur des Tempels, die einen herrlichen Hintergrund bildet, erfüllt uns mit Bewunderung. Ein zarteres Fleisch, als wir hier erblicken, wurde wohl nie gemalt. Wir erblicken eine Menge von Figuren; aber wir vermissen geistig interessante Köpfe, überhaupt die religiöse Durchbildung des Ganzen. Wir glauben uns von schönen, gewöhnlichen Welt-

*) v. Schaden, Drei Vorträge über Geschichte der ital. Malerei.

D. V.

menschen umgeben, nicht aber in der Mitte frommer Beter im Hause Gottes zu sein. — Unter die besten Werke Tiziano's zählt man in Venedig seine „Himmelfahrt Mariä"... Dies Gemälde besitzt alle Vorzüge des Tizian'schen Pinsels und imponirt durch Pracht und Harmonie der Farben, wie durch Komposition. Allein gerade an den zwei Hauptfiguren vermißt man die Hauptsache, an Gott Vater die Würde und Erhabenheit und an Maria die himmlische Verklärung... Höher noch als diese beiden Bilder, steht seine „Grablegung Christi". Hier zeigt Tizian poetische Begeisterung, hier hat er ein Seelengemälde geliefert, würdig, neben Raphaels und Franzia's Werken zu glänzen. Im Kopfe Maria's ist der Gipfel des tragischen Pathos erreicht. Thränenlos steht die gebeugte Mutter da; ihr Angesicht ist in dem einzigen Zuge des tiefsten Schmerzes erstarrt; für sie gibt es keine Außenwelt mehr, als die ihres geliebten Sohnes; Joseph und Magdalena sind sehr charakteristisch dargestellt. Wir haben hier nicht blos die Farbenpracht, eine herrliche Komposition und eine glänzend schöne Oberfläche zu bewundern; Tiziano erscheint hier als großer Seelenmaler. Und doch vermissen wir Etwas schmerzlich an diesem Bilde. Christus, und besonders sein Angesicht, genügt uns nicht; nicht der Heiland, der Erlöser der Welt, der entseelte Gottmensch liegt vor uns, sondern nur ein recht natürlich Todter. — Man mag von den Bildern Tiziano's betrachten, welches man will, das kräftige, klare Kolorit, die Verbindung der Farben durch Mitteltinten zur gefälligsten Harmonie, die sorgfältige Unterordnung aller unter einen Hauptton, die richtige Abstufung des Lichtes, passendes Hervorheben der Hauptpersonen durch stärkere Beleuchtung, das Lichtmeer von Glorie, sein kräftiges Roth und Grün — all das wird stets entzücken. Tiziano versteht es, volles Weltbehagen und recht menschlich schöne Gestalten vor die Augen zu stellen. Aber wenn man das höhere, geistige Leben, den Charakter der göttlichen Würde und Heiligkeit bei ihm sucht, so fühlt man sich an seinen Bildern unbefriedigt. Es fehlt ihm der tiefere, kirchliche Sinn und die kirchliche Auffassung"*). Ruhig und glücklich verfloß sein überaus langes Leben und stets hielt er sich fern von aller höfischen Kriecherei, weil er durchdrungen war von der Würde der Kunst. Nachdem ihm alle Freunde vorangegangen waren, starb er, bis

*) Dr. N. Sorg, Geschichte der christlichen Malerei. D. V.

ins höchste Alter frei bleibend von Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit, an der Pest, und der Senat von Venedig ließ seiner Leiche die eigenthümliche Art von Auszeichnung zu Theil werden, daß sie nicht wie die übrigen verbrannt zu werden brauchte.

Er bildete nur wenige Schüler, sei es, daß es ihm an Geduld zum Lehren fehlte, sei es, daß er aus Eifersucht die technischen Vortheile seiner Farbenbereitung (namentlich seiner wirklich unerreichbaren Fleischfarbe) als Geheimniß behandelte. Doch aber bildete sich an dem Studium seiner Werke eine Malerschule, welche um der Harmonie der Farbengebung willen Zeichnung und Komposition vernachläßigte. Die hohe Stufe, welche die Venetianer im Kolorit erreichten, beruht, außer auf der sorgfältigen Wahl des Materials und der weißen Grundirung, daß sie nicht mit Impressirung (dick auftragend), sondern mit lebhafter, aber leichter Anschnellung des Pinsels, ohne ängstliche und peinliche Handhabung desselben, malten, so daß die kühn hingeworfene Farbe mit desto größerer Reinheit hervortritt. Diese Methode erfordert eine große Sicherheit und Kunst im Zusammenstimmen und Kontrastiren der Farben, was eben diesen venetianischen Bildern so viel Leben und Frische verleiht. Da er meistens Portraits zu malen hatte, in welchen nichts zu erfinden, verlegte sich der venetianische Maler auf die sorgfältigste Ausführung der Details; daher ihre Meisterschaft im Wiedergeben von Tuch, Seide, Sammt, Metall, architektonischen Ornamenten u. dergl.

Paolo Veronese. 1533—80.

Der Bedeutendste unter des Tiziano Nachfolgern ist Paolo Caliari aus Verona. „Zwar kommt er nach Tiefe und Umfang der Komposition Tizian nicht gleich, nicht an Erhabenheit und Fülle der Gestalten, selbst nicht an Kraft und Hintergrund der Farben, am wenigsten in der Herrlichkeit der menschlichen Oberfläche: aber was den Ausdruck der Pracht betrifft in der Gewandung und der Ausbreitung seltener Stoffe, dann die großartige Haltung und Harmonie seiner Bilder, den Zauber der Luft und die Fülle des Farbenglanzes, endlich die machtvolle Zeichnung feierlicher Aufzüge und anderer bedeutungsvoller Momente des irdischen Lebens, darin hat es ihm keiner zuvorgethan. Er ist der vollendetste Maler des Scheines und der äußerlichen (sinnlichen) Herrlichkeit. Verdient ein Tizian zufolge des

herrlichen Gefüges seiner plastischen Massen ein Joh. Seb. Bach der Malerei genannt zu werden, so erscheint uns Paul Veronese als ein Händel, zwar nicht an Tiefe, aber doch an heiterer Fülle und Majestät, welche auch Händel vor Allem als Schöpfer seines berühmten Alexanderfestes entwickelt hat"*). In des Veronese „Hochzeit zu Cana" mit etwa 130 Figuren, welche alle Porträts sind bis auf Tizians Hund, ist ein Konzert dargestellt, in welchem jeder Künstler ein seine Bedeutung symbolisirendes Instrument spielt. Karl V nimmt als Künstler an diesem Banket, welches doch nur ein Mahl von armen galileischen Handwerkern sein sollte, Theil: so sehr hatte der Naturalismus in der ursprünglich so reinen venetianischen Schule Raum gewonnen. Alle übrigen Meister dieser Schule, der ältere Palma etwa ausgenommen — auch ist noch mit Auszeichnung Giacomo Robusti Tintoretto (1512–94) zu nennen, der die Zeichnung Michelangelo's mit der Farbe Tizians zu vereinigen suchte, aber zu wenig auf Natur und Wahrheit sah — dienen von jetzt ab dem falschen Scheine und einer erzwungenen Großartigkeit, die für einen Augenblick täuschen können, bald aber ihre tiefe innere Haltungslosigkeit deutlich zur Schau tragen. In der kurzen Zeit von 50 Jahren nach Veronese's Tode sank die venetianische Kunst fast zur Unbedeutendheit zusammen und erlosch bald gänzlich. Es gilt dies auch von der Abzweigung der venetianischen Schule zu Bassano, von Francesco da Ponte begründet, durch seine Söhne Francesco und Giacomo — von denen Ersterer tragische, Letzterer dagegen heitere Gegenstände liebend und in der sorgfältigen und effektreichen Behandlung des Nebensächlichen ein Vorläufer der Flamänder zu nennen — in der Kunstgeschichte lebend.

Antonio Allegri, gen. Correggio. (1494—1534.)

Ueber des Antonio Allegri, nach seinem Geburtsorte im Modenesischen Correggio genannt, Bildungsgang und Lebensschicksale hat man nur unsichere Nachrichten; man weiß nur, daß er aus der Schule des Mantegna hervorgegangen, und daß er, zu Parma lebend und arbeitend, nicht so reichlich belohnt wurde, als wenn er zu Florenz oder Rom (wo er nie gewesen zu sein scheint) gelebt hätte, obgleich die Sagen von seiner kümmerlichen

*) A. v. Schaden, a. a. O.

Existenz sicherlich übertrieben sind. Er „hielt sich nicht jederzeit und streng an die Grenzlinie, über welche hinaus sich die Grazie alsobald in eitle Ziererei, Affektation und zwangvolle Geberdung verliert und ins Manierirte geht, und nicht mehr, wie die Anmuth, zum Gemüthe dringt, sondern es von sich abstößt. Manche Köpfe auf seinen Bildern, Arme, Hände, oft bis zu den äußersten Fingerspitzen, sind in ihrer Lage und Stellung zu anspruchsvoll, zu geziert, die Bewegungen sind nicht mehr zufällig; die Gestalt ist graziös, weil sie es sein will, und damit ist auch ihr Zauber verschwunden. Allegri's Hauptaugenmerk war überall auf die Grazie gerichtet und der Ausdruck ging ihm darüber verloren. In seinen Gestalten spiegelt sich nicht das verborgene Leben und die Schönheit der Seele; die Grazie ist ihnen nur von Außen angebildet, während sie dem Raphael wie von selbst entstand, da er überall und vorzüglich den Ausdruck beabsichtigt hat. Glücklicher war er in den Wirkungen des Helldunkels. Hierin liegt seine Hauptmeisterschaft. Er zeigt sich wirklich groß in der Behandlung von Licht und Schatten, in ihrer mannigfaltigen Beziehung, Abstufung und Verschmelzung. Er versteht es, seinen Figuren Rundung zu geben, sie vor- und zurücktreten zu lassen. Im Nackten ist und bleibt er unübertrefflich. Seine Behandlung verbindet Glanz mit Größe und Wahrheit, ist leicht, zart und reizend. Er ist der Schöpfer einer magischen Harmonie, die nur er durch seine Kenntniß in der Luftperspektive zu Stande bringen konnte, und worin ihn noch kein Meister erreicht hat. Damit verband er einen richtigen Blick in die Natur... So allein löst sich das Räthsel, welches mit der Zartheit seines Pinsels, den ewig jugendlichen Reizen seiner harmonischen Färbung, der Deutlichkeit und Klarheit in den Massen, in ihren Verhältnissen und Verbindungen unter einander einem Jeden aufgegeben wird, der seinen Werken sich nähert" *). — Schwärmerische Sentimentalität, die sich besonders im schwimmenden und verklärten Auge ausdrückt, und ein kühner Gebrauch des Helldunkels bilden das Zentrum seiner künstlerischen Individualität. Man kann nicht läugnen, daß er beide Seiten mit einer bewundernswerthen Genialität ausgebildet hat. Ja man kann sagen, daß er es bis dahin gebracht hat, eine fast unausdrückbare Feinheit der Seele und

---

*) Domherr Speth, Die Kunst in Italien.

D. V.

ihrer Erscheinung in den Zügen und Formen dennoch zum Ausdruck zu bringen. Wenn irgend einer, so malt er Geister, liebliche, reizende verführerische Schatten: — Schatten aber, die doch Leben, Energie und Feuer besitzen, umsomehr, da er in den Farben der Haut und des Fleisches auch bei den Venetianern in die Schule ging und durch sein Helldunkel die von dorther genommenen Vorzüge des Reizes bis zur Gränze der vollendetsten Täuschung trieb. Er entzückt dadurch selbst dann noch, wenn er durch Steigerung aller dieser Reize sogar bereits ins Kränkelnde, Reizbare und Empfindelnde hineingeräth. Indeß ist damit die Sphäre seiner Eigenthümlichkeiten noch nicht vollkommen umschrieben. Vielmehr war er auch bei den Werken des Michelangelo in die Schule gegangen. Nicht selten begegnen wir bei ihm den kühnsten Gruppen. Wie er sich in der Farbengebung, im Helldunkel und im Seelenausdruck Alles erlaubt, Alles für möglich hält, so überschreitet er auch in der Zeichnung sehr häufig alle Schranken und erstrebt namentlich in den Verkürzungen das Unglaubliche. Er mußte es sich daher auch gefallen lassen, daß die zum Spott immer so sehr aufgelegten Italiener eines seiner berühmtesten Bilder, bei welchem die Oberleiber gegen die unteren Hälften sehr zurücktraten, mit dem Namen des Froschschenkelragout belegten. Indeß kommt ihm hierbei namentlich sein Helldunkel sehr wohl zu statten. Mit dem zarten Duft desselben weiß er seine Uebertriebenheiten und Kühnheiten sehr wohl zuzudecken, und zaubert gerade dadurch seine höchsten Wirkungen hervor, daß er das Kühne und das Sentimentale unmittelbar auf das Engste verbindet. Es ist dies gerade auch der Punkt, worin Correggio mit Schiller und Haydn eine unverkennbare parallelgehende Aehnlichkeit besitzt" *). Nachdem Correggio den Saal der Aebtissin im Kloster St. Paolo zu Parma mit mehr als weltlichen, eigentlich sinnlichen und muthwilligen Szenen und Arabesken aus der Mythologie geschmückt und darin seine Meisterschaft bewährt hatte, übertrug man ihm die Ausmalung der Kuppel in San Giovanni, die als ein Wunder angestaunt wurde, da die Sixtina noch nicht das „Letzte Gericht" besaß. Es erscheint hier Christus in der Mitte schwebend und von einer Glorie umgeben, die zwölf Apostel sitzen unter ihm auf Wolken und schauen in tiefer Anbetung empor — ein Werk

*) A. v. Schaden, a. a. O. D. V.

von imponirender Großheit und einer Fülle edelsten Ausdrucks. Noch Erhabeneres schuf er dann in der Kuppel des Domes zu Parma, eine Himmelfahrt Mariens.

Vergleichen wir den Correggio mit den drei größten Meistern Leonardo, Angelo und Raphael, so können wir ihr Verhältniß dahin bestimmen, daß jene drei großen Meister in den wichtigsten Punkten den Grund zur Realisirung der Idee der christlichen Kunst gelegt haben, und daß Raphael die höchste Stufe unter den christlichen Künstlern erklommen hat. Correggio und Tizian dagegen ergänzten, was den Werken jener ebengenannten Künstler in formeller Beziehung noch abging, und brachten in gewisser Hinsicht die Kunst zu einer höhern Vollendung, ersterer durch sein magisches Helldunkel, letzterer durch den wunderbaren Glanz und Reiz des Kolorits; sie stehen aber jenen Meistern schon deshalb nach, weil sie sich vom streng kirchlichen Styl entfernten und insbesonders in Correggio's religiösen Bildern eine gewisse Sentimentalität und falsche Grazie liegt, während Tizian die naturalistische Richtung der venetianischen Schule weiter zu entwickeln sich bemühte. Correggio hat sich zwar nicht mit Einem Mal von der alten, traditionellen Anschauungsweise der Kirche losgerissen, aber es geschah nach und nach. Er lebte nämlich am Anfang des 16. Jahrhunderts, wo das religiöse Leben und kirchliche Bewußtsein bereits tief in Italien gesunken war, wo angesehene Männer von der Nothwendigkeit einer Kirchenreform sprachen und die christliche Lebensansicht durch griechische Bildung und heidnische Grundsätze mehr in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Kunst hatte die verschiedenartigsten Beziehungen zur Religion und Natur durchlebt und in Raphael die Rückkehr aus dem Leben in ihr Heiligthum gefeiert. In dieser Zeit nun, wo die Kunst ihren Höhepunkt erreicht hatte, trat der reichbegabte, heitere, sinnliche Correggio auf. Er konnte seinem Charakter gemäß die Religion nur brauchen, wenn sie heiter war, wenn sie mit dem Glück und den Freuden seines Herzens und seiner Sinne harmonirte. Er mußte daher die kirchlich religiöse Anschauung verlassen. Er gibt seinen Heiligen nicht mehr die alten, geheiligten Bewegungen, sondern läßt einen Jeden sich äußern, wie's ihm beliebt. Alle Bewegungen, Vorgänge, Darstellungen spiegeln sich in seiner Seele, in seiner heitern, lebenslustigen Phantasie, und so können sie denn auch keine andere Farbe und Gestalt an-

nehmen, als die der Heiterkeit und der Lebenslust. Dies zeigt sich in seinen entzückenden religiösen Bildern, z. B. in seinem heiligen Sebastian, der Madonna auf dem Throne, und sogar in seinen tragischen Werken, Christus am Oelberg, der Kreuztragung &c. Allerdings entdeckt man zunächst in dieser keine Freude, keine Lebenslust, kein Entzücken. Aber doch leuchtet der Geist Correggio's aus denselben heraus. Die Auffassung ist rein dramatisch, die Bilder sind als wirkliche Ereignisse gefaßt. Man fühlt mit Christus seinen bitteren, heftigen Schmerz, sein schweres Kreuz. Aber der nahe bittere Tod raubt ihm seine Kraft nicht. Er kann Alles, auch das Herbste tragen. Er fühlt sein furchtbares Leiden, doch er erfüllt den Rathschluß seines himmlischen Vaters und geht der unabänderlichen, höhern Bestimmung ruhig und gefaßt entgegen. Und so scheint denn Correggio's Absicht gewesen zu sein, den Sieg göttlicher Ruhe und Heiterkeit über die Empörung des tief verwundeten Herzens auszudrücken und darzustellen. Und doch ist's kein Gott, den wir vor uns schauen; sein Angesicht ist so menschlich, so bekannt, so ganz Natur, jede Bewegung wahr und lebendig. Wir erklären uns all das so: Correggio kannte die christlichen Lehren und die kirchliche Anschauungsweise von seiner Jugend her. Er ließ sich aber von der heidnischen Richtung seiner Zeit anstecken, streifte nach und nach das kirchliche Bewußtsein ab, trat in offenen Gegensatz gegen die Kirche und artete zuletzt in's Heidenthum aus, und so scheint er denn die Aufgabe gehabt zu haben, den Rückfall des kirchlich religiösen Lebens in Italien in's Heidenthum auf dem Gebiete der Kunst offen und entschieden auszusprechen. So erklärt sich denn auch leicht der schroffe Gegensatz, der in allen seinen Bildern sich ausspricht, zwischen Licht und Finsterniß, Schmerz und Heiterkeit, Schönheit und Häßlichkeit. Correggio will damit den Gegensatz, in den er und ein großer Theil seiner Zeitgenossen zum Christenthum getreten ist, darstellen; vielleicht liegt all seinen Bildern eine bittere Ironie zu Grunde"*)?

Correggio bietet alles auf, seine großen Vorgänger zu übertreffen. Voll kecker Kühnheit sucht er in Stellungen und Bewegungen, in einem Gefühlsausdruck, der zuweilen bis zur Grimasse geht, in fast unmöglichen Verkürzungen, bald über alle Schranken der Malerei hinauszuschreiten; bald strebt er die tiefste Darstel-

*) Dr. Sorg, a. a. O. D. V.

lung der glühendsten Wirklichkeit und Sinnlichkeit mit großartigem Pathos auszudrücken. Mit der höchsten Virtuosität gelingt es dem Meister auch wirklich, den Schein zu erzeugen, als übertreffe er seine großen Vorgänger. Aber überall tritt dem tieferen Auge das Gezwungene eines solchen Unternehmens entgegen. Man fühlt bereits die Ermattung, die auf ein solches überkühnes Ringen folgen muß. Auch läßt diese nicht auf sich warten. In Correggio's Schule bricht dieselbe unaufhaltsam durch, und selbst der beste Schüler des Meisters, Francesco Mazzola, genannt il Parmigianino (1503—40), unterliegt einer nachahmenden Manier, die sich fast bis zur Karrikatur und Verzerrung steigert.

Wie die große Zeit Italiens, so war auch die der italienischen Malerei dahin, aber auf die Periode des Schaffens und der lebendigen Hervorbringung folgte die der Restauration, d. h. der Erhaltung, Umbildung, bewußter Aneignung. In solcher Weise sah Italien ein neues Aufleben der Kunst in der Schule zu Bologna, gestiftet von Ludovico Caracci (1555–1619), einem Schüler des Venetianers Tintoretto.

„Weniger ausübender Künstler, als ein großer Kenner und Liebhaber der Kunst, ergab er sich mit dem höchsten Eifer den tiefsten und gründlichsten Studien, vermittelst deren er zur bewußten Einsicht der einzelnen Vorzüge gelangte, durch welche sich jeder große Meister ausgezeichnet hatte. Er pflegte zu sagen: man müsse die Zeichnung der Antike nachahmen, die Farbenbehandlung der Venetianer, das Kolorit Lionardo's, die Natürlichkeit des Tizian, die Großartigkeit des Michelangelo, den reinen und souveränen Styl des Correggio und die edle Symmetrie des Raphael. Glücklicherweise fand er in seinen Neffen Agostino und Annibale Caracci die Männer, welche es verstunden, die Lehren des Onkels in trefflichen Werken zur Anschauung zu bringen. Vorzüglich aber gelang dies dem letzteren. Es herrscht in diesen Begründern der sogenannten eklektischen Schule ein gewisser großartiger und freier Styl. Alles suchen sie mit einem gewissen Nachdruck darzustellen, der imponirt, vollkommen regelrecht ist, aber namentlich deßhalb kalt läßt, weil das Genie sehr wenig gethan hat, das Talent aber und die bewußte Nachahmung sehr Vieles, ja Alles... Es ist als ein großes Glück zu achten, daß, nachdem die Carracci von Neuem den richtigen Weg der Zeichnung und des Farbengebrauchs gefunden und in diesem Sinne auf ihrer Stufe dasselbe geleistet hatten, was die große

That Michelangelo's und Lionardo's war, daß alsdann Männer wie Domenichino (1581—1641) und Guido Reni (1575 bis 1642) gleichzeitig den Schauplatz betraten, welche es verstanden, die Anmuth, die Grazie, kurz den Zauber eines Raphael wieder zu finden und dem Seelenausdruck, sowie dem verführerischen Helldunkel eines Corregio zu vermählen"*).

Baukunst.

Länger als die Blüthe der Malerei und Skulptur erhielten sich die guten architektonischen Ueberlieferungen in Italien. Fra Giocondo aus Verona, Kommentator Vitruvs und anderer Schriftsteller über Kunst, besaß ein besonderes Geschick zum Bau von Brücken. Um Venedig erwarb er sich durch Verbesserung des Bettes der Brenta ein großes Verdienst. Später verfügte er sich nach Rom, wo er zum Architekten von St. Peter ernannt wurde. Wir nennen nur noch den Giovan Maria Falconetto aus Verona als genauen Kenner der antiken Bauwerke, wie er denn auch zuerst die Theater und Amphitheater zeichnete, um zu dem Florentiner Giacomo Tatti überzugehen, welcher aus dem verheerten Rom sich nach Venedig wendend, den Namen seines Lehrers, des berühmten Architekten und Bildhauers Andrea Contucci da Monte Sansovino (1460—1529) annahm und sich, wie dieser, nach dessen Geburtsort nannte.

Sansovino. 1479—1570.

Seine ersten Proben hatte er zu Florenz bei dem Einzuge Leo's X abgelegt. Dieser festliche Anlaß rief eine Art von Konkurs der besten damaligen Künstler hervor; denn Granacci und Rosso errichteten Triumphbogen, Sangallo und Sansovino falsche Façaden und Verspektiven; letzterer übernahm auch mit Rustici und Bandinelli die Statuen, während Andrea del Sarto, Feltrino (Groteskenmaler), Ghirlandajo, Pontormo, Franciabigio, Ubertini die Malereien besorgten, Michelangelo und Raphael mit anderen Meistern sich beriethen hinsichtlich der Façade von San Lorenzo und anderer vom Papste beabsichtigter Werke. Sansovino gerieth leider in die Richtung der Nachahmer Michelangelo's, schuf aber doch als Oberbaumeister der Republik sehr bedeutende Werke;

*) A. v. Schaden, a. a. O. D. V.

wir nennen die Münze mit einem sehr charakteristischen Aeußern, den schönen Palast Cornaro, die Bibliothek. Kaum aber war diese vollendet, als das Gewölbe einstürzte. Er kam darüber ins Gefängniß und nach seiner Freilassung konstruirte er das Dach in Holz und Rohrwerk. Als der Türkenkrieg die Republik zwang, eine allgemeine außerordentliche Steuer zu erheben, wurden nur Tizian und Sansovino davon ausgenommen. In San Geminian, einer von ihm erbauten Kirche, die eine der schönsten Venedigs, ward er beigesetzt.

Sangallo. † 1546.

Antonio Sangallo aus Florenz, Gehülfe des Bramante und Architekt von St. Peter, zeichnete für den Cardinal Farnese den Plan zu einem Palast, der für den schönsten in Rom gilt, namentlich der Hof, den Michelangelo und Vignola vollendete. Im Vatikan sind namentlich die schönen Treppen sein Werk. Auch baute er die Zitadellen von Civita-Vecchia, Ancona, Florenz, Montefiascone, Nepi, Perugia, Ascoli u. a. Als der Papst nach der Brundschatzung von Rom sich nach Orvieto zurückzog, half Sangallo dem Wassermangel durch Anlegung eines Brunnens mit zwei Treppen, auf denen sogar Lastthiere auf- und absteigen konnten, ohne sich zu hindern. Als Karl V von der Expedition gegen Tunis siegreich zurückkehrte, leitete Sangallo die Empfangsfestlichkeiten in Rom und errichtete auf dem venetianischen Platz einen Triumphbogen, dessen Reichthum und Mannigfaltigkeit die Zeitgenossen nicht genug zu loben wissen. Einfach und doch ein Muster, obgleich nicht vollendet, ist das Thor San Spirito, gleichfalls sein Werk.

Ehrende Erwähnung verdienen auch Galeazzo Alessi († 1572) von Perugia, der besonders in Genua das Feld einer großen Thätigkeit fand; der neapolitanische Maler Pirro Ligorio († 1580), als Erbauer des Casino's des Papstes im Vatikan und Zeichner der wichtigsten römischen Denkmäler und Urheber eines Plans über Herstellung des alten Rom und der Adrianischen Villa. Auch verfaßte er das erste Buch über die Sitten der Völker. Obgleich er in der Wiedergabe der Inschriften und der geometrischen Maße nicht genau ist, so haben doch seine Zeichnungen der antiken Denkmäler und Bauten ihren großen Werth, schon darum, weil viele derselben nicht mehr existiren; Giacomo Barozzio aus Vignola im Modenesischen (1507—75) arbeitete

den herzoglichen Palast zu Piacenza, verschiedene Kirchen, namentlich die herrliche Engelkirche zu Assisi, ward dann päpstlicher Architekt, schuf die beiden Seitenkuppeln von St. Peter, begann die Kirche und das Profeßhaus der Gesellschaft Jesu, beide später von Giacomo della Porta überladen, und erbaute den großartigen Palast Caprarola für den Cardinal Alessandro Farnese. Ferner stellte er aus den zweiundzwanzig Plänen, die Philipp II von Spanien auf seine Aufforderung für den eben im Bau begriffenen Escurial aus Italien übersandt wurden, das Beste zusammen, und gab der modernen Baukunst eine sichere theoretische Grundlage in seiner „Regel der fünf Ordnungen der Architektur".

Palladio. 1518—80.

Als würdiger Nachfolger der Genannten ward Andrea Palladio zum Vorbild des guten Geschmacks, besonders für diejenigen, die nur das Griechische und Römische anerkennen, während er hinwieder sich strenge an die Autorität des Vitruv hielt. Er zeichnete sich zuerst aus bei der Restauration der, obgleich erst 1444 begonnenen, doch schon den Einsturz drohenden gothischen Basilika von Vicenza, welcher er eine Strebemauer von Portiken in einem neuen Styl gab. In Rom maß und zeichnete er die antiken Bauwerke, restaurirte auch viele derselben und gab endlich hierüber ein Werk heraus, außer seiner in alle Sprachen übergegangenen Abhandlung über Baukunst (1570). Als Theoretiker stellte er den Grundsatz auf, nicht alles zu machen wie die Alten, sondern zu machen, was sie an unserer Stelle und unter den gegebenen Verhältnissen gethan haben würden. Indessen blieb er selber diesem Grundsatz nicht immer getreu, z. B. gab er Villen den Pronaos der römischen Tempel. In Venedig bewies er seine reiche Phantasie an den zahlreichen Palästen, welche er für den Adel baute. Korrekter Geschmack, reine Ausführung, gewählte und gefällige Formen treten in allen seinen mannigfaltigen Werken und Unternehmungen hervor. Sein Meisterwerk ist die Erlöserkirche zu Venedig, die der Senat in Folge eines aus Anlaß der Pest von 1576 gethanen Gelübdes bauen ließ. Er hatte eine Vorliebe für Backstein-Bauten, weil ihn der Augenschein lehrte, daß solche Bauwerke sich besser erhalten als Mauern aus behauenen Steinen. Da er reich und doch nicht übermäßig theuer baute, jede Art von Material für die Dekora-

tion verwandte, das Alte ohne Pedanterie nachahmte, so verdiente er, nicht blos von den Zeitgenossen, sondern auch von den Zeitgenossen als Klassiker studirt zu werden.

Durch ihn angeregt suchte auch sein Landsmann Vincenzo Scamozzi (1552–1616) in Venedig, damals dem Hauptort für die bürgerliche Architektur, ein Feld seiner Thätigkeit. Aber da er hier die ersten Plätze bereits eingenommen fand durch Palladio, Sanmicheli, Sansovino, suchte er durch willkürliche Neuerungen oder auch durch geschickte Bemäntelung der Nachahmung sich bemerkbar zu machen, wobei er praktisch und theoretisch, als Schriftsteller, von allen Autoritäten sich lossagte, dieselben mit Verachtung behandelte. Indessen kannte er, der jedenfalls viel Geschick und Geist besaß, die Werke und Schriften der Alten sehr gut. Die Aufgabe, dem Dogen Nicola del Ponte in Carità ein Mausoleum zu errichten, löste er so befriedigend, daß er den vordern Theil der St. Marcus-Bibliothek und die neuen Procuratien zu bauen erhielt. Zu Bergamo baute er das Stadthaus, eines der schönsten in Italien. In dem Werke „Begriff der allgemeinen Baukunst (idea dell'architettura universale)" wollte er zu den Lehren in ganz Europa gesammelte Beispiele geben, und um sich die Zeichnungen zu verschaffen, suchte er Gelegenheiten, mit den venetianischen Gesandten zu reisen. Aber im Ganzen brachte er doch kein hinreichendes Material zusammen, und so ist sein Buch durch nichts hervorragend als durch die unbändige Eitelkeit, welcher er übrigens nicht blos hier, sondern sogar in seinem Testamente rückhaltlosen Ausdruck gibt. — Pellegrino Pellegrini di Tibaldo (1522-92) aus Bologna ward aus einem wenig erfolgreichen Maler ein bedeutender Architekt, wie er als Leiter des Baues vom Mailänder Dom, der ihm den Fußboden und den wesentlichen Theil der Façade verdankt, als Erbauer des erzbischöflichen Palastes zu Mailand und des Profeßhauses der Gesellschaft Jesu zu Genua bewies. Von Philipp II für den Bau des Escurial berufen, ward er nicht nur reichlich an Geld, sondern auch mit dem Lehen Valsolda belohnt.

Fontana. 1543—1607.

Cardinal Montalto beauftragte den Domenico Fontana aus Mili am Luganer See mit dem Bau der Capelle del Presepio in S. Maria Maggiore; da jedoch der Cardinal, weil ihm

der Papst seine Gehälter vorenthielt, den Bau unterbrechen mußte, erbot sich Fontana auf eigene Kosten ihn fortzusetzen. Er ward dadurch ein besonderer Günstling des Cardinals, der, als Papst Sixtus V, ihn nicht blos diese, durch die zierlichen Verhältnisse ihrer Kuppel bemerkenswerthe Kapelle vollenden, sondern auch die Villa Negroni, den Palast des Laterans u. A. bauen und die Obelisken aufstellen ließ, von denen nur der vatikanische, und zwar halb eingesunken, stand. Der Papst wollte diesen Obelisken auf den Petersplatz versetzen lassen und alle Mathematiker Roms wurden aufgefordert, ihr Gutachten abzugeben, wie dies zu bewerkstelligen sein würde; so erhielt man 500 theils gelehrte und sinnreiche, theils wunderliche Vorschläge; ausgeführt wurde der von Fontana vorgeschlagene Plan, wie er denselben beschrieben in einer eigenen, dieser Versetzung des vatikanischen Obelisken gewidmeten Schrift. Mit seiner Umkleidung wog der Monolith 1½ Millionen Pfund, und dieses ungeheure Gewicht war von der bisherigen Unterlage abzuheben, auf Wagen zu legen, wieder aufzurichten und fest aufzusetzen auf einer neuen Basis. Sixtus wählte für diese Operation einen Mittwoch, als den Tag, an welchem, wie er glaubte, das Glück ihm stets günstig. Rom war voll ängstlicher Spannung; bei Strafe des Galgens war den zahllosen Zuschauern verboten, auch nur eine Sylbe zu reden, um die Anordnungen der Werkführer nicht zu stören. Der Architekt seinerseits schwebte zwischen der Hoffnung auf hohen Ruhm und der Erwartung schwerer Züchtigung von Seiten des strengen Papstes, welcher, entsprechend seinem aus Gewaltthätigkeit, Größe und Enthusiasmus gemischten Wesen, entschlossen war, an dem Orte selbst, wo die Martyrer ihr Blut vergossen, die Denkmäler des Heidenthums dem Kreuze zu unterwerfen. Schon war der Transport glücklich vollbracht, schon war er fast aufgerichtet auf dem neuen Standorte, aber die Winden vermochten nicht, den Obelisken vollständig in die Höhe zu richten, als ein Bauer plötzlich mitten aus der das tiefste Schweigen beobachtenden Menge hervor rief: Wasser an die Seile! Der Rath wurde befolgt, denn er war vortrefflich; denn so wurde das Reißen der Seile verhindert und zugleich gemacht, daß dieselben sich verkürzten, wodurch man denn auch das Ziel erreichte. Alsbald verkündeten die Glocken und die Kanonen der Engelsburg das Gelingen des Unternehmens. Der Papst machte seinen Architekten zum Ritter, und der Bauer, der dem Tode getrotzt hatte, um

zur rechten Zeit einen Rath zu geben, forderte als Belohnung für sein heimisches Dorf das Vorrecht, Rom mit den Oelzweigen zum Palmsonntag zu versorgen.

Ungleich leichter ging die Aufstellung der andern Obelisken von Statten. Als Mechaniker und Ingenieur war Fontana groß, in der Architektur aber opferte er der Neuheit. Er stellte auch die beiden Kolosse vor dem Quirinal auf, restaurirte die Trajanische und die Antoninische Säule, errichtete einige sehr schöne Fontänen, und entwickelte überhaupt eine ausgebreitete Thätigkeit während der fünfjährigen Regierung Sixtus V. Nach dessen Tode nämlich entsetzte ihn Clemens VIII, übelwollenden Einflüsterungen Gehör schenkend, seines Amtes als päpstlicher Baumeister und gebot ihm Rechnungsablage über die verbrauchten Summen; aber der Vizekönig Graf Miranda berief ihn nach Neapel als königlichen Architekten. Auch hier schuf er eine Reihe bemerkenswerther Werke. Aus seiner Familie ging eine ganze Reihe von Künstlern und Gelehrten hervor. — Bedeutender übrigens als Fontana ist Sanmicheli (1540 bis 1614) aus Verona, der sich durch das Studium der Ueberreste des Alterthums in seiner Vaterstadt und sodann in Rom bildete. Er führte den Bau der Kathedrale von Orvieto im Style der bisherigen ausgezeichneten Baumeister, erbaute den Dom von Montefiaskone mit einer achtkantigen Kuppel. Auch in der Vaterstadt und in Venedig gab er bedeutende Proben seiner Kunst, der er ein frommer Jünger war, denn er unternahm nichts, ohne vorher eine feierliche Messe gehört zu haben.

Bildende Kunst außerhalb Italiens.

Die graphischen Künste verbreiteten sich von Italien aus über Europa. Heinrich VIII, Franz I, Karl V suchten italienische Künstler an sich zu ziehen. Deschamps berichtet*) im Jahr 1573 habe Maximilian einen Maler und einen Bildbauer von Jean de Boulogne begehrt und dieser ihm Spranger aus Antwerpen und Giovan. Monti zugeschickt. Ein Jahr nach dem Tode Maximilians war Rudolph auf dem Punkte, beide zu verabschieden, jedoch behielt er auf den Rath seines Kämmerers den Maler und entließ nur den Bildhauer.

*) Vies des peintres flamands, t. I. p. 193.

In Frankreich.

Die Gunst, welche die französischen Könige den Künsten zuwandten, trug gleichfalls dazu bei, den Monarchen höher zu stellen als die Feudatäre. Man blieb in Frankreich dem s. g. gothischen Styl in der Architektur lange getreu, was der im Jahr 1502 erbaute schöne Thurm, der allein bei der Zerstörung von St. Jaques de la Boucherie übrig geblieben, sowie die im Jahr 1532 begonnene St. Eustach-Kirche beweisen.

Die Malerei war hier nicht unbekannt, beschränkte sich jedoch auf Porträts von studirter Aehnlichkeit, Miniaturen auf Pergament und Glasmalerei, eine nationale Kunst, die auszuüben sogar Edelleute nicht verschmähten. Von den Lombarden angeregt, hatte man zur Zeit Karls VIII begonnen, eine bessere Methode anzunehmen, welche Weichheit mit Wahrheit, Kunst mit Gefühl, Richtigkeit mit Begeisterung zu verbinden bestrebt war, namentlich in der Architektur und Skulptur. — Bruder Jocundus arbeitete zu Paris am Rechnungshof und am Schloß Gaillon in der Normandie, einer Besitzung des Cardinals d'Amboise, zweifelsohne auch am Schlosse von Blois, vielleicht dem interessantesten von allen königlichen Schlössern in Frankreich. Das Grabmal des Cardinal d'Amboise, aus sorgfältig ausgearbeitetem Marmor mit Malereien und Vergoldungen, ist das schönste Denkmal dieses Jahrhunderts. Die Erneuerung der Kunst zeigt sich bereits vollendet im Mausoleum Ludwigs XII zu St. Denis, im großen Styl eine einsichtige Nachahmung der Natur zeigend. Es wird dem Poncio Tribatti zugeschrieben, ist aber wahrscheinlicher das Werk von Jean Juste aus Tours. Reiche Handelsleute wie Ango, hohe Staatsbeamte wie Duprat, Höflinge, Edelleute beeiferten sich, Schlösser zu erbauen.

Aber indem man in Frankreich mit Einemmale sich daran machte, Italien zu kopiren, beraubte man sich des Vortheils der Selbstschaffung, und die Nachahmung verhinderte die Originalität. Rosso, ein ganz akademischer Künstler, der an eine Malerei vor dem „großen Style" nicht glaubte, rein empirisch verfuhr, nur begriff, was er zu machen verstand und alles verachtete, was nicht nach seiner Art gemacht war, nahm sich mitleidig der armen französischen Maler mit ihrem trockenen und harten Pinsel an. Aber er nahm nur solche zu Schülern an, welche ihre naiven nationalen Ueberlieferungen verläugneten um des theatralischen, des s. g. großen Styles willen. — Primaticcio, aus

Bologna, welcher nach ihm zu Paris und Fontainebleau malte, ging aus der Raphaelischen Schule hervor, bildete sich aber unter Giulio Romano aus, indem er Michelangelo studirte. Elegant und geschmackvoll, war er jedoch auch nicht frei vom Schulwesen; mit ihm arbeiteten Bagnacavallo, Ruggeri, Fontana, Nicolo dell'Abbate, welche alle Werke im Louvre und zu St. Denis zurückließen. Vignola lebte zwei Jahre in Paris, Serlio und Lionardo da Vinci starben in Frankreich, Cellini bestand daselbst seltsame Abenteuer. Da nun nicht blos viele italienische Künstler nach Frankreich kamen, sondern auch viele französische sich in Italien ausbildeten, so begreift sich, daß die italienische Kunst über die französische, welche noch in der Wiege lag, eine wahrhafte Tyrannei ausübte. Fontainebleau war ein Museum italienischer Kunstwerke und Kopien von solchen.

Nach diesen Vorbildern haben sich Pierre Lescot (1578) und Jean Gouchon (1572) gebildet. Dem Erstgenannten übertrug Franz I den Neubau des Louvre. Was noch davon zu sehen, macht ihm Ehre. Bei seinem nicht sowohl korrekten, in gefälligen und schlanken Formen sich bewegenden Style gelingen ihm besonders die Ornamente, Karyatiden, Sklaven, Trophäen. — Germain Pilon, der mehrere Denkmäler ausführte, wird von seinen Landsleuten über Verdienst gerühmt. — Jean Cousin († 1598), Nachahmer des Michelangelo, obgleich er niemals in Italien gewesen, ward zu den großen Arbeiten dieser Zeit verwendet, den Schlössern von Vincennes, Sens und Anet; schuf die Grabmäler für Diana de Poitiers und ihren Gemahl, sowie für Karl V. Sein „Letztes Gericht" hält man für das erste Oelbild, das in Frankreich gemalt worden. Sein Styl ist groß, seine Zeichnung kräftig, sein Kolorit stark und mächtig. Er malte auch auf Glas. Sein bestes Skulpturwerk ist die Bildsäule des Marschall Chabot. Er schrieb über die Verhältnisse des menschlichen Körpers.

Philibert Delorme aus Lyon († 1577) bildete sich in Italien. Er errichtete oder restaurirte viele Bauwerke in Frankreich; seine vorzüglichsten Schöpfungen sind das Grabmal der Valois zu St. Denis und das Franz I und die Tuilerien. Catharina von Medicis, die einen Palast haben wollte, größer und schöner als alle Schlösser in Frankreich, ließ sich von ihm einen solchen in der Nähe des Louvre auf einem Platz, wo bisher eine Ziegelfabrik (tuilerie) stand, erbauen; daher der Name.

Pracht und Ornamentik sind an diesem Bau mehr zu loben als die Korrektheit des Styls; indeß sollte das Schloß nach dem ursprünglichen Plan viel größer werden, allein die Königin war zu ungeduldig, um die Vollendung abzuwarten und später ward jener Plan von andern Architekten bedeutend umgestaltet. Delorme versuchte sich auch als Schriftsteller. Er schrieb „Ueber die Kunst zu bauen"; seine „neuen Erfindungen, um gut und wohlfeil zu bauen" bestehen darin, die massiven Balken zu ersetzen durch Dachwerk, durch nahe bei einander befindliche Curven, die durch aus zwei Reihen von dünnen Brettern bestehenden Rahmhölzer in einer vertikalen Lage gehalten werden. In dieser Weise lassen sich ausgedehnte Strecken ohne Hölzer von großer Länge bedachen und Gewölbe konstruiren, ohne daß man querübergehende Balken Behufs der Solidität nöthig hätte. Aeltere Beispiele dieser Konstruktion befanden sich in einigen Kirchen zu Venedig und anderswo, allein Delorme scheint diese nicht gekannt zu haben und zudem ist die von ihm gegebene Zusammensetzung besser, anderseits freilich kostspieliger und übt einen stärkeren Druck auf die Umfassungsmauern aus. Delorme erhielt zwei Abteien, war Großalmosenier des Königs und Gouverneur der Tuilerien — Sein Zeitgenosse Jean Bullant († 1573) erbaute das Schloß Ecouen, eine Mischung von Gothischem und Verschnörkeltem, mit guten klassischen Nachahmungen.

In Spanien.

Unter Fernando und Isabella begann Spanien sich den in Italien studirten Klassikern zuzuneigen. Der alte Palast zu Florenz diente zum Muster für denjenigen, welchen Karl V durch Pedro Machuca (nicht Alonso Berruguete) in der Alhambra zu Granada aufführen ließ, und der unter den leichten graziösen maurischen Bauten wie ein Koloß sich ausnimmt, obgleich er an sich sehr schön ist. Im Uebrigen hat Spanien keine großen, wenn auch viele gute Baukünstler, wie Fernando Ruiz († 1455), welcher den großen Thurm der Giralda zu Sevilla, ein maurisches Werk, zu einer Kirche erhöhte und erweiterte. Alons. Berruguete, Maler, Baumeister und hauptsächlich Bildhauer, aus Michelangelo's Schule. Seine Werke im Prado zu Madrid und in der Alhambra, und die Transfiguration, welche er für den Chor der Kathedrale von Toledo in Stein ausführte, haben den Künstlern dieser Nation zu Vorbildern gedient. Do-

28*

menico Teotocopoli († 1625), in Griechenland erzogen, Tizians Schüler, erbaute zu Madrid das Kollegium der Donna Maria von Aragon, sowie die Kirche und das Spital zu Huesca, von großartiger Konzeption. Sehr bedeutende Baukünstler waren noch Bartolomeo di Bustamante und Juan Batista di Toledo, der u. A. die prachtvolle Toledostraße zu Neapel anlegte und den ersten Plan zum Escorial entwarf (1562), an welchem dann sein Schüler Juan d'Herrera arbeitete. — Francesco de Olanda, ein portugiesischer Miniaturmaler, schrieb im Jahr 1549 ein Gespräch zwischen Vittoria Colonna, Bonaroti und Lattanzio Tolomei in Rom*).

In Rußland.

Rußland, kaum noch der europäischen Kultur zugänglich, zeigte in seiner Kunst noch den Stempel des Byzantinischen. Wladimir I, im alten Kerson getauft, ließ daselbst von Griechen einen Tempel, zu Kiew die der heil. Jungfrau geweihte Kirche im Jahr 989, zu Nowgorod Sankta Sophia erbauen, alle reich geschmückt mit Bildern im byzantinischen Styl. Erst im 12. Jahrhundert erscheinen nationale Künstler, welche diesen Styl modifiziren; zur Zeit des Einfalls der Tataren kamen dann Bauwerke im orientalischen und lombardischen Geschmack, und die Kirchen wie der Kreml zu Moskau erhalten ein originales Gepräge. Noch mehr so die Bauwerke, welche Iwan III zu Moskau zuerst in Stein aufführte; 1433 ließ Euphemios, Bischof von Nowgorod, von Deutschen einen Steinpalast mit Gemälden und einer Uhr erbauen. Iwan berief geschickte Künstler aus Deutschland und Italien; Alberti Aristotele Fioravanti erbaute die Kathedrale des Kreml, Pier Antonio Solaro im Jahr 1487 den s. g. granitnen Palast daselbst, an dessen Vollendung Paolo Bossi aus Genua, Marco u. A. arbeiteten. Aloisio aus Mailand erbaute das Belvedere im Kreml, setzte auf die Himmelfahrts-Kathedrale die neun Kuppeln und schuf andere Werke in einem halb italienischen halb orientalischen Styl. Solche seltsame Mischungen kamen auch noch später vor, und so erhielt die Basili Blagennoi zu Moskau im Jahr 1554 Zwiebelkuppeln, wie deren die Russen in den Kriegen mit den Türken mögen kennen gelernt haben. Die meisten russischen Kirchen bilden im Innern

*) Mitgetheilt von C. A. Raczynski, Les arts en Portugal, 1846.

ein oblonges Viereck mit einer Wölbung, die auf sechs Säulen von gleichem Abstand ruht und mit fünf Kuppeln; drei Pforten eröffnen sich sowohl nach Außen, wo sie eine Vorhalle haben, als in der innern Querwand, die zu den drei Altären führt, welche den Blicken des Volkes entzogen sind. Häufig befindet sich eine Kirche unter der andern, aber nicht unter der Erde; in der Unterkirche werden die Fürsten beigesetzt. Im Jahr 1600 hatte Moskau 400 Kirchen, von denen der Kreml allein 45 enthielt. Hinsichtlich der Gemälde hielten die Czare strenge auf Festhaltung der traditionellen Typen und bis auf Fedor I (1581) wurden nur Heiligenbilder gemalt.

In den Niederlanden.

In Antwerpen bestand bereits seit 1454 eine Akademie, welche vorzugsweise sich zum Ziele setzte, die Natur abzubilden, wie der Künstler sie erblickt, und wohl mochte der Sinn für die Färbung, der in dieser Schule vorherrschte, das Gefühl für die Form und die ideale Schönheit abstumpfen. Wir sprachen schon früher von den van Eyks, von Quintin Messis und von Michael Coxis*), mit welchem die Nachahmung der italienischen Maler beginnt. Peter Campana aus Flandern legte während eines zwanzigjährigen Aufenthalts in Italien die Trockenheit der heimischen Schule ab. Zu Sevilla erhielt er den Namen des Göttlichen wegen seiner Kreuzabnahme in der Kirche des heil. Kreuzes. — Peter de Witt, genannt Candido, (1548—1628) aus Brügge, in der Schule Vasari's gebildet, mit welchem er zu Rom arbeitete, während er in Florenz Zeichnungen zu Tapeten für den Großherzog entwarf, war Maler, Bildhauer und Meister. Der Kurfürst von Bayern berief ihn nach München, wo sein Hauptwerk das Monument Ludwigs v. Bayern im gothischen Styl in der Frauenkirche. Um die Gestalten der Kaiser und der beiden Herzoge knieen an den Seiten vier Ritter in natürlicher Größe. H. Kramper v. Weilheim goß dieses Denkmal in Erz im Jahr 1622. — Sutermann (Lambert Lombardus) aus Lüttich bildete sich als Historienmaler in Tizians Schule aus und war auch als Architekt geschätzt († 1560). Peter Breughel (1510—76) malte mit überraschender Treue ländliche Szenen und alles was um ihn her vorging; auch in

*) S. Bd. VIII (Gesch. d. Mittelalters Bd. IV), S. 1069 ff.

Italien begnügte er sich damit, auf den Dörfern und in den Schenken sich umherzutreiben und hier seine Stoffe zu sammeln. Unter der unermeßlichen und originellen Mannigfaltigkeit seiner Bilder befinden sich auch Teufelsszenen, denen sein Sohn Jakob, darum Höllen-Breughel genannt, vorzugsweise sein großes Talent widmete, bis er selber, wie Callot, an den Teufel und die Teufeleien glaubte, welche sein Pinsel schuf und die seine Phantasie allerwärts erblickte. Sein Bruder Johann dagegen hieß Paradies-Breughel, weil er ausschließlich Blumen und Engel malte; vorzugsweise berühmt ist sein „Irdisches Paradies", aber die größten Stecher und Radirer haben die Schönheit dieses Bildes, die insbesondere in der außerordentlichen Feinheit der Ausführung besteht, nicht genügend wiederzugeben vermocht.

In Deutschland *).

Die flandrische Behandlungsweise ward durch Friedrich Herlen, in dessen Werken schon in einem bedeutenden Grade sich das geistige Leben und Schönheit der Gesichtszüge offenbart — nach Oberdeutschland übertragen. Hier ging man nicht mit gleicher Schärfe, wie in den Werken der Eyck'schen Schule auf die Einzelheiten der Erscheinung ein, sondern sah mehr auf ruhige, harmonische Gesammtwirkung. Von besonderer Wichtigkeit ist die um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Ulm in höchst bedeutender Eigenthümlichkeit gestaltete Schule**). Mit dem andern Hauptzweig der schwäbischen Schule zu Augsburg verglichen, verfolgte dieser zu Ulm mehr eine ideale Richtung und findet zwischen beiden Schulen ein ähnliches Verhältniß wie zwischen der florentinischen und umbrischen Schule derselben Zeit statt. Da war eine Künstlerfamilie der Schön einheimisch, von der sich die Thätigkeit verschiedener Mitglieder vom Jahr 1394 bis zum Jahr 1514 nachweisen läßt, da schuf Martin Schongauer seine ersten Werke, die nach Italien, Spanien, Frankreich und England ausgingen. Ihm ward das menschliche Angesicht zum Spiegel der Seele, er brachte inneres Leben in die Gesichtzüge seiner Bilder und erweckte den Sinn für physiognomische Schönheit, die keinem Deutschen vor ihm in solchem Grade aufgegangen war. M. Wohlgemut mag ihm viel zu danken

*) Vom Bearbeiter.

**) Grüneisen und Mauch, Ulms Kunstleben im Mittelalter. Ulm 1840.

haben... In Ulm lebten die Malerfamilien der Acker, Stocker, Schühlein und Knechtelmann, ferner der einfache und gemüthreiche Bartholomäus Zeitblom, ein treuer und bewundernswürdiger Schüler des alten Herlen, zuletzt noch Martin Schaffner, mit dem die Malerschule zu Ulm zur feinsten Ausbildung gelangte.

Dieser mehr poetischen Auffassungsweise gegenüber erscheint in der Schule zu Augsburg eher der prosaische Realismus mit Hans Holbein, dem ältern*), der bisweilen handwerksmäßig mit seiner Neigung zur gewaltsamen Charakteristik, z. B. im Satan, in den Schergen, bis zur Uebertreibung kam, dabei aber doch in vielen edlen Köpfen hohe Anmuth bewahrte. Bedeutender war sein Sohn, gleichen Namens, der zu Augsburg geboren, dann in Basel und später in England den höchsten Ruhm erreichte, und wie die Bilderreihen in der Augsburger Gallerie beweisen, schon in frühester Jugend — im Jahr 1512, also erst 14 Jahre alt — seinem Vater getreulich zu Handen ging. Holbein ist als Porträtmaler am größten, ihm gelang es, die Charaktere in geistreicher Auffassung und lebendiger Durchbildung wiederzugeben, in andern Bildern konnte er sich nicht zu dieser Höhe der Anschauung erheben, bei ihm ist z. B. der vom Kreuze abgenommene Leib des Erlösers nicht mehr als der Körper eines Gottmenschen, sondern als ein anatomisches Meisterstück in der ganzen schrecklichen Wahrheit, wobei nur die Gelegenheit benützt ist, die einseitige Tiefe des Naturstudiums, die Meisterschaft der Zeichnung, z. B. in der Verkürzung der Füße, die Kenntniß des Helldunkels in der plastischen Abrundung der einzelnen Theile zu bekunden. Zusammenhängend mit dieser naturalistischen Richtung, die, wie man nur mehr dasjenige zu glauben vermag, was mit den Händen zu greifen, auf einen gleichen Darstellungskreis sich beschränkt, erscheinen uns die damals beliebten Todtentänze**).

*) „Der ältere Holbein strebte zum Nachtheil der Schönheit nach dem Charakteristischen, Herlens Eigenthümlichkeit spricht sich in einem tiefen Seelenfrieden aus; in Martin Schöns Werken ist eine wonnereiche, leise Wehmuth, sie neigen sich zum Elegischen hin, und dem Wohlgemut ist eine Großheit eigen, welche oft an Erhabenheit reicht, besonders in Darstellung einzelner, idealer Gestalten.“ v. Quandt.

**) Daß sich diese Allegorie auf die Hinfälligkeit der Schönheit lange erhielt und durch ganz Teutschland verbreitet war, ist bekannt. Bern erhielt

Die Geißler und der Todtentanz geben Hand in Hand, Eins ist unschöner als das Andere, nur daß bei Ersterem der Gedanke einer für alle Menschen büßen wollenden Gesellschaft an und für sich schön und großartig, die Erscheinung aber abstoßend, Letzterer aber zwar in der uns überkommenen Ausführung schön, der Idee nach jedoch häßlich ist.... Aus jenen Schildereien und Holzschnitten lacht uns — wie v. Quandt richtig bemerkt — mehr eine Ironie auf die Herrlichkeit alles irdischen Glanzes und Glückes an, als daß uns die Schauer des Todes anwehten; es ist das Komische, was darin vorherrscht, und der Kontrast zwischen der Nichtigkeit und dem eingebildeten Werthe, wenn das Gerippe erbärmlich mit den vornehmsten Leuten umspringt.... In demselben Maße, als man mit großer und bedeutender Kraftanstrengung dahin strebte, für die neuerwachte Sinnesrichtung die entsprechende Form zu finden, in demselben Verhältniß, als die technische Künstlichkeit höher und höher stieg und das Kolorit an einfacher Klarheit den Meistern der Lombardei immer näher kam; in demselben Maße entkam den Deutschen die heilige Frömmigkeit, die Tiefe des Gedankens, sie fielen mehr der bloßen Naturwahrheit anheim, indeß die Italiener mit ihrer hohen Idealität noch eine Zeit lang glücklich über die gefährlichen Untiefen steuerten *).

In einer wesentlich von der oberdeutschen Schule abweichenden Richtung tritt die fränkische Schule auf, die ihren Hauptsitz in Nürnberg hat. Ausgezeichnet durch streng kirchliche Auffassung, Reinheit der religiösen Gefühlsweise, stylgemäße Komposition und Korrektheit der Zeichnung, entbehrt sie jedoch des edlen poetischen Geschmacks der schwäbischen Schule; ihre energische Charakteristik geht bis zur Verzerrung, das Häßliche und Gemeine wird übertrieben. Die bedeutendsten Meister dieser Schule sind Michael Wohlgemut (1434—1519) und sein größerer Schü-

---

seine Bilder 1519, dann Freiburg, Constanz, Luzern, Straßburg schon 1456, Lübeck 1463, Dresden 1525, Landshut, Straubing, Erfurt, Kuckucksbad, Gandelsheim, Minden u. s. w. Der „Tod zu Basel" (aus 1429 und 1480) wurde von Merian in Kupferstichen 1621 zuerst herausgegeben (später 1649—48); noch berühmter wurden die Holzschnitte nach Holbein, zuerst Lyon 1538, zuletzt München 1832 von Schlotthauer, und Magdeburg 1836 von Helmuth herausgegeben.

*) Hyac. Holland, Geschichte der deutschen Literatur. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. Bd. I. Regensburg 1853.

ler Albrecht Dürer (1471—1528), der, wie einer seiner Biographen sagt, „in vielen Stücken seine Uebertreffer, seines Gleichen aber niemalen in der Welt hatte."

Albrecht Dürer.

„Auf Dürer lastet durchaus ein Druck äußerer Verhältnisse, welche seinen Geist zu keinem frohen Aufschwung kommen lassen. Die Zeit der Wanderung war für ihn zu kurz, um seinen Sinn zu erheitern und für die Schönheit der Natur zu erwecken. Unbewußt lag in ihm das Gefühl für wahre Schönheit, aber dieses erwachte erst zu einer Zeit, als er das hohe Vorbild der Natur nicht mehr erreichen konnte; deßwegen klagte er, und er seufzte, wenn er seine früheren bunten Bilder sah, wie aus Melanchtons 47. Briefe erhellt. Er bewunderte zu lange in Selbstgefälligkeit die eigenen Werke und ihr zauberhaftes Farbenspiel, das sich in der Natur anders als in vielen seiner Bilder zeigt. Auch vom Ideal ahnete er wenig, denn ihn zog es zur Auffassung der Erscheinungen des Lebens und er wußte auch die Natur im günstigsten Momente und mit unwiderstehlicher Gewalt darzustellen. Dieses zeigen mehrere seiner Porträts mit vollkommenster Modellirung und der leichtesten Handhabung der Farben. Die hohe Schönheit der Antike erfaßte er nicht, es scheint ihn sogar gewundert zu haben, daß die Italiener sagten, seine Gemäide seien nicht schön, weil nicht antikisch, wie Dürer sich ausdrückt. Um höhere Schönheit der Form scheint er sich nicht zu sehr bekümmert zu haben, er fand seine Modelle, die nach seiner Ansicht ihm gewiß schön erschienen, und diese stellte er dar, manchmal jedoch mit Zugaben seiner eigenen Phantasie. Sonderbar ist sein Hang zum Häßlichen. Man findet in seinen Darstellungen hie und da die häßlichsten und gemeinsten Gestalten, und dabei auch Frauen voll Unschuld und von großer Reinheit der Züge, ohne gerade Raphaelische Madonnen zu sein. Seine Madonnen- und Heiligenbilder sind nur Porträts und Szenen aus dem Leben, worin sich schöne und edle Gestalten oft mit phantastischen Gebilden paaren. Ein ganz anderer Geist waltet in der alten Kölnischen Schule, sowie in jener van Eycks. In der ersteren herrscht durchgängig eine gewisse Idealität und bei van Eyck und seinen nächsten Nachfolgern sind die Charaktere zwar bildnißartig genommen, aber edel gehalten, und der Uebergang vom Schönen zum Nichtschönen ist nicht grell, wie dieses in Wohlgemuts

Werken und nur in geringerem Grade bei Dürer der Fall ist. In früherer Zeit war in Deutschland in Kunstversuchen durchaus ein gewisser idealer Typus vorherrschend, der sich schon im 13. Jahrhundert ankündigt, vornehmlich in den Miniaturbildern der Handschriften deutscher Geschichte, die sich bei aller Unbehülflichkeit im Ausdruck bereits durch eine ganz eigenthümliche Anmuth und Zartheit auszeichnen. — Eigenthümliche Ausbildung empfing dieser Typus erst im 14. Jahrhundert, mit dem Beginn des folgenden aber wurde die Richtung der deutschen Kunst immer phantastischer und das personifizirte Böse erscheint jetzt in eckelhaft häßlicher Gestalt, von dämonischer Leidenschaft gestachelt, und durch dieselbe zu seltsam disharmonischen Formen ausgeprägt. — Gemäßigter als bei andern gleichzeitigen Meistern ist das phantastische Wesen am Schlusse des 15. Jahrhunderts bei den Nürnberger Meistern. In ihrer Kunst waltet ein derbes treues Anschließen an die umgebende Natur; neben vielen Seltsamkeiten ein Hinneigen zu edlerer Schönheit, wie aus den Werken Martin Schöngauers ersichtlich ist. Dieses gilt auch vornehmlich von Wohlgemut, der im Ausdrucke milder Naivetät, besonders in den Kopien einiger weiblichen Heiligen, seinen großen Schüler übertrifft. Doch zeigen sich noch immer abenteuerliche Fratzen neben Anklängen von Würde und Schönheit und die phantastische Richtung ist überall vorherrschend. In der Schule von Köln war im 16. Jahrhundert an die Stelle der älteren idealeren Weise eine baroke Manier getreten, wie sie nirgend zu finden. Auch in Westphalen fand dieselbe Richtung Eingang und vornehmlich zeigen die Werke des Jarenus von Soest neben mannigfachen anmuthigen und liebenswürdigen Motiven hastige, dürre und scharfgezeichnete Figuren. Die Befreundung der Schönheit mit übertriebener Häßlichkeit und einem phantastischen Wesen in der Kunst hängt mit jenem satirischen Humor zusammen, der von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Ausgang des 16. fast in ganz Deutschland heimisch war, und der sich in Fastnachtsspielen und in Schwänken mit gleicher Derbheit äußerte. In diese Periode fällt auch die Wirksamkeit Dürers, und auch er konnte dem allgemeinen Hange zum Phantastischen nicht entsagen. In ihm aber steigerte sich das vorhandene Kunstvermögen zur eigenthümlichsten und einer möglichst gediegenen Vollendung. Er ist der Repräsentant der Kunst jener Zeit geworden. Bei unerschöpflichem Reichthum des Geistes, war er im Besitz der selten-

sten Mittel und mit einer Auffassungsgabe ausgerüstet, welche das Leben bis in die feinsten Nuancen zu verfolgen wußte. Dazu kommt noch ein lebhaftes Gefühl für das feierlich Erhabene, wie für die Aeußerungen naiver Anmuth und Gemüthlichkeit, vor allem aber ein treuer ernster Sinn, verbunden mit dem strengsten Studium. Solche Vorzüge mußten Dürer den ersten Künstlern der Welt an die Seite setzen, und es ist nur zu bedauern, daß wir in seinen Werken so selten befriedigt werden, wenn wir das höchste Ziel der Kunst, die Schönheit, vor Augen haben. Seine Zeichnung ist voll Leben und Charakter, doch oft tritt uns ein befremdliches Motiv der Bewegung entgegen, besonders bei der Darstellung des Nackten. Seine Gewandung ist häufig von seltsamem Zuschnitt, der Faltenwurf gerade und scharf gebrochen, aber bei idealer Gewandung zeigt er Großheit, keineswegs jene Armuth des früheren Zeitalters, die mit der wunderlichen Manier in den Brüchen und Ecken auffallend kontrastirt. Dürer gefiel sich indessen in seiner Gewandung der Madonnen und Jungfrauen, er wollte nicht naturgemäßer verfahren, sondern bewahrte absichtlich den Erbtheil des ältern Gebrauches. — Seine Färbung ist glänzend und schön, aber nicht so, wie sie uns an Gegenständen der Natur erscheint, von magischem Reiz, der bei Dürer in fast gänzlicher Abwesenheit des Helldunkels nur um so stärker wirkt. Auch im Ausdrucke und in der Bildung des Gesichts begegnen wir in Dürers Werken häufig einer gewissen Manier, welche nicht als die Norm einer idealen Schönheit, nicht als getreues Anschließen an die Formen des gewöhnlichen Lebens, sondern wiederum mehr nur als Hang zum Sonderbaren zu erklären ist. Dessen ungeachtet übt die Mehrzahl seiner Werke einen würdigen Eindruck auf Sinn und Geist des Beschauers und Dürer erscheint in einer eigenthümlichen Weise neben Raphael und andern hohen Meistern seiner Zeit" *).

Frühzeitig begann Dürer in der Werkstatt seines Vaters zu arbeiten, eines geschickten Meisters in der Goldschmiedekunst, die damals fast nur aus freier Hand geübt wurde, was ohne Geschicklichkeit im Zeichnen, Modelliren, Gießen, Treiben und Stechen unmöglich war. Im 13. Jahre zeichnete Dürer bereits sein eigenes Porträt in halber Gestalt auf Pergament und zwei Jahre nachher führte er sieben Darstellungen der Leiden Christi in ge-

*) Dr. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstlerlexikon. Bd. 3.

triebener Arbeit in Silber aus. Auf sein Dringen gab ihn der Vater dem Meister Wohlgemut in die Lehre. Wahrscheinlich lernte er während der dreijährigen Lehrzeit auch die Mathematik, da Johannes Regiomontanus, von dem die Wiedererweckung dieser Wissenschaft ausging, sich in den letzten Jahren seines Lebens zu Nürnberg aufhielt und gründliche Schüler hinterlassen hatte. Die Mathematik, deren Kenntniß Dürer für Malerei unentbehrlich hielt und die er später durch Schriften förderte, schärfte seinen Blick für die Auffassung der Formverhältnisse, wodurch er schon damals allen deutschen Künstlern überlegen war. Denn wie sehr er am Ende seiner Lehrzeit den Meister übertraf, beweisen zwei erhaltene Zeichnungen aus dem Jahr 1489, welche Schweizergeschichten darstellen, und noch mehr das in der Tribüne der Florentiner Gallerie bewahrte angebliche Bildniß seines Vaters, das er in einem Alter von erst 19 Jahren im Jahr 1490 vollendete. Im selben Jahre begann er seine Wanderschaft und in dieser Zeit scheint er auch Venedig schon besucht zu haben. Im Jahr 1494 kehrte er zur Heimath zurück und vermählte sich, gehorsam dem Vater, mit einer Bürgertochter, „mit der er 200 Gulden Heirathsgut und mehr als 2000 böser Tage, einige Pfund Silber und einige Zentner Unglück bekommen." Ein Bildniß seines bereits 70jährigen Vaters, das er noch in diesem Jahre malte, legt Beweis ab von seiner gereiften Meisterschaft. Weibliche und männliche Bildnisse folgten, darunter noch einmal sein Vater und mehrmals der Künstler selbst, welcher mit Raphael und Andern die Neigung theilte, gern sein eigenes Ich darzustellen. Ein (in der Münchner Pinakothek befindliches) Selbstporträt vom Jahr 1500, wo er 28 Jahre alt war, bestätigt die Nachricht gleichzeitiger Schriftsteller, daß Dürer einer der schönsten Menschen gewesen, von hohem schlankem Wuchse, breiter Brust, zartem Ebenmaße des Baues und männlicher Stärke. Aus seinem schönen Angesicht von bewundernswerther Regelmäßigkeit spricht ein eigenthümlicher Adel und Tiefsinn, während die funkelnden Augen die Regsamkeit des Geistes verkünden. Lockig fällt das gescheitelte braune Haar zu beiden Seiten bis auf die Schultern herab und die männliche Zierde des Bartes schmückt Lippen und Kinn. Ueberdies sieht man, daß Dürer nichts weniger als gleichgültig war für den Reiz seiner Gestalt; immer ist sein Anzug sorgfältig gewählt und sogar nicht ohne Kostbarkeit. Dürer hatte übrigens seit seiner Rückkehr in die betriebsame

Vaterstadt ein Hauptaugenmerk und großen Fleiß auch auf die vervielfältigenden Kunstzweige gerichtet, denn noch war das 15. Jahrhundert nicht abgelaufen, als bereits eine Reihe Dürerscher Kupferstiche und Holzschnitte in ganz Europa mit Staunen gesehen wurden. Nach seinem Lehrer in diesen Fächern braucht man nicht weit zu suchen. Daß sein Meister Wohlgemut in Kupfer gestochen, radirt und Zeichnungen für den Holzschnitt, nach dem damaligen Zustande der Kunst von mehr als mittelmäßigem Werthe, gemacht hat und daß einige von Dürers frühern Blättern Kopien nach ältern Kupferstichen sind, ist bis zu hoher Wahrscheinlichkeit dargethan worden. Da Zeichnen, mit Inbegriff der Erfindung und der historischen Komposition und das Stechen in Metall ein Haupterforderniß der damaligen Goldschmiede war, so braucht man zu dem, was Dürer die Natur verliehen hatte und er aus sich selbst entwickelte, nur die technische Anweisung seines Vaters und das etwa bei Wohlgemut noch Gelernte zu rechnen, um sich die Stufe, die er in seinen Kupferstichen und Holzschnitten erreichte, genügend zu erklären. Durch seine Holzschnittwerke der Offenbarung St. Johannis, des Lebens der Maria und der Passion, welche gedruckte Titel und Text hatten, trat Dürer zugleich in die Reihe der Bücherverleger und mußte als solcher auch manche bittere Erfahrung machen. Wegen mehrerer zum Theil sehr gelungener Nachbildungen seiner Werke erwirkte er sich von seinem Gönner Maximilian das erste kaiserliche Druckprivilegium. Nach dem Tode seines Vaters (1502) zog es Dürer abermals in den Süden, zunächst nach Venedig (1505), und diese Reise ward Veranlassung, daß er sich wieder mehr mit der Malerei beschäftigte. Die in Venedig angesiedelten deutschen Kaufleute übertrugen ihm hier ein Gemälde für ihre Kapelle, welches so meisterhaft gerieth, daß es ganz Venedig, wo damals Tizian und Giorgione blühten, durch den Glanz der Farben und die feinste Vollendung in Erstaunen setzte. Ja es hatte zur Folge, daß Tizian in einem Werke (dem Cristo della moneta in der Dresdner Gallerie) einmal versuchsweise sich der deutschen Art annäherte. Besonders war auch der alte Giov. Bellini für Dürer eingenommen, so sehr sonst die italienischen Maler den Fremdling anfeindeten, und ihm namentlich den Vorwurf machten, daß seine Malerei nicht antikischer Art sei. Indeß trug doch die venetianische Regierung Dürer einen Jahresgehalt von 200 Dukaten an, wenn er in Ve-

nedig verbleiben wolle. Jenes sein erstes Werk zu Venedig (ein zweites, in 5 Monaten gemalt, ist eine Krönung Mariens, das s. g. Rosenkranzbild im Stifte Strahof zu Prag) stellte den hl. Bartholomäus dar; später kam es um eine bedeutende Summe in den Besitz Kaiser Rudolphs II, der das kostbare Bild, damit es keinen Schaden nehme, von vier Männern auf den Schultern aus Italien nach seiner Prager Residenz tragen ließ. Jetzt ist es untergegangen, welches Mißgeschick fast alle die Werke Dürers betroffen, die von seinen Zeitgenossen am meisten bewundert wurden. Nach der Heimath zurückgekehrt, ward seine Thätigkeit, in der ihn mehrere Schüler aus Deutschland und den Niederlanden unterstützten, eine immer großartigere. Es begann seine eigentliche Glanzzeit, die jedoch keineswegs durch italienischen Einfluß bedingt ist. Denn — wie schon wiederholt hervorgehoben worden — er konnte und wollte wohl auch nicht „antikisch" malen. Ihm als einem Kerndeutschen mußte die Schönheit vielmehr etwas Sittliches denn etwas Sinnliches sein, daher sie ihm mehr im Herzen und Gedanken als in der Phantasie und im Auge lag. Auch sieht man in einem seiner bedeutsamsten Gemälde, der Anbetung der hl. Dreifaltigkeit (1511), nun in der Gallerie des Belvedere zu Wien, daß das Streben Dürers, wo er mit Bewußtsein und Absicht in die Durchführung des Einzelnen einging, zu dieser Zeit nicht dahin gerichtet war, die irdische Form des Menschen von ihren Mängeln und Zufälligkeiten zu reinigen, sondern daß er vielmehr der Individualität in ihrer Befangenheit einen giltigen Werth zuerkannte; daß er diese nur durch ein Wunder, wie es dieses phantasmagorische Farbenspiel ist, zu erheben vermochte, statt ihr durch innere Bedeutsamkeit der Form eine höhere Weihe zu geben. In derselben Zeit, wo dieses Gemälde entstand, gab Dürer drei große Reihenfolgen in Holz geschnittener Blätter heraus: zwei verschiedene Darstellungsweisen der Leiden des Heilands (die große und die kleine Passion) und das noch berühmtere Leben der h. Maria. Diese Werke gehören zu dem Vorzüglichsten, was von Dürers künstlerischen Arbeiten auf uns gekommen ist, denn in ihnen treten sehr erfreuliche Andeutungen eines lebendigen Gefühls für Schönheit, Adel und einfache Würde hervor, und es nehmen hier die Elemente phantastischer und gemein bürgerlicher Auffassung eine mehr untergeordnete Stellung ein. In diesen und vielen andern Holzschnitten, deren mechanische Ausführung er geschickten Form-

schneidern zu überlassen pflegte, entwickelte Dürer eine unerschöpfliche Quelle von Erfindungen, die bald dem Leben selbst angehören, bald von der tiefsten dichterischen Bildungskraft zeugen und denen ihre fromme Beziehung allenthalben einen höheren Werth leiht. Wie viele Maler, selbst ferner Völker und Zeiten, haben hier ihre Gedanken entlehnt! Manche begnügten sich, diese meisterhaften Kompositionen unverändert in Gemälden zu wiederholen; andere suchten einzelne Züge sich anzueignen oder in seinem Geiste Aehnliches zu schaffen. Von den Italienern Andrea del Sarto, Ubaldini, Cosimo Turo, Jacopo da Pontormo, besonders von beiden letztern, ist dies unleugbar; ein Spanier aber, Fernando Gallegos, malte so völlig in Dürers Art, daß behauptet worden ist, er müsse ein persönlicher Schüler desselben gewesen sein*). Die bedeutendsten italienischen Kupferstecher ahmten die Dürerschen Holzschnitte nach. Zu den in der höchsten Blüthezeit Dürers entstandenen Erfindungen gehört auch der Holzschnitt der hl. Dreifaltigkeit (1511). Derselbe ist von solcher Majestät der Anordnung und freier kühner Zeichnung, daß man kaum begreift, wie sie in Holz sich festhalten ließ. Gott der Dreieinige, dreimal Heilige (darauf deutet die dreifache Krone), ist zugleich der Versöhner; der ewige Hohepriester (darauf deutet der von Engeln gleichwie von Chorknaben getragene Mantel) ist auch zugleich das dargebrachte Opfer. Der Engel, welcher das Kreuz und die Leidenswerkzeuge trägt, ist mit einem Lorberzweige gekrönt, um anzudeuten, daß Leiden und Sieg hier eins sind. — In den Jahren 1507—13 erschien die große Reihenfolge der kleinen Kupferstiche Dürers, welche eine dritte Darstellung der Passion enthalten. Dürer hat als Kupferstecher das Verdienst, seine Vorgänger durch Richtigkeit und Gründlichkeit der Zeichnung, durch Ausbildung der Linienmanier und des Schraffirungssystems, durch Kraft und Wirkung des Helldunkels, durch treue Durchführung und Gleichförmigkeit der Darstellung auch in den Nebensachen und Hintergründen, sowie durch Gewandtheit und Fleiß des Grabstichels — die Punktirmanier wandte er nie, die Radirnadel nur selten an — wesentlich überboten zu haben. Leider verführte ihn der Wettstreit im Kupferstich zwischen ihm, Lukas v. Leyden und Lukas Kranach zu ängstlichem Ha-

*) Conservations-Lexikon für bildende Kunst. Begründet von J. A. Romberg, fortgeführt von Friedr. Faber. Bd. III.

schen nach Feinheit und Eleganz, wodurch er seiner ursprünglichen Meisterschaft schadete. Einer seiner berühmtesten Stiche ist „Der Reiter“ (Ritter, Tod und Teufel). Ein Ritter, einsam durch ein finsteres Thal reitend, wird umdrängt von der Grauengestalt des Todes auf hinkendem Rößlein und einem Dämon. Der vom Scheitel bis zur Zehe gerüstete Ritter, mit einem gefurchten, durch Sorge und Entsagung zum Ausdruck innerlicher unerschütterlicher Festigkeit gediehenen Gesicht, blickt streng vor sich hin auf seinen Pfad, ohne die Mahngestalten zu beachten. Gewiß ist dieses wundervolle Blatt, womit Dürer wohl dem untergehenden Ritterthum und dem scheidenden Mittelalter ein Ehrenblatt widmete, für das bedeutsamste Produkt zu halten, das aus der phantastischen Richtung altdeutscher Kunst hervorgegangen ist. — Die Leistungen des großen Meisters beschränkten sich nun aber keineswegs auf Pinsel, Grabstichel und das Messer des Holzschneiders, welche er allerdings am kunstreichsten zu behandeln verstand. Auch mit der Plastik beschäftigte er sich. In den spärlichen Erholungsstunden, die er sich gönnte, spielte seine müde Hand mit bildsamem Wachse, das sich wie unwillkürlich zum anmuthigen Modell eines Goldschmiedewerks gestaltete, oder er schnitt aus hartem Elfenbein ein Figürchen von wunderbarer Feinheit, oder riß wenigstens in eine Eisenplatte in kecken freien Zügen einen phantastischen Einfall. In die Kategorie dieser geistreichen Erholungsspiele seiner Kunst gehören wohl die meisten seiner kleinen Schnitzwerke in Holz, Speckstein und feinem Marmor.

Um 1514 knüpfte sich Dürers nähere Verbindung mit Raphael. Er sandte dem Urbiner als einen Tribut freiwilliger Huldigung sein mit äußerster Feinheit in Wasserfarben ausgeführtes Porträt, auf ganz feiner Leinwand oder Baumwollenzeug gemalt, so daß es sich auf beiden Seiten zeigte; die Lichter waren durchschimmernd, nicht mit Weiß aufgesetzt, sondern auf dem Stoff ausgeschart. Raphaels Freude darüber war außerordentlich und er sandte dem Nürnberger zum Gegengeschenk eine Menge Blätter von seiner Hand, welche dieser ungemein werth hielt. In dieselbe Zeit (1515) fallen die bedeutenden Arbeiten für Kaiser Max. Ein Gebetbuch, das der ritterliche Kaiser für seinen Gebrauch zum Theil selbst aufgesetzt hatte, schmückte Dürer mit jenen Federzeichnungen, deren reiche spielende Erfindung, bei ebenso leichter als sicherer Ausführung, sie zu einem der glänzendsten Schätze der Münchner Hofbibliothek macht. Von

ihm sind 43, von Luk. Kranach 8 Blätter dieses Gebetbuches verziert. Die symbolische Beziehung der Randzeichnungen zu den daneben stehenden Gebeten ist in den Dürer'schen tief, treffend, heiter und verständlich. Seine Phantasie hat hier in völligster Freiheit gewaltet, bald ernst und voll hoher Würde, bald anmuthig spielend, bald die Arabeske zur unterhaltendsten Humoreske gestaltend. Gleichzeitig entstand sein größtes Holzschnittwerk, die berühmte Ehrenpforte des Kaisers Max. Zu diesem seltsam weitschichtigen Werke, das eine unendliche Fülle von historischen Darstellungen, Porträtfiguren und bunten Ornamenten enthält, hatte der kaiserliche Rath Stablius die Angaben gemacht, daher Dürern hier nur die graphische Ausführung oblag. Gewiß hätte Dürer die verwunderlichen Anordnungsideen des Gelehrtenhirns, wenn er gedurft hätte, verworfen. Mit Unrecht hat man aus diesem und andern Werken gefolgert, daß Dürer sich gern der Neigung zu allegorisiren und seinen Bildern eine dunkle räthselhafte Bedeutung unterzulegen, hingegeben habe. Karl Heideloff nennt in seiner Ornamentik des Mittelalters den Styl der Ehrenpforte, des späteren Triumphwagens und anderer architektonischer Staffagen jener Zeit den „Reformationsstyl", und meint damit jene Vermischung der Gothik mit der Renaissance, die sich in ausgeschweiften Formen ausspricht und von den Franzosen sehr treffend durch „flamboyant" bezeichnet wird. Wenn indeß Heideloff hinzufügt, daß dieser in auffallender Hast von den Künstlern aufgenommene Zwitterstyl mit besonderer Vorliebe auch von unserm Dürer gepflegt worden sei, so werden wir dieser Behauptung, die jedenfalls zu viel sagt, nicht sofort beipflichten. Schwerlich kann man dem kerndeutschen Meister, der trotz seinen Besuchen in Italien, trotz seiner Bewunderung der dortigen Künstlergrößen, sich nicht zu „antikischen Dingen" versucht fühlte, eine Herzensneigung zum Wälschen nachweisen; am Wenigsten aber darf man aus dem Barockstyle des Architektonischen der Ehrenpforte und des Triumphwagens schon auf eine Geschmacksveränderung Dürers schließen, denn diese Werke waren, wie gesagt, Bestellungsarbeiten, welche der Künstler streng nach der grilligen Anordnung und den hochweisen Angaben kaiserlicher Räthe auszuführen gezwungen war, daher ihm hier die leitende Idee und deren wunderliche Dependenzen gar nicht in Anrechnung kommen können*).

*) Conversations-Lexikon für bildende Kunst, a. a. O.

Als nach Maximilians Tod Karl V zu dessen Nachfolger erwählt war, machte sich Dürer mit seiner Frau auf zu einer Reise nach den Niederlanden, die vom Juli 1520 bis in den Herbst des folgenden Jahres dauerte und von welcher Dürers eigenes Tagebuch sich erhalten hat*). Der Reisezweck des Meisters war, sich die nöthige Bestätigung der von Kaiser Max erhaltenen Gnadenbezeugungen bei dessen Nachfolger zu erwirken; der Verkauf von Kunstwerken (weswegen seine Frau, die rechnende und kassaführende Agnes, mitgereist war) sollte die Kosten decken. Die Reise ging über Bamberg, Frankfurt, den Rhein hinab bis Köln (wo er für zwei Weißpfennige die berühmte, vom Meister Steffan gemalte Tafel der anbetenden drei Könige geöffnet erhielt) und von da nach Antwerpen. Alle bedeutenden flandrischen und brabantischen Städte wurden besucht. Dürer war bei der Kaiserkrönung zu Aachen und dem Fürstentage zu Köln. Wohin er kam, ward er glänzend ausgezeichnet. Die Künstler veranstalteten Feste, denn sein Ruhm ging nun durch alle Welt. Der Magistrat von Antwerpen bot ihm einen bedeutenden Gehalt, ein wohlerbautes Haus zum Geschenk, freie Stellung und überdies Bezahlung aller öffentlichen Arbeiten, die er machen würde, wenn er in Antwerpen bleiben wolle. Die zur Begrüßung des Kaisers gekommenen fremden Botschafter zeichneten ihn aus, nicht minder die Gelehrten, besonders der berühmte Erasmus von Rotterdam. Der Kaiser bestätigte die älteren Gnaden und erwies ihm neue. Bei dem Könige Christian v. Dänemark, der auch nach Flandern gekommen, war er zugleich mit dem Kaiser und den anwesenden Fürsten zur Tafel. So erhebend diese Ehren für den bescheidenen Meister sein mußten, so unergiebig zeigte sich der Verkauf von Kunstwerken, worauf er gerechnet hatte. Er mußte Geld aufnehmen zur Heimreise! — Die Freude Dürers, in Antwerpen außer den Kunstgenossen, dem schon 70jährigen Quintin Messys und dem wackern Joachim Patenier von Dinant, auch

*) Zum Erstenmal 1828 vollständig gedruckt in dem von Dr. Friedr. Lange zu Nürnberg herausgegebenen „Taschenbuch für Deutschlands Kunstfreunde zu Albrecht Dürers dritter Säkularfeier", das den handschriftlichen Nachlaß Dürers, Familiennachrichten, vertraute und geschäftliche Briefe, dichterische Versuche und das Tagebuch 2c. — enthält und daher auch den zweiten Titel „Reliquien von A. Dürer" führt. Dieses Tagebuch ist nicht nur für Dürers Leben, sondern für die ganze altdeutsche und altniederländische Kunstgeschichte höchst wichtig.

einen Schüler Raphaels, den von ihm Thomas Polonius oder Polonier (Bologneser) genannten Tommaso Vincitore, zu finden, muß gar groß gewesen sein. Er schreibt: „Des Raphael von Urbino Ding (Schule) ist nach seinem Tod alles verzogen, aber seiner Discipuln einer, mit Namen Thomas Polonier, der hat mich begehrt zu sehen. So ist er zu mir kommen und hat mir einen guldnen Ring geschenkt, antica, gar mit einem guten geschnittenen Stein; ist fünf Gulden werth, aber mir hat man zweifach Geld dafür wollen geben. Dagegen habe ich ihm geschenkt meines besten gedruckten Dinges, das ist werth sechs Gulden."

Aus seiner letzten Lebensperiode stammen Dürers trefflichste Bildnisse (der Mainzer und Sächsische Kurfürst, Melanchton, Willibald Pirkheimer, Erasmus u. A.), sowie die unvergleichlichen Apostelbilder, Doppelbilder mit den lebensgroßen Gestalten des Johannes und Petrus, des Marcus und Paulus (aus 1526, in der Münchner Pinakothek). „Wahrlich, so schließt Franz Kugler (Geschichte der Malerei) seine Betrachtung der vier Apostel, nach Vollendung dieses Werkes durfte der Meister sein Auge schließen, denn er hatte das Ziel der Kunst erreicht; hier steht er den größten Meistern, welche die Geschichte der Kunst kennt, ebenbürtig zur Seite." Ueber Dürers malerische Bestrebungen hat man ein merkwürdiges Selbstgeständniß aus seiner letzten Lebenszeit, das sich in Melanchtons Briefen erhalten hat. „Ich erinnere mich — schreibt dieser (Ep. l. I, c. 27) — daß der vortreffliche Maler Albrecht Dürer zu sagen pflegte, er habe in seiner Jugend die bunten und scheckigen Gemälde geliebt und als Bewunderer seiner Werke sich sehr gefreut, wenn er die Buntheit in einer seiner Materien wahrgenommen; jedoch als er älter geworden, habe er angefangen, die Statuen zu betrachten, und seine Blicke auf deren Schönheiten zu heften, was ihn dann gelehrt habe, daß die Einfachheit die höchste Zierde der Kunst sei. Da er solche Simplicität aber nicht ganz habe erreichen können, so sei er nicht mehr der Bewunderer seiner Werke, der er sonst gewesen, sondern seufze oft, wenn er seine Tafeln ansehe, und erinnere sich seiner Schwachheit."

„Gegen Ende seines Lebens that Dürer die Tiefe seines schöpferischen Geistes auch in Schriften kund. Zuerst erschien (1525) die „Unterweisung zur Messung", nicht eine Geometrie, sondern ein Versuch, die malerische Zeichnung und Figurenbil-

dung, sowie die architektonischen und Verzierungsverhältnisse, besonders aber die Perspektive nebst Licht und Schatten, mittels der Mathematik mit Sicherheit zu handhaben. Hierauf folgte sein Werk von der „Befestigungskunst", welches in Beziehung auf die damalige Kriegführung noch heute Anerkennung findet. Endlich die „vier Bücher von menschlicher Proportion" (von den Verhältnissen der menschlichen Gestalt); ein Werk von so endlosem Fleiße der Messung, Forschung und Vergleichung, bei so wichtigen und wohlverarbeiteten Resultaten, daß es fast in alle Sprachen übersetzt worden ist. Dürer begnügte sich dabei nicht, die Verhältnisse des Körpers nur in der Ruhe desselben zu betrachten, sondern er beobachtete sie auch in der Bewegung. Selbst der Mißgestalt und Karrikatur sah er eine Regelmäßigkeit ab, sowie er die Gränzen nachwies, innerhalb welcher die Natur ihre Formen wechselt. Andere Werke sollten nachfolgen, besonders eine gründlichere Ausführung der Perspektive; aber selbst jenes letzte war noch nicht beendet, als sein Körper der unabläßigen Anstrengung erlag... Am 6. April a. St. 1528, im noch nicht vollendeten 57. Jahre, war seine Laufbahn beschlossen. **Willibald Pirkheimer**, der älteste und vertrauteste Freund des Dahingeschiedenen, mißt in der Aufwallung seines Schmerzes der Frau des großen Künstlers, die ihn unaufhörlich zur Arbeit getrieben, alle Schuld seines Todes bei. Allein so thätige Geister verzehren meistens aus innerer Lebendigkeit ihre morsch werdende Hülle, deren Ausdauer sie überschätzen... Dankbar ehren wir in Albrecht Dürer, was er selbst in sich erblickte, den **Begründer der deutschen Kunst**. Er fand sie, nach seiner eigenen Bemerkung, geschickt in den Farben und der Handfertigkeit, aber kenntnißlos in allem, was darüber hinausgeht, und deshalb ohne Sicherheit. Aufzusuchen, wodurch er diese ihr geben könne, setzte er sich zur Aufgabe seines Lebens; was er entdeckte, nennt er den gelegten Grund, den die Nachkommen mehren und bessern mögen, damit die Kunst der Malerei mit der Zeit zu ihrer Vollkommenheit gelange*). Und was verdankte sie nicht ihm allein!

---

*) Vergl. die an Pirkheimer gerichtete Dedikation der „vier Bücher von menschlicher Proportion", wo es heißt: „Offenbar ist, daß die deutschen Maler mit ihrer Hand und Brauch der Farben nicht wenig geschickt sind; wiewohl sie bisher an der Kunst der Messung, auch Perspektiva und anderem dergleichen Mangel gehabt haben. Darum wohl zu hoffen, wo

Alle Mittel der Darstellung hinterließ er ausgebildeter denn je zuvor und durch neuerfundene vermehrt*). So außerordentlich aber wie in Erfindung technischer Hülfsmittel zeigte er sich auch durch künstlerische Schöpferkraft, denn er entwickelte in seinen zahlreichen Hervorbringungen eine so unglaubliche Fülle künstlerischer Erfindung in Motiven, Geberden, Stellungen, Charakteren, Kompositionen, so voll Wahrheit, Urfrische und Mannigfaltigkeit, daß Künstler aller Völker seitdem aus seinem Reichthum geschöpft haben. Keiner seiner Schüler ist ihm gleich gekommen an universeller Größe und Wenige sind es, die ihm in mancher Beziehung würdig zur Seite gestellt oder ihn in Dem und Jenem noch übertroffen haben**).

Lukas Kranach. 1472—1553.

Die Richtung der fränkischen Schule ward durch **Lukas Kranach** aus Cronach im Bambergischen nach Sachsen verbreitet, wohin er schon frühe als Hofmaler kam. Er ging so für Franken fast ganz verloren, übte aber desto größeren Einfluß auf Sachsen und kann der Stifter der sächsischen Schule genannt werden, die im Grunde die nämliche Richtung wie Dürer verfolgte. Mit diesem hat er auch die einfach unbefangene Auffassung der Natur gemein, auch das Element des Phantastischen findet sich bei ihm; dagegen ist ihm statt des tiefen Ernstes und

---

sie die auch erlangen, und den Brauch und die Kunst miteinander überkommen, sie werden mit der Zeit keiner andern Nation den Preis vor ihnen lassen. Aber ohne rechte Proportion kann ja kein Bild vollkommen sein, ob es auch so fleißig als immer möglich gemacht würde".

*) Das Aetzen freilich, dessen erste Anwendung ihm sonst zugeschrieben ward, hat er zwar nicht erfunden, aber er brachte die hoher Leistungen fähige Kunst, in **Eisen** zu ätzen, der Vollendung näher, und er war es auch noch, der mit dem Grabstichel die kalte Nadel verband, so daß er alle Kunstmittel besaß, durch deren Vereinigung die neueren Kupferstecher ihre glänzenden Leistungen möglich gemacht haben. — So wenig wie das Aetzen kann ihm übrigens die Erfindung, Holzschnitte auf mehreren Platten in Helldunkel abzudrucken, in Anrechnung kommen, da die selten vorkommenden Schwarzkunstdrücke seiner Holzschnitte nicht mehr von ihm selbst herrühren, sondern erst später unter der Hand eines Niederländers, **Heinrich Hondius**, durch Hinzufügung einer vorbereitenden Platte für die Mitteltöne entstanden sind.

**) Conversations-Lexikon für bildende Kunst, a. a. O.

der großartigen Kraft Dürers mehr eine naive Heiterkeit und Weichheit eigen. Ihm fehlte auch der poetische Schwung, das Vermögen, ein zu schaffendes Werk im Geiste als vollendet zu überschauen; die Ausführung der einzelnen Theile lag ihm näher als die Gesammtwirkung eines tieferen Gedankens; vom selbstständigen Werth der Schönheit der Form, der Linien in der Komposition wußte und fühlte er wenig. Vom Jahr 1521 an bekannte er sich zur Lehre Luthers und war sein persönlicher Freund, wie auch Melanchtons, Bugenhagens, Justus Jonas u. A. Von da an erhielt die Kunst bei ihm eine eigenthümliche Richtung, er akkomodirte sich den neuen Zeitverhältnissen und arbeitete im Dienste der neuen Glaubensrichtung. Fast auf allen seinen Bildern sieht man deshalb das Porträt eines der Reformatoren, oder auch sein eigenes angebracht. „Stellen wir ihn in die Reihenfolge der großen Meister seiner Zeit, so müssen wir ihm (nach Schadows Urtheil) einen untergeordneten Rang anweisen, besuchen wir ihn aber wie Hans Sachsen in seiner Werkstatt zu Wittenberg, allwo er ohne Meister und Vorbilder sich ausbildete, so ehren wir sein Streben und erfreuen uns an den Vermächtnissen seiner Kunst. Dabei hat sein Humor etwas von der Bänkelsängerei und dem Handwerksburschenwitz seiner Zeit, der Eindruck seiner Vortragsweise mahnt an Volksbücher und Volkslieder, und man mag ihn nicht mit Unrecht den Hans Sachs der Malerei nennen. In der That ist die Hinweisung auf das Volkslied oder, um näher zu bleiben, auf den Holzschnitt die einzig mögliche Erklärung für diesen sehr eigenthümlichen Meister. Gemüthlichkeit und Härte, weiche und dennoch flache Modellirung, Sinn für weibliche Zartheit und dennoch etwas Rohes, Farbenschönheit und gröbster Verstoß gegen Harmonie, Phantastisches und eine spießbürgerliche Altklugheit, diese Gegensätze mischen sich — wie Schnaase hervorhebt — bei ihm, wie bei Keinem, und er geht zwar mit Hinterlassung einer stereotypen Schule, deren Bilder nur durch die Verminderung des Kunstwerthes, nicht durch irgend ein eigenes Talent von denen des Meisters zu unterscheiden sind, aber ohne bedeutenden Einfluß auf die Kunst unter. Wie die zur Prosa aufgelöste und von Satire und Ironie zersetzte Poesie zu Grabe ging, so wird auch die Kunst mit den bestialischen Fratzenbildern dieses Malers zu Tode gehetzt. Erst kommen im phantastischen Nachklang die verschollenen Gebilde des Alterthums..., selbst die Religion wird

als liegende weibliche Figur in voller Nacktheit dargestellt, dann Loth mit seinen Töchtern nach dem Brande Sodoma's u. s. w., die von Engeln gegen Himmel gehobene Magdalena, gleichfalls in voller Blöße dargestellt: das Alles sind beliebte Motive für unseren Künstler; dann kommen jene Holzschnitte und anderen Machwerke, mit denen die Reformatoren in ihrem Unternehmen unterstützt zu werden die Ehre hatten — eckelhafte Zoten und Gemeinheiten. Hinreichende Belege, daß die erst in seliger Paradiesewonne lebende Malerei an sich gleichfalls den Sündenfall erfahren und nun mit ihrer Nacktheit zu Tage gekommen, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich derselben nicht mehr zu schämen vermochte, sondern sie offen zur Schau trug*).

Lukas Kranach hat, und ebenso sein Sohn Lukas der jüngere, den eigentlich kirchlichen Boden verlassen, und so mußte seine Kunst verkümmern. Wie die gothische Architektur auf einmal stockt und ihre prachtvollsten Tempel unvollendet blieben, immerhin aber noch grandiose Denkmäler sind, so sank auch die Malerei, nachdem das Zauberband der kirchlichen Auktorität zerrissen und eine große Trennung zwischen den Organen des großen Körpers eingetreten war. Die Kunst ging aus den Händen der Päpste und der Kirche in die Hände der Fürsten und vornehmen Herren, verweltlichte immer mehr, und wurde zur Dienerin der Launen der Großen herabgesetzt. Wie dies im Allgemeinen, so war es auch bei Kranach der Fall. Wir treffen in seinen Werken nicht mehr die frühere Begeisterung für christliche, kirchliche Gegenstände; er benützt die Kunst zu Parteizwecken. Nicht einmal eigentlich historische Kompositionen war er zu liefern im Stande. Seine Gestalten stehen meist kalt und beziehungslos hinter-, neben- und übereinander, und bilden kein geschichtliches Gemälde. Seine Malerei ist mehr genreartig und die christlichen Gegenstände sind nicht so fast Zweck als Mittel seiner Darstellung. Seine größte Stärke besaß Kranach im Porträtiren. Alle seine Porträte zeichnen sich durch sprechende Aehnlichkeit und außerordentlichen Fleiß aus. Auch Thiere malte er vortrefflich; mit gemalten Hirschen und Wildschweinen täuschte er Hunde; seine Hasen, Pfauen, Hahnen, Rebhühner schienen zu leben. Er ist ein getreuer Nachahmer der Natur, der nicht blos die Mannigfaltigkeit und Wahrheit derselben, sondern auch das Charak-

*) Hyac. Holland, Geschichte der deutschen Literatur rc.

teristische rein und kräftig auszudrücken versteht. Man braucht, um sich hievon zu überzeugen, nur das Porträt Luthers oder sein eigenes anzuschauen; aus denselben spricht lebendige Wahrheit. Dazu kommt noch eine sehr sorgfältige Ausführung seiner Bilder und ein so frischer Farbenauftrag, daß man glauben könnte, sie seien erst gemalt worden. Die Umrisse in seinen Bildern sind mehr streng als richtig*).

Die nämliche Richtung wie Kranach verfolgte auch Nikolaus Manuel (1484—1530), von dessen Jugend- und Bildungsgeschichte wenig bekannt ist, dessen Technik aber beweist, daß er in nahe Berührung mit den oberdeutschen Meistern gekommen. Früh nach Venedig gekommen (wo er Emanuello Tedescho hieß), ist er wohl der erste deutsche Schüler Italiens, wie überhaupt die italienische Kunst am Ende des 15. und noch mehr in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts Einfluß auf die deutsche zu äußern begann. Manuel hat auch den kirchlichen Boden verlassen, aber noch einen Schritt weiter gehend als Kranach, schilderte und verspottete er mit beißender Satire die geistlichen Zustände jener Zeit.

Glasmalerei.

Die Glasmalerei, in Verbindung mit der Architektur namentlich zur Ausfüllung von Fensteröffnungen, ward in Italien viel weniger gepflegt als in Deutschland, den Niederlanden und Frankreich. Zu den besten gemalten Fenstern aus der frühern Zeit gehören die aus dem 13. und 14. Jahrhundert, wo das Ganze teppichartig gehalten zu sein pflegt und noch gar keine Rücksicht auf malerische Behandlung genommen ist. Vom 15. Jahrhundert an gewinnt zwar das Figürliche mehr Selbstständigkeit und demgemäß die malerische Behandlung mehr Haltung, aber die Bewältigung der Farbe, die Vermeidung der grellen Buntheit gelingt nicht immer so gut. Große Anerkennung verdient die kölnische Glasmalerschule im 15. und 16. Jahrhundert. Auch hier ist Joh. v. Eyck hochverdient durch die wichtige Erfindung der Schmelzmalerei oder der zu Glas werdenden Metallfarben. Die vorzüglichsten Maler entwarfen die Cartons, die unter ihrer Aufsicht von mehr handwerksmäßigen Gehülfen ausgeführt wurden. Daher die Körperschaft der Glaser und Maler**), sie

*) Dr. N. Sorg, Geschichte der christlichen Malerei.
**) Vergl. Gessert, Geschichte der Glasmalerei, Leipzig 1842.

bildeten zusammen meist eine Innung, häufig Fraternitas St. Lucæ genannt. Bedeutendes wurde im Beginn des 16. Jahrhunderts in Nürnberg geleistet, wie die Fenster der Sebaldus- und Lorenzkirche bezeugen. Die Familie der Hirschvogel — besonders Veit Hirschvogel (1461–1525) — war berühmt in diesem Kunstzweige; in der St. Lorenzkirche gilt das Volkamer'sche Fenster (um 1480) als eines der ersten Meisterwerke seiner Art. Zu Ulm wird als Glasmaler ausdrücklich ein Hans Schongawer (1498), ein Jakob Acker (1484), vor Allem Kramer und Hans Wild (1480) genannt; ihre Arbeiten befinden sich im Chore und in der Besserer'schen Kapelle des Münsters. Etwa gleichzeitig sind die im Chore des Münsters von Freiburg im Breisgau. Den höchsten Ruhm aber, wenn auch mehr durch ihre Wirkung als ihren künstlerischen Gehalt, haben die prachtvollen Glasmalereien der Fenster im nördlichen Seitenschiff des Kölner Domes, welche aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts herrühren. Von da an ging die Glasmalerei zurück und im 18. Jahrhundert war sie so viel wie ganz verschwunden. Erst die neueste Zeit hat sie wieder zu Ehren gebracht. Und wenn auch die herrliche Farbenpracht der Alten noch nicht erreicht ist, so besteht doch ein bedeutender Vorzug der neuern Glasmalerei darin, daß die störenden Bleieinfassungen größtentheils vermieden sind. — Italien besaß zu keiner Zeit hervorragende Glasmaler; die bedeutenderen Glasmalereien in Italien sind fast alle von Niederländern verfertigt; Bramante berief deren einige, als er am Vatikanischen Palast baute.

Musik *).

Während Skulptur und Malerei, als Ausdruck harmonischer Ordnung im Raume, zu hoher Ausbildung gelangten, blieb auch die Musik, Ausdruck harmonischer Ordnung in der Zeit, dem allgemeinen Entwicklungstrieb dieser Epoche nicht fremd.

Obgleich Johann XXII den Mißbrauch der Konsonnanzen und Dissonanzen, welcher sich in der Kirchenmusik eingeschlichen hatte, beklagte, setzte er sich doch fort bis zur Ausbildung des fugirten Kontrapunktes, d. h. einer Reihenfolge von Tönen, überladen mit Fugen und Künsteleien. In der weltlichen Musik führten die Provenzalen den Gesang mit Begleitung mehrerer In-

*) Vergl. Bd. VI (Geschichte des Mittelalters Bd. II) S. 538 ff.

strumente ein, doch sind diese Melodien noch einfach und arm und haben nur eine Note auf die Sylbe. Es haben sich einige Aufzeichnungen hievon erhalten, die bis zum Jahr 1100 zurückgehen*).

Die Italiener führten die Lieder (mit Abgesätzen), Balladen, Mai- und Karnevalslieder ein, von denen man jedoch sich jetzt kaum mehr eine Vorstellung machen kann. Die hier angewandten kontrapunktlichen Regeln aber waren dieselben, welche für die Kirchenmusik galten, nur daß eine größere Freiheit der Bewegung zu Verbesserungen führte, die dann wieder der Kirchenmusik zu Gute kamen.

Nach Guido d'Arezzo waren die Noten unvollkommen geblieben, denn sie unterschieden nicht die Zeitdauer, nur die verschiedenen Tonstufen. Jean Muris, Kanzler der Universität von Paris und Doktor der Sorbonne, soll in seinem Speculum musicæ zuerst ganze und halbe Noten, Noten von halbem und ganzem Taktwerth (Brevis und Semibrevis) und Noten von acht Taktlängen (Maxima) verschieden bezeichnet haben, doch spricht er davon wie von einer bereits bekannten Sache. Auch kann derselbe Muris mit seiner Abhandlung De discantu (1360) als der Vater der neuern Harmonie betrachtet werden. Entsprechend der Reaktion, die sich damals gegen die Alten bemerkbar machte, verbannte er aus den Konsonanzen die Quarte und stellte als vollkommene Konsonanzen den Einklang, die Oktave und die Quinte, als unvollkommene die große und kleine Terz, die große Sixt auf. Bei ihm erschienen auch zuerst die Regeln, welche noch jetzt für die Aufeinanderfolge der Intervalle gelten und wonach die vollkommenen Gleichklänge nicht in ähnlicher Bewegung auf einander folgen dürfen. Die konsonirende Harmonie ward voller und bestand aus Terz- und Quint-, Terz- und Sixt-Akkorden. Auch die Dissonanz ward eingeführt, aber langsam, und anfangs nur gleichsam als Vorhalt oder Vorausnahme einer Konsonanz. Man findet in den Harmonien des 14. Jahrhunderts Quart- und Quinten-, Terz- und Septimen-, sogar Terz- und Nonen-Accorde. Es entstand sodann der doppelte Kontrapunkt, der zur viertheiligen Harmonie ward, als die vier untereinander geführten Stimmen des Satzes Akkorde bildeten.

---

*) Adam de la Halle hat sie mitgetheilt in der Revue musicale von 1827.

Im 15. Jahrhundert nahm die Musik einen bessern Entwicklungsgang. Franchino Gaffurio aus Lodi und die Franzosen Bernard Hycart, Jean Teinturier, Guillaume Garnier, von König Hernando nach Neapel berufen, gründeten daselbst eine Akademie, aus welcher vortreffliche Meister hervorgingen. Zu Siena gab die Gesellschaft der Rozzi häufig Vorstellungen mit Einlagen und Chören, gesungen von einer Person, die der „Orpheus" genannt wurde. Gleicherweise waren zu Verona die „Philharmonischen" von Alberto Lavezzola zur Verbesserung der Musik gebildet, verpflichtet, zu gewissen Zeiten mit ihren Instrumenten umherzuziehen zur Unterhaltung des Volkes. Und nicht blos in Italien standen hervorragende Tonkünstler auf*). Man verdankte eine bis dahin unbekannte Eleganz in der musikalischen Schrift den Franzosen Binchois, Destaples und namentlich dem Belgier Guillaume Dufay (1432), welcher das Notensystem des Guido v. Arezzo verbesserte, indem er das fünfzeilige einführte. Er schrieb die ersten guten Imitationen**) und man findet auch in seinen Werken zweistimmige Kanone, die ersten Versuche des bedingtern Kontrapunktes, so genannt, weil man durch einen solchen willkürliche Bedingungen sich auferlegte, wie z. B. den ausschließlichen Gebrauch der gebundenen Bewegung (Kontrapunkt zur Rechten, Ausführung nach Vorschrift des Komponisten) oder auch umgekehrt, dieselbe zu vermeiden (springender Kontrapunkt), freie Ausführung des Gegensatzes und ähnliche, ebenso end- wie zwecklose theoretische Spielereien. Aus dem Canon bildete sich bekanntlich die Fuge, welche den Thonsetzer nöthigt, ein Thema zu wählen, welches auf ein harmonisches Intervall gesetzt, sich

---

*) Martini, Storia della musica. — Steffano Arteaga, Le Rivoluzioni del teatro musicale italiano, dalla suo origine fino al presente. Venedig 1785. — Die Geschichten der Musik von den Engländern Hawkins (1776, 5 Bde.) und Strafford (1830, deutsch Weimar 1835). — J. N. Forkel, Allgemeine Geschichte der Musik, Leipzig 1788 (bis zum 15. Jahrhundert). — Kiesewetter, Geschichte der europäisch-abendländischen Musik.

**) Imitationen heißen Melodien, die sich in nachahmender (meist aber gleicher) Weise auf bestimmten Taktabschnitten derartig folgen, daß die zuerst angefangene noch als Begleitstimme (Gegensatz, Kontrapunkt) der folgenden eine Zeitlang fortgeht. Daraus entstand die Fuge.

D. V.

selbst zur Begleitung dient. Es mußte also das Aufsuchen eines Canons oder einer Fuge zu einer großen Vervollkommnung führen, nicht blos in den harmonischen Beziehungen, welche aus der Entwicklung des Themas hervorgehen, sondern auch hinsichtlich der Zeitdauer aller Töne, welche wegen ihrer periodischen Wiederkehr untereinander zu kombiniren sind. So ging aus den willkürlichen Regeln des Canons und der Fuge der vollkommene musikalische Satz hervor und dieser hinwieder wirkte mächtig auf die Bildung der poetischen Form der neuen Sprachen. Solche Elemente kamen den Meistern des 16. Jahrhunderts zu Statten, um den Kontrapunkt zu vervollkommnen zur Tonalität des gregorianischen Gesanges, ein Ueberrest der griechischen Musik*).

---

*) Der Begründer einer wahrhaften Mensurallehre in der Musik ist Franco von Köln. Ob aber dies derselbe Franco ist, welcher von 1066 bis 1088 als Scholastikus im Domstifte zu Lüttich lebte, ist zweifelhaft. Es ist an und für sich nicht wohl glaublich, daß ein Mann mit so gründlichen, vielumfassenden und wohlgeordneten musikalischen Kenntnissen, und zwar mit so vielen Kenntnissen eines eigentlichen Kontrapunktes, wie der Verfasser der Musica et cantus mensurabilis (von Fürstabt Gerbert im 3. Theil seiner Scriptores de musica etc. aufgenommen) offenbar doch gewesen, einem selbst in Ansehung auf die Elemente der Musik so kindlichen Zeitalter, wie das des Guido, so nahe gelebt habe; aber der Franco, welcher Verfasser dieser Schrift ist, erklärt, Aeltere wie Neuere hätten schon manche gute Regel über den Mensuralgesang aufgestellt, dann gehört die Schreibart des Buchs augenscheinlich einer neuern Zeit an und endlich nennen sich Marchetto von Padua und Jean de Muris aufs Unzweideutigste Schüler dieses Franco, während doch beide im 14. Jahrhundert lebten. — Franco, dessen Wirksamkeit also höchst wahrscheinlich in die ersten drei oder vier Dezennien des 14. Jahrhunderts fällt, theilt alle Mensuralmusik ein in eine vollkommen abgemessene und in eine unvollkommen oder nur zum Theil abgemessene. Zu den ersteren rechnet er den **Discantus**, welcher in jedem seiner Theile nach dem tempus, also nach dem bestimmten Zeitmaße gemessen werde, und zu der andern, der unvollkommen gemessenen Mensuralmusik zählt er das **Organum**, welches blos in jedem seiner Theile abgemessen werde, d. h. wohl, daß sich diese Musik in ihren Theilen selbst das Maß gebe, also letzteres mehr nur das Resultat der Uebereinkunft unter den Sängern, ein konventionelles, denn ein für sich selbst schon genau bestimmtes sei. Der **Discantus** insbesondere ist nach Franco ein Zusammenklang verschiedener Melodien, welche gegen einander durch **Longas, Breves** und **Semibreves** verhältnißmäßig zusammengefaßt und in der Schrift durch verschiedene Figuren angedeutet werden, also ganz

Die Flamänder wurden als Meister in der musikalischen Kunst betrachtet und als solche nach Italien berufen, wo man indeß auch die französischen Madrigale sehr hoch hielt. Während in

---

dasselbe, was wir heutzutage im weitesten Sinn des Wortes unter Harmonie verstehen. Nach solcher Begriffsbestimmung theilt er den Discantus in drei verschiedene Klassen. In der ersten Klasse erscheint ihm derselbe blos als ein einfacher fortgesetzter Gesang mehrerer Stimmen, als ein Cantus simpliciter prolatus; in der zweiten Klasse als ein solcher Gesang, der hie und da auch durch Schweigemomente, durch Pausen unterbrochen wird, als ein Cantus truncatus, der für sich insbesondere den Namen Ochetus führe; und in der dritten Klasse endlich als ein völlig gebundener Gesang, als ein Cantus opulatus oder qui copula nuncupatur. „Es geht daraus hervor, daß zu Franco's Zeiten auch die Lehre von der Harmonie schon eine ansehnlichere Erweiterung und systematischere Anordnung erfahren oder auch wohl durch ihn erst erhalten haben mußte... Setzt in Ansehung der Mensural-Theorie Franco dem Discantus das Organum entgegen, so erhellet daraus deutlich, daß auch er unter diesem immer noch blos einen solchen mehrstimmigen Gesang verstand, bei welchem die verschiedenen Stimmen stets mit gleichen Schritten, zu gleicher Zeit sich fortbewegten, wie es vor Erfindung aller Mensuralmusik der Fall war, und daß auch zu seiner Zeit nur ein mit Mensuralarten (in Figuren) dargestellter mehrstimmiger Gesang den Namen Discantus führte. Diese Figuren — so hießen die an die Stelle der Neumen und anderer Tonschriftzeichen getretenen Noten damals schlechtweg — betreffend, so nimmt die Lehre davon, wie von der damit in engster Verbindung stehende Mensur insbesondere, den größten Theil in dem Traktate Franco's ein, und mit einer solch wesentlichen und vollständigen Entwickelung ihrer Theorie zwar, daß für keinen der nächsten Nachfolger Franco's Etwas zuzusetzen übrig blieb, wohl aber Alles, was vielleicht Aenderungen und Vervollkommnungen in der kontrapunktlichen Kunst mit der Zeit auch hier in gleicher Weise noch nöthig machen wollten, füglich und ohne sonderliche Schwierigkeit daraus abgeleitet werden konnte." (Ueber Franco's Lehre von den Intervallen ist schon früher geredet, a. a. O.) — „Doch lehrt Franco auch einen vier- und fünfstimmigen Satz oder Discantus. Dabei muß — sagt er — wiederum auf die schon vorhandenen (erst ward wohl zwei- oder dreistimmig gesetzt und daraus erst durch Zufügung eines andern oder Verdoppelung eines schon vorhandenen Intervalls der vier- oder fünfstimmige Satz gemacht) Stimmen sorgfältig Rücksicht genommen werden, damit, wenn man mit der einen dissonirt, man mit den übrigen desconsonirt. Dann durften oder sollten ferner dabei die Stimmen nicht stets zugleich (gleichzeitig) fallen oder steigen, sondern ward eine möglichst herbeizuführende Art von Gegenbewegung zwischen dem Discantus und dem „Tenor" (Thema, Hauptgesang) zur Regel, welche im Allgemeinen ja auch heute noch als

späteren Zeiten die italienische und heutigen Tags mit ihr wetteifernd vielleicht die französische oder noch mehr die deutsche, beherrschte in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts die nieder-

---

eins der wesentlichsten Mittel gilt, mögliche Fehler in einem harmonischen Satze zu verhüten. Auch sorgfältige Beachtung der Geltung der Noten (Figuren) und Schweigezeichen (Pausen) in allen Stimmen verlangt Franco, damit keine Stimme mehr **Longas**, **Breves** oder **Semibreves** erhalte, als ihr im Vergleich zu der andern oder überhaupt den übrigen Stimmen zukommen, bis auf die letzte Note, den „**Punctus organicus**" (Orgelpunkt), welcher keinem Maße unterliege, und welcher also entweder nach Belieben oder so lange ausgehalten werden konnte, bis auch die übrigen Stimmen schwiegen, die in ihrem Fortschreiten sich hier gegenseitig nach einander richteten... Hatte man sonach gegen Ende des 14. Jahrhunderts bereits einen völlig ausgebildeten Kontrapunkt, hatte die Harmonie sich einen Umfang ausgesteckt und in sich selbst eine Gesetzmäßigkeit und eine Regelmäßigkeit gewonnen, daß sie nothwendig nun als etwas ganz Anderes wieder erscheinen mußte, denn der eigentliche, von Franco so eifrig geordnete **Discantus**, wie vielmehr das längst vergangene **Organum**, so lag die Aufforderung auch ganz nahe, dem mehrstimmigen Gesang und der mehrstimmigen Setzkunst einen neuen Namen zu geben, den man endlich der Natur der Sache selbst entnahm. Die Figuren, mit welchen man die Töne aufzeichnete, hatten bereits mehr die Gestalt großer Punkte angenommen; der äußerlichen Form nach bestand das mehrstimmige Komponiren darin, daß man mehrere solcher tonbezeichnenden Punkte übereinander, so daß alle richtig zu einander paßten, also Punkt gegen Punkt, setzte: nannte man daher die Kunst, einen mehrstimmigen Gesang nach geregelter Harmonie und strenger Mensur zu komponiren, auch **Punctum contra Punctum** oder kurzweg Contrapunkt, welcher Name also jetzt, gegen Ende des 14. Jahrhunderts, zur technischen Bezeichnung der eigentlich musikalischen Komposition erhoben wurde, ohne indeß den Ausdruck **Discantus** damit gänzlich zu beseitigen, den man vielmehr zur besondern Unterscheidung immer noch und so lange als die Sache bestand, für den e x t e m p o r i r t e n Gesang mehrerer Stimmen beibehielt, für welche er ja auch früher zunächst auf so höchst indistinkte Weise erwählt worden war. Die Theoretiker sagten indeß von nun an bisweilen auch **Sortisatio** statt **Discantus**, wenn nämlich von diesem als dem extemporirten mehrstimmigen Gesange im Gegensatze zu dem eigentlichen **Contrapunctus** als dem streng mensurirten und nach canonischen Gesetzen der Harmonie geordneten mehrstimmigen Gesange die Rede war. — Welch außerordentliche Erweiterung und bewundernswerthe Ausbildung der Contrapunkt für sich, besonders in seiner Theorie, bis dahin auch schon erlangt hatte, immer war die Musik im Ganzen nur noch als ein Gegenstand der Gelehrtheit, mehr nur als Wissenschaft denn als eigentliche Kunst angesehen und demgemäß behandelt worden.

ländische Musik ziemlich das ganze gebildete Europa, und erweckte überall eine Nacheiferung, welche zum Erstenmale der Kunst überhaupt, wie sie damals war und sich äußerte oder gestaltete, einen

---

Abstraktionen von altgriechischen Doktrinen, so weit die altgriechische Musik selbst mit ihren praktischen Elementen auch schon in einem dunkeln Vergessen liegen mochte, christliche Kirchentonarten und ein modernes ut re mi fa sol machten in oft wunderlicher Verbrüderung noch immer die Grundlage aller Theorie und alles eigentlichen Wesens der Musik aus. Der Grund davon mochte darin liegen — und das war sehr zu bedauern — daß die Theoretiker aus jeder einzelnen Erscheinung, zu der sie vielleicht auf diesem oder jenem Wege gelangten, auch gleich eine Regel machten; daß sie noch nicht dahin gelangt waren, einzelne Fälle zu subsumiren und so die Theorie auf wenige allgemein gültige Grundsätze zurückzuführen; daß sie, die Tonsetzer und Theoretiker, im Vertrauen auf ihre Gelehrsamkeit, ihre Werke oder ihre Beispiele blos mit der Feder in der Hand vollendeten, und nicht, als ob sie nur für das Auge arbeiteten, deren Wirkung sich auch im stillen Kämmerchen am Spinett, Psalterium oder sonst einem schon vorhandenen passenden Instrumente zu versinnlichen suchten, wobei ihnen dann manche Härte, manches Ungebührliche in Auge und Ohr gefallen sein würde, was sich mit aller Schärfe des Verstandes doch nicht sogleich auf dem Pergament erkennen ließ. Daher, weil die Theorie sich noch immer nicht recht und innig genug mit der Praxis verschwistern wollte, kam es denn auch, daß der Unterricht in der Musik meist nur eine spekulative Form hatte, in einen Nimbus von Dingen, Worten und Begriffen sich hüllte, zu dessen Entschleierung nur Wenige berufen sein konnten... So liegt die Ursache sehr nahe, warum fast nichts aus jener Zeit von der Musik als Kunst in die Welt der Erscheinungen übergegangen ist, und warum man praktischer Seits im besten Falle immer nur noch einen extemporirten Discantus allenfalls hervorzubringen vermochte, dessen Werth blos von dem Grad der Kenntnisse, von dem subjektiven Geschmacke und von der gemeinsamen Uebung der Sänger abhangen konnte, die zur Ausübung der Musik erkoren waren. Daher endlich die ungemeine Schwierigkeit, welche, bei aller theoretischen Ausbildung, der Kontrapunkt, der mehrstimmige Gesang bei seinem Eintreten in die allgemeine Praxis noch immer, ja so sehr finden sollte, daß die Kirchen besonders mit aller Heftigkeit sich dagegen sträubten. Verstand, die theoretische Spekulation befriedigend, mochten die Produkte dieses Kontrapunktes sein, aber das Ohr, der innere wie äußere Sinn, konnte sie, weil sie dessen Vorprüfung nicht schon erfahren hatte, weil sie durch dessen Schule nicht zugleich auch gegangen waren, noch keineswegs ertragen, und für die Einführung in die Kirche, unter das Volk erschien solches doch nothwendig... In Deutschland wußte man sogar bis ins XV. Jahrhundert hinein noch Nichts von einem allgemeinen mehrstimmigen Gesange. Aller Kirchen-

lebhaften Impuls zu einem allseitigen und allgemeinen Aufschwung geben mußte, selbst auf den traditionellen und unveräußerlichen Volksgesang, auf die eigentliche Volksmusik nicht ohne den wesentlichsten Einfluß bleiben konnte. — Für die päpstliche Kapelle wurden hauptsächlich Spanier herbeigezogen. Bartolom. Ramos Pereira aus Salamanca, von Nicolaus V auf den zu Bologna gegründeten Lehrstuhl der Musik berufen, zeigte das Ungenügende des Systems von Guido von Arezzo und schlug eine Umgestaltung vor, die, obgeich von Gaffurio u. A. bekämpft, angenommen wurde. Bruder Pedro d'Uregna, der um 1520 in Italien lebte, fügte der Tonleiter das si hinzu*). — Gaffurio verschaffte sich Abschriften und Uebersetzungen der musikalischen Schriften des Alterthums und las darüber öffentlich. In solcher Weise ward er Begründer der neuern italienischen Schule; in seinen eigenen Schriften erklärt er das Notensystem, dessen Zeichen die **Maxima, Longa, Brevis, Semi-Brevis** und **Minima** sind**); indeß findet man bereits in Kompositionen aus dem An-

---

gesang war hier, wie der römische Choral, einige reiche Klosterkapellen vielleicht ausgenommen, blos unisonisch. Nur Frankreich hatte mit seinem **Déchant** ein solches Glück, daß die Liebhaberei an demselben mit großer Allgemeinheit betrieben wurde und man an allen größern Kirchen Sänger und Sängerknaben dafür anstellte und bildete, ohne damit indeß die vielseitig nachgesprochene Sage zu bewahrheiten, als ob Frankreich die älteste Schule eines wahren Kontrapunktes besessen hätte." **Dr.** Gust. Schilling, Geschichte der heutigen oder modernen Musik in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte, Karlsruhe 1841. D. B.

*) Guido v. Arezzo soll, als er sein Tonsystem in Hexachorde, statt der von ihm gebräuchlichen Tetrachorde eintheilte, die älteren oder Gregorianischen Benennungen der Töne **A, B, C, D etc.** in die Silben **ut, re, mi, fa, so, la** verwandelt haben. Diese Solanisation wird darum die Guidonische oder Aretinische (**Voces Aretinæ**) genannt. Er entnahm sie einer alten Hymne an St. Joannes:

Ut **queant laxis**
*Re***sonare fibris**
*Mi***ra gestorum**
*Fa***muli tuorum**
*So***lve polluti**
*La***bii reatum**
Sancte Johannes. D. B.

**) Wahrscheinlich ist der erste Versuch im Druck von Musiknoten derjenige, den Gaffurio zu Mailand mit hölzernen Figuren machte. Die Eng-

fang des XVI. Jahrhunderts den Punkt, das Kreuz und das Doppelkreuz. Um 1475 schrieb Enrico Isacco (Henri Isaac) zu Florenz Karnevalslieder mit 8, 12 und sogar 15 Stimmen auf, aber wir können diese Volksmelodien nicht beurtheilen, weil, was davon vorhanden, im Kontrapunkt gesetzt ist. Als größter Theoretiker jener Zeit gilt der Spanier Francesco Salinas. — Im „Fronimo" und andern Dialogen über Musik sind ausgebreitete Kenntnisse und vernünftige Bemerkungen niedergelegt. Und als sich zwischen Don Nicolo Vicentini und Vincenzo Lusitania eine musikalische Kontroverse erhob, betheiligten sich alle Gelehrte daran und gab der Streit Anlaß zu einer lebhaften Diskussion in der päpstlichen Kapelle. Der Erstere behauptete nämlich, die griechische Musik sei nur eine Mischung von unsren chromatischen, diatonischen und enharmonischen Arten, der Andere dagegen, sie sei lediglich diatonischer Art, welche Ansicht den Sieg davontrug.

Die größten niederländischen Meister sind Johannes Ockeghem (Ockenheim), um 1430 zu Bavay im Hennegau geboren, als Thesaurarius an der Abtei von St. Martin zu Tours im Jahr 1513 gestorben, sein Schüler Josquin des Prés, das größte musikalische Genie seiner Zeit — zu Cambray oder Condè geboren, unter Sixtus IV Sänger in der päpstlichen Kapelle, später am Hofe Ludwigs XII, dann zu Brüssel, † 1515 als Hofkapellmeister Maximilians I — endlich dessen indirekter Schüler Hadrian Willaert. „Ein noch junger Mann von etwa 26 Jahren, der sich aber auch in seinem Vaterlande schon als Tonsetzer hervorgethan und einigen Ruf erlangt hatte, kam er um 1518 nach Rom. — In Rom war eine Motette sehr beliebt, die von der päpstlichen Kapelle eben deshalb auch sehr oft zur Aufführung kam und zwar stets unter dem Namen eines Werkes Josquins; als Willaert indeß dorthin kam, die Motette und die allgemeine Meinung über ihren Verfasser hörte, erklärte er diese für einen Irrthum und sprach für sich das Recht der Komposition an, so manche Veränderung dieselbe auch nach seiner ersten Arbeit er-

länder zeigen das Polychronikon des Ralph Higden, im Jahr 1495 zu Westminster gedruckt, worin sich einige Noten auf acht Linien befinden. Attaignant druckte zu Paris im Jahr 1529 eine Sammlung von Musikstücken. Mit dem ersten eigentlichen Notentypendruck trat Ottavio Petrucci in seiner Offizin zu Venedig im Jahr 1502 hervor.

fahren haben möchte. Das brachte die für Josquin enthusiasmirte öffentliche Stimme gegen ihn auf; selbst die päpstlichen Sänger, welche noch immer ein seltenes Vorurtheil von der unübertreffbaren Meisterschaft des einst ihnen angehörenden Josquin hegten, fühlten sich dadurch in ihrer heiligen Ehrfurcht vor diesem gekränkt, legten von dem Augenblicke an die dadurch ihnen entweiht scheinende Motette gänzlich bei Seite und Willaert mußte, um nur gar zu vielen Unannehmlichkeiten auszuweichen, sein geliebtes Rom, wo die päpstliche Kapelle in musikalischen Dingen ganz und gar den Ton angab, und auch noch das einzige Institut war, bei welchem ein Musiker sein ordentliches Unterkommen finden konnte, für ihn aber alle Thüren nunmehr verschlossen waren, verlassen, um vor der Hand sich nach Venedig zu begeben, wo er dann bald hinlängliche Anerkennung und ein genügendes Unterkommen fand, besonders 1527, wo er zur Stelle eines **Maestro** an der St. Markuskirche gelangte, einer Stelle, die von jeher, und besonders damals, als eine wahrhafte Großwürde in dem musikalischen Staate galt und gegolten hat. Hier in Venedig errichtete er nun alsbald auch eine öffentliche Musikschule, die um der bedeutenden Männer willen, welche daraus von Jahr zu Jahr fast hervorgingen, und der mancherlei Eigenthümlichkeiten und Neuerungen wegen, durch welche seine und dieser seiner Schüler Werke sich vor andern zunächst auszeichneten, nachgehends den ausdrücklichen Namen der Venetianischen Schule erhielt und auch lange nachher noch, als Willaert längst schon nicht mehr lebte und seine Lehren und Prinzipien nur durch seine und wieder deren Schüler in der zweiten, dritten, vierten Generation fortgepflanzt wurden, bewahrte. So waren unter noch vielen Andern z. B. ein Cipriano de Rore, ebenfalls ein Niederländer, dem aus lauter ekstatischer Verehrung die Italiener später den Namen il divino beilegten, ein Zarlino, ein Costanzo Porta, dieser so große Meister in den Künsten des Kontrapunktes, ein Alfonso della Viola, Nicolo Vicentino u. s. w. — lauter Tonsetzer, Gelehrte und Schriftsteller, welche wiederum viele Schüler erzogen, die in mehreren Städten Oberitaliens sich niederließen, komponirten, lehrten und solchergestalt die Kunst sammt ihrer Wissenschaft auf alle Weise zu verbreiten und zu fördern halfen — lediglich durch ihn gebildet worden" *).

---

*) G. Schilling, a. a. O. D. V.

Spiel und Gesang wurden damals überhaupt mit Leidenschaft betrieben. Laudino erwähnt in seinen Dante-Kommentaren eines Florentiners Antonio, mit dem Beinamen degli Organi (von den Orgeln), dessen Ruf als Orgelspieler so groß war, daß man, um ihn zu hören, sogar aus England und Skandinavien herbeikam. Lionardo da Vinci ward wegen seines Spiels auf der Laute an den Hof von Mailand berufen. Benvenuto Cellini ist auf seine Geschicklichkeit als Lautenspieler nicht minder stolz als auf die Schöpfungen seiner Form- und Gießkunst. Fürsten und Könige wetteiferten im Saitenspiel; Jakob von Schottland und Heinrich VIII komponirten; Karl V gab kein Gastmahl ohne die Anwesenheit eines Orchesters, und an seinem Hofe zu Brüssel begannen die Gesangs-Konzerte. — In Deutschland hatte es niemals an Freunden der Tonkunst gefehlt. Ein großes Verdienst um die Verbesserung des deutschen Kirchengesangs erwarb sich Luther; was er selber dafür komponirte, hat den Vorzug der Einfachheit und Sangbarkeit. Calvin dagegen setzte die metrische Psalmodie an die Stelle des erhabenen Chores und edel einfachen Chorals; zu den Psalmen von Marot und Theodor Beza ließ er leichte einstimmige, dann auch vierstimmige Melodien von Wilhelm Frank setzen. — In England ordnete nach der Kirchentrennung Marbeck den musikalischen Theil des neuen Kultus. Sternhold und Hopkins gaben die Uebersetzung der 50 ersten Psalmen für eine Tenorstimme heraus (1550). Der Choralgesang verschwand sodann aus den Pfarrkirchen und wurde nur in den Kathedralkirchen beibehalten. Die Musik galt übrigens für einen nothwendigen Theil der Erziehung. Peacham sagt in seiner Schilderung eines Gentleman, er müsse vom Blatt singen und die Viole oder Laute spielen können. Philomathes erzählt in seiner Einleitung zu der Musik von Morley: „Als man abgetragen und, wie gebräuchlich, die Musikbücher herbeigebracht hatte, reichte mir die Frau vom Hause eine Stimme hin und ersuchte mich sie zu übernehmen; als ich nach vielen Entschuldigungen aufrichtig betheuerte, daß ich nicht singen könne, da begann Jedermann sich zu verwundern, zu zischeln, zu fragen, wie ich mich habe hier herzudrängen können.

Der berühmteste Tonmeister unter Franz I war Clement Jannequin, welcher im Jahr 1544 „Musikalische Erfindungen zu vier oder fünf Stimmen“ herausgab. Wunderlich ist die Komposition, deren Thema die Niederlage der Schweizer bei Marig-

nan ist, wo er die Ausdrücke der Kriegskunst dieser Zeit anwendet und den Lärm des Geschützes, der Trommeln und Trompeten, das Zusammenklirren der Waffen nachahmt.

Der Musik kamen die Fortschritte des Theaters zu Hülfe. In den Lust- und Trauerspielen sang man Chöre, Zwischengesänge oder Einlagen, meistens mehrstimmige Madrigale; dadurch und durch die von einigen Gelehrten aufgestellte Meinung, daß die Alten ihre Dramen gesungen hätten, kam man auf den Gedanken einer selbstständigen dramatisch-musikalischen Komposition. Der Römer Emilio del Cavaliere, der den „Sileno“ und „Satiro“ von Laura Guidiccioni in Musik setzte (1590), lieferte damit eigentlich nur eine Anwendung der damaligen Madrigal-Musik *). Damit war indeß der Anstoß gegeben und die Neuerung fand großen und allgemeinen Anklang. Der Ritter Giovan Bardi, von den Grafen del Vernio, in dessen Hause sich die Blüthe von Florenz bei einem Feste zu Ehren der Vermählung des Ferdinando dé Medici mit Christinen von Lothringen versammelte, ließ bei diesem Anlaß den Kampf Apollo's mit dem Drachen darstellen; Don Garzias von Toledo, Vizekönig von Neapel, ließ sodann mit großer Pracht ein Schäferstück von Tansillo und Tasso's „Aminta“ mit Zwischenspielen vom Jesuiten Marotta aufführen. Kurz darauf begann man einige Szenen mit Musik zu begleiten, so zu Ferrara im Jahr 1550 im „Sagrificio“ (Opfer) des Agostino Beccari, in der „Aretusa“ des Alberto Lollio, mit Musik von Alfonso della Viola, welcher wahrscheinlich der Erste war, der Gesang mit Deklamation verband **).

In der Praxis indeß legten eine Menge von Hindernissen und namentlich die Sucht zu glänzen, wobei auf den Sinn der

---

*) Das Madrigal als Tonstück ist nicht mit der Dichtgattung dieses Namens zu verwechseln. Jenes, anfangs blos für Gesang, dann auch für Instrumentalmusik bestimmt, will vorzugsweise das Landleben malen. Der Text war rhythmisch, aber ohne bestimmtes Versmaß.

D. B.

) Wenigstens ist die älteste Oper, die wir kennen, **„Orbecche, tragedia di G. B. Giraldi Cinthio ferrarese, rappresentata in Ferrara in casa del'autore il 1541, dinanzi ad Ercole II d'Este, duca quarto di Ferrara; fece la musica Alfonso della Viola; fu l'architetto e il dipintore Girolamo Carpi di Ferrara.“

Texteswort wenig oder gar nicht geachtet wurde, der Entfaltung der Musik Fesseln an; man ging so weit, das erste Kapitel vom Evangelium des h. Matthäus mit allen seinen so wenig wohllautenden Namen zu singen. Erst setzte man eine Melodie und dann paßte man dieser einen Text an. Gegen solche Verkehrtheit erhob sich zuerst Vincenzo Galilei, setzte aber in einer neuen Weise Dante's Ugolino sowie des Propheten Jeremias Klagelieder für nur eine Stimme.

Inzwischen ward auch die Madrigal-Musik vervollkommnet durch Luca Marenzio, Paolo Quagliati, Alessandro Strigio und andere Tonsetzer, namentlich aber durch den Fürsten von Venosa. Der Cremonese Claudio Monteverde, anfänglich blos Geiger, dann Musikdirektor des Herzogs von Mantua, zuletzt Meister der St. Markus-Kapelle, führte 1598, im dritten Buch seiner fünfstimmigen Madrigale, plötzlich die doppelten und dreifachen Dissonanzen der Verlängerungen ein. Das galt damals nur für kühn und sinnreich, und doch sollte es eine vollständige Umwälzung in der Tonsetzkunst bewirken. Während die Dissonanz bisher nur als Vorhalt oder Vorbereitung einer Konsonanz sich gezeigt hatte, machte sie Monteverde bis zu einem gewissen Grade selbstständig, indem er die neuere Tonalität und den eigentlich leidenschaftlichen Ausdruck in der Musik schuf. Gleichwie die Dissonanz in der Harmonie das Mittel war, Leidenschaften auszudrücken, so verhalf der Melodie der Rhythmus hiezu; auch war derselbe eine logische Entwickelung der Dissonanz, welche nothwendig periodische Kadenzen schuf. So konnte die mit allen Elementen ihrer Wirksamkeit ausgestattete dramatische Musik Fortschritte machen und sogar Einfluß gewinnen auf die kirchliche Musik, aus welcher sie hervorgegangen war. Was ihr nur noch fehlte, war das gute Rezitativ, das Einzige, worüber man aus den Griechen nützliche Belehrungen schöpfen konnte.

Giulio Caccini in Florenz stellte sich die Vervollkommnung der oben erwähnten Erfindung des Galilei, insbesondere hinsichtlich der Anwendung der Harmonie auf leidenschaftliche Texte, zur Aufgabe; allein die aus den Klassikern geschöpften Texte eigneten sich wenig für die Musik, nicht besser waren die in der Regel einen fein zugespitzten Gedanken behandelnden Madrigale zum Ausdruck der Leidenschaft geeignet. So kam man dazu, eigens zu musikalischen Zwecken zu dichten, z. B. Angelo Grillo (i pietosi affetti — die zärtlichen Gefühle), der schon genannte

Graf von Vernio: dieser zog nach Rom, wo er wieder eine dramatisch-musikalische Gesellschaft bildete, die sich im Hause des Jacopo Corsi versammelte. Gemeinsam mit Caccini und Ottavio Rinuccini suchte derselbe Texte und Kompositionen in das richtige Verhältniß zu einander zu bringen, und glaubte auch das ächte Rezitativ der Alten aufgefunden zu haben. Diese Gesellschaft führte (1594) die „Daphne", komponirt von Caccini und Jacopo Peri, auf; größern Erfolg aber hatte die aus Anlaß der Vermählung Heinrichs IV mit Maria Medici aufgeführte „Eurydike", mit Musik von Corsi, Peri und Caccini. — An den Letztgenannten schrieb Grillo: „Ihr seid der Vater einer neuen Gattung von Musik oder vielmehr einer Weise zu singen ohne Gesang, eines rezitativischen, nicht plebejischen, sondern edlen Gesanges, welcher nicht den Worten und nicht der Empfindung das Leben beschneidet, aufzehrt, hinwegnimmt, vielmehr dasselbe erhöhet, indem er Geist und Kraft von Wort und Empfindung verdoppelt. Diese gar schöne Sangweise ist somit Eure Erfindung, oder vielleicht habt Ihr auch neu aufgefunden jene seit so langer Zeit, unter den mannigfaltigen Gebräuchen zahlloser Völker verlorne, im Dunkel vieler Jahrhunderte vergrabene, antike Form. Ich werde mehr und mehr in dieser Ansicht bestätigt, seitdem ich in dieser Weise die schöne Pastorale des Signor Ottavio Rinuccini habe aufführen hören, wo diejenigen, welche glauben, in der dramatischen und theatralischen Poesie sei der Chor überflüssig, wohl die Ueberzeugung gewinnen können, daß die Alten sich dessen bedienten und auch, wie sehr er die Wirkung von dergleichen Werken erhöhet."

Nun folgten andere Dramen, namentlich „Arianna" von Rinuccini mit Musik von Monteverde und prachtvoller spanischer Ausstattung. Diese Musik ist zwar arm, ohne Abwechselung und strenge Takteintheilung, besitzt aber dafür eine bewundernswürdige Einfachheit und das Recht des Textes ist darin sorgfältig gewahrt. Und obgleich das Rezitativ von Peri und das von Emilio del Cavaliere in der „Vorstellung der Seele und des Körpers" (Reppresentazione di anima e di corpo) eigentlich nichts mehr war als eine in Noten fixirte Deklamation, so machte doch die Nothwendigkeit, der Poesie eine Accentuation zu geben, und überhaupt die Vervollkommnung der poetischen Diktion, daß hieraus der wahrhafte melodische Satz sich entwickelte.

Instrumente.

Inzwischen hatten sich auch die Instrumente vervollkommnet. Einige schreiben den Kreuzfahrern die Einführung der angeblich aus Indien stammenden Violine zu; aber die Hypothese ist unhaltbar. In einem Basrelief der Hauptpforte von San Michele in Pavia, das, wenn nicht longobardisch, doch jedenfalls wenig jünger als das Jahr 1000 ist, bemerkt man eine rohe Figur, welche die Geige spielt; in einer Handschrift aus dem 8. Jahrhundert findet sich bereits ein Bogeninstrument, gestaltet wie eine einsaitige Mandoline. In Frankreich erscheint die Geige erst zur Zeit Karls IX; vorher bedienten sich die Menestrels der lautenartigen Rebeke. Die Viole hatte gemeiniglich sieben Saiten und ein Griffbrett, worauf, wie auf der jetzigen Guitarre, Bünde nach Halbtönen eingetheilt sich befanden. Es gab unzählige Arten von Violen: die Gambe, Bratsche, Baryton-Geige mit 44, die Liebesgeige mit 12 Saiten, über und unter dem Steg und Griffbrett; die niederländische „Tromba marina" hatte nur eine Saite und kann als die Vorläuferin des Kontrabasses betrachtet werden. Aus der Gambe machte der Pariser Tonkünstler Tardieu das Violincello. Sehr verbreitet und beliebt war die Laute unter verschiedenen Formen und Benennungen, wie Mandola, Mandolino, Psalterium, Timpan, Tiorbe u. a. m. Das schon lange erfundene Clavier (aber nicht von Guido von Arezzo, wie man angegeben) ward im 18. Jahrhundert sehr vervollkommnet von Joh. Seb. Bach in Deutschland, Domenico Scarlatti in Italien, François Couperin in Frankreich. Eine ältere und verkleinerte Form desselben ist das Spinett. Gegenwärtig hat das, zuerst vom sächsischen Organisten Silbermann gebaute Pianoforte das Clavier fast gänzlich verdrängt.

Was die Blasinstrumente anbelangt, so ist uralt die Panflöte mit 12 oder 16 Röhren, die zuweilen zweireihig nach Terzen geordnet waren, die kleine Flöte, die Schnabelflöte, welcher die Querflöte und die Querpfeife folgte. Der Dudelsack, das englische Horn, das Bassetthorn, der Klarinette gleich, nur daß es gekrümmt ist und bis zur untern Terz herabsteigt, so daß es vier Oktaven umfaßt. Der Serpent diente lange zum Begleiter der Kirchenchoräle.

Zur Zeit der ersten Versuche in der Opern-Komposition bedienten sich die Tonsetzer hiebei der sich rasch verbreitenden Vio-

line „nach französischer Weise", d. h. mit vier Saiten*). Aus den Riturnellen der Rezitative und Arien entwickelte sich die reine Instrumentalmusik; denn bis dahin war sie dem Gesang und Tanz untergeordnet geblieben und hatte keinerlei selbstständige Anwendung gefunden; aber als man erkannt hatte, wie sehr das Riturnell geeignet, den Geist der Zuhörer vorzubereiten, wurden sie vervollkommnet und verlängert. Ein weiterer Schritt war dann, wie dem einzelnen Tonstück im Riturnell, so der ganzen Oper in einer Sinphonie eine Einleitung voranzustellen.

Die Musik war nun nicht mehr Dienerin der Poesie und des Tanzes, sondern zu selbstständigem Leben gelangt. Indem Monteverde den Septimenaccord fand und Peri die Oper schuf, beschritt die Musik ihre letzte Entwicklungsstufe, wo dieselbe von dem Choralgesang sich eigenthümlich unterschied. Der Choralgesang war in seiner Art auch eine Rückkehr zum Heidenthum gewesen, indem vermittelst der Chöre die antike Tragödie wiederhergestellt werden sollte. Das war nicht gelungen, aber dafür weit Bedeutenderes erreicht worden.

Bereits 1520 hatte Orland de Lassus (Roland de Lattre) das musikalische Drama in den Niederlanden eingeführt**), wo es bald noch größere Fortschritte machte als bei den

---

*) Im Orpheus von Monteverde (1607) bestand das Orchester aus zwei Clavieren, zwei Baßviolen, zehn Discant-Violen, einer doppelten Harfe, zwei viersaitigen französischen Violinen, zwei Guitarren, zwei hölzernen Orgeln, drei Violen, vier Trombonen, einer kleinen Orgel mit Positiv, zwei Hörnern, einer Flöte, einer Klarinette und drei Trompeten mit Dämpfern. Das Orchester bildete aber keine Einheit, wie in unsern Opern und Instrumentalwerken, sondern es zerfiel in Abtheilungen für einzelne Personen oder Chöre des Drama's. In dem eben erwähnten „Orpheus" z. B. spielten die Claviere die Riturnelle und begleiteten den gesungenen Prolog; die beiden Bässe begleiteten Orpheus, die zehn Primgeigen führten das Riturnell zum Rezitativ der Eurydike aus, die Harfe begleitete einen Chor der Nymphen, die beiden Violinen begleiteten die Hoffnung, die beiden Guitarren Charon, die beiden Orgeln den Chor der höllischen Geister, Proserpina sang mit den drei Violen, Pluto mit den vier Trombonen, Apollo mit der Positiv-Orgel, der Schlußchor der Schäfer mit der Flöte, dem Horn, der Klarinette und den drei Trompeten.

**) Wegen seiner achtstimmigen Messen und Motetten erhielt er das Lob „Lassus, lassum qui recreat urbem" — sehr übertrieben, weil, wenn auch jene Kompositionen einfach und in der Stimmführung natürlich sind und er überhaupt ein großes Verdienst um die Theorie der Musik sich erwarb, ihm doch als Tonsetzer Sinn für das Gemüthvolle und Melodische fehlte. D. V.

Italienern, die Ende des 16. Jahrhunderts auch die komische Oper erhielten. Die erste bekannte ist „Amfiparnasso“, Text und Musik von Orazio Vecchi aus Modena (1597). Die Masken (Pantalon, Harlequin, Brighelle u. s. w.) redeten eine jede ihre eigene Sprache und die Musik war ebenso wunderlich als der Gegenstand.

Der h. Philipp Neri führte die Oratorien ein, anfänglich in der Kirche gesungene, von Giovanni Animuccia, Direktor der Kapelle von St. Peter, komponirte Hymnen, allmälig aber zu vollständigen Darstellungen moralischer und religiöser Thatsachen werdend. Die in den Kirchen geborne Musik führte in denselben die Weltlichkeiten ein, unter und mit welchen sie sich herangebildet hatte. Und als ihr das Glänzen mit besiegten Schwierigkeiten das Höchste geworden, als sie in Nachahmung und kunstreichste Ausbildung von Tönen, die Verwandlung der menschlichen Stimme in ein Instrument, Ausführung komplizirter Figuren und dergl. ihren Ruhm gesetzt, da entsprach sie allerdings nicht mehr der Heiligkeit von Riten, welche die Seele zum Schöpfer emportragen sollen. Ganze Messen wurden über profane Themate komponirt und die Reformatoren, katholische nicht minder als protestantische, erhoben laut ihre Stimme wider solchen Mißbrauch, den das Trientiner Konzil in ernste Erwägung zog. Paul IV ließ untersuchen, ob überhaupt fernerhin Musik in der Kirche zu dulden sei; man kam aber zu keinem Entschluß, denn die Theologen bestanden auf dem Vorherrschen des Wortes, die Musiker dagegen behaupteten, es vertrüge dies sich nicht mit dem Wesen ihrer Kunst.

Palestrina. 1529—94.

Dieses bestritt ihnen jedoch Pier Luigi Palestrina. Weil er sich vermählt hatte, von Paul IV aus der päpstlichen Kapelle, deren Mitglied er gewesen, gestoßen, lebte er von der Welt zurückgezogen und vergessen, aber um so liebevoller sich versenkend in die Geheimnisse seiner Kunst, die er mit ebenso eigenthümlich neuen wie erhabenen Werken bereicherte*). Seine Madrigale werden noch von den Kennern bewundert; insbesondere aber verstand er in feierlichen Gesängen den tiefen Sinn der hl. Schrift,

*) Giuseppe Baini, Mem. storico-critiche della vita e delle opere di P. L. P. Roma 1828.

ihre symbolische Bedeutung und deren geheimnißvollen Zusammenhang mit der Seele mit eindringlicher Wahrheit auszudrücken. Wer der Feier des Charfreitags in der Sixtinischen Kapelle beigewohnt hat, wird mit diesem Urtheile einverstanden sein.

Beauftragt, eine Messe zu komponiren, um durch die damit zu machende Erfahrung in oben erwähnter Streitfrage zu einer Entscheidung zu kommen, unterzog er sich der Aufgabe mit dem Ernste der Ueberzeugung, daß Leben oder Tod seiner Kunst in seiner Hand liege. Auf seiner Handschrift steht geschrieben: Herr, erleuchte mich! Nach zwei nicht glücklichen Versuchen gelang ihm die Komposition seiner berühmten Missa papalis, mit einfachen, dem Sinne des Textes streng angemessenen, der verschiedenartigen Bedeutung der Gesänge und Gebete genau sich anschmiegenden Melodien. Darum ward sie auch verglichen den himmlischen Weisen, die der vielgeliebte Apostel in seinen Verzückungen vernommen.

Damit hatte die Tonkunst gesiegt, gleich den andern Künsten. Aber auch hier hatte sich gezeigt, daß die Reformation nur zu zerstören und hinwegzuräumen verstand, während die Kirche neu belebte und heiligte.

Bestimmtheit, Klarheit, genaue Beobachtung der Regeln der Harmonie, Anmuth, Wahrheit des Ausdrucks verbunden mit feinem Geschmack, edler Einfachheit in der Tonfolge, das sind die Eigenschaften Palestrina's, wogegen seine Melodie arm ist. Indessen besaß er so vollkommen das reine Gefühl der Harmonie und der Tonalität, daß nach ihm noch Keiner vermocht hat, mit gleicher Leichtigkeit und Eleganz vier, sechs und sogar acht Partien singen zu lassen. Händel und einige wenige mehr erreichten die Erhabenheit seines Styls, keiner aber die Kraft, den tiefen und einfachen Ausdruck, die mystische Zartheit, die bezaubernde Weichheit seiner Harmonieen, z. B. im Stabat mater.

Zwölftes Kapitel.

Die Künstler und die Mäcene.

Von welchen Bedingungen hängt die Blüthe, die Entfaltung des Talentes ab? Was ist der Grund, daß gerade in dieser Periode eine so große Menge von berühmten Namen uns begegnet? Es sind dies Fragen, welche zu lösen uns nicht zusteht. Wir begnügen uns, diese Lösung vorzubereiten, indem wir dem Gedeihen wie dem theilweisen Rückgang der Künste und der Literatur in diesem langen Zeitraume zu folgen suchten. Möge eine Philosophie, die es verschmäht, auf das Wesen der Dinge einzugehen, sich einen starren Kreis denken, welcher die Gränze abgibt für ein Fallen und Steigen der Kultur, oder möge die Schmeichelei die Entwicklung verheißender Keime nur dem Einfluß der Fürsten zuschreiben: für die eine wie die andere Annahme mag man Beweise genug in der Geschichte auffinden, was allerdings wohl für jedes System gilt.

Kein Jahrhundert verdiente mehr den Namen eines goldenen als das der Medici, und niemals waren die Männer von Verdienst allgemeiner und glänzender geehrt und belohnt worden. Franz I lud die Italiener ein, auch jenseits der Alpen den Funken des Schönen zur Flamme anzufachen, und Lionardo da Vinci, Primaticcio, Cellini, Del Sarto, eine ganze Kolonie von Künstlern, ließen in Frankreich Werke und Schüler zurück, während Alamanni und die Strozzi, daselbst mit der Gastfreiheit aufgenommen, welche Verbannten hier nimmer geweigert wird, den Franzosen Geschmack beibrachten an jener Poesie, welche zu Vaucluse bereits die schöne Avignoneserin besungen. Der mächtige Kaiser Karl V fand es nicht unter seiner Würde, dem Tizian den Pinsel aufzuheben, bei Michelangelo's Ankunft sich zu erheben und auszurufen: es gibt viele Kaiser, aber Euresgleichen nicht! Er erklärt den Höflingen, welche an den Guicciardini erwiesenen Ehren Aergerniß nehmen: Mit Einem Worte kann ich hundert Ritter machen, mit aller meiner Macht aber keinen Schriftsteller gleich ihm. Der stolze Julius II sendet Boten über Boten aus, um Michelangelo

zurückzurufen, und läßt sich sogar ihm gegenüber zu Entschuldigungen herbei, daß er im Vorzimmer ihn habe warten lassen. Päpste und Fürsten ließen den großen Florentiner an ihrer Seite Platz nehmen; Frankreich, Venedig, ja der Großtürke verlangten ihn. Seine Leiche ward aus Rom entführt, damit sie ruhe, nicht in der Basilika des Christenthums, sondern zu Florenz im Heiligthum der großen Männer. Dem Mattiolo hielten Deutschlands Kaiser, Frankreichs und Spaniens Könige einen Sohn über das Taufbecken; Cardinal Bibiena wollte eine seiner Nichten mit Raphael vermählen.

Leo X Name ist der Inbegriff alles dessen, was sich je auszeichnete durch Liebe zu Literatur und Wissenschaft: Aemter und Ehrenstellen, Pfründen und Würden der Kirche, den eigenen Besitz hielt er zur Verfügung der Gelehrten; seine Geheimschreiber waren Bembo und Sadoleto, als Latein-Schriftsteller allen ihren Vorgängern überlegen, zum Konservator der vatikanischen Bibliothek machte er Beroaldo; um diese großen Philologen in Rom festzuhalten, übergab er dem Constantin Laskaris die Leitung eines zum Studium des Griechischen bestimmten, nur mit Griechen besetzten, mit einer Druckerei verbundenen Kollegiums und stellte auch den Marcos Musuros an; über 100 Professoren unterhielt er an der römischen Hochschule und ließ beständig reisen zur Aufsuchung von Handschriften, „denn, sagte er, für die Fortschritte der klassischen Literatur zu sorgen, ist ein wichtiger Theil der päpstlichen Pflichten.“ Den Tibaldeo von Ferrara, den er vom Hofe Gonzaga's an den seinigen zog, stattete er glänzend aus und bezahlte ihm überdies ein Epigramm mit 500 Zechinen; für diejenigen, welche ein neues Buch von Livius oder Tacitus entdecken würden, setzte er Belohnungen aus und verlieh den vorzüglichsten Ausgaben Privilegien.

So wie er diese edlen Neigungen von seinen Vorfahren ererbt hatte, so übertrug er sie auch auf die nachfolgenden Glieder seines Hauses. Großherzog Cosmo I betrieb mit großem Eifer die Studien und schrieb eigenhändige Briefe an die Künstler. Sein Sohn Francesco I, in allen literarischen Zweigen bewandert, errichtete die Universitäten von Pisa, Florenz und Siena, stiftete die florentinische Akademie, die Akademie della Crusca und die unschätzbare Gallerie, bereicherte die Laurentianische Bibliothek, ermunterte die botanischen Studien, schützte und unterstützte jegliche Art von Verdienst. Ferdinando I

schrieb an Jean de Boulogne: „Wir wünschen, daß Ihr im Eifer der Arbeit Euch vornehmlich erinnern wolltet, die gehörige Sorgfalt auf Eure Gesundheit zu haben, denn diese ist vor Allem wichtig.“ Derselbe Fürst kaufte die Mediceische Venus, begann die königliche Kapelle von San Lorenzo, richtete die orientalische Druckerei ein.

Wir haben gesehen, daß ganz dem ähnlich die Fürsten von Mailand und Neapel verfuhren. Die Republiken übertrugen den Gelehrten aus Vertrauen zu deren Charakter wichtige Missionen. Alfonso I von Este, obgleich von beständigen Kriegen in Anspruch genommen und wenig gebildet, verschaffte eine neue Blüthe der Universität zu Ferrara, wo Lucrezia Borgia, Lucrezia und Anna d'Este, Isabella dé Medici die Vertreter der schönen Wissenschaften mit ihrer Gunst beehrten, ja mit ihrer Liebe beglückten. Der Herzog von Urbino hatte mitten im Geklirr der Waffen seinen Hof zur Zufluchtsstätte der Gelehrten und Schöngeister gemacht. Sogar der schändliche Herzog von Valentinois und der unedle Mediceer Alessandro strebten nach dem Rufe gelehrter Bildung. Alle aber richteten an Michelangelo, an Puccini, an Bandinelli, an Bronzino die vertraulichsten Briefe, Pläne mit ihnen verabredend, um irgend eine Arbeit bittend, und Philipp II schrieb an Tizian: „Ihr würdet mir im hohen Grade Freude und Dienst erweisen, wenn Ihr euch mit diesem Bilde mit der größtmöglichen Sorgfalt beschäftigen wolltet.“

Und nicht nur die Fürsten, sondern überhaupt alle Vornehmen und Wohlhabenden in Italien wollten Beschützer der Wissenschaften und Künste sein oder sich als solche zeigen, während die Aristokratie fast im ganzen übrigen Europa gewissermaßen stolz war auf ihre Unwissenheit und mit einem Kreuz sich zeichnete, „des Schreibens unkundig, weil Edelmann“. Was verdankten Gelehrte nicht den Sauli zu Genua, den Sanseverino zu Mailand, Maler und Bildhauer dem Bernardin Vecchietti zu Florenz, dem Marco Mantova Benavides zu Padua! Angelo Collocci sammelte im Landhause des Sallust Masken, Büsten, Statuen, Medaillen, die consularischen Fasten. Die von Pinelli zusammengebrachten Schätze der Gelehrsamkeit wurden Grundlage für ansehnliche Bibliotheken*).

*) Eine Erwähnung verdient hier Georges Grolier aus Lyon, von Franz I im Jahr 1515 zu Mailand zum Oberschatzmeister eingesetzt,

Das Volk richtete sich nach diesen Beispielen, und der Enthusiasmus für große Künstler, Dichter, Gelehrte war allgemein. Sobald die Räuber, welche den Ariosto überfielen, seinen Namen vernommen hatten, war er vor ihnen sicher. Kaum hatte ein Künstler eine Arbeit öffentlich ausgestellt, als Hunderte von Sonetten dabei niedergelegt wurden, worin das Kunstwerk von dem feinsten Gefühl für das Schöne und dem reinsten Geschmack eingegebene Beurtheilungen fand, welche die Meister ehrten und die Nachwelt sanktionirt hat. Als man in den Gärten des Titus die Gruppe zu Tage förderte, die Sadoleto als den von Plinius beschriebenen Laokoon erkannte, da ertönte von allen Thürmen Roms ein Freudengeläute, im Triumphzuge, von Musik begleitet, ward der von Blumen bekränzte Marmor durch die Stadt geführt, und die Dichter wetteiferten, ihn zu besingen, als er unter Feierlichkeiten, die selbst in der Stadt der Feste denkwürdig waren, auf dem Kapitol seine Stelle fand. — Tartaglia ließ seine mathematischen Entdeckungen unter dem Schmettern der Trompeten bekannt machen, und von allen Seiten gingen ihm schwierige Aufgaben zur Lösung zu. Um Romolo Amaseo aus Udine, Lehrer der Beredtsamkeit, stritten sich Venedig und der Papst; die Universitäten Bologna und Padua, Kardinal Bembo in Padua, Gonzaga zu Mailand, Wolsey in England, Klemens VII zu Rom wetteiferten miteinander, ihn zu gewinnen. Bernardo Accolti von Arezzo, genannt der Einzige, ward auf seinen Ausgängen von Prälaten und Schweizer-Garden geleitet; die Städte, die er besuchte, veranstalteten öffentliche Beleuchtungen. Wollte er seine Verse rortragen, so wurden wie an einem Festtage alle Buden in Rom geschlossen. Man erhob ihn zum Herzog von Nepi, und als er vor dem Papste eine Terzine zu Ehren der heiligen Jungfrau rezitirte, brachen die Zuhörer in jubelnde Beifallsbezeugungen aus und riefen: Lange lebe der göttliche Dichter, der unvergleichliche Accolti! Eine so hoch gesteigerte Verehrung wäre ganz dazu gemacht, die Nachwelt zu

---

wo er troß seiner Eigenschaft als Fremder und ungeachtet seines Amtes, allgemeine Liebe erwarb. So bezeugen wenigstens die Gelehrten, gegen welche er sich so großmüthig erwies, daß, als er einst ihrer viele in seinem Hause bewirthete, er einem Jeden von ihnen ein Paar Handschuh überreichte, die ganz mit Goldstücken gefüllt waren. Er starb als Intendant der Finanzen Frankreichs im Jahr 1575 und hinterließ die in diesem Lande damals größte Sammlung von Büchern und Münzen.

täuschen, hätten sich zum Schaden seines Ruhmes diese Verse nicht erhalten*).

Betrachten wir indeß auch die Kehrseite der Medaille, so erkennen wir, daß die Geschichte das Verdienst dieser Mäcene bedeutend verringert. Leo X scheint nur Verständniß für die formelle Schönheit des Styls gehabt zu haben. Er trägt dem Lionardo eine Arbeit auf, da er aber hört, derselbe habe sich daran begeben, Pflanzen zu destilliren und Firnisse zu bereiten, äußert er: Dieser da wird niemals etwas zu Wege bringen, denn er denkt an's Ende des Werkes, bevor er's begonnen hat. Der Meister verstand eben nicht die Kunst, durch süße Worte Gunst zu gewinnen, und im Uebrigen nahm es der große Mediceer mit seiner Beschützung der Künstler und Dichter niemals recht ernstlich und in wahrhaft hochherziger Weise. Ariosto klagt, daß, nachdem der Papst sich herabgelassen, ihn auf die Wange zu küssen, er ihn dem Elend überlassen habe**), so daß er nicht einmal im Stande gewesen, einen neuen Mantel anzuschaffen. Bembo sah sich genöthigt, den Hof Leo's zu verlassen, der nur die Dichter liebte, deren Späße ihn unterhielten und sich Scherzen hingab, welche einen ernsten Schriftsteller abstoßen müssen. Der Improvisator Kamillo Querno, ein Säufer und Schlemmer, der mit seinen Possen die päpstliche Tafel unterhielt, ward vom Papste zum Erzpoeten ernannt. Mit dem nämlichen Titel hatte er auch Giovanni Gazzoldo und Girolamo Britonio begnadigt, aber er ließ ihnen auch Stockstreiche geben, wenn ihre Verse ihm mißfielen. Den Abt von Gaeta, Baraballo, machte man durch übertriebenes Lob zum großen

---

*) Aretin theilt sie mit. Sie laufen auf ein Wortspiel hinaus:

Quel generasti di cui concepisti,
Portasti quel di cui fosti fattura,
E di te nacque quel di cui nascesti.
(Von dir ward erzeugt dein Erzeuger,
Dein Schoos trug deinen Schöpfer,
Und der dich geboren ward von dir geboren.)

**) Finchè me ne rimembre, esser non puote
Che di promessa altrui mai più mi fidi.
La sciocca speme a le contrade ignote
Sali del Ciel quel di che 'l pastor santo
La man mi strinse e mi baciò le gote.
Satira VI.

Poeten, zum zweiten Petrarca, und Leo wollte ihn krönen. Ein von Emanuel von Portugal geschenkter Elephant ward pompös aufgestutzt und auf seinen Rücken setzte man den Baraballo im Kostüm der Triumphatoren, in palmengestickter Toga und dem Senatorenkleid mit Purpursaum. Ganz Rom war in Jubel und keine Kosten wurden gespart, um dem schlechten Dichter die Ehren des Kapitols, die Ariost nicht erlangen konnte*), zu Theil werden zu lassen. Solche Szenen waren doch keineswegs dazu angethan, die Literatur zu ermuthigen.

Der große da Vinci ward weder von Lorenzo noch von Pietro Medici begünstigt. Letzterer ließ sich von Michelangelo Statuen aus Schnee machen und pflegte zu sagen, er besitze an seinem Hofe zwei Größen: Michelangelo und einen spanischen Läufer. Nicht diese beiden Mediceer und auch nicht ihre Nachfolger wagten es, die zur Zeit, als der Hauch der republikanischen Freiheit noch nicht gänzlich erstorben war, begonnenen großen Werke zu vollenden; das Monument Julius II und die mediceische Kapelle blieben unfertig. Kosmo beschützte zwar die Künste, aber ohne Verständniß, und zog Vasari dem Tizian vor. Die ihm vom Kardinal Farnese widerfahrene schlechte Behandlung beschleunigte den Tod des Onofrio Panvinio, gleichwie der Herzog von Este den Tasso wahnsinnig machte.

Statt daher, wie heut zu Tage, um Mangel an Energie und Faulheit zu entschuldigen, häufig geschieht, die großen Männer jener Zeit um ihrer Gönner willen zu beneiden, sollte man vielmehr, dünkt uns, diese Schriftsteller und Künstler gar sehr beklagen, welche, da sie auf den einzigen uneigennützigen Lohn, die Liebe der Nation und den freiwillig vom Publikum gewährten Ruhm nicht rechnen konnten, sich genöthigt sahen, Belohnungen an den Höfen zu suchen. Man kann sogar sagen, daß diese Dichter und Literaten gar kein Publikum, sondern nur zwei Klassen von Lesern hatten: Höflinge und Geistliche. Daher die traurige Nothwendigkeit des Patronats, die den großen Geistern auferlegte Nöthigung, einen Schutz zu ertragen, und nicht sowohl Duldung und Vergebung für die verletzende Wahrheit zu verlangen, als

*) „Es ist eine Posse zu behaupten, er sei gekrönt worden", sagt von Ariost sein Sohn Virginio.

Sicherung ihrer Muße zu erkaufen um den Preis ihres Charakters und der Würde der Kunst.

Ganz gewiß kann niemals ein Künstler, sei er auch noch so groß, Santa Maria degli Angeli oder die Kuppel von St. Peter erbauen, die Stanzen, Loggien im Vatikan malen, wenn ihm nicht ein solches Werk von einem Solchen, der die Kosten zu tragen vermag, aufgetragen wird. Nothwendig ist der Bund des erfindenden schöpferischen Genies mit dem zur Ausführung verhelfenden Reichthum: aber man wolle nicht behaupten, letzterer reiche hin, große Männer hervorzurufen, eine Epoche — ich sage nicht der Genialität, sondern auch nur des guten Geschmacks zu begründen. Der sittliche Theil in den Künsten, der Ausdruck, die Tendenz, was doch wohl die Seele der Kunst, können nur beeinträchtigt werden, wenn die Kunstschöpfungen, statt freier Erguß innerlichen tiefsten Empfindens zu sein, nur auf Befehl gefertigt werden. Sobald dieses der Fall ist, wird man als Folge stets das Vorherrschen der Materie, die Vergötterung der Form sehen, die sich vervollkommnet auf Unkosten der Idee, gleichwie auch die Menge der Werke die Originalität gefährden wird.

Das in den Communen neu erstandene Volk, das gläubige Volk hatte die Künste aus der Barbarei hervorgezogen und sie auf neuen Wegen geführt zu einer, wenn man will, nicht regelrechten, aber kühnen, originellen und den neuen Bedürfnissen angemessenen Bildung. Da erhoben sich prächtige Dome in jeder Stadt, da ertönten des Dante Gesänge. Die Kenntniß und das Studium der Alten, welches sich hinzugesellte, hätte sich darauf beschränken sollen, an den Formen zu verfeinern und zu veredeln, Geist und Inhalt aber in ihrer Ursprünglichkeit nicht antasten dürfen, denn durch diese war der geistigen Entwicklung der vorhergegangenen Periode ihr muthiges Streben vorgezeichnet worden.

Dieser Impuls war es auch, der die großen Männer der mediceischen Periode angetrieben, nicht Gunst und Schutz der Medici; diese fanden sie fertig gebildet vor und erwarben sich höchstens das Verdienst, deren Kräfte angewendet zu haben. Aber als Literatur, Künste und Poesie von den Fürsten besoldet wurden, da löste sich ihre bisher so innige Beziehung zu den Bedürfnissen und den Empfindungen der Nation, da verloren sie an Genialität in dem Verhältniß als sie an Geschmack gewannen, und sie wurden aus einem Ausdruck der Volksthümlichkeit zu einem aristokra-

tischen Element; zwischen der Straße, aus der sie hervorgegangen, und dem Fürstenhof, der sie unterhielt, gestellt, verloren die Literaten den fruchtbaren und ihnen natürlichen Einfluß der Popularität, ohne doch die aristokratische Verfeinerung zu erreichen.

Die Liebe zur Kunst ist die Lebensluft derselben: aber durch die Gönnerschaft oder vielleicht nur durch das Scheingebild einer solchen sind, dünkt uns, die großen Künstler hinter jener Vollendung zurückgeblieben, welche nur durch eine glückliche Harmonie aller Kräfte der Seele und des Geistes erreichbar. Und uns, die wir die Künste historisch und als Ausdruck der Gesellschaft auffassen, mag es gestattet sein, bei aller Bewunderung der Ausführung, Zweck und Tendenz zu beklagen. Schon oft beschäftigte uns der Gedanke, was Ariost geworden wäre, wenn er, statt das nicht ruhmwürdige Haus von Ferrara zu besingen, das Thema von Dante oder Tasso, die Nation oder die Christenheit, ergriffen hätte, was Guicciardini, wenn er nicht der Tyrannei schmachvollem Dienst geweiht, Machiavel, wenn er nicht auf Befehl Clemens VII Geschichte geschrieben oder den „Fürsten" verfaßt hätte, um ein Amt zu gewinnen!

So ernst man es auch mit der Kunst nahm, wie die vielen sich aufwerfenden Belehrer, die eifrigen Beurtheiler, die erbitterten Kämpfe der Nebenbuhler beweisen: die Kunst setzte sich doch kein höheres Ziel als sich selber. Zu gefallen dem Hofe, den Literaten gefallen, das war ihr einziges Bestreben. Die Religion war in Gefahr, und man glaubte sie dadurch zu stützen, daß man den Muzio Diatryben schreiben ließ; man erhob sich gegen die Ungehörigkeiten, welche sich in die Liturgie eingeschlichen hatten, und Leo X ließ die Hymnen und das Brevier nach dem Style Cicero's und Tibulls verbessern; das Vaterland ging unter und keiner unter all diesen italienischen Dichtern erhob sich, um den Todtengesang anzustimmen in Lauten, die wie die Drommete des richtenden Engels die in Grabesruhe versunkenen Schläfer erweckte; Italien ging unter, und keiner von allen seinen Historikern fand in seinem Geiste von jenen erhabenen Zornesworten, die als ein unsterblicher Protest der Nationen in den Geschichtsbüchern anderer Länder strahlen.

Und weil die Dichter nicht aus innerem Drang, sondern aus rein formellen, äußerlichen, wohl gar zufälligen Gründen ihre Themate wählten (Bernardo Tasso gesteht uns selbst in einem Briefe an Ruscelli, daß er bis zum hundertsten Gesang ge-

kommen, ohne zu wissen, ob sein Amadis aus Gallien oder Wallis gewesen), so ist denn auch Gegenstand und Moral gemeiniglich ohne alle höhere Würde. Sannazar, wegen seiner Frömmigkeit von Leo X und Clemens VII belobt, erniedrigt zu schlüpfrigen Gedichten die Muse, welche die heilige Gottesgebärerin besungen hatte; Alamanni, von Karl V, den er übrigens auch beräuchert, zur Rede gestellt über seine Ausfälle gegen den habgierigen gefräßigen Adler, entschuldigt sich damit, daß es Aufgabe der Poesie sei zu lügen; Holbein malt eine nach der andern der Gemahlinnen und Opfer des wollüstigen und blutdürstigen englischen Königs; Lionardo da Vinci sogar arbeitet für den Mohren und errichtet Triumphbogen für dessen Besieger. Raphael rührt mit seinen Madonnen und verletzt zugleich das Schamgefühl mit seinen Psychen und Galateen; Michelangelo befestigt seine Vaterstadt gegen ihre Tyrannen und macht diese unsterblich durch seinen Meisel. Alle denken mit Cellini: Ich diene dem, der mich bezahlt.

Gleiche Niedrigkeit der Gesinnung tritt in den Lobhudeleien zu Tage, womit die Literaten sich gegenseitig überhäuften. Ohne von den vielen neuen Virgilen, Ciceronen und Liviussen zu reden, so stellte Varchi den „Giron cortese" über den „Furioso", erklärte Stigliani den Tansillo für bedeutender als Petrarca, und widmete Ariost einen halben Gesang, um die Mittelmäßigkeiten seiner Zeit als unsterbliche Größen zu proklamiren. Dieser Drang zu loben und gelobt zu werden, diese Gewohnheit, den Beifall einiger Weniger dem Urtheile der Welt gleichzuachten, finden ihren Ausdruck in den Akademien, welche, im vorigen Jahrhundert entstanden, in diesem ihren Höhepunkt erreichten. Zuerst wieder ins Leben gerufen aus Nachahmung des Alterthums in der platonischen Akademie des Lorenzo dé Medici, vermehrten sie sich bald ins Unendliche. Häufig unter lächerlichen Namen überließen sie sich kindischen, läppischen Beschäftigungen; bei Schmausereien, wo der Wein den Geist spornte, wurden Verse wie Gebete gesungen und vorgetragen; Fürsten und Prälaten saßen hier den Helden von der Feder zur Seite, und alle diese „Eingeschlafenen", „Unfruchtbaren", „Philoponen" u. s. w. lauschten mit Andacht und Behagen, wenn Annibal Caro das Lob der Nase, Berni das des Aals, der Artischoke, auch der Pest, Varchi das der hartgesottenen Eier und des Fenchels, Andere das des Salats, der Feige, der Bohne, auch der Lüge, des

Wechselfiebers, des Hustens, der Glatze und anderer noch schlimmerer Dinge verkündigten. Abgesehen von ihrer Frivolität und Wohldienerei — denn den fürstlichen Protektoren zu schmeicheln war mit eine Hauptsache der Akademiker — beeinträchtigten diese Akademien die Originalität, denn es liegt in ihrem Wesen, in Sachen des guten Geschmacks als allein berechtigte Richter und zwar nach vornhinein festgestellten Regeln sich aufzuwerfen, so daß, da man ohne ihre Zustimmung nicht hoffen darf, Anerkennung zu finden, man genöthigt ist, jenen willkürlichen Regeln sich zu unterwerfen und als Dichter oder Schriftsteller nicht der Inspiration zu folgen, sondern sorgsam die Bahn der Reflexion einzuhalten. Die einzige Inspiration, auf welche wenigstens die italienischen Literaten — die wir hier zunächst im Auge haben, Anspruch machten, bestand eben nur in Lob und Geld. Ludwig XII, der nach Pavia gekommen, um den berühmten Rechtslehrer Giason del Maino zu hören, fragt ihn, warum er sich nicht vermähle. „Auf daß, antwortete dieser, Papst Julius durch das Zeugniß Ew. Majestät wisse, daß ich des Cardinalshutes nicht unwürdig bin.“ Dem Guicciardini, welcher für seine Töchter Aussteuern haben möchte, redet Machiavel zu, sich deßhalb an Leo X zu wenden, wobei er Beispiele anführt von der Freigebigkeit dieses Papstes und ihn anweist, wie er seine Supplik fassen müsse. „Alles kommt darauf an, schreibt er, keck zu fordern und, falls man nichts erlangt, Unzufriedenheit zu zeigen.“ Alle Depeschen, die Machiavel als politischer Agent verfaßt, schließen mit Geldforderungen, was übrigens auch alle andern Gesandten thun. „Anguillara, welcher seine Oktaven zu einem halben Thaler das Stück verkaufte und darum deren in Menge machte, findet sich zu einer endlosen, geradezu unverschämten Klage veranlaßt, weil er für ein Gedicht zu Ehren des Herzogs Cosmo nichts erhalten. Paul Jovius, der für Geld Lobpreisungen wie Verunglimpfungen feil hatte, sagte, er besitze zwei Federn, eine goldene und silberne, um das zu spendende Lob einzurichten nach dem gewährten Lohne. Einem weichlichen und üppigen Leben ergeben, erregt er Widerwillen durch sein Betteln bald um einen Pelz, bald um ein Pferd, um Geld wie um Leckerbissen, durch seine Klagen, wenn die Geschenke auf sich warten lassen oder seiner Habgier nicht genügen, ja er nennt die Arbeiten verlorene, für welche er nicht den Lohn empfängt, um deretwillen allein er sie unternommen. Fürsten und Vornehme wett-

eiferten aber, ihn zu beschenken, damit er „ihr Geld um ein Drittel mehr gelten lasse"*). Kurz, Geld und Protektion, das ist, was diese Autoren insgemein begeistert, mögen sie nun lachen machen mit einer Novelle gleich „Belfegor" oder einem ganzen Gedicht wie Ariost, oder rühren wollen wie Tasso, oder lästerliche Werke schreiben gleich dem „Fürsten" oder dem „Abenteuernden Mädchen", figlia errante.

Gleich wie die Liebe den Haß erzeugt, so entstehen aus den Lobpreisungen die Verunglimpfungen. Daher die lärmenden Federkriege dieser Zeit. „Die Literaten, schrieb Girolamo Negro, sind im Kriege: Pietro Cursio streitet mit Erasmus über das Wort bellax, um zu entscheiden, ob dasselbe im schlimmen Sinne bezüglich auf den Krieg zu verstehen, ob es nur ein verbum merum. Jeder Tag sieht über diesen Gegenstand neue Schriften und Schimpfereien auftauchen; es sind Einige, die im Namen des Erasmus diesem Cursio antworten, welcher darob in Wuth geräth." Wegen des Petrarca entspann sich ein überaus erbitterter Streit zwischen Tasso, Giuseppe degli Aromatari und Brusantini, mit Prozessen und Empörungen im Gefolge; die Mediceer hatten ihren Spaß an den Sonetten, die sich Luigi Pulci und Matteo Franco gegenseitig zuschleuderten. Paolo Manuzio stritt sich mit Lambino, weil dieser consumtus ohne p drucken wollte, als ihm aber sein Gegner einen Stein brachte, worauf consumptus stand, warf er ihm denselben an den Kopf u. s. w. u. s. w.; sogar Torquato Tasso vertheidigte oder rächte sich mit Dolchstichen.

Aretino. 1492—1557.

Pietro Aretino, den wir unter den Schriftstellern aufzuführen Anstand nahmen, ist ein recht auffälliges Beispiel von dem schamlosen Treiben der Literaten dieser Zeit. Ohne natür-

---

*) „Ich würde schlimm daran sein, wenn meine Freunde und Beschützer nicht mir verpflichtet sein sollten dafür, daß ich ihr Geld um einen Drittel an Werth steigen lasse im Vergleich mit dem der Unliberalen und Ungesitteten. Ihr wißt wohl, daß ich, Dank diesem heiligen Privilegium, Einige mit reichem Brokat, Andere dagegen mit schlechtem Stoff, gemäß ihrem Verdienst, bekleidet habe. Schlimm eben für denjenigen, den's trifft. Haben sie Lust gegen uns zu plänkeln, so lassen wir das grobe Geschütz spielen. Wohl weiß ich, daß sie sterben, wir aber unsern Tod, den Abschluß unseres Federkriegs, überleben werden." Brief XII.

liche Geistesgaben, ohne Bildung sagte er von sich selber: Ich kann weder tanzen noch singen, aber wie ein Esel der Liebe pflegen! Jedenfalls aber kannte er seine Zeit und wußte, daß Schamlosigkeit und Liederlichkeit, nicht aber Bescheidenheit und Tugend, ihm zum Ruhm verhelfen würden; er kannte auch die Macht der Presse, und statt schmachtender Sonette oder wohlgedrechselter Perioden schrieb er schülerhaft stylisirte Pamphlete. Wegen seiner ersten schriftstellerischen Versuche ward er aus Arezzo, wo er von einer Prostituirten in einem Spittel geboren worden, gejagt. Er begab sich nach Rom, fand bei dem Cardinal Chigi, dem Patron Raphaels, als Diener Aufnahme, aber wegen einer Veruntreuung verlor er diese Stelle. Er machte nun aus der Liederlichkeit ein Gewerbe, ward auch Capuziner, warf jedoch bald wieder die Kutte bei Seite, schmeichelte, verläumdete, erschwindelte einen vornehmen Anzug, stellte sich darin Leo X vor, der ihm einige Schmeicheleien mit einer Handvoll Dukaten bezahlte; dasselbe Manöver trug ihm bei Giuliano dé Medici ein Pferd ein und allmälig ward er bekannt durch das Schreiben von Sachen, die eben nur Schamlosigkeit erfordern. Seine einzige Wissenschaft besteht darin, mit seiner Unwissenheit zu prahlen und, während allgemein literarische und gelehrte Bildung im höchsten Ansehen stand, als deren Verächter aufzutreten, aufs Gerathewohl einige blendende Floskeln fallen zu lassen in die geschliffene Sterilität dieser Humanisten dieselben und ihre Nachahmer zu verhöhnen. „Ich mache mich lustig über die Pedanten, welche wähnen, das Wissen bestehe in der griechischen Sprache und der ganze Ruf liege im Geheimniß der bus und bas der Grammatik. Nicht aus Unwissenheit habe ich mich entfernt von den Wegen der Petrarca und Boccaccio, denn auch ich weiß was sie sind, sondern um nicht meine Zeit, meine Geduld und meinen Ruf zu verlieren durch den thörichten Versuch, mich in sie umzuwandeln. Trocknes Brod im Hause ist profitlicher als das mit vielen Gerichten an fremder Tafel verzehrte. Nachahmung hier, Nachahmung dort, alles ist Kopie in den Arbeiten der Mehrzahl. Wer Erfindung hat, den bewundere ich, wer aber nachahmt, den lache ich aus, denn die Erfinder sind würdig der Bewunderung, die Nachahmer nur lächerlich. Was mich betrifft, so bestrebe ich mich täglich so sehr vom betretenen Wege im Wissen abzuweichen, anders zu verfahren in der Benutzung des Gefundenen, daß ich schwören kann, stets ich selber zu sein,

nimmer ein Anderer. Ich läugne nicht des Boccaccio Erhabenheit, ich erkenne die bewundernswerthe Dichtweise des Petrarca an, aber bei aller Bewunderung für ihr Genie trachte ich mich hinter ihnen zu verlarven; ich glaube an das Urtheil dieser beiden ewigen Geister, aber bei alle dem gedenke ich doch auch ein wenig an meinen eigenen Geist zu glauben."

So machte er sich furchtbar, gesucht oder verjagt, je nachdem sein schamloses Treiben Billigung, ja Nachahmung fand — was leider nur zu oft der Fall war — oder Entrüstung erregte, ersteres auch aus Furcht vor seiner mörderischen Feder. „Ich befinde mich zu Mantua, bei dem Herrn Markgrafen, und stehe in so großer Gunst, daß er Essen und Schlafen vergißt, um sich mit mir zu unterhalten. Er sagt, er kenne sonst kein vollständiges Vergnügen, und hat über mich dem Cardinal sehr ehrenvolle Dinge geschrieben, was mir jedenfalls zum Vortheil gereicht. Er hat mich auch mit 300 Thalern beschenkt und läßt mir außerdem noch große Gaben zufließen. Zu Bologna erhielt ich die ersten Geschenke. Der Bischof von Pisa hat mir einen Ueberwurf von schwarzem Atlas, ein überaus prächtiges Stück, zum Präsent gemacht, und so konnte ich zu Mantua in einem fürstlichen Aufzug auftreten. Für die von Giulio Romano gemalten und von Marcantonio Raimondi gestochenen 16 lasziven Bilder erlangte er des Papstes Verzeihung und fügte eine gleiche Anzahl beschreibender Sonette hinzu. Dieses Ergebniß eines schändlichen Bundes der Künste machte weit und breit Aufsehen und vergrößerte den Ruf des Aretino. Darauf aus Rom vertrieben, fand er eine Zuflucht im Lager des Giovanni, Führers der schwarzen Bande. Hier traf er in dem Augenblicke ein, wo der Hauptmann seinen Leuten eine Freinacht bewilligt hatte — was mußte da das bestialische Treiben einer solchen Horde von Wüstlingen zusagen einem Menschen wie dieser Aretino! Der Hauptmann, der an Ausgelassenheit und Verworfenheit dem ausgelassensten und verworfensten seiner Leute in nichts nachgab, war entzückt über eine so schöne Erwerbung; er ließ den Gast kaum aus seiner Nähe und stellte ihn Franz I vor, der ihm eine goldene Kette schenkte und gleichfalls sich aufs Lebhafteste für diesen Hanswurst von einer neuen Art interessirte. Auch Heinrich VIII schickte ihm 300 Goldkronen auf Einmal, Karl V setzte ihm einen Jahresgehalt aus und ließ ihn zu seiner Rechten gehen; Julius III gab ihm 1000 Goldkronen und die Ernennung zum Ritter des

h. Petrus, so daß er die Hoffnung zu hegen begann, es bis zum Cardinalat zu bringen. Er nannte sich jetzt der Göttliche und Geisel der Fürsten. Die ersten Künstler wollten sein Bildniß malen, Münzen wurden nicht nur ihm zu Ehren, sondern auch zu Ehren seiner Frau und Tochter geschlagen, und auf einer derselben las man die Inschrift: die Fürsten, denen die Völker tributpflichtig, sind es ihrem Diener*).

Wie geschickt er zu schmeicheln verstand, zeigt sein Benehmen gegen Karl V, von dem er in seinem lächerlichen Style sagt, wer ihn nicht höre und sehe, könne sich keinen Begriff machen von der „undenkbaren Weisheit, der menschenfreundlichen Herablassung seiner liebenswürdigen Anmuth." — . . . „Als ich ihm dann bemerkte, ich glaubte nicht, daß meine Schriften von ihm, der die Geschicke der Welt in seinen Händen halte, gelesen würde, antwortete er, daß alle Granden Spaniens Abschrift besäßen von dem, was ich ihm über seinen Rückzug von Algier geschrieben. Er erzählte mir ausführlich diese ganze Unternehmung, und meine Seele löste sich in Thränen auf, so weich ward ich gestimmt, als ich ihn sagen hörte: Und zu welchem Zweck hätte ich wollen länger leben, da bei diesem Zuge so viele Menschen für mich ihr Leben ließen? Noch fühle ich schaudernd wieder . . . . .

*) „So viele Herren verwirren mir das Hirn beständig durch ihre Besuche, daß meine Treppe durch ihre Füße so abgenutzt ist, wie der Boden des Capitols durch die Räder der Triumphwagen. Um so zu reden, ich glaube nicht, daß Rom jemals eine Völkermischung gesehen gleich derjenigen, die mir ins Haus strömt. Es kommen zu mir Türken, Juden, Indier, Franzosen, Deutsche, Spanier. Nun denket, wie es erst unsere Italiener treiben. Ich spreche nicht vom niedern Volke; denn es ist leichter, euch der kaiserlichen Anhänglichkeit abwendig zu machen, als mich einen einzigen Augenblick nicht von Soldaten, Schülern, Mönchen und Priestern umgeben zu sehen. Ich dünke mich in Folge dessen zum Orakel der Wahrheit geworden, weil jeder kommt, mir das Unrecht vorzutragen, das er von diesem Fürsten, von jenem Prälaten erlitten: so sehe ich mich zum Sekretär der Welt gemacht und so dürft ihr mich dreist tituliren in euren Ueberschriften." — „Welcher Gelehrte im Griechischen und Lateinischen ist mir gleich in der Volkssprache? Welche Kolosse von Gold und Silber sind vergleichbar den Kapiteln, in denen ich Papst Julius, Kaiser Karl, Königin Katharina und Herzog Franzesco Maria gemodelt habe? Wenn ich den Christen gepredigt hätte in der Weise wie ich Cäsar gelobt, so würde ich nun mehr Schätze im Himmel besitzen als ich Schulden auf Erden habe." Briefe, Bd. I, S. 206, 57, an Mazzuccherelli.

in meinen Ohren den schallenden Klang seiner erhabenen Worte... Meine geringe (!) Eitelkeit ließ mich vergessen, daß er mich zu sich gerufen, da er mit den elenden venetianischen Gesandten ritt, und daß er gegen diese feierlichen Respektabilitäten äußerte: Geehrte Freunde, sicherlich wird es euch genehm sein, der Signoria zu berichten, daß ich von ihr die Gefälligkeit erbitte, Rücksicht zu nehmen auf die Person des Aretin, als auf einen mir am Herzen liegenden Gegenstand."

Und wirklich, wenn er aller Orten weggejagt ist, Venedig, wo die Frivolität allgemein, wo alle Freiheit außer derjenigen über den Staat zu reden gestattet ist, bleibt ihm stets offen: „Ich, der ich in der Freiheit eines solchen Staates — schrieb er an den Dogen Gritti — endlich gelernt frei zu sein, ich entsage dem Hofe auf immer und ich schlage hier auf immer mein Heiligthum auf für die Jahre, die mir noch bleiben; denn hier hat der Verrath keinen Raum, Gunst kann hier das Recht nicht drücken, hier herrscht nicht die Grausamkeit der feilen Dirnen, hier gebietet nicht die Unverschämtheit der Weibischen, hier wird nicht geraubt, vergewaltigt, gemordet. Darum gebe ich, der ich die Schuldigen erzittern und die Guten sicher gemacht, euch mich hin, euch, den Vätern eurer Völker, Brüdern eurer Diener, Söhnen der Wahrheit, Freunden der Tugend, Gastfreunden der Fremden, Stützen der Religion, Befolgern des Glaubens, Ausführern der Gerechtigkeit, Helden der Liebe und Unterthanen des Erbarmens. Aus diesem Grunde, erlauchter Fürst, nehmet meine Zuneigung auf in einem Winkel eurer Gnade, auf daß ich loben kann die Nährmutter der andern Städte und die erwählte Mutter Gottes, um die Welt ruhmvoller zu machen, die Sitten zu sänftigen, den Menschen die Menschlichkeit zu geben und die Stolzen zu demüthigen, zu verzeihen den Verirrten... O allgemeines Vaterland! O gemeinsame Freiheit! O Zuflucht der zerstreuten Nationen!"

Kommt er aber zurück nach Rom, dann lautet es aus einem andern Tone: „Außer mir war ich stets, lediglich aus Furcht, daß die unvergleichliche Aufnahme des Papstes, als er mich küßte und mich mit brüderlicher Zärtlichkeit umarmte unter dem Zudrängen des ganzen Hofes, um mich zu sehen, mir Lust geben möchte, in diesem Palast, wo man mir die Gemächer eines Königs eher denn eines Dieners einräumte, meine Tage zu beschließen. Man hat in Wahrheit die stürmische Bewegung gesehen, welche unter den Bevölkerungen aller Orte sich kundgab, welche wir be-

rührten, um die wunderbare Gelegenheit zu ergreifen, mich anschauen, ehren und beschenken zu können, so daß die Pest seines eigenen Giftes den Neid wieder unter den Boden zurücktrieb... Die allgemeine Meinung bestätigt, daß, unter den verdienten Belohnungen seiner Gottseligkeit, der oberste Hirte einzurechnen hatte, daß ich in seiner Zeit, in seinem Lande geboren worden und daß ich ihm ganz ergeben bin."

Und doch schienen ihm so viele Ehren und Glücksgüter nicht genügend. „Leo und Clemens, schrieb er an Ersilia del Monte, Nichte Julius III, statt mir den Schweiß der Knechtschaft mit belohnungseifrigen Händen abzutrocknen, färbten sich dieselben in meinem Blute mit gieriger Grausamkeit, einzig weil ich nicht zu täuschen weiß, weil die Wahrheit mein Idol ist, weil Speichelleckerei nicht nach meinem Geschmack ist (!), weil ich die Ausschweifung fliehe (!), weil ich frei handle, weil ich die Lüstlinge kenne, weil ich die Undankbaren hasse, und weil ich — aus Bescheidenheit möchte ich's nicht sagen, doch aber weiß man's und läugnet es nicht — nicht der Gläubigkeit entbehre gegen die Kirche, nach so maurischen und türkischen Beleidigungen; was die Bücher über Jesus Christus und die Heiligen bezeugen, die ich geschrieben... Wie dem auch sei, sicher ist, daß ich vom Sophi, von den Indiern und von der ganzen Welt gekannt bin, so sehr wie nur irgend einer, dessen Name dieser Zeit im Munde der Welt ist. Noch mehr, die Fürsten, denen die Völker tributpflichtig, zinsen mir, ihrem Sklaven und ihrer Geißel, beständig. Ich führe die Kraft dieses unglaublichen Orakels nicht an aus Hochmuth, den ich nicht habe, oder aus Eitelkeit, aber ich rede davon, um mir selber zu gestehen die Verpflichtung, die ich gegen Gott habe, der mich so geschaffen."

Geld und Kostbarkeiten aller Art flogen ihm zu. „Die Alchimie seiner Feder hat aus den Eingeweiden der Fürsten mehr als 25,000 Thaler gezogen"; 2000 bezog er an Jahrgehältern; über 80,000 soll er während seines Lebens eingesackt haben. Franz I schickte ihm ein aus verschlungenen Zungen mit rothen Spitzen zusammengesetztes Halsband, welches die Inschrift: Lingua ejus loquetur mendacium trug. Ein anderes im Werthe von 100 Zechinen schickte ihm Karl V nach seiner Niederlage in der Barbarei, um sich damit vor seinem Spotte zu schützen; aber da er die Kette empfing, wog er sie in den Händen und sagte: Sie ist sehr leicht für eine so schwere Dummheit. So erklärte

er auch dem ihm eine Summe auszahlenden Schatzmeister von Frankreich: Wundert euch nicht, daß ich schweige; ich habe mit Fordern meine Stimme aufgebraucht und so bleibt mir keine zum Danken.

Und hält man zurück mit den Erweisen der Großmuth gegen ihn, so droht er den Heiland in die Hände der Türken zu geben. „Ich fange inzwischen an — schreibt er an einen Vertrauten des Papstes — meine Feder mit dem Legendarium der Heiligen zu beschäftigen; sobald ich es geschrieben haben werde, so schwöre ich euch — falls man mir nicht das Nöthige zum Leben gibt — es dem Sultan Soliman zu widmen, wobei ich die Zuschrift in so neuer Weise halten will, daß die Welt auf Jahrhunderte hinaus sich noch darüber wundern soll; denn jene wird christlich sein bis zu dem Punkte, ihn möglicherweise zu veranlassen, um der Kirche willen die Moschee zu verlassen." — Sind ihm Geschenke zu gering, so weist er sie zurück: „Ich habe ihm seine 10 Dukaten zurückgeschickt, mit der Bitte, die Gnade zu haben, unter Zurücknahme seiner Gaben mir die ihm ertheilten Lobsprüche zurückzugeben; denn es dünkt mich nicht angemessen, denjenigen zu ehren, der mich dermaßen verhöhnt, daß ich mich erniedrigen würde anzunehmen, was eher Almosen für Bettler als Geschenk für Talente ist. Gewiß kommt es denen, die den Ruhm erkaufen, zu, aus Einsicht großmüthig zu sein, indem sie geben nicht nach dem Einfluß ihrer Gemüthsart, sondern nach der Forderung des Standes desjenigen, der ihnen Ruhm zuertheilt; denn die armen Federn haben anderes zu thun als einen, aus Mangel an Verdienst, bleischweren Namen von der Erde aufzuheben."

Die Fürsten galten ihm übrigens nicht allein als gekrönte Häupter; solche waren ihm auch die großen Künstler und Dichter, und diese ermangelten gleichfalls nicht, ihm ihren Tribut darzureichen. Ariost versetzt ihn unter diejenigen, deren Besitz Italien sich zur Ehre anrechne, Tizian erholte sich bei ihm Raths und malte ihn mehreremale; er erbittet sich von Michelangelo, „Zielpunkt der Bewunderung, gegen den die Gunst der Gestirne wetteifernd alle Pfeile ihrer Gnaden abschießt", die Erlaubniß, sein Lob zu verkündigen, „weil Europa mehrere Könige gegen einen Michelangelo hat"; und der große Künstler antwortet ihm, indem er ihn seinen Herrn und Bruder nennt, mit der Bitte, ihn in seinen Schriften zu nennen: „Nicht blos erachte ich dies

von hohem Werthe, sondern ich flehe euch an es zu thun, da die Könige selbst und die Kaiser es als eine große Gunst betrachten, von eurer Feder genannt zu werden."

Ferdinando d'Adda, Rektor der Universität zu Padua, richtete ein Epigramm an ihn, worin er ihn über Karl V und Franz I stellte; keine Akademie wollte ohne seinen Namen, keine Gallerie ohne sein Bildniß sein, das sich überhaupt in den Kabineten der Fürsten gleich wie in den Schenken und Stätten der Prostitution fand; seine Geburtsstadt Arezzo ernannte ihn zum Edelmanne und Ehrenpannerherrn; ja, es ist fast unglaublich, sogar der fünfte Evangelist ward er genannt!

Worin bestand nun das Verdienst, die Zaubermacht dieses Mannes? Nicht in seinen Schriften von sehr zweifelhaftem Werth, seiner geschraubten und wunderlichen Schreibart, voll affektirter und am unrechten Orte gebrauchter, geschmackloser und übertriebener Phrasen: wohl aber in seiner maßlosen Keckheit, alles zu sagen und zu thun, wovor ein ehrlicher Mann zurückschreckt. Es wäre dies unbegreiflich, wenn nicht wirklich leider die Erfahrung lehrte, daß hierin der Schlüssel liegt zu der unwiderstehlichen Macht gewisser Menschen. Wenn auch nicht in demselben großartigen Maßstabe — denn eine Erscheinung wie die des Aretino hat sich gottlob nicht wiederholt —, sehen wir doch eine ähnliche Macht mit ähnlichen Mitteln fast in jeder, auch in unsrer Zeit ausüben. Nicht alle ließen sich indeß des Aretin Unverschämtheit gefallen, und wo man ihm muthig entgegenzutreten wußte, da ward er sanft wie ein Lamm. Mit dem Stocke nicht nur, auch mit dem Eisen mußte er mehreremale Bekanntschaft machen, so daß ihn Boccalini den „Magnet der Dolche und Stöcke" nennt. Der Gesandte Heinrichs VIII, den er verdächtigte, einen Theil der ihm bestimmten Gaben unterschlagen zu haben, ließ ihn durchprügeln, worauf er Gott dankte für die Kraft, Beleidigungen zu verzeihen. Tintoretto, den er begeifert, lockte ihn unter dem Vorgeben, ihn zu malen, in seine Werkstatt, zog dann zwei Pistolen hervor, maß ihn damit nach der Länge und Breite und sagte ihm dann: „Ihr seid zwei und eine halbe Pistole lang, dessen gedenket", womit er ihn ganz erschreckt, aber sehr geneigt, fortan sein Lob zu singen, entließ. Andere rächten sich an ihm mit seinen eigenen Waffen, wie Muzio, Berni, Doni u. A. Dieser, einer der wunderlichsten Menschen und Schriftsteller, gab heraus das „Erdbeben von dem

Florentiner Dom, mit dem Einsturz eines großen Kolosses, bestialischem Antichrist unserer Zeit; ein Werk, geschrieben zur Ehre Gottes und der heil. Kirche, wie nicht minder zur Vertheidigung der guten Christen. Die Vorrede ist gerichtet an den infamen und verbrecherischen Pietro Aretino, jeder Schlechtigkeit Quell und Ursprung, stinkendes Glied der öffentlichen Verkehrtheit und wahrhafter Antichrist unseres Jahrhunderts."

Freund und Feind zugleich und Nachahmer des Aretin im unverschämten und glücklichen Schmarotzen war Nicolo Franco aus Benevent (1505–69). In seinen Sonetten greift er Könige, Päpste, Cardinäle, Literaten mit einer wahrhaft unerhörten Frechheit und Muth an. Aretin benutzte ihn zur Abfassung von Satiren, später veruneinigten sie sich und bellten einander an. Franco nannte sich flagellum flagelli, und überhäufte den früheren Freund mit obszönen Beschimpfungen, während er einen heftigen Brief „an die infamen Fürsten seiner infamen Zeit" richtete wegen ihrer einem solchen Ungeheuer erwiesenen Gunstbezeugungen. Als er es jedoch zu toll trieb, verurtheilte ihn Pius V zum Galgen. Sein letztes Wort war: Das ist zu viel!

Aretin dagegen fuhr fort, Satiren, Komödien, Briefe, Schmähschriften zu schreiben, darunter Dinge von einer solchen zotenhaften Gemeinheit, daß man sie nicht einmal nennen kann, aber auch Predigten, übertrieben ascetische Sachen, Lebensbeschreibungen von Heiligen, die in ihrer Art nicht minder frevelhaft wie seine cynischsten Schriften. Endlich ließ er sich in Venedig nieder — „Kloake für allen Unflath", wie Boccaccio sagt —, wo seine Schwestern ein Freudenhaus hielten. Da sie einstmals eine hier vorgefallene Szene schilderten, stürzte er in krampfhaftem Lachen mit dem Sessel hinten über und verwundete sich tödtlich. Nach Empfang der letzten Oelung rief er: Nun ich eingeschmiert bin, hütet mich wohl vor den Ratten! und so starb er, an einem Orte und in einer Weise, würdig seines Lebens.

Benvenuto Cellini.

Nicht ganz so verworfen, ist doch Cellini eine vielfach verwandte Erscheinung. Seine Bewunderung theilt er zwischen dem „göttlichsten" Michelangelo und den schönen Hieben, welche die Haudegen austheilen, wie denjenigen, die in den Zweikämpfen eine „so muthige Seele" zeigen; er bläst Horn und Flöte, und ist nicht minder stolz auf diese Talente wie auf seine Bildwerke.

Wehe dem, der ihn nur mit der Fingerspitze berührt oder Miene macht, mit ihm als Künstler zu wetteifern! Sein Zorn gegen sie findet nicht Worte genug und in seinem prahlerischen Hochmuth duldet er höchstens, daß man den Buonarotti über ihn stelle. Man müßte ihn für einen unnützen eitlen Prahler halten, wenn nicht so herrliche Werke für seinen Künstlerwerth zeugten. Bei der Belagerung Roms durch die Deutschen im Jahr 1527 trieb er das „teuflische Handwerk" eines Geschützknechtes gegen diese „grausame Höllengeschichte" und er feuert den Schuß ab, der den Konnetable von Bourbon tödtet und den Prinzen von Oranien verwundet; er beklagt sich, daß man ihn nicht habe einen Schuß abfeuern lassen, durch den er, wie er überzeugt ist, die im Kriegsrath versammelten feindlichen Heerführer insgesammt zerschmettert hätte. Er knieet vor dem Papste mit der Bitte, ihm die Tödtungen, welche er für den Dienst Gottes begangen, zu vergeben, und der Papst „erhob die Hände und machte ein gewaltiges Kreuz über seine ganze Figur, segnete ihn und verzieh ihm alle Mordthaten, die er jemals im Dienste der Apostolischen Kirche verübt hatte und noch verüben würde." Die Fürsten gehen mit ihm auf vertraulichem Fuße um; der Großherzog kommt von Zeit zu Zeit in seine Werkstatt, um zu plaudern; die kleinen italienischen Fürsten, die Cardinäle, die Frauen der Einen, die Geliebten der Andern, streiten sich um den Besitz irgend einer seiner Arbeiten. Der Papst sagt ihm: Wäre ich ein reicher Kaiser, so würde ich meinem Benvenuto so viel Grund und Boden schenken, wie er mit seinem Auge überfliegen könnte; da wir jedoch heut zu Tage arme ruinirte Kaiser sind, so wollen wir ihm wenigstens unter allen Umständen so viel Brod geben, wie zur Befriedigung seiner kleinen Wünsche genügt. — Indeß die Geschenke bleiben aus, oder sie sind stets zu gering für sein großes Verdienst und seine noch größere Einbildung. Da läßt er seine Zunge spielen, welche sticht wie ein Dolch, seine Muskete, „mit der er in einen Pfennig kommt", und sein treffliches Schwert, mit dem er gar oft über Feinde und Sbirren hergefallen.

Ist ein Wirth grob, so „kömmt ihm in den Sinn, ihm das Haus anzustecken oder vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte"; begnügt sich aber damit, ihm vier Betten mit dem Messer zu zerfetzen, „so über und über, daß ich wohl einen Schaden von 50 Scudi mochte gethan haben." Ein anderes

Mal zieht er vom Leder und sein Gegner stürzt todt zu Boden: „Das war nun freilich meine Absicht nicht, denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen; aber wie man sagt: Wunder lassen sich nicht messen.“ Den Papst betrügt er ungescheut am Golde, unter dem Vorbehalt, sich dafür absolviren zu lassen; er raubt Mädchen, mißbraucht Knaben und erzählt diese Missethaten mit einer Seelenruhe, als handle es sich um verdienstvolle Werke; er meinte, „die Leute wie Benvenuto, einzig in ihrem Stande, hätten nichts zu thun mit der Verpflichtung gegen das Gesetz“, und schreit über harte Ungerechtigkeit, als man ihn mit 39 Jahren zum Erstenmale hinter Schloß und Riegel setzt.

Uebrigens hat er auch seine eigene Moral im Dienste seiner Leidenschaften, und stirbt einer seiner Feinde, so „sieht man, daß Gott Rechnung trägt den Guten und Bösen, und jedem lohnet nach seinem Verdienst.“ Er ist religiös und leichtgläubig. Man läßt ihn im Coliseum den Sabbath der Dämonen sehen, wobei er allein keine Furcht hat. Im Gefängniß liest er beständig in der übersetzten Bibel und hat Gesichte von Gott und Heiligen; daher „seit der Zeit, daß ich jene himmlischen Gegenstände gesehen, ist mir ein Schein ums Haupt geblieben, den Jedermann sehen konnte, ob ich ihn gleich nur Wenigen gezeigt habe.“ Voll Freude, endlich aus der Engelsburg errettet zu sein, „zum Trost desjenigen, der die Wahrheit auf Erden und im Himmel bekundet“, verzeiht er aufrichtig der heiligen Mutter Kirche, obgleich sie ihm dieses frevelhafte Unrecht angethan. „Und im furchtbaren Moment des Gusses der Perseus-Statue, im Moment, dessen spannende Angst nur von einem Künstler kann empfunden werden, ruft er den Beistand Gottes an, und da er diesem Beistand den unerwartet glücklichen Erfolg zuschreibt, unternimmt er eine Wallfahrt „stets Psalmen und Gebete singend in Gottes Namen.“

Und „stets lachend und singend“ zog er oft mit Lebensgefahr von Florenz nach Paris. Daselbst angekommen, beginnt er eine flotte Lebensweise „mit drei Pferden und drei Dienern“, und es wird ihm ein königliches Schloß eingeräumt. Aber der Neid erhebt sich und er wird mächtiger Feinde gewürdigt. So in Florenz die Herzogin, in Paris Madame d'Etampes. Er geräth in Streit mit den Höflingen, den Hungerleidern (scannapagnotte), und immer sind es diese Kleinen, die sein Glück durchkreuzend des Königs wohlmeinende Absichten gegen ihn ver-

eiteln. „In jenen Gegenden schwärmten gewisse Haufen herum, die man Abenteurer nennt, und die gar gern auf der Straße rauben und morden und, wenn man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, so scheint es doch, als wenn sie sich nicht darum kümmern.“ Auch ein anderes Uebel begegnet ihm da, die Prozesse*), denn, „sobald sie nur einigermaßen sich im Vortheil sehen, finden sie Gelegenheit, den Prozeß zu verkaufen. Ja, manchmal hat man sie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn sie Männer heirathen, die ein Handwerk daraus machen, Prozesse zu kaufen. Ferner haben sie noch eine andere häßliche Gewohnheit: der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß sie falsch Zeugniß geben, so daß diejenigen, die einen Prozeß kaufen, sogleich vier oder sechs Zeugen nach Bedürfniß abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht dasselbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt ist, so hat er gleich ein Urtheil gegen sich.“ Wenn er aber seine Sache einen schlimmen Weg einschlagen sieht, „so nimmt er seine Zuflucht zu einem langen Dolche“, und dem Einen gibt er „so viele Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beider Beine beraubte,“ und auch der Andere wird so gezeichnet, „daß er die Klage nicht weiter fortsetzt, und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat.“

Aber wie er sich Andern furchtbar macht, so hält er sich selber hinwieder beständig für bedroht. Wiederholt glaubt er sich vergiftet. Er trägt sein Geld bei sich, „damit man mir nicht auflauern und mich berauben sollte, wie das die Gewohnheit von Neapel ist.“ Der Papst läßt ihm gepulverte Diamanten geben, aber der das Pulvern besorgende Goldschmied hat aus Habsucht nur einen Berill zerstoßen. Mit genauer Noth entgeht er peinlichen Untersuchungen, weil schwerer Missethaten bezüchtigt und gewöhnlich hat er sich die ganze Noth durch sein eigenes Geschrei auf den Hals geladen. Seine ganz außerordentliche Eitelkeit und Prahlsucht nämlich bringen ihn sogar dahin, sich Verbrechen anzudichten, auch in seiner Lebensbeschreibung, die, wie übrigens alle Autobiographien, arg übertrieben ist, troß des Anscheines

---

*) Im Jahr 1560 erklärte **L'Hopital** dem Parlament von Paris: **Peult dire, qu'il y 'a plus de procès au Chastelet de Paris qu'en toute Italie.**

naiver Vertraulichkeit*). — Uebrigens waren Raufereien unter Künstlern damals gar nichts Seltenes. Michelangelo trug sein Lebenlang die Spuren von dem Faustschlag, den ihm Torrigiano versetzte; Tizian malte häufig im Panzer; Pietro Fachini stellte dem Annibale Caracci nach dem Leben; Lazaro Calvi vergiftete den Giacomo Baregone und auch Domenichino soll an Gift gestorben sein.

Zum Schlusse unserer Betrachtungen über das goldene Zeitalter der italienischen Literatur ergibt sich, daß dieselbe in diesem Jahrhundert nicht wie im verflossenen eine wirklich neue Gattung zu Tage fördert, eine wahrhafte Originalität zeigt. Prinzipiell stützten sich die Studien auf das Alterthum, aber um es zu übertreffen; man beschäftigte sich gründlich mit Aristoteles und Plato, aber um ihre Irrthümer zu widerlegen und ihre Ideen weiter zu entwickeln. Die Politiker nahmen die Alten zu Normen, aber um die sozialen Verwicklungen bis in ihre feinsten Windungen zu verfolgen, was die Alten niemals gethan hatten. Die Poetik ward von der klassischen Epopoe abgeleitet, aber man schrieb Dichtungen, deren keine jenem Muster sich anpaßte. Aus dieser Mischung von Nachahmung und Spontaneität erwuchs eine natürlich reine und gute Schreibart in der Literatur, ein ebensolcher Styl in der Kunst. Man war klassisch, so weit man dies ohne Genie sein konnte.

Aber das ausschließliche Studium der Alten führt bald dazu, sich zu begnügen mit ihrer Nachahmung, statt die Geister zu einer neuen Thätigkeit anzuregen. Rucellai komponirt die „Rosmunda" nach dem Muster der alten Tragödie, die „Api" nach Virgil; Sannazaro, der Mergellina und den schönsten Meerbusen der Welt vor Augen hat, besingt Arcadien und versetzt die olympischen Götter in die keusche Zelle von Nazareth; die Komödie paßt die von Plautus erfundenen Intriguen den neuern Sitten an. Ebenso ist's in der Kunst, wo Palladio ein antikes Theater erbaut und den Vatikan zu einem Musentempel macht. So mußte der Gedanke gefesselt bleiben in Formen, die ihm fremd waren, daher wenig oder keine Wärme, Empfindung, Tiefe, kräftige Kürze, philosophische Schärfe. Eifrig wie glücklich im Aufsuchen der Mängel der Gesellschaft wie ihrer Lächerlichkeiten und Schlechtigkeiten, nehmen die Schriftsteller mit

---

*) Sie ist bekanntlich von Göthe trefflich bearbeitet.

Leichtigkeit die leersten Meinungen an und unterscheiden nicht zwischen Irrthum oder Wahrheit oder verhalten sich gleichgültig dagegen.

Je mehr man sich darauf verlegte, wie Cicero zu schreiben, desto mehr machte sich die Unzulänglichkeit des Lateinischen, die neuen Ideen auszudrücken, fühlbar; deshalb suchte man mit den Alten in der Volkssprache zu wetteifern, indem man dem Italienischen eine bis dahin unerreichte Korrektheit und Würde gab. Aber auch hier hielt man sich nicht fern von der gequälten Erudition und den Schulformen, und statt der Volksmundart einen höhern geistigen Gehalt zu geben, kleidete man nur gewöhnliche Gedanken in einen aufgeblasenen aber farblosen Styl. Die traurige Nothwendigkeit, um der reinen Schreibart willen die Ideen der alten Welt auf die neuere Gesellschaft anzuwenden, führte zu einem in seiner Pedanterie unerträglichen Phrasengeklingel. Was nun die Verse anbelangt, so sind sie eigentlich nur Flicklappen aus Petrarca. Man hatte Enthusiasmus eben nur für schöne Verse. Der Inhalt dreht sich um beständige Klagen über die Grausamkeit der Frauen und Betheuerungen, wegen unerhörter Liebe den Tod zu suchen, welche Klagen sich wunderlich ausnehmen in einer Zeit, die sich durch den Leichtsinn der Weiber auszeichnet, so daß auch die Novellisten die Aufrichtigkeit dieser Dichter in einem sehr zweideutigen Lichte erscheinen lassen. Von Politik, von Theologie, von allen den andern ernsten und strengen Stoffen Dante's ist keine Rede mehr; man sucht nicht mehr die göttliche Intelligenz zu ergründen, und das Uebernatürliche der Phantasie ist an die Stelle vom Uebernatürlichen des Gedankens getreten.

In jener Zeit blühten in Europa Männer, deren Name ewiger Ruhm umstrahlt. Aber die Italiener verrathen durch nichts eine Bekanntschaft mit denselben, und in ihren so lebhaften Diskussionen denkt keiner daran, zwischen der heimischen und der fremden Literatur eine Vergleichung anzustellen. Tasso allein zeigt später Bewunderung für Camoëns, vielleicht aber nur, um nicht die Ueberlegenheit des Ariost anerkennen zu müssen.

Bewundern wir daher die großen italienischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts wegen ihrer schönen Form, aber verkennen wir nicht und beklagen wir, daß bei ihnen das Schöne nicht dem Wahren und Guten zugesellt ist. Sie zeigen einen Fortschritt, aber nur in der Eleganz, während jenseits der Alpen der Fortschritt sich auf das Reich der Vernunft erstreckte.

Inhaltsverzeichniß.

Fünfzehntes Buch.

Wiederaufleben des Eroberungsgeistes. — Blüthe der Künste und Literaturen. — Eindringen der heidnischen Ideen. — Protestantische Reformation und katholische Reform. — Bürger- und Religionskriege. — Wiederherstellung der Wissenschaften.